BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

<36700070850018
<36700070850018
Bayer. Staatsbibliothek

Oec. 1939

Oeconomia Lexica 17.

Oec. gen. No. 23.

VIVAT
IOSEPHUS
PATER
PATRIAE

Oeconomiſche
Encyklopädie,
oder
allgemeines Syſtem
der
Staats= Stadt= Haus= und Landwirthſchaft,
in alphabetiſcher Ordnung;
von
D. Johann Georg Krünitz.

Sechszehnter Theil,
von Gan bis Gelb. Mit 15 Kupfern.

Brünn,
gedruckt bey Joſeph Georg Traßler, Buchdrucker, Buch= und Kunſthändler.

1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

G. G.

Gan⸗Erbe, (*) ein nur noch in einigen Gegenden übliches Wort, ſowohl einen Miterben, als auch einen Mitbeſitzer zu bezeichnen, Jemanden, der nebſt andern an einem Gute Theil hat. So werden in einigen Gegenden die Pfänner, welche an einer Salzpfanne Theil haben, Gan⸗Erben genannt. Am bekannteſten ſind unter dieſem Namen diejenigen adeligen Familien geworden, welche ſich in dem dreyzehnten Jahrhunderte, da das Fauſt⸗ und Kolbenrecht in Deutſchland aufgekommen war, unter einem gewiſſen Vergleiche, doch mit Bewilligung des Kaiſers, dergeſtalt

(*) Schon in dem alten Lege Ludov. & Lothar. um das Jahr 840, bedeutet Geanerbe, einen Miterben, Cohæredem, in welcher Bedeutung auch Notker das Wort Canherbe braucht. In dem ſächſiſchen Landrechte ſind Ganerben Seitenverwandte. Man glaubt, daß die Sylbe Gan aus gemein zuſammen gezogen ſey. Man könnte dieſelbe auch wohl von gönnen herleiten; denn die Alten ſagten: her gan ihm, er gönnte ihm, und da wäre es ſo viel wie eine gegönnte Erbſchaft. Denn der wahre Unterſcheidungscharakter dieſer Ganerbſchaft war vor alten Zeiten dieſer, daß ſie eine Mitherrſchaft ſchon bey Lebzeiten der Ganerben einſchloß. In einigen Gegenden ſagt man auch noch ganerbſchaftlich, für gemeinſchaftlich; ein Schloß ganerbſchaftlich beſitzen.

ſtalt verpflichteten, daß ſie ſich und ihre Güter, mit vereinigten Kräften, wider alle feindliche Gewalt beſchützen, und, wenn ja einige Familien ganz ausſtürben, die noch übrig gebliebenen die gemeinen Güter erben ſollten. Um ſich nun deſto beſſer wider den Angriff zu vertheidigen, baueten ſie gemeinſchaftliche Schlöſſer, welche Ganerben-Häuſer oder Ganerben-Schlöſſer genannt wurden, dergleichen noch viele in der Wetterau angetroffen werden. Es gab auch ganerbiſche Städte, wie Kreutznach, Schmalkalden und Gröningen bey Kirchberg in Franken waren. Es waren auch ganerbiſche Dörfer und Bauerhöfe. Daher die Gan-Erbſchaft, L. Ganerbinatus, Fr. Ganerbinat, 1. die Verbindung der Ganerben oder gemeinſchaftlichen Beſitzer unter einander; 2. ein ſolches Ganerbenſchloß und deſſen Gebiet; imgleichen 3. die gemeinſchaftlichen Beſitzer ſelbſt. Der Vergleich der Ganerben, in Anſehung ihrer Ganerbſchaft, hieß Burg-Friede.

Wie gut dieſer Endzweck einiger vornehmen Geſchlechter anfänglich war, ſo ward er doch von andern gemißbraucht. Unter dem Vorwande, ſich vermöge der Ganerbſchaft zu beſchützen, thaten ſich viele zuſammen, welche Gewalt an andern verübten, ſo, daß Deutſchland wegen der unzählig vielen Raubſchlöſſer ganz unſicher ward, und dem Unweſen von den Kaiſern und Reichsfürſten mit großer Mühe geſteuert werden mußte. Man kann davon, außer andern Publiciſten, den Killinger und Leib in eigenen Büchern von den Ganerbenhäuſern mit mehrerm nachſehen.

Gan-Erben-Gericht, in einigen Gegenden, ein gemeinſchaftliches Gericht, welches von mehrern beſeſſen und ausgeübt wird; ein Sammt-Gericht.

Gan-Erben-Haus, } ſ. im Art. Gan-Erbe.
Gan-Erben-Schloß, }
Gan-Erbſchaft, }

Ganabara, ſiehe Janeiro.

Ganache, ſiehe Ganaſſe.

Ganairo, ſiehe Janeiro.

Ganaſſe, aus dem Franz. Ganache, und Ital. Ganaſſa, Ganaſcia, die untere Kinnlade eines Pferdes. Sie geht

geht von der Kehle bis zum Kinn, und beſteht aus einem Knochen, welcher in zwey Aeſte getheilt iſt, die aber bey einem erwachſenen Pferde nicht ſo merklich zu unterſcheiden ſind, als am Füllen. Der Raum zwiſchen dieſen beyden Aeſten formirt in= und auswendig eine Art Canal oder Rinne. In der inwendigen Rinne ſitzt die Zunge; und die äußere Rinne, welche im Franz. Auge, Auget oder Braie, genannt wird, verengert ſich immer gegen vorn zu, bis ſie ſich beym Barte, (Barbe, oder Barbouchet) d. i. beym äußerſten Theile des Unterkiefers, oder an dem Orte, wo ſich die beyden Knochen der Ganaſſe über dem Kinne und auswendig an dem untern Kinnbacken vereinigen, völlig verliert.

Die Ganaſſen müſſen weder zu breit ſeyn, noch auch zu enge zuſammen ſtehen. Sind die beyden Knochen des untern Kinnbackens zu dick, zu rund, und zu ſtark mit Fleiſch bewachſen, ſo ſagt man: das Pferd hat eine Ganache quarrée, oder le cheval eſt chargé de ganache, welches eine Unförmlichkeit iſt, und den Pferden einen ſtarken, ſchweren und unanſehnlichen Kopf macht. Stehen aber dieſe beyde Knochen zu nahe an einander, und der Canal, welchen ſie formiren, iſt nicht breit und ſichtlich genug: ſo iſt es ein Fehler, weil das Pferd mit den Wänden dieſes Canals die Kehle nicht berühren kann, welches die Franzoſen ſe ramener nennen. Dieſer Fehler verhindert, daß es ſeinen Kopf nicht gut trägt, wo nicht der Hals, nach Proportion der Enge des Canals, dünn genug iſt; man kann, in ſolchem Falle, des Pferdes Kopf in keine rechte Poſitur bringen, weil bey Anziehung des Zaumes das Pferd wohl pariren würde, allein, es kann wegen der engen Ganaſſen nicht, indem ihm ſolche die Luft ganz benehmen.

Es ſchadet einem Pferde nicht ſo viel, wenn es gleich breite und große Ganaſſen hat, wenn ſie nur dabey

fein weit ſind; denn ſolchergeſtalt kann man durch das Reiten dieſelben in den Hals ziemlichermaßen verſtecken.

Bey Betrachtung der Ganaſſen muß man auch fühlen, ob zwiſchen denſelben keine Beulen vorhanden ſeyen. Wenn ſich dergleichen finden, ſo muß man Achtung geben, ob ſie ſich hin und her ſchieben laſſen, oder ob ſie unbeweglich ſind. Das erſtere iſt ein Zeichen, daß das Pferd den Kropf entweder ſchon habe, oder doch bekommen werde. Iſt aber das letztere, ſo hat das Pferd den Rotz ſchon wirklich, oder es wird ihn noch bekommen, oder es kann auch derſelbe eine Zeitlang geſtopft ſeyn.

Gance de diamant, ſiehe Diamant=Schnur.

Gang, das Abſtractum von dem Zeitworte gehen.

I. Die Handlung des Gehens, oder der Veränderung des Ortes vermittelſt der Füße.

1. Eigentlich, die Bewegung von einem Orte zum andern, bey Menſchen ſowohl als Thieren; Fr. Alleure, Demarche, Pas, Train. Von dem Gange des Menſchen, werde ich im Art. Gehen handeln; hier aber von dem Gange der vierfüßigen Thiere, und insonderheit der Pferde.

Der Gang der Pferde, wird 1) in den natürlichen und künſtlichen, 2) in den wahren und fehlerhaften, eingetheilt. Der natürliche Gang iſt, welchen ein Pferd, ohne abgerichtet zu ſeyn, annimmt; der künſtliche, welcher ihm durch die Abrichtung beygebracht wird; der wahre, welcher den Regeln der Natur und der Reitkunſt gemäß iſt; und der fehlerhafte, welcher dieſen Regeln zuwider läuft.

Der Körper der vierfüßigen Thiere, und alſo auch der Pferde, ruhet auf vier Puncten, welche ein längliches Viereck ausmachen. Um dieſen Körper in Bewegung zu ſetzen, iſt es am bequemſten, wenn zwey diagonal oder übereck liegende Bewegungspuncte auf einmal ſo verändert werden, daß der Mittelpunct der Schwere dieſes Körpers nur eine kleine Bewegung machet, und beſtändig faſt in einerley Richtung der beyden

den Ruhe oder Unterſtützungspunkte, welche nicht in Bewegung ſind, bleibt. Wenn man die Pferde zügellos in ihrer Freyheit betrachtet, ſo ſetzen ſie, bey ihrer Bewegung, gemeiniglich zuerſt ein Vorderbein vor, welchem das übereck ſtehende Hinterbein, alsdann das andere Vorderbein, und zuletzt das wieder übereck ſtehende Hinterbein folgt; oder ſie heben, wenn ſie ihren Gang beſchleunigen, zwey übereck ſtehende Beine zugleich auf, und ſetzen ſie auch zugleich nieder, worauf ſie die andern zwey aufheben, und ſo wechſelweiſe fortfahren; oder aber, wenn ſie ganz die Flucht nehmen wollen, beſchleunigen ſie ihren Gang durch eine Reihe von Sprüngen, bey welchen der Vardertheil durch den Hintertheil fort bewegt wird, und zwar, daß der eine Hinterfuß ſich auf die Erde ſtämmet, welchem der andere folgt, worauf der eine Vorderfuß auf der Seite, von welcher der Hinterfuß der erſte war, ebenfalls wieder zuerſt die Erde berührt, nach welchem der andere Vorderfuß den Schluß macht. Alle Gänge, bey welchen dieſe Vorſchrift beobachtet wird, müſſen natürliche genannt werden.

Der natürliche Ganz wird durch die Abrichtung nach gewiſſen Regeln verbeſſert; und man lehret auch ein Pferd ſolche Bewegungen machen, wovon die Natur nichts weiß; welche insgeſamt künſtliche Gänge genannt werden.

Der natürliche Gang ſowohl, als der künſtliche, wenn jener den Vorſchriften der Natur, und dieſer den Regeln der Kunſt gemäß iſt, wird ein wahrer Gang genannt, und dem falſchen entgegen geſetzt. Der falſche Gang iſt alſo das Gegentheil von dem wahren, den Vorſchriften der Natur oder den Regeln der Kunſt zuwider. Man kann ihn allemal als einen ſolchen betrachten, welcher dem Pferde beſchwerlich fällt, weil der Ruhepunct der Schwere ſich zu ſehr verändert, und bey jedem Tritte eine ganz andere Richtung bekömmt.

Zu den natürlichen gehören der Schritt, (Pas) der Trab, (Trot) und der Galopp. (Galop) Zu den künſtlichen: 1) alle Schulen; 2) ein durch die Kunſt verbeſſerter Schritt; 3) ein ſolcher Trab, und 4) ein verbeſſerter Galopp. Zu den wahren zählt man alle zuvor erwähnte Gänge; zu den fehlerhaften aber 1) den Paß; (Amble) 2) den halben Paß; (Entre-pas) und 3) den Mittel-Galopp. (Aubin) Von allen dieſen Arten der Gänge, wird unter jeder Benennung beſonders gehandelt; wie von dem Galopp im XV. Th. 814. fgg. geſchehen iſt.

Von der Wechslung der Gänge eines Pferdes, ſiehe Th. XV, S. 823, und 825.

2. Figürlich. 1. Den Gang auf den Wald verrichten, im Nürnbergiſchen, die Aufſicht darüber führen. 2) Die Bewegung eines lebloſen Körpers. Eine Uhr, eine Mühle in den Gang bringen. Stokkende Säfte in dem menſchlichen Körper wieder in den Gang bringen. Daher auch die Zuſammenſetzungen, Blutgang, Stuhlgang, Ausgang, Aufgang, Durchgang, u. ſ. f. 3) Die Fortſetzung, der Erfolg einer Sache. Einer Sache ihren Gang laſſen, Fr. laiſſer l'affaire aller ſon train, wofür auch das Wort Lauf üblich iſt. 4) Eine Mode, eine Waare in den Gang bringen, machen, daß ſie Beyfall finde. Die Blattern ſind jetzt im Gange, graſſiren.

II. Beſonders in Rückſicht auf die Art und Weiſe, wie man geht.

1. Eigentlich. Ich kenne ihn an ſeinem Gange. Er hat einen langſamen, flüchtigen, trägen, ſchläfrigen, nachläſſigen Gang. Der Gang zeigt den Mann an, Sir. 19, 27. Das Pferd hat einen ſanften, einen ſchweren Gang.

2. Figürlich. 1) Die Art und Weiſe zu handeln. Ein jeder geht ſeinen Gang. Beſonders, 2) in der bibliſchen Schreibart, die menſchlichen Handlungen in An-

Anſehung ihrer ſittlichen Beſchaffenheit. Es ſteht in Niemandens Gewalt, wie er wandle oder ſeinen Gang richte, Jer. 10, 23. Es iſt kein Recht in ihren Gängen, Eſ. 59, 8. Jedermanns Gänge kommen vom Herrn. Sprichw. 20, 24. 3) Die Art und Weiſe der Fortſetzung, des Fortganges einer Sache. Der Proceß, die Sache gewinnt einen ganz andern Gang.

III. So viel als man auf einmal, bis zu einer Pauſe, oder bis zur Erreichung eines Ziels, geht.

1. Eigentlich. 1. In der weiteſten Bedeutung, die Handlung des Gehens bis zu einem gewiſſen Ziele. Ich will einen Gang zu meinem Bruder thun. Ich habe noch einen ſauern Gang vor mir. Viele vergebliche Gänge thun müſſen. Im gem. Leben hört man hier auch zuweilen das Diminut. Gängelchen, und im Niederſ. Gängsken. Der Hund thut Gänge, bey den Jägern, wenn er läuft. Das Wildbret macht Gänge, wenn es oft hin und her geht. Der Gang eines Wildprets von dem Felde zu Holze. 2) In der engſten Bedeutung, ein Schritt. Denn du haſt ſchon meine Gänge gezählt, Hiob 14, 16. In dieſem Verſtande iſt es unter andern auch noch bey den Jägern üblich, wo Gang mehrmals für Schritt gebraucht wird.

2. Figürlich. 1) Von Speiſen, ſoviel deren auf einmal aufgetragen wird, eine Tracht, *L.* Ferculum, Miſſus, Fr. Service oder Mets. Eine Tafel von drey Gängen, Repas de trois ſervices. Der Braten kam im zweyten Gange.

Bey großen Gaſtereyen wird ein Aufſatz von Speiſen, womit in gewiſſer Zahl und Ordnung eine Tafel zierlich beſetzt wird, ein Gang genannt. So oft man ſolchen Aufſatz abwechſelt, aus ſo viel Gängen, ſagt man, habe die Mahlzeit beſtanden. Mehr als 3, höchſtens 4 Gänge von Speiſen ſind nicht Mode. Es haben auch dergleichen Gänge ihren Einfluß in das Tafelceremoniell, da manche Hofbediente nach dem erſten oder zweyten Gange weggehen dürfen, andere hingegen die ganze Tafel hindurch aufwarten müſſen.

2) Im Fechten, die Handlung des Fechtens bis zu einem Ruhepunkte. Drey Gänge mit Jemanden thun. Wir wollen einen Gang wagen. 3) Einige Gänge auf dem Claviere machen, ein paarmal die Scala auf und ab ſpielen. 4) In den Mühlen, die Handlung, da das Getreide und Mehl ein oder mehrmal durch den Rumpf geht, oder auf den Stein geſchüttet wird. Die Spitzkleye kömmt von dem erſten, das Griesmehl von dem zweyten, das Mittelmehl von dem dritten Gange. Nach einer noch weitern Figur, wird auch wohl dieſes Mehl ſelbſt der Gang genannt, und da iſt das Schrottmehl und Spitzkleye der erſte Gang u. ſ. f.

IV. Was da geht, in einigen figürlichen Arten des Gebrauchs. So heißt bey den Mühlen das ſämtliche zu einem Mühlgange gehörige Getriebe ein Gang. Eine Mühle von drey, von ſechs Gängen, Fr. Moulin à trois, à ſix meules. Wo das Waſſer ſtark genug iſt, daß ein Mühlrad zwey Kammräder, und folglich zwey Mühlſteine umtreiben kann, da heißt es ein doppelter Gang.

Bey den Webern iſt der Gang, Fr. Portée, eine gewiſſe Anzahl Fäden in der Kette oder dem Aufzuge. Einen Gang verſchütten, wenn dieſe Fäden aus ihrem Geleiſe oder aus ihrer Richtung kommen.

Bey den Leinwebern, geben 20 Faden, welche hinauf und hinab geſchoren ſind, jederzeit in der Kette 40 Faden; und 40 ſolche zuſammengehörige Faden werden ein Gang genannt. Ungeachtet zu einer Leinwand, welche $1\frac{1}{4}$ Elle breit werden ſoll, gewöhnlich 40 Gänge gehören, ſo ſchiert der Leinweber zugleich höchſtens nur 30 Gänge.

Die Zeugmacher ſchieren ihre Kette gleichfalls, wie die Leinweber, nach gewiſſen Gängen, doch mit dem Unterſchiede, daß die Anzahl der Fäden in jedem Gange nicht bey allen Zeugarten, und in allen Fabriken gleich iſt. Bey den glatten und leichten Zeugen hat jeder Gang 28 bis 30 Faden; bey feinern Zeugen, z. B. Serge de Berry, Calamank, und wollenen Damaſt, ſchiert man jeden Gang zu 40 oder 80 Faden.

In den Seidenmanufacturen, enthält jeder Gang insgemein 80 einzelne Faden, indem allemal 40 Faden hinab, und wieder hinauf, in verſchiedenen Umgängen um die Schermühle geleitet werden.

In den Tapetenmanufacturen, beſteht ein Gang aus 12 Faden, indem der Wirker mit 6 Faden hin und zurück ſchiert. Dieſe Anzahl der Faden eines Ganges iſt die gewöhnlichſte, doch giebt man dem Gange auch mehrere Fäden, wenn die Wolle ſehr fein iſt. Im Durchſchnitt rechnet man auf ⅝ Höhe der Tapete, 34 Gänge, jeder zu 12 Faden; iſt die Tapete 10 Fuß hoch, ſo werden hiezu 540 Gänge, oder 6530 Kettenſaden erfodert.

Bey den Perrückenmachern, heißen die 7 oder mehr Haare, welche man auf einmal um die drey Fäden herum ſchlingt, ein Gang, Fr. Paſſée.

V. Der Ort, wohin man geht, in einigen im gem. Leben üblichen Arten des Ausdrucks. Ich weiß ſeine Gänge ſchon. Seine Gänge gefallen mir nicht, das iſt ſein Gang nicht, dahin pflegt er nicht zu gehen.

VI. Der Ort, auf welchem man geht.

1. Eigentlich. 1) In der weiteſten Bedeutung, der Weg, worauf man geht, gegangen iſt, oder gehen kann. Sein Strick iſt gelegt in die Erden, und ſeine Falle auf ſeinen Gang, Hiob 18, 10. Alle Gänge und Schliche in einem Gebirge, in einem Walde wiſſen. Die Spur eines Marders heißt bey den Jägern gleichfalls ein Gang. Dahin auch die Zuſammenſetzungen, der Zugang, Ausgang, Eingang, Durchgang u. ſ. f. Imgleichen die Gänge in einem Garten, die Wege, zum Unterſchiede von den Beeten, Blumenſtücken, u. ſ. f. Ein bedeckter Gang, ſiehe Allee; ein Irr-Gang, Luſt-Gang, Schatten-Gang u. ſ. f.

2) In engerer Bedeutung, derjenige Theil eines Gebäudes, vermittelſt deſſen man zu den Zimmern gelangt, ſo in groſſen Paläſten auch eine Gallerie genannt wird. Ein Säulen-Gang, der auf Säulen

ruht. Ein Gang unter der Erde, ein unterirdiſcher Gang.

Manchmal findet ſich auch zwiſchen den Mauern zwey benachbarter Häuſer ein Gang oder Raum, um in Feuersgefahr beſſer zum Hauſe oder der Seite zu kommen, oder aus anderer Abſicht. Wie denn zu dem Ende bey den Römern, da man noch von Holz bauete, die Decemviri in den Leg. XII. Tabb. Tab. 8. verordnet hatten, daß zwiſchen einem Hauſe 2½ Fuß Raum bleiben ſolle, welches von den Kaiſern Antonin und Verus ſpatium legitimum genannt worden iſt. Wenn nun gefragt wird, wem dieſer Gang oder Zwiſchenraum gehöre, und wer den Gang oder die Thür dazu habe, wenn es ja verſchloſſen iſt? ſo wird präſumirt, es ſey jeder gleich weit ab mit ſeinem Hauſe geblieben, folglich der Gang beyden Theilen gemein; es wäre denn, daß der andere durch einen eingemauerten Stein, den er hervor oder herüber ragen laſſen, zu erkennen gegeben hätte, daß ſo weit, als der eingemauerte Stein geht, ihm auch der Zwiſchenraum gehöre.

2. Figürlich. 1) Die Gewinde einer Schraube, oder die Vertiefungen, welche um ihre Spindel geführet werden, führen gemeiniglich auch den Namen der Gänge.

2) Die Röhren und Canäle, in welchen ſich ein flüſſiger Körper bewegt, beſonders in den Körpern der Thiere und Pflanzen, L. Meatus, Ductus; Fr. Canal, Conduit. Der Gallen-Gang, Harn-Gang, Saft-Gang, Thränen-Gang, Waſſer-Gang u. ſ. f. Der natürliche Gang, Matth. 15, 17. durch welchen die Excremente ausgeworfen werden.

3) Im Bergbaue ſind Gänge, oder Erz-Gänge, Fr. Filon, Rameau, diejenigen Räume im Gebirge, welche in die Länge und Tiefe fortdauern, und mit Erz oder Mineralien ausgefüllt ſind, zum Unterſchiede von den Flötzen, Stockwerken, Neſtern u. ſ. f. Dieſe Gänge werden im gem. Leben oft Adern, L. Vena metallica, Veine minerale, genannt, weil ſie den Blutadern in der Ausdehnung in die Länge ähnlich ſind.

Nach

Nach einer noch weitern Figur werden auch die in ſolchen Gängen befindlichen Erze und Mineralien Gang und Gänge genannt.

Die Erzarten erſcheinen, in Betrachtung ihrer Lage, unter gar verſchiedener Geſtalt. Bisweilen füllen ſie diejenigen Spalten und Riſſe an, welche ſich auf verſchiedene Weiſe, und unter mancherley Mächtigkeit, in die Gebirge hinein ziehen, und die man mit dem Namen der **Gänge** zu belegen pflegt. Bisweilen miſchen ſie ſich in unterſchiedene Erdlager ein, welche aus lauter über einander gelegten Lagen beſtehen, und unter dem Namen der **Flötze** bekannt ſind. Nicht ſelten füllen ſie nur gewiſſe Höhlen in einem Gebirge an, welche man, wenn ſie ſehr klein ſind, **Nieren** nennt, wenn ſie aber etwas größer ausfallen, mit dem Namen der **Neſter** belegt. Erſtreckt ſich ein ſolches Neſt, wenn es zumal von verſchiedenen zuſammenfallenden Gängen verurſacht wird, über 7 Lachter: ſo heißt es ein **Stockwerk**. Endlich zeigen ſich auch die Erze in den Gebirgen ſelbſt, und zwar unter verſchiedener Geſtalt und mancherley Verbindung.

Die Erze erſcheinen in den Gängen, Flötzen, Nieren, Neſtern und Stockwerken, ſelten allein, ſondern ſind gemeiniglich mit verſchiedenen Erd- und Steinarten vergeſellſchaftet, welche ſich aber von den ihnen anſtehenden Gebirgen, nicht allein in Anſehung ihrer Beſchaffenheit, ſondern auch dadurch unterſcheiden, daß die meiſten niemals ganze Gebirge ausmachen, ſondern nur in den Riſſen, Spalten und Höhlen derſelben erzeugt werden; da man hingegen von denjenigen Arten, woraus ganze Gebirge beſtehen, ſehr wenige in den Gängen, Neſtern und Stockwerken antrifft; daher die erſtern, zum Unterſchiede, **Gangarten**, die andern aber **Bergarten** genannt werden. Diejenigen hingegen, welche nicht nur in Gängen, Neſtern und Nieren vorkommen, ſondern auch bisweilen ganze Gebirge ausmachen, bekommen bald den Namen einer Gang- bald auch einer Bergart, welches ſich am beſten aus der Beſchaffenheit ihrer Lagerſtätte beſtimmen läßt. Man hat alſo gewiſſe Stein- und Erdarten, welche nirgends anders als in den Gängen und Höhlen der Berge erzeugt werden; und dieſe könnte man füglich mit dem Namen der **beſtändigen Gangarten** belegen. Unter den Steinen gehören hieher: Der Quarz, die verſchiedenen Arten Spathe, der Jaſpiß, Achat, Kryſtall, nebſt allen Edelſteinen und

Bergflüſſen, imgleichen der Asbeſt und Amianth. Unter den Erden iſt das Steinmark, die mineraliſchen, ſtaubigten Erden, die Guhren, das Bergleder, der Berggork und andere, hieher zu rechnen. Zu den beſtändigen Bergarten gehören vornämlich: der Gneiß, der Fels, der Porphyr, der Granit, der Baſalt, und andere dergleichen Steine, woraus ganze Gebirge beſtehen. Diejenigen, welche theils eine Gang- theils aber auch eine Bergart abgeben können, ſind: der Schiefer, die kalkartigen Steine, die verhärteten Letten, und einige Sorten von Sandſteinen; wobey man anzumerken hat, daß alle Steine, welche bank- und flözweiſe liegen, unter die Bergarten gehören, diejenigen aber, welche in Gängen, Neſtern, Nieren und Stockwerken befindlich ſind, zu den Gangarten gerechnet werden.

An einer mit Erden, Steinen und Erzen angefüllten Kluft, oder an einem **Gange**, hat man ſein Streichen, ſein Fallen, ſeine innere Beſchaffenheit, und ſeine zufällige Abänderung, in Betrachtung zu ziehen.

Wenn man das **Streichen eines Ganges** unterſucht, ſo iſt man bemüht, deſſen Lage nach einer gewiſſen Weltgegend zu beſtimmen, und zu dieſer Abſicht bedienen ſich die deutſchen Bergleute eines kleinen Compaſſes, deſſen horizontaler Umfang, welchen die Magnetnadel durchläuft, in zweymal zwölf Grade eingetheilt iſt, welche von Norden gegen die rechte Hand zu, gezählt werden, welches die Bergleute die Stunden des Compaſſes nennen; und die Richtungen der Gänge, die **Stunden** des Ganges, ſo, daß die Richtung eines Ganges durch den Grad oder die Stunde auf dem Compaſſe angezeigt wird. Auf einige dieſer Compaſſe hat man auch einen Quadrant angebracht, um die Richtung eines Ganges zwiſchen der Horizontal- und Perpendikularlinie zu beſtimmen; je mehr ſich dieſe Richtung der leztern nähert, je vergnügter ſind die Bergleute, indem ſie verſichert ſind, daß **der Gang ſich veredle**; ſie ſagen auch, **der Gang ſezt in die Teufe**. Ein Mehreres von dem jeztgedachten Compaſſe, wird in dem Art. **Gruben-Compaß** vorkommen. Diejenigen Gänge, welche ihr Streichen in der 12ten bis 3ten Stunde haben, nennt man **ſtehende Gänge**, Fr. Filon debout. Die **Morgengänge**, Fr. Filon du levant, oder du matin, ſtreichen in der 3ten bis 6ten Stunde; die **Spatgänge**, oder insgemein ſogenannten Spatgänge, Fr. Filon du couchant, oder du ſoir, in der 6ten bis 9ten, und die **flachen Gänge** endlich, Fr. Filon incliné, in der 9ten bis 12ten Stunde.

Die

Die Donlege (*) heißt diejenige Lage eines Ganges, vermittelſt welcher ſich derſelbe, unter einer gewiſſen Neigung, gegen das Gebirge lehnt.

Wenn ein ſtehender Gang ſeine Donlege gegen Abend, ein Morgengang gegen halb Abend und halb Mittag, ein Spätgang gegen Mittag, und ein flacher Gang gegen halb Mittag und halb Abend wirft, ſo werden ſolche Gänge **rechtſinnig fallende Gänge** genannt. Wofern ſich aber dieſe Gänge auf die der nur bemeldeten Lage entgegengeſetzte Seite neigen, ſo heißen ſie **widerſinnig fallende Gänge.** An einigen Orten hat man von dieſer Neigung der Gänge das Gegentheil angenommen, dergeſtalt, daß man z. B. einen Spätgang, der ſeine Donlege gegen Mittag wirft, einen widerſinnig fallenden, und wenn derſelbe ſeine Donlege gegen Mitternacht wirft, einen rechtſinnig fallenden Gang zu nennen pflegt.

Wenn man nach dem **Fallen eines Ganges fragt**, ſo will man wiſſen, unter was für einem Winkel ſich ein ſolcher Gang mit der Horizontallinie mache. In dieſem Falle bedient man ſich des ſogenannten Gradbogens, den man mit ſeiner geraden Fläche an die eine Seite des Ganges anlegt, da dann der Perpendikel den Grad des geſuchten Winkels auf dem halben Zirkelbogen abſchneidet. Fällt der Perpendikel zwiſchen den erſten und achten Grad, ſo heißt ein ſolcher Gang ein **ſchwebender Gang**, Fr. Filon couché, oder horizontal. Die **flachen Gänge**, Fr. Filon plat, machen mit der Horizontallinie 20 bis 50; **donlege Gänge**, Fr. Filon oblique, oder incliné, von 60 bis 80; **ſtehende, ſenkrechte** oder ſo genann-

(*) Donlege oder donlegig, heißt ſoviel als abhängig, ſchief, mit dem Horizonte einen ſpitzigen Winkel machend, nicht nach der Bley- oder Waſſerwage, ſondern nach der Diagonallinie gehend.

Die erſte Hälfte dieſes Worts iſt das veraltete Don, abhängig, von welchem ehedem auch das Zeitwort donen, abhängig ſeyn, und figürlich neigen, geneigt ſeyn, üblich war. Im Hannöveriſchen bedeutet döns, und im Engl. down, noch jetzt unten, niederwärts. Im Schwed. bedeutet dunsa fallen, welches Ihre von Dunt, ein Schlag, ableitet. Nur Unwiſſende haben dieſes Wort von den Tonnen ableiten können, welche in donlegen Gegenden auf dem Liegenden aufliegen.

Was die letzte Hälfte des Wortes donlege betrifft, ſo bedeutet zwar leeg, noch jetzt in Niederſachſen niedrig, und figürlich auch böſe, ſchlimm, laſterhaft, womit auch das Schwed. laeg, das Isländ. lagr, übereinkömmt. Allein, weil dieſes Wort alsdann eine ungewöhnliche Tavtologie enthalten würde, ſo ſcheint lege und Lage hier überhaupt die Richtung zu bedeuten.

genannte Seigergänge, Fr. Filon droit, oder perpendiculaire, hingegen von 80 bis 90 Grad. Die Flötze haben insgemein eine Neigung von Null bis 20 Grad.

In Betrachtung der innern Beſchaffenheit, ſind die Gänge auf verſchiedene Weiſe von einander unterſchieden. Derjenige Gang, welcher viel gutes und edles Erz bey ſich hat, heißt ein edler Gang. Trifft man in einem Gange Letten und andere leere Gangarten an, ſo nennt man denſelben einen faulen oder tauben Gang. Mächtige Gänge heißen diejenigen, welche ſehr breit ſind; Hauptgänge aber ſolche, welche die übrigen, in Anſehung der Mächtigkeit und des Gehalts, übertreffen. Iſt ein Gang völlig mit Gang- und Erzarten angefüllt, ſo heiß derſelbe ein derber Gang; befinden ſich aber Höhlen und Klüfte in demſelben, ſo pflegt man ihn einen klüftigen, offenen und druſigen Gang zu nennen.

Alle dieſe Arten von Gängen ſind entweder auf das genaueſte mit dem Gebirge verbunden, und heißen alsdann angewachſene Gänge; oder es befindet ſich, zwiſchen dem Gange und Gebirge, ein vom Gange unterſchiedenes Geſtein, wodurch ſich derſelbe an das Gebirge anlegt. Iſt dieſes Geſtein mit dem Gebirge verbunden, ſo bekömmt ſolches den Namen eines Sahlbandes; löſet ſich aber der Gang ſelbſt, oder das zwiſchen demſelben befindliche Geſtein vom Gebirge leicht ab, ſo nennt man ſolches eine Ablöſung, und die glatte Seitenfläche des Ganges den Harniſch. Befindet ſich endlich, zwiſchen dem Gange und dem Gebirge, eine lettige Erde, ſo bekömmt dieſelbe den Namen des Beſteges.

Da nun alſo die Gänge vom Gebirge gleichſam eingeſchloſſen ſind, ſo heißt dasjenige Gebirge, welches auf dem Gange liegt, das hängende, dasjenige aber, ſo ſich unter demſelben befindet, das liegende Gebirge.

Die zufälligen Abänderungen, welche bey den Gängen vorfallen, betreffen entweder einen Gang allein, oder ſie laſſen ſich aus der Betrachtung verſchiedener Gänge beſtimmen.

Bey einem Gange bemerkt man hauptſächlich folgende Veränderungen. Wenn ein Gang nach und nach ſchmäler wird, dergeſtalt, daß derſelbe endlich gar verſchwindet, ſo ſagt man: das Gebirge habe den Gang verdrückt. Hört ein Gang jähling auf, jedoch ſo, daß man denſelben an einem höhern oder niedrigern Orte im Gebirge wieder findet, ſo heißt es: der Gang hat ſich abgeſetzt. Wenn ein Gang

breiter oder reichhaltiger wird, ſo heißt es: der Gang erweiſet ſich mächtiger, oder der Gang thut ſich auf, oder der Gang veredelt ſich. Wenn man in einem Gange ein Beſchläge von gelblicher oder grünlicher Farbe wahrnimmt, ſo ſagt man: der Gang führt einen Bleyſchweif. Diejenigen Gänge, welche ſich nicht weit in das Gebirge erſtrecken, und ſich bald verlieren, heißen motzige (*) Gänge, und führen einen kurzen Strich. Wenn ein Gang nicht einerley Gehalt behält, ſo heißt es: der Gang führt ſein Erz ab- und zufallend. Wenn ein Gang nicht in ſeiner gewöhnlichen Stunde bleibt, ſo ſagt man: der Gang wirft Hecken und Winkel. Wenn ein feſtes Gebirge einen Gang unterdrückt, ſo ſagt man: der Gang iſt untergekrochen. Wenn ein Gang feſt mit dem Gebirge verbunden iſt, und keine Ablöſung hat, ſo heißt es: der Gang liegt im gälligen Felſen. Wenn ein Gang immer ſchmäler wird, ſo ſagt man, der Gang ſpitzt ſich zu. Wenn ſich ein Gang nach und nach abſchneidet oder verliert, ſo heißt es: der Gang zieht die Füße an ſich. Bisweilen theilt ſich ein mächtiger Gang in verſchiedere kleinere, und alsdann ſagt man: der Gang hat ſich vertrümmert; daher auch ein jeder kleiner Gang ein Trumm heißt. Wenn ein Trumm vom Hauptgange abgeht, ſo heißt derſelbe das Abkommen des Ganges.

Diejenigen Veränderungen, welche verſchiedene Gänge unter einander machen, beſtehen hauptſächlich in Folgendem. Wenn ſich ein fauler oder tauber Gang zu einem Haupt- oder edeln Gange geſellt, ſo ſagt man: der Gang verrückt oder verſetzt ſich, indem in dieſem Falle der Hauptgang insgemein aus ſeiner Stunde weicht, und unedler wird. Wenn zwey Gänge nahe neben einander fortgehen, ſo heißt es: die Gänge ſchleppen ſich. Wenn ſich zwey Gänge nicht nur mit einander ſchleppen, ſondern auch bisweilen zuſammen kommen; imgleichen, wenn Nebentrümmer zu einem Hauptgange fallen, ſo heißt es: die Gänge ſcharen ſich, daher dergleichen Nebengänge, welche ſich mit einem Hauptgange vereinigen, Schargänge genannt werden. Wenn einem Gange viele edle Flötzklüfte und Geſchicke zufallen, ſo ſagt man: der Gang faſſet viele Geſchicke an ſich, welche den Gang insgemein veredeln und mäch-

(*) Motzig, ohne Zweifel von dem im Hochdeutſchen veralteten mutzen, abſtutzen, verſtümmeln, mutilare. In Bayern bedeutet motzen, zaudern, ſäumen.

mächtiger machen. Wenn zwey Gänge nahe an einander kommen, und einander berühren, ſo heißt es: die Gänge lehnen ſich mit einander. Wenn ſich ein Gang gegen die Fälle lenkt, ſo ſagt man: der Gang wirft ſich den Fällen entgegen. Wenn zween Gänge quer über einander gehen, ſo heißt es: die Gänge ſetzen über, oder die Gänge machen ein Kreuz. Wenn dieſes Ueberſetzen unter einem rechten Winkel erfolgt, ſo ſagt man: die Gänge ſchneiden einander ſeiger durch. Wenn zween Gänge neben einander fortgehen, ſo heißt der kleinere der Gefährte, da denn dergleichen Gefährten dem Gange bisweilen zufallen, bisweilen aber auch wieder von demſelben abgehen. Wenn verſchiedene mächtige Gänge an einem Orte ſo zuſammen kommen, daß ſie ſich völlig mit einander vermiſchen, ſo, daß man ihr Streichen und ihr Sahlband nicht mehr erkennen kann, (worin es von dem ſich ſcharen der Gänge unterſchieden iſt) ſo heißt es: die Gänge rammeln ſich, woraus insgemein Stockwerke entſtehen, wo das Erz große Höhlen anfüllt.

4) Eine Reihe aufgeſtellter Klebgarne, welche auch eine Wand genannt wird, heißt bey den Jägern gleichfalls ein Gang.

Gang=Art, in dem Bergbaue. 1. Eine jede Steinart, welche in einem Gange angetroffen wird, und denſelben ausmacht, Fr. Gaugue, der Gang=Stein. 2. Dasjenige Geſtein, welches ſich zwiſchen der Mutter mit ihrem Erze und dem gewöhnlichen Geſteine befindet; der Gang=Stein, das Sahl=Band, Siehe oben, S. 11.

Gang=Bord, derjenige Gang auf den Kähnen und Holzgöllen, worauf die Schiffer in dem Innern des Kahnes bequem um den Kahn herum gehen können. Es ruht derſelbe auf den Duchten, und läuft auf beyden Seiten des Kahnes vor der Binnung, von dem Plicht bis zur Kajüte. (zum Rof) Die kienenen Bohlen, woraus er zuſammen geſetzt wird, ſind 14 Zoll breit, und 2½ Z. dick, und werden von dem Schiffzimmermanne blos zuſammen geſtoßen, und mit eiſernen Schiffnägeln aufgenagelt.

Sprengels Handw. und Künſte, II. Samml. S. 127, f.

Gang≠Erz, Erz, welches in Gängen angetroffen wird, zum Unterſchiede von dem Flötz≠Erze; ſ. oben, S. 10.
Gang≠Fiſch, ſiehe Aloſe und Weiß≠Fiſch.
Gang≠Gebirge, in dem Bergbaue, ein Gebirge, welches Gänge enthält oder enthalten kann, wozu die höchſten Gebirge gehören, urſprüngliche Gebirge; zum Unterſchiede von den Flötz≠Gebirgen.
Gang≠Häuer, im Bergbaue. 1. Ein Bergmann, der auf Gängen arbeitet. 2. In engerer Bedeutung, ein Bergmann, der die in die Grube herein geſchoſſenen Gänge, d. i. Gangerze, zerſetzt; zum Unterſchiede von dem Schräm≠Häuer.
Gang≠Kreuz, ſiehe Fuß≠Kreuz.
Gang≠Pfoſte, in der Zimmermannskunſt, eine Säule unter einem Gange, worauf ein Balken liegt.
Gang≠Rad, ſiehe unter Rad.
Gang≠Säule, die Säulen oder Stollen an dem freyen Gange vor einem Gebäude, welche die Lehne um denſelben ausmachen.
Gang≠Schüſſel, ſiehe unter Schüſſel.
Gang≠Stein, ſiehe Gang≠Art.
Gang≠weiſe, im Bergbaue, in Gängen, oder nach Art der Gänge. Man findet das Erz gangweiſe, wenn es in Gängen oder nach Art der Gänge bricht; zum Unterſchiede deſſen, welches flötzweiſe bricht.
Gang≠Zeug, Gangzeug≠Kaſten, bey den Papiermachern; ſiehe unter Papier.
Gangbar. 1. Was im Gange iſt, häufig angetroffen wird, doch nur in einigen Fällen. Eine gangbare Münze, welche im Handel und Wandel ohne Weigerung angenommen wird; im mittlern Lat. curſabilis moneta, Fr. Argent, qui a cours, qui eſt de miſe, argent metable. Türkiſche Münzen ſind hier nicht gangbar. Die Blattern ſind jetzt gangbar, graſſiren. Eine gangbare Waare; ſiehe Gang I. 2. Gänge und Ganghaft.

2. Wo man gehen kann. Der Weg iſt gar nicht mehr gangbar. Im Oberdeutſchen auch gehelich. Auch figürlich: Die Waſſarröhren gangbar erhalten, ſo daß das Waſſer darin ungehindert fließen kann.

3. Wo viel gegangen wird. Eine gangbare Straſſe, welche häufig von Reiſenden beſucht wird; Fr. ruë oder chemin fort frequenté.

Ganges-Hirſch, ſiehe unter Hirſch.

Ganghaft, ganghaftig. 1. Für Gangbar 1, in welcher Bedeutung es doch im Hochdeutſchen wenig gebraucht wird. Ein ganghaftes Wort. Ganghafte Münze. Eine ganghafte Zeche, im Bergbaue, welche im Gange iſt, wo beſtändig gebauet wird.

2. Ein Erz bricht ganghaft im Bergbaue, wenn es in Gängen gebrochen wird.

Ganglium, ſiehe Ueberbein.

Gangue, ſiehe Gang-Art.

Gangui, Ganguil, Ganguy, eine gewiſſe Art Beutelgarne, zum Fiſchfange; ſiehe Th. XIII, S. 669.

Ganiterbaum, Ganitrus *Rumph.* Perinkara *Hort. Malab.* Elæocarpus foliis lauri ſerratis, floribus ſpicatis *Burm.* Elæocarpus ſerrata *Linn.* ein oſtindiſcher Baum, welcher ſehr hoch wird. Die kurzgeſtielten Blätter ſtehen wechſelweiſe, oder ohne Ordnung, ſind den Kirſchblättern ziemlich ähnlich, fallen ab, und ſind alsdann ganz roth; wie denn auch dieſelben ſchon auf dem Baume, wenn die Frucht zu reifen anfängt, etwas roth erſcheinen, wodurch man den Baum leicht von weitem erkennen kann. Die Blüthen ſtellen kurze Träubchen vor. Man zählet daran fünf lanzettförmige Kelch-, und fünf, der Geſtalt und Länge nach ähnliche, aber zerriſſene Blumenblätter, viele, ungefähr 20, ganz kurze, Staubfäden, und einen Griffel mit ſpitzigem Staubwege. Die kugelförmige, blaue, mit Purpur vermiſchte Steinfrucht enthält eine runzelige, oder mit vielen kleinen Vertiefungen und Erhebungen verſehene, gleichſam von Würmern durchfreſſene Nuß. Zuweilen ſind

nur vier Kelch- und Blumenblätter zugegen. Es ſind dieſelben Anfangs weiß, werden aber, wenn ſie einige Stunden aufgeblühet ſind, röthlich. Die Frucht iſt von unterſchiedener Größe. Einige, wie eine Flintenkugel; andere hingegen ſind nicht größer als eine Erbſe, und zugleich mehr platt. Dieſe kleinern ziehen die Einwohner den größern vor. Jene laſſen ſie den Vögeln und andern Thieren zur Nahrung, von dieſen aber pflegen ſie die Nüſſe an Schnuren zu reihen, und ſich damit zu putzen, auch daraus goldene Korallen und Roſenkränze zu verfertigen; wie denn auch einige die Frucht, in Salz oder Zucker eingemacht, zu genießen pflegen.

Ganker, ſiehe Spinne.

1 Gans, ein im gem. Leben verſchiedener Gegenden übliches Wort, einige Arten von Maßen zu bezeichnen.

1. Ein Arm voll abgeſchnittener Halme, aus denen eine Garbe beſteht, wird in der Landwirthſchaft verſchiedener Gegenden, z. B. zu Zeitz, wo deren vier zu einer Garbe genommen werden, eine Gans genannt. Im Anhaltiſchen heißt ein ſolcher Büſchel Halmen ein Froſch, an andern Orten ein Gänschen, und an noch andern eine Glede; ſ. Th. XV, S. 186.

2. In den Sandſteinbrüchen zu Pirna wird die grobe Steinart, welche nur zu Mühlſteinen, Säulen u. ſ. f. gebraucht wird, die Gans genannt. Da in der Schweitz auch Gand, Gandt, von der abhängigen Seite eines Felſens gebraucht wird, welche ſonſt auch die Wand genannt wird: ſo ſcheint Gand und Gans hier aus Wand entſtanden zu ſeyn.

In einem etwas andern Verſtande iſt im Bergbaue die Gänſe oder Gänze, ein feſtes hartes Geſtein; wo es ſich aber auch von dem Bey- und Nebenworte ganz herleiten läßt.

3. In dem Salzwerke zu Allendorf in Heſſen ein Klumpen, oder eine Maſſe zubereiteten Salzes.

Auch in Frankreich war im 13ten Jahrhunderte das Wort Ganda in dieſem Verſtande üblich. Septimam partem totius ſalis — etiam in gavellos ſeu Gandas, heißt es in einer Urkunde von 1290, bey dem Carpentier, der es durch einen Hauſen erkläret.

4. In den Eiſenhämmern und Eiſenhütten, werden diejenigen großen, gemeiniglich 2 bis 3 Centner ſchwere, Stücke geſchmolzenen Eiſens, welche man in eine von Erde oder Geſtübe gemachte Rinne oder Form aus dem hohen Ofen laufen läßt, hernach aber auf den Hammerwerken in kleinere Stücke zerſchlägt, und entweder zu Stab- oder Schieneiſen verarbeitet, Gänſe oder Eiſen-Gänſe, Gans-Eiſen, genannt. Im Franzöſ. heißt eine ſolche Maſſe Gueuſe, und im Schwed. Gös. Siehe Th. X, S. 605.

In dieſer letzten Bedeutung leitet Salmaſius dieſes Wort von dem griech. χυσις, der Guß, das Schmelzen, Friſch von ganz, Ihre von dem franz. Gueuſe her, welches doch aus dem Deutſchen, beſonders nach der niederſächſiſchen Mundart, entlehnet zu ſeyn ſcheint. So viel iſt wohl gewiß, daß Gans ſowohl in dieſer als in den vorhergehenden Bedeutungen mit dem folgenden Worte nichts als eine zufällige Aehnlichkeit des Klanges gemein hat.

2. **Gans**, (*) L. Anſer, Fr. Oie, Oye, ein Schwimmvogel mit vierzehigen Patſchfüßen, einer freyen Hinterzehe, und einem breiten Schnabel, welcher ſich durch die Größe des Körpers, den erhabenern Rücken, ſtärkern

(*) Dieſes Wort lautet im Niederſ. Goos, Gans, und im männlichen Geſchlechte Gante, im Engl. Gooſe, und in männl. Gander, im Dän. Gaas, im Schwed. Gäs, im Ißländ. Gas, im Bretagniſchen Goas, Ganz, bey den kraineriſchen Wenden Gus, im Poln. Ges, und im männl. Gaſior, im Ital. Ganza, im Span. Ganſo, im Griech. χαν, χην, im Lat. Anſer. Schon Plinius bemerkt, daß die Deutſchen eine Gans Ganza genannt haben. Wachter leitet den Namen von canus, weiß, im Wall. cann, her. Im ſaliſchen Geſetze bedeutet Chana, einen Hahn. Zu Carls des Großen Zeit war auch das Wort Auca von einer Gans üblich, wovon das Ital. Occa, das Franz. Oye, und das in einigen Provinzen Frankreichs übliche Auc, Auco, Auquetto, abſtammet.

kern Schnabel, und vornämlich durch die Füße, von der Aente unterſcheidet. Denn, die Füße ſind bey der Gans nahe an der Mitte des Körpers geſtellet, und erhalten deſſen Gleichgewicht, welches wegen des gröſſern Körpers nöthig zu ſeyn ſcheint. Die Gans gehört unter die Amphibien, d. i. unter diejenigen Thiere, welche ſowohl im Waſſer, als auf der Erde, leben können. Sie liebet zwar das Waſſer nicht ſo ſehr, als die Aente; inzwiſchen bleibt es allemal richtig, daß beyde Vögel, Gans und Aente, zu einem Ober-geſchlechte gehören, welches **Klein** Breitſchnäbler platiroſter, nennet.

Man theilt die Gänſe überhaupt in zweyerley Arten, in die wilden und zahmen, obgleich die leztern eigentlich von den erſtern herkommen. Ich werde zuerſt von der **zahmen Gans**, welche auch **Bauern-Gans**, **Haus-Gans**, **Licht-Gans**, und **Martins-Gans** (*) genannt wird, L. Anſer domeſticus, oder ruſticus; Anſer verſicolor non cirratus *Barrere*, Fr. Oie privée, handeln.

Das Wort **Gans** bezeichnet dieſen Vogel ohne Unterſchied ſeines Geſchlechtes. Soll dieſes näher beſtimmet werden, ſo nennet man das Weibchen in engerm Verſtande die **Gans**, und das Männchen den **Gänſerich**, (**) Fr. Jar, Jars. Der Gänſerich iſt, inſonderheit wenn er noch jung iſt, von einer Gans leicht zu unterſcheiden; denn er hat höhere Beine, und einen längern, auch etwas dickern Hals, als ein Gans; wenn man ihn bey dem Kopfe ergreift und gefangen hält, ſo ſchreyet er abſcheulich; welches eine Gans nicht thut.

(*) Von dem Urſprunge der beyden leztern Benennungen, ſiehe den Art. **Martins-Gans**.

(**) In den gemeinen Mundarten der Ganſer, Ganſert, im Oeſtreich. **Gonaus**, Niederſ. **Gante**, **Ganter**, Engl. Gander, Poln. Gaſior, Dän. Gaſſe.

thut. Eine Gans hingegen erkennt man nicht nur an ihrem kürzern und dünnern Halſe, ſondern auch an ihrem herab hängenden Bauche, zumal im Monate Jäner, als zu welcher Zeit ſchon der Legebauch zu wachſen anfängt; auch iſt die Stimme der Gans mehr ein grobes Dattern, als ein Schreyen.

Die Gänſe haben, nach Verſchiedenheit ihres Vaterlandes, eine verſchiedene Größe. Gemeiniglich ſind ſie, von der Spitze des Schnabels bis unten zu den Füßen gerechnet, 3 Fuß lang; und die Weite ihrer Flügel enthält 4½ Fuß; ihr Schnabel iſt 2½ Zoll lang; ihr Schwanz hat 6½ Zoll in der Länge, und iſt aus 18 großen Federn zuſammen geſetzt. Ueberhaupt aber ſind die ſo zu nennenden Waſſergänſe, d. h. diejenigen, welche an oder auf dem Waſſer erzogen werden, weit größſer, als diejenigen, welche wenig oder gar nicht auf das Waſſer kommen können. Zwo Waſſergänſe wiegen ſo viel, und weit mehr, als drey Landgänſe.

Dieſer Vogel iſt, ſo wie alles zahme Federvieh, in ſeinen Farben unterſchieden. Bald iſt er braun und buntfarbig oder geſtreift; bald iſt derſelbe aſchfarbig oder weiß mit braun vermiſcht. Zur Güte der Gänſe thut die Farbe nichts; doch ſind, um der Federn willen, die weißen die reinlichſten. Wenn indeſſen auch die Gänſe grau, und wilder Art, oder auch röthlich oder bläulich ausſehen, ſo ſchadet es nicht; denn dieſe Farben gehen nicht bis unten aus, ſondern es iſt nur das Aeuſſerſte der Federn alſo; inwendig, und die untern Federn gegen den Kiel zu, ſind alle weiß. Die jungen Gänſe haben gelbe, die alten aber rothe Füße.

Ein vorzügliches Kennzeichen der guten Eigenſchaften einer Gans iſt, wenn ſie heiter von Augen iſt. Viele behaupten, daß man von den Weibchen, wenn es auf den Ankauf derſelben ankömmt, nur diejenigen wählen müſſe, welche zwiſchen den Beinen und an den Füſſen ſehr breit ſind.

Ein

Ein Gänſerich muß wenigſtens 2 oder 3 Gänſe zu bedienen haben. Am beſten können ſich dieſelben auf dem Waſſer paaren; daher iſt es gut, wenn in Vorwerkshöfen Waſſergruben, oder nahe dabey Gräben oder Teiche, auch große Waſſertröge befindlich ſind, weil ſich in ſolchen die Gänſe mit dem Gänſeriche zuſammen finden.

Einige ſind der Meinung, daß, wenn der Gänſerich die Gans auf dem Lande tritt, die Eyer nicht ſo gut werden, als wenn es auf dem Waſſer geſchieht; und hieraus folgern ſie, das die ſehr frühen Eyer deswegen ſo oft nichts bringen, weil das Waſſer noch mit Eiſe bedeckt war, als die Gans getreten wurde. Allein, dieſe Meinung iſt falſch; bloß die Kälte der Zeit iſt die Urſache davon.

Dasjenige Federvieh von Gänſen ſowohl, als gemeinen und wälſchen Hühnern, welches zur Zucht und zum Ausbrüten im Frühjahre gebraucht werden ſoll, muß geſund und von der erſten Frühlingszucht ſeyn, und nicht zu ſtark gefüttert werden. Denn die Erfahrung hat gezeigt, daß das Federvieh, wenn es zu fett geworden iſt, aufhöre Eyer zu legen, und zum Ausbrüten gänzlich untüchtig werde, auch wohl gar in dem Fette erſticke. Letzteres entſteht gemeiniglich aus der Verſäumniß oder Nachlaſſung der ſtarken Fütterung; daher iſt es am zuträglichſten, daß ſie beſtändig in ordentlichem und mäßigen Futter erhalten werden. Indeſſen weiß man aus angeſtellten Verſuchen und ſicherer Erfahrung, daß inſonderheit die Zuchtgänſe und Zuchthühner im Monate December täglich eine Handvoll reinen Roggen haben müſſen, weil durch die Kraft des Roggens der Eyerſtock in dem Federviehe ſich beſſer anſetzt und ſtärker wird, die Thiere ſelbſt aber mehrere Luſt und Hitze zum Ausbrüten erhalten. Man rechnet auf eine Zuchtgans ungefähr 1 Metze, und auf ein Zuchthuhn ½ Metze. Dieſe Portion Roggen iſt ſo einzutheilen, daß ſie in den erſten 3 bis 4 Wochen täglich etwas davon bekommen.

Eine junge Gans legt gemeiniglich erſt, wenn ſie zwey Jahr alt iſt, Eyer, fängt mehrentheils im Februar an, und bringt etwa 10 bis 12, im erſten Jahre aber nur 4 bis 5, zum Vorſchein. Wenn man eine Gans vom Brüten abhält, (in welchem Falle man die Eyer durch wälſche, oder auch nur gemeine Hühner ausbrüten läßt,) fängt ſie dreymal im Jahre zu legen an. Gemeiniglich iſt die Zeit vom Anfange des Märzes, bis zu Ende des Junius, diejenige, wo ſie ihre Eyer zu legen pflegen. Wenn eine Gans ihr gehöriges Futter bekömmt, und einen muntern Gänſerich bey ſich hat, ſo fängt ſie, gedachtermaßen, ſchon nach Lichtmeſſe an, Eyer zu legen; und wer gern frühe Gänſe ziehen will, der darf nur die frühseſte Gans ſofort ſetzen, ſo wird er gewiß Märzgänſe bekommen. Findet ſich aber im März noch ſtrenge Kälte ein, und der Schnee bleibt noch liegen, ſo iſt kein Nutzen dabey. Am beſten iſt es, wenn die jungen Gänſe im April kommen; denn, giebt man dieſen ihr gehöriges Futter, ſo werden ſie eben ſo gut, wie die vom März.

Wenn es um die Zeit iſt, daß die Gans legen will, wird man ſie allezeit Stroh in ihrem Schnabel herum tragen ſehen. Hievon machet ſie ihr Neſt; und man wird wohl thun, ihr darin, inſonderheit bey dem frühen Brüten, zu Hilfe zu kommen. Man muß einen bequemen, warmen und geruhigen Ort für ſie ausſuchen, und daſelbſt ihr Neſt von Stroh und Neſſelwurzeln machen, deren Geruch ſie liebet; und die Jungen befinden ſich auch gut danach. Man muß ſie damit an einen gewiſſen Ort in ihren Stall, oder (wie bey den Bauern) in eine Stube, gewöhnen, weil ſie ſonſt, wo ſie nur hinkommen, es ſey in ihrem Stalle, im Hofe, auf der Weide, oder an andern Orten, ihre Eyer zu legen pflegen. Daher muß man Anfangs in der Legezeit des Abends die Gänſe befühlen (betaſten,) und diejenigen, welche Eyer haben, beſonders ſtecken,

auch

auch nicht eher von da heraus laſſen, als bis ſie geleget haben. Denn die Gänſe haben die Art an ſich, daß, wo ſie ſich einmal hingewöhnt, und geleget haben, ſie nachgehends alle ihre Eyer dahin legen. Die Gänſeeyer ſind weiß, und größer, als die von wälſchen Hühnern. Die Eyer, welche man ausbrüten laſſen will, muß man an einem temperirten Orte, wo es weder zu warm noch zu kalt iſt, aufheben, dazu aber diejenigen, welche von großen Gänſen ſind, ausleſen. Diejenigen, ſo von Gänſen, welche nur ein Jahr alt ſind, kommen, taugen nicht zur Brut, ſo wenig als die, welche von den Gänſen, die ohne Gänſerich ſind, geleget worden. Wenn man einer Gans die Eyer, ſo wie ſie gelegt ſind, wegnimmt, ſo legt ſie bisweilen wohl hundert, und mehr; wenn man ſie ihr aber läßt, ſo fängt ſie, ſobald ſie merkt, daß ihr Neſt voll iſt, zu brüten an. Das Zeichen einer guten Brutgans iſt, wenn ſie bey dem Eyerlegen viel Federn im Neſte hat liegen und fallen laſſen.

Eine Gans iſt zwar im Stande, 18 Eyer zu bebrüten, man thut aber wohl, wenn man ihr nicht mehr, als 10, oder höchſtens 12, Eyer unterleget, und zwar, ſoviel als möglich, ihre eigene.

Ich habe oben erwähnt, daß man die Gänſeeyer auch durch wälſche oder gemeine Hühner ausbrüten laſſen kann. In letzterm Falle muß man die ſtärkſten, und die man als die beſten Bruthennen kennt, dazu wählen, ihnen aber nicht mehr, als nur 5 oder 6 Eyer unterlegen. Die wälſchen Hühner können allenfalls wohl 11 ausbrüten.

Die Zeit, wie lange eine Brutgans über den Eyern ſitzt, iſt, nach Beſchaffenheit der Jahrszeit, 26 bis 30 Tage. In kalten Tagen ſitzt ſie gemeiniglich einen oder zween Tage länger, als bey warmem Wetter; und zuweilen beträgt der Unterſchied 3 bis 4 Tage.

Eine Gans, wenn ſie brütet, muß hinlängliches Futter bekommen, und zwar entweder Hafer oder Gerſte. Man weichet dieſe in Waſſer, und ſetzt ſie der brü=

brütenden Gans dergeſtalt vor, daß ſie daran kommen kann, damit ſie ihr Neſt ſo wenig als möglich verlaſſe; oder wenn man auch das Futter nicht neben ſie ſetzen will, ſo muß man es ihnen doch allezeit zu derſelben Stunde und an einerley Orte geben. Läßt man es auch nur ein einzigesmal daran mangeln, ſo iſt das ſchon hinreichend, die Eyer kalt werden zu laſſen, oder der Muttergans das Brüten zu verleiden, dergeſtalt, daß alles Gelegte dadurch verloren gehen würde. Auch muß reines Waſſer zum Saufen dabey ſeyn; wie auch ziemlich große Fäſſer mit Waſſer, worin ſich die Gans baden kann. Setzt ſich dieſelbe nahe bey einem Fluſſe oder Bach, ſo muß man ſie nicht vom Baden abhalten, denn ſie ſitzt nicht geruhig, wenn es ihr nicht erlaubt iſt, ihrem Naturtriebe zu folgen; es bekömmt ihr auch viel beſſer, wenn ſie ſich weitläuftig baden kann, als wenn es in einem Faſſe geſchieht, welches man ihr vorſetzt; jedoch iſt letzteres nothwendig, wenn kein anderes Waſſer in der Nähe iſt. Gemeiniglich rechnet man auf eine Brutgans 1 Viertel Hafer.

Man wird wohl thun, wenn man unterdeſſen, daß die Gans vom Neſte iſt, die Eyer umkehret, wenn die Gans es nicht ſelbſt gethan hat; und wofern einige eher, als die andern ausgebrütet werden, wie zuweilen 2 oder 3 Tage geſchieht, muß man ſie in Wolle an einen warmen Ort legen, bis die andern auch ausgebrütet ſind, und ſie ihr hernach wieder geben.

Gänſen, welche brüten ſollen, muß man nicht die Federn abrauſen, vielmehr ihnen ſolche laſſen, damit ſie die Eyer fein erwärmen. Es fallen aber den Brutgänſen die Federn über dem Brüten, wegen der Hitze, von ſelbſt nach und nach aus; und einige rupfen ſich dieſelben ſelbſt ab, von welchen Federn ſie ſich recht weiche Neſter machen, und die Eyer erwärmen. Manche Gänſe bedecken damit ihre Eyer, wenn ſie vom Neſte abſteigen.

In der Brut- und Legezeit ſind die Gänſe böſe; ſie fürchten immer, es werde ihnen Jemand an ihrer Vermehrung und Jun-

Jungen-Erzeugung hinderlich ſeyn. Geht Jemand bey ihnen vorbey, ſo ziſchen ſie wie eine Schlange oder Otter, und wenn man ihnen zu nahe kömmt, beißen ſie. Inſonderheit ſind die Gänſeriche ſehr böſe; ſie laufen die Menſchen an, zumal Kinder und Perſonen, die ſie fürchten; ſie hängen ſich mit dem Maule an; beißen, wenn die Kleider dünne ſind, blaue Flecken in die Haut, welche zuweilen von ſchlimmen Folgen ſind; und ſchlagen auch zugleich mit den Flügeln heftig um ſich. Man kann ſie aber getroſt beym Halſe ergreifen, aufheben, und zur Strafe ein wenig zappeln laſſen, doch nicht gar erſticken oder erwürgen; oder man klopfet ihnen mit einem ſchwachen Stöckchen das Feder-Wamms ein wenig aus. In Zukunft werden ſie alsdann nicht mehr beißen, ſondern es bey dem langen Halsmachen und Ziſchen bewenden laſſen.

Matthi. Tilingii obſ. de periculoſis ſymptomatibus ex morſu anſeris circa primam articulationem pollicis ſiniſtræ manus in femina quadam primaria, ſt. in den Eph. Nat. Cur. Dec. 2. Ann. 2. Obſ. 75.

So bald die jungen Gänſe aus der Schale gekommen ſind, (*) muß man ſie mit der Mutter acht bis zehn Tage lang an einem engen Orte einſperren. In den erſten 24 Stunden bekommen die jungen nichts zu freſſen; alsdann giebt man ihnen, 2 oder 3 Tage hart geſottene und klein gehackte Eyer, mit ein wenig Weizenkleyen oder Brod vermengt, leget ihnen ein Stückchen ausgeſtochenen Raſen hin, und ſetzt ein Trögelein mit Waſſer dabey; nachher füttert man ſie mit klein gehackten, und mit Weizenkleyen vermengten, grünen Brennneſſeln, auch grüner Gerſtenſaat, nebſt etwas Gerſten- und Haferkörnern oder Schrot, mit Waſſer angefeuchtet, oder mit Gerſtenmehl in Milch, oder warmen Korn in Milch. Nach acht oder zehn Tagen werden, bey warmen Sonnenſchein, die alten mit den jungen vor dem Hauſe auf den grünen Raſen gebracht, auf welchem die Gänschen ſchon anfangen Gras zu freſſen.

(*) Junge Gänſe heißen im Hochdeutſchen Gänschen, Gänſeküchlein, in Schleſien Gruſcheln, beym Pictorius Krüſel, im Niederſ. Goſſel, Göſſel, Göſſelken, im Engl. Gosling.

ſen. Zugleich wird ihnen täglich dreymal Schrot und geſtampfte Neſſel in niedrigen Trögen vorgeſetzt, und den alten werden geſtampfte Rüben und Träber gegeben, bis die jungen Federn und Flügel bekommen wollen. Wenn ſie 14 Tage alt ſind, kann man ſie die Alte zu Waſſer führen laſſen. Inſonderheit müſſen ſie, wenn ſie zu kielen angefangen haben, und die Flügelein (wie man es zu nennen pfleget,) das Kreuz ſchlieſſen wollen, Morgens und Abends gutes, mit Schrot angemengtes, geſtampftes grünes Futter bekommen, weil ihnen ſonſt die Flügel hängen und vermatten, indem die vielen großen Kiele Saft und Kraft wegnehmen. Um dieſe Zeit muß man es ihnen alſo an gutem Futter nicht fehlen laſſen. Man kann ſie auch nunmehr auf die Hütung treiben, doch muß man ihnen zugleich, die Zeit vor der Aerndte über, täglich, und inſonderheit des Abends, etwas Hafer geben; denn, wenn ſie was zu Hauſe bekommen, ſo darf weder der Hirt, noch der Eigenthümer der Gänſe, befürchten, daß ſie ausbleiben werden; vielmehr werden ſie gerade nach Hauſe eilen, und zu dem Eintreiben nicht die letzten ſeyn. Sie wachſen auch beſſer; die Federn werden eher groß, und können zeitiger zu Gelde gemachet werden. Die erſten Tage, da ſie ausgehen, muß man ſie des Abends in das Haus bringen, und Jemanden auf ſie Acht haben laſſen; denn es ſind arme Thiere, die ſich nicht vertheidigen können, ſondern einer jeden Sache zum Raube werden. Man muß aber die jungen Gänſe nicht eher austreiben, als bis die Sonne den Thau aufgeleckt hat. In ſtarken Schlag- und andern kalten Regen muß man ſie nie austreiben; denn in den erſten Tagen, in welchen ſie die freye Luft genieſſen, iſt ihnen der Regen ſehr ſchädlich, ob ſie gleich alsdann auf dem Waſſer ſchwimmen. (Von dem um dieſe Zeit gewöhnlichen häufigen Sterben der jungen Gänſe, werde ich weiter unten ſprechen.) Auch muß man

die

die jungen Gänſe nicht eher bey die alten kommen laſſen, als bis ſie ſtark genug geworden ſind, um ſich gegen die Schnabelſtreiche, denen ſie als neue Ankömmlinge ausgeſetzt ſind, vertheidigen zu können.

Wenn noch einige Wochen verſtrichen ſind, und die Aerndte eingetreten iſt, alsdann hat man nicht mehr nöthig, den Gänſen Körner zu ſtreuen, ſondern es können ſich dieſelben, nachdem die Armen vorher die Aehren aufgeleſen und genoſſen haben, ſolche nun ſelbſt auf den Stoppeln ſuchen und aufleſen. Man pflegt daher gemeiniglich die Gänſe und wälſchen Hühner, zugleich mit den Schweinen auf die Stoppelſtücke, vor dem Rindviehe voraus, treiben, und die Aehren und ausgefallenen Körner aufſuchen zu laſſen. Wenn große Teiche beſäet werden (ſ. Th. XIII, S. 771, fgg.) kann man auch darein die Gänſe aus mehrern Vorwerken, nach dem Aufnehmen und Einbringen des Hafers, treiben laſſen; ſie werden in ſolchen Teichen ſo gut, als wenn ſie gemäſtet worden wären.

Solchergeſtalt finden die Gänſe zur Sommerszeit zu Hauſe an den Abgängen von Salat und anderer grünen Waare, wie auch auf dem Felde, auf den Hütungen, und auf den Stoppeln, faſt bis Michaelis hin, Nahrung zur Genüge. Kömmt alsdann der Winter, und findet ſich der Schnee ein, daß die Gänſe weder auf der Saat, noch auf den Raſen, etwas zu freſſen finden, ſo muß man ſie zu Hauſe im Stalle füttern. Man ſchneidet ihnen die Strünke von Kohl, auch weiße oder gelbe Rüben, vor. Man kann ihnen gleichfalls das bey dem Werfen mit der Worfſchaufel zurückbleibende geringere Korn (das ſo genannte Aftergetraide oder Afterkorn) brühen und geben, oder anderes geringes Getraide alle Tage ein Paarmal vorwerfen, auch im Froſte ihnen Waſſer vorſetzen. Man nimmt warmes Waſſer, und vermiſchet es mit dem kalten, damit es nicht gefriere, und die Gänſe es ſaufen können.

Wenn

Wenn Schnee liegt, löſchen ſich die Gänſe den Durſt mit demſelben.

Der Gänſeſtall, Gr. und L. Chenoboscium, Fr. Etable à Oyes, oder das Behältniß, worin man die Gänſe des Nachts einſperret, und den Winter über füttert, muß auf dem Hofraume, an einem vor Winde und Näſſe wohl verwahrten Orte angebracht ſeyn. Denn, ungeachtet die Gänſe bey Tage gern in den Wäſſern und Teichen ſich aufhalten, ſo haben ſie doch zur Nachtzeit gern einen warmen, trocknen Stand und Sitz. In dieſer Abſicht ſtreuet man ihnen zum öftern friſches Stroh unter, welches ſie nicht nur warm und trocken hält, ſondern ihnen auch, in Anſehung des Wachsthumes, ſehr zuträglich iſt. Der Gänſeſtall muß auch überall wohl verwahrt ſeyn, damit nicht der Fuchs, Marder, Iltis oder andere ſchädliche Thiere hinein kommen und ſchlimme Arbeit machen mögen.

Die Gänſe ſollen vor dem Fuchſe ſicher ſeyn, wenn man ihren Kopf mit Pech beſchmiert.

Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. 23. B. S. 278.

Gemeiniglich hält man die Gänſe für ſehr dumme Thiere; daher man auch einen dummen einfältigen Menſchen eine dumme Gans zu nennen pflegt. Allein, ſie ſind, bey dem allen ſo wachſam, wie irgend ein Thier ſeyn kann. Ihr Schlaf iſt nicht feſt, ſondern ſie werden bey dem geringſten Geräuſche wach. Sie verrichten ſo gar oft das Amt des Hundes; denn ſo bald ſie nur das geringſte hören, erheben ſie ein ſtarkes Geſchrey. Es wird in der römiſchen Geſchichte erzählet, daß die Gänſe auf dem Capitolium zu Rom die Soldaten, welche in der Wachſtube waren, aufweckten, und daß dieſes die Urſache geworden ſey, daß der Feind in demſelben Augenblicke zurück getrieben worden ſey, als er im Begriffe geweſen, ſich der Feſtung zu bemeiſtern; weshalb auch die Römer die Gänſe unter die heiligen Vögel gezählet haben. Emery verſichert, daß dieſe Thiere ſehr gelehrig wären. Auf dem Lande gebrauchet

chet man ſie oft, ein Rad umzudrehen, welches zum Bratenwender dienet.

Denjenigen Gänſen, welche zwar Eyer gelegt, ſich aber zum Brüten nicht bequemt haben, auch dazu nicht gebracht werden können, kann man, wenn ſie zu legen aufgehört haben, und man ſieht, daß ſie ſich auf die Streuhaufen, auf den Miſt, auf Beſetzwände, oder ſonſt wohin, ſetzen, und, ohne Eyer unter ſich zu haben, brüten wollen, die Federn unter dem Bauche ausraufen, wodurch bey ihnen das Brüten einigermaßen verhindert wird. Auch die Gänſeriche, wenn ſie nicht mehr zum Bepaaren der Gänſe nöthig ſind, können unter der Zeit, da die Gänſe brüten, mit vorgedachten Gänſen, die nicht brüten ſollen, zugleich gerupfet werden.

Die Gänſe, welche nicht zum Brüten der Eyer gebrauchet werden, können durchgehends jährlich viermal gerupfet werden. Das erſtemal kann man ihnen um die Mitte des Aprils die Federn raufen, und allezeit nach Verfließung von acht Wochen damit continuiren, ſo, daß die vierte Berupfung zu Michaelis trifft. Hernach aber aber muß man keiner Gans, vor den Frühling, mehr die Federn abfordern; denn ſie brauchen dieſelben eben ſo nöthig, als die Schafe ihre Wolle, zur Bedeck- und Erwärmung auf den bevorſtehenden Winter. Ausgewachſene Federn an Gänſen, wenn man die Zeit der Beraufung nicht wahrnimmt, ſondern länger, als es ſich gebühret, damit verzieht, fallen ihnen entweder von ſelbſt aus, oder die Gänſe ziehen ſich dieſelben ſelbſt aus, um den jungen neuwachſenden Raum zu verſchaffen, da ſie denn in den Ställen und auf den Hütungen zerſtreut umher liegen. Die jungen Gänſe, welche früh ausgebrütet ſind, haben mehrentheils um Johannis, (überhaupt aber, ſo bald ſie zween Monate alt ſind,) reife Federn, und dieſe kann man ſchon raufen, wofern man die Gänſe nicht

ſo

ſo jung mäſten und ſchlachten will; denn ſie wachſen ihnen, ehe ſie gewöhnlichermaßen des Herbſts in die Maſtbehältniſſe gebracht werden, noch einmal. Im Herbſte aber, wenn man ſie mäſten oder verkaufen will, muß man ihnen die Federn laſſen, weil ſie ſonſt unanſehnlich werden, und allemal wenigſtens 2 Groſchen weniger gelten, da die abgerupften Federn kaum auf 9 Pfennige zu rechnen ſind.

Gänſe, welche nicht zur rechten Zeit, da eben die Federn reif ſind, ſondern entweder zu ſpät oder zu zeitig gerupfet werden, geben ſodann nicht gute, ſondern mit Kielen untermengte Federn. Denn in den Kielen, als denjenigen Federn, welche nicht reif genug ſind, befindet ſich viele Feuchtigkeit; und wenn ſie aufgehoben werden, dauern ſie nicht, ſie werden dumpfig, ja es kommen die Milben und Motten hinein, und ſie werden alsdann ſtaubicht. Solche Federn ſind hernach von keiner Güte, vielmehr werden die guten reinen Federn davon verdorben, wenn man ſie mit denſelben vermenget. Daher müſſen ſolche Federn allemal in Sieben über warme Oefen geſetzet werden, damit gedachte Feuchtigkeit durch die Hitze vertrockne und verzehret werde. Ueberhaupt iſt nöthig und gut, daß allezeit, nach dem Rupfen, die Federn in Säcken hinter die Oefen, oder wenigſtens in warmen Stuben einige Tage auf Stangen gehänget werden, damit, ehe ſie in Kammern und Gewölbe gebracht werden, alles feuchte Weſen ſich ausziehen und vertrocknen möge. Ja auch in Kammern, und auf den Böden, wo man ſie aufhebet, muß man ſie nicht auf die Erde oder den Fußboden ſetzen, ſondern aufhängen. Ein Mehreres von dem Verfahren mit den Federn, ehe ſie zum Stopfen der Betten gebraucht werden, wird man im IV. Th. S. 319, fgg. antreffen.

Von Maſt- und Schlachtgänſen ſind die Federn auch nicht ſo reinlich, als von Gänſen, welche alle Tage auf Teiche und in reines Waſſer kommen. Denn, wenn Gänſe in unreinen Ställen, oder in Körben und Kaſten zum Mäſten ſitzen; können ſie ſich im Waſſer, als ihrem gewöhnlichen Bade, nicht reinigen, ſondern beſchmieren die Federn ſehr; auch kömmt zuweilen die Zeit währendem Mäſten, daß ſie gerupfet werden ſollen, es kann aber der Maſt wegen nicht geſchehen, und da verlieren ſie alsdann die Federn, an deren Stelle Kiele und junge Federn kommen. Wenn nun eine Gans geſchlachtet und gepflücket wird, finden ſich viele Kiele und

und unreife Federn, welche bey dem Pflücken und Reinmachen ſehr viele Mühe verurſachen, und es ſind doch nicht alle Kiele aus dem Fleiſche heraus zu bringen, ſondern es kommen öfters noch manche mit auf den Tiſch. Daher ſind dergleichen Federn von Maſt- und Schlachtgänſen nur zu Geſindebetten zu gebrauchen, und es müſſen dieſelben, wenn ſie nicht verderben ſollen, ebenfalls in warmen Stuben getrocknet werden. Zur äußern Reinlichkeit der Federn, könnte man am Tage vorher, ehe die Maſtgans geſchlachtet würde, derſelben reines Waſſer in einem flachen Gefäße hinſetzen; ſie würde ſich gern darin baden und abwaſchen; und wenn ſolche hernach an der Luft oder in Stuben wieder abgetrocknet iſt, könnte ſie ſodann deſto reinlicher geſchlachtet werden.

Die Theile des Körpers, an denen man die Gans von denen Federn, woraus Betten verfertiget werden, entblößet, ſind gemeiniglich der Bauch, der Hals, und der Obertheil der Flügel und Füße.

Es iſt unbillig, wenn man die Gänſe allzu ſcharf beraufet. Manche verfahren dabey ſo unbarmherzig, daß ſie auch ſogar die allerkleinſte Wolle vom Bauche nehmen, daß die Gänſe hernach ſo nacket gehen, als wenn ſie beſchunden wären. Inſonderheit müſſen die Federn unter den Flügeln nicht ſo ſcharf abgenommen, und die ſo genannten Schwung- oder Hebefedern nicht mit ausgeraufet werden, weil die Gänſe ſonſt die Flügel fallen und hängen laſſen, als wenn ſie ihnen entzwey gebrochen worden wären. Dieſe arme Creaturen haben davon viel Ungemach, und können ſich weder auf der Erde, noch im Waſſer, recht behelfen.

Bey dem Rupfen der Gänſe für die Herrſchaft, pflegen die Federn geſondert zu werden. Wenn die äußern großen vom Bauche abgeraufet ſind, bleiben im Grunde die beſten und leichteſten (die ſo genannten Flaum- oder Staubfedern, Niederſ. Dunen,) ſtehen, welche ganz allein geraufet werden müſſen. Die erſten können geriſſen werden, die Flaumfedern hingegen nicht, weil ſie mehr einer feinen Wolle, als Federn, ähnlich ſind. Wenn dieſe Flaumfedern mit Fleiß geſammelt, und zu neuen Betten gebraucht werden, geben ſie die ſchönſten, wärmſten, und zugleich weichſten und leichteſten Betten. Bey dem Rupfen müſſen daher ein Paar verſtändige Weibsperſonen ſeyn, welche nur allein zum Flaumfederſammeln gebraucht werden. Es können allezeit

zeit ein Paar die gemeinen Schleißfedern zuerſt von den Gänſen abreißen, und die Gänſe hernach aus der Hand, der Flaumfedernſammlerin zulangen.

Vier geſchlachtete Gänſe geben 1 Pfund gemeine, und 16, 1 Pfund feine Flaumfedern.

Die Federn oder Spuhlen aus den Flügeln, welche man zu Schreibfedern gebrauchen will, muß man den Gänſen in den Monaten März und September ausziehen. Von ihrer fernern Zubereitung zu dieſem Behuf, iſt bereits im XII. Th. S. 400, fgg. das Nöthigſte vorgekommen.

Die Gänſe leben wohl 6 bis 8 Jahr; allein, man thut beſſer, wenn man alle 3, oder 4 Jahr die alten aushebet, und entweder mit verkaufet oder mäſtet. Aelter können ſie nicht wohl genuzet werden, weil ihr Fleiſch zu zähe iſt. Zum braten taugen ſie gar nicht, weil bey ihnen das Mäſten nicht gedeihet; zum Kochen ſind ſie allenfalls noch tauglich.

Was das Mäſten der Gänſe betrifft, ſo bleibt zwiſchen recht fett gemäſteten, und nur ordinär gut gefütterten Gänſen ein großer Unterſchied. Denn, wenn von einer Gans bey dem Abſchlachten, ein ganzes Quart Fett heraus genommen, und bey dem Braten auch beynahe noch eben ſo viel Bratfett abgeſchöpfet werden kann: ſo will das ſchon etwas mehreres ſagen. Man pflegt hiezu die kleinſten Stücke, welche die kleinſten Köpfe und dünneſten Hälſe haben, welche ſämtlich weiblichen Geſchlechts ſind, und das zart und mürbeſte Fleiſch haben, auch ſich zum Braten wohl ſchicken, auszuſuchen.

Die Gänſe werden mit mancherley Futter gemäſtet. Man ſperret ſie dabey entweder in beſondere Behältniſſe oder ſo genannte Gänſe-Ställe, (Gänſe-Steige,) oder läßt ſie auch nur frey im Stalle gehen. Das Behältniß oder Gehäuſe, worinn man einzelne Gänſe aufzuſtellen, und einige Zeit zu mäſten pflegt, beſteht aus einem von Bretern zuſammen genagelten viereckigen Kaſten, welcher auf 4 hohen Füßen ſteht, inwendig aber

aber in zween oder drey enge Stände unterſchieden iſt, und an der vorderſten Wand vor jedem Stande eine lange ſchmale Oeffnung hat, daß die darein geſtellte Gans heraus in die außen angenagelte Krippe langen kann. Unten iſt der Boden, eines Bretes breit, offen, daß der Miſt herunter falle, und die Gans beſtändig rein ſitze; oben aber muß die Decke, welche, gleich einem Dache etwas ſchief lieget, ſich auf= und zuſchlagen laſſen, oder auch verſchloſſen werden können. Einige pflegen den Gänſen, an ſtatt ſie einzuſperren, die Augen zu blenden, welches ſie weder am Freſſen, noch Saufen verhindert. Man begnügt ſich damit, ihnen nur einmal zu freſſen zu geben, und dann wiſſen ſie ihre Nahrung ſelbſt zu ſuchen; allein, man muß es niemals daran fehlen laſſen.

Gemeiniglich werden die Gänſe mit Hafer gemäſtet; wenn man aber dieſen mit Gerſte oder Buchweizen vermiſcht, werden die Gänſe weit fetter darnach, als nach dem bloßen Hafer, werden.

In England füttert man ſie mit geſchrotenem Malze, welches mit Milch eingerührt worden iſt; oder, wenn die Milch nicht häufig iſt, rührt man etwas Gerſtenmehl mit Waſſer ziemlich dick ein. An einem andern Orte des Stalles ſteht ein Gefäß mit gekochtem Hafer und Waſſer für ſie, welches ſie erreichen können, wenn ſie Luſt haben, ihr Futter zu verändern.

Muſeum ruſt. & commerc. 3. Band, S. 143, fgg.
Hirſch, geſamml. Nachr. der öcon. Geſellſch. in Franken, 2. Jahrg. Anſpach 1766, 4. S. 319, f.

Der bloß gequellte Hafer und reichliches Waſſer, iſt ebenfalls gut. Das Quellen des Hafers oder der Gerſte, womit man ſie füttert, iſt ein Hauptkunſtgriff. Die Gänſe verdauen dieſes Futter viel leichter, als trocknes, freſſen bald wieder darnach, und ſetzen ſolchergeſtalt viel eher und beſſer an.

Wittenb. Wochenbl. a. d. J. 1768, S. 245.

Hr. **Bradley** zu Cambridge, will, daß man, in dieſer Abſicht, eine Gans in Leinen einwickeln, und ihr bloß den Hals und Kopf frey laſſen, hernach aber die-

ſelbe an einem finſtern Orte aufhängen ſoll. Die Ohren werden mit Wachs verſtopfet; und da ſie auf ſolche Art weder hören noch ſehen kann, ſo iſt ihr alle Gelegenheit zu ſchreyen und ſich zu bewegen, benommen. In dieſem Zuſtande muß man ſie des Tages dreymal mit Gerſten-Schrot füttern, und beſtändig ein mit Waſſer und Salz angefülltes Gefäß neben ihr ſtehen laſſen. In 14 Tagen wird eine ſolche Gans ſo fett, daß, nach der Verſicherung des Hrn. **Bradley**, ihre Leber beynahe 4 Pfund am Gewichte erhält.

No. 349 der Gaz. litter. de Berl. v. J. 1770, S. 390.
Berlin. Sammlungen, 3. Band, S. 398.

Im Straßburgiſchen, nimmt man, nach des Hrn. Prof. **Sander** Bericht, zum Mäſten junger Hühner und Gänſe, 2 Theile Gerſtenmehl, 1 Theil Wälſch-Korn-Grütze, und ein wenig Salz. Im Sommer wird dieſes mit bloßem Waſſer angemacht, im Winter aber ein wenig mit Milch und Waſſer gekocht, wegen der Zähigkeit, damit es ihnen nicht im Kropfe ſtecken bleibe. Man miſcht auch etwas Sand darunter, um die Verdauung zu befördern, und ſtopft ihnen des Tages dieſes Gemiſche zweymal ein. Auch alte Gänſe haben vom Wälſchkorne (Zea) innerhalb 8 Wochen 10 Pfund Fett, und eine herrliche Leber bekommen.

Neueſte Mannigfaltigkeiten, 2. Jahrg. S. 40, f.

Man pflegt auch wohl die Gänſe mit klein geſtoßenen Möhren zu mäſten, es findet aber der Geſchmack des Fleiſches nicht durchgängig Beyfall. Die Knochen der größtentheils mit Möhren gemäſteten Gänſe, ſind auch weit gelber, als die Knochen derer, welche man mit Hafer oder andern Dingen fett gemacht hat.

Fränkiſche Sammlungen, 2. Band, S. 11.

Es können auch die Kartoffeln mit großem Nutzen zum Mäſten der Gänſe angewendet werden. Die darüber im Braunſchweigiſchen angeſtellten Verſuche ſind folgende.

„Man

„Man rechnet gemeiniglich, um eine Gans einiger Maſſen fett zu machen, 1 Himten (*) Hafer auf ein Stück; und dieſes iſt in der That nicht zu viel, denn davon werden ſie noch nicht ſehr fett, wie alle die, ſo Gänſe einſchlachten, wiſſen werden. Giebt man aber den Gänſen außer einem Himten Hafer, Kartoffeln mit zu freſſen: ſo kann man ſich darauf verlaſſen, wenn ſonſt gehörig verfahren wird, und die Gänſe geſund ſind, daß ſie ungleich fetter werden müſſen. Will man aber ſolche nicht fetter haben, als ſie etwa von einem Himten Hafer werden können: ſo kann man auf 6 Stück, welche 6 Himten haben müſſen, wenigſtens 2 Himten Hafer erſparen, wenn man auch nur 1½ oder höchſtens 2 Himten Kartoffeln mit ihnen zugleich auffüttert.

Vor 3 Jahren fieng ich zum erſtenmal an, 6 Stück Gänſe mit Kartoffeln mäſten zu laſſen. Sie fraßen ungefähr höchſtens 2½ Himten, dazu 4½ Himten Hafer, und ganz zuletzt noch ½ Himten Gerſte. Davon wurden 5 Stück auf einmal geſchlachtet, und dieſe gaben überhaupt 12½ Pfund Schmalz. Man kann hieraus urtheilen, wie fett ſie müſſen geweſen ſeyn. Dies Jahr habe ich wieder 6 Stück mit Kartoffeln, bey dem Korn zugleich mäſten laſſen. Dieſe haben 1½ Himten davon gefreſſen, und hiezu 4 Himten Hafer, nebſt ein Vierfaß Gerſte, bekommen. Sie waren zwar nicht ſo fett, als die vor 3 Jahren; ſie waren aber auch vor dem Auffetzen etwas ſchlecht; und doch war auf der Bruſt ½ Zoll hoch Speck. Dieſe gemachte Verſuche ſetzen mich alſo in den Stand, gewiß verſichern zu können, daß die Kartoffeln zum Mäſten der Gänſe mit großem Nutzen zu gebrauchen ſind, daß dadurch wirklich könne Korn erſparet werden; ja, daß 1 Himten Kartoffeln, wo nicht mehr, doch wenigſtens eben ſo viel thue, als ein Himten Hafer. Die Kartoffeln geben, außer dem großen Beytrage zum Fettwerden, auch ein feſteres und härteres Schmalz, als der bloße Hafer, nach welchem das Schmalz allemal ſehr weich und dünn bleibt, ſo daß es, wenn es nur einige Minuten in der Wärme ſteht, gleich ſchmilzt, zerläuft, und wie Oehl wird. Es kömmt indeſſen bey dem Gebrauche der Kartoffeln zum Mäſten der Gänſe, hauptſächlich auf die Art an, wie ſie gebraucht werden.

(*) Im Braunſchweigiſchen beſteht ein Himten aus 4 Vierfaſſen, oder 16 Löcher, und 40 Himten machen daſelbſt ein Wiſpel.

Der Nutzen der Kartoffeln iſt ſehr geringe, wenn ſie roh und ungekocht gefüttert werden. Durch das Kochen verliert ſich das Wäſſerige derſelben, ſie dehnen ſich aus, und das Mehl wird aufgelöſet. Man drückt ſie hierauf mit der Hand entzwey, oder ſtampfet ſie, daß gar keine große Stücke darunter bleiben, ſondern ſie ganz muſig werden; und dieſes darum, weil die Gänſe ſich ſonſt an den großen Stücken ſtopfen. Hienächſt werden die Schalen, wenn ſie ſonſt nicht ganz entzwey gegangen ſind, darunter weggeleſen. Dieſes iſt darum nöthig, weil die Schalen das Zuſammenhängen der Kartoffeln befördern, und große Stücke machen, welche die Gänſe nicht ſo gut hinunter ſchlucken können, ſondern ſich ebenfalls daran ſtopfen. Hierauf wird etwas Hafer darunter geknetet, damit die Gänſe dieſes Futter deſto lieber freſſen mögen. Da aber die Kartoffeln, wenn ſie zerſtampfet oder zerdrücket und kalt ſind, ein ſehr ſteifes Mus geben: ſo muß etwas Waſſer hinzu gethan werden, aber nur ſo viel, daß der Hafer ſich recht gut damit vermengen laſſe, und ſie nicht vor Steifigkeit in großen Klumpen an einander hängen. Denn zu dünn muß man ſie nicht machen, ſonſt würden die Gänſe den Hafer darunter ausſuchen können. Auf dieſe Art werden ſie nun den Gänſen in einen Trog gegeben, und in einem andern Gefäße ſteht Waſſer daneben, damit ſie den Schnabel und den Hals von den mehligen Kartoffeln oft rein ſpühlen können, wodurch ihr Appetit zu freſſen ſehr verneuet wird. In dem Waſſergefäße iſt auch Sand, welcher überhaupt den Gänſen beym Mäſten nicht zu ſehr zuträglich, ſondern faſt unentbehrlich iſt, und welchen ſie auch ganz begierig, nach Nothdurft, mit hinunter ſchlucken.

Man muß ſich aber wohl hüten, daß man kein zu großes Futter auf einmal gebe. Dieſes iſt, wie bey allen Arten des Viehes, die gemäſtet werden ſollen, alſo auch bey den Gänſen nachtheilig. Sie freſſen zu viel auf einmal: erfüllen ſich alſo mit mehrerm, als ſie gut verdauen können, verlieren dadurch den Appetit, und freſſen oft in einem ganzen Tage nichts. Beſonders iſt die Vorſichtigkeit, kleines Futter zu geben, im Anfange, da die Gänſe von einem ſchlechtern zum beſſern Futter kommen, und alſo alles ſehr begierig verſchlingen, höchſt nothwendig, weil ihnen ſonſt die Kartoffeln ganz zuwider werden könnten, daß ſie ſolche vielleicht gar nicht mehr fräßen, oder durch Hunger erſt dazu gezwungen werden müßten. Man braucht aber bey kleinen Futtern die Gänſe gar nicht hungern zu laſſen; denn ob man ihnen gleich jedesmal wenig giebt, ſo kann

man ihnen deſto öfter was geben, wenn es auch des Tages fünf oder mehrmal geſchähe.

Man muß nicht mehr Kartoffeln auf einmal kochen, als die Gänſe etwa in 3, oder höchſtens in 4 Tagen verzehren können, weil ſie, vornämlich bey warmer Witterung, wenn ſie lange gekocht ſtehen, leicht ſauer werden. An ſtatt des Hafers, welcher unter die Kartoffen zu mengen iſt, würde es vielleicht mit Haferſchrot noch beſſer gehen, weil der Hafer alsdann deſto leichter und völliger im Magen aufgelöſet und verdauet wird, und daher die mäſtende Kraft deſto beſſer in die Säfte der Gänſe übergehen kann.“

101. St. der gel. Beytr. zu den Braunſchweig. Anzeigen, v. J. 1767.

Herr v. **Hohlberg** gedenkt ſeiner in ſeinem adelichen Feld- und Landleben, einer beſondern wohlfeilen Art der Gänſe Mäſtung, welche unter den Soldaten üblich ſeyn ſoll, und für recht gut befunden worden iſt. Es geſchieht ſelbige mit einigen Broden. Man nimmt nämlich ein großes Rocken- oder Gerſtenbrod, machet oben in der Mitte ein kleines Loch hinein, ſo groß als ein Daumen, ſchüttet Hafer darein, gießt Bier darauf, und ſetzt es der Gans alſo vor. Wenn nun die Gans den Hafer heraus zu ſuchen anfängt, macht ſie das Loch im Brode größer, und auf dieſe Art gewöhnet ſich die Gans nach und nach, durch das Biereingießen geweichtes Brod zu freſſen, welches man immer mit Bier nachfeuchten muß. Innerhalb 14 Tagen wird das Brod gar aufgefreſſen, und die Gans zum Schlachten tauglich ſeyn.

Die Methode, welche in Thüringen, Oberſachſen, und andern Provinzen Deutſchlandes, bey dem Mäſten der Gänſe eingeführt iſt, da man nämlich dieſen Thieren ganz und gar nicht die Freyheit läßt, ob ſie Luſt zum Freſſen haben, oder nicht, ſondern das geſchrotete Getraide mit Waſſer in einen Teig knetet, eine Art von Nudeln (Schöpf- oder Stopf-Nudeln,) oder kleinen fingerslangen und daumendicken Cylindern daraus machet, ſie etwas trocken werden läßt, und den Gänſen

ſen täglich in gewiſſer Quantität in den Hals ſtopfet, iſt wohl unſtreitig die ſicherſte und vortheilhafteſte. Bey dieſem Verfahren müſſen ſie fett werden, ſie mögen wollen oder nicht; und der Eigenthümer weiß gewiß, daß er ſein Korn nicht umſonſt verfüttert. Wie vortheilhaft das Nudeln der Gänſe ſey, erhellet ſchon daraus, daß eine ſolche Gans oftmals 15 bis 18 Pfund wieget, und eine Leber hat, welche ſo groß iſt, wie eine Kälberleber, die ſchon allein ein Gericht ausmachet, und wegen ihres Fettes und ſchönen Geſchmackes eine von den herrlichſten Delicateſſen iſt.

Man macht den Anfang des Stopfens, nach dem es die Kehle zuläßt, mit wenig Nudeln, und nimmt deren etwa 8 oder 10; hernach ſetzt man ſich ſelbſt eine gewiſſe Zeit hiezu. Man kann ſie alle 2 oder 3 Stunden ſtopfen, nach dem ſie geſchwinder oder langſamer verdauen. Je genauer man ſeine Ordnung hält, deſto glücklicher geht die Maſt von Statten. Des Nachts hat man ſich nicht eben zu bemühen. Man ſtopfet ſie beym Schlafengehen, etwa nach 10 Uhr; und wenn man früh, etwa um 5 oder 6 Uhr wieder aufſteht, läßt man es wieder ſeine erſte häusliche Verrichtung ſeyn. Je fetter aber das Vieh wird, deſto weniger Nudeln darf man ihm geben. Dieſe Maſt ſetzt man 4 bis 6 Wochen fort, da alsdann dergleichen Vieh zum Abſchlachten völlig gut iſt. Hiebey aber muß ihm auch das Saufen nicht mangeln, welches ſie beſtändig vor der Steige im Troge haben müſſen. Es beſteht daſſelbe in Waſſer, in welches die Nudeln geworfen werden, mit denen jedesmal das Vieh geſtopft werden ſoll, von welchen durch das Waſſer etwas Mehl los geweichet wird, welches den Trank deſto nahrhafter macht. Je beſſer das Vieh ſäuft, deſto erwünſchter nimmt es zu.

Zum Teige der Nudeln, kann man das weizene Mittel= oder Hülſenmehl nehmen, imgleichen Gerſtenmehl, von dem man das vornehmſte wegnimmt. Letzteres

teres iſt das gewöhnlichſte und beſte; darunter kann man auch gekochte Erbſen oder Kartoffeln kneten. Man menget auch gern Heidemehl darunter, als welches nicht nur gut mäſtet, ſondern auch ſüßes Fleiſch macht. Auf eine Gans, die 6 Wochen geſtopfet wird, rechnet man gern einen halben Scheffel Mehl. Aus dieſem gekneteten Teige macht man Nudeln, einige kleiner, einige größer, nach dem Augenmaße. Die kleinern braucht man zuerſt und auch zuletzt. Sie müſſen auf dem Ofen, oder im Backofen, wenn das Brod heraus iſt, gebacken werden. Hiebey hat man ſich zu hüten, daß ſie keine Ecken oder Schärfen bekommen, als welche oftmals, bey dem Stopfen, den Schlund und die Kehle, auch wohl den Kropf verletzen, daß man das Vieh eiligſt abſchlachten muß, wo man deſſen nicht gar verluſtig werden will. Man muß, wenn man viel Gänſe auf einmal ſtopfet, auch ouf einmal eine große Menge Nudeln machen, damit man mit dem Stopfen nicht ausſetzen dürfe, welches das Zunehmen ſehr hindert. Man kann auch, damit das Vieh deſto beſſer verdaue, folgendes Mittel mit Nutzen anwenden. Wenn man Nudeln macht, ſo nehme man von dem Teige, ſo viel als man mit beyden Händen abnehmen kann, und knete darunter für 3 Pfenn. geſtoßenen Spießglanz. Von dieſem Teige mache man auch Nudeln, trockne und backe ſie, wie die andern. Man nehme ſie aber beſonders, und gebe davon jeder Gans, wöchentlich zweymal, jedesmal 2 Nudeln.

Um bey dem Mäſten der Gänſe inſonderheit die Größe der Leber zu befördern, werden unter die Nudeln noch einige andere Jngredientien genommen. Nach der Anweiſung der Frau Alem Chriſtiana verwittw. Hoffmann, in Sorau in der Niederlauſitz, in No. 27 des Leipz. Jnt. Bl. v. J. 1766, S. 263, f. nimmt man 2 Mäßchen Gerſtenſchrot, machet ſolchen mit ½ Mäßchen groben oder Aftermehl in laulichem Waſſer ein,

thut darunter für 3 Pfenn. Pfeffer, für $1\frac{1}{2}$ Pf. Ingber, und Salz, ſo viel man ungefähr mit 3 Fingern faſſen kann. Hievon wird ein derber Teig mit Mehl ausgewirket, und es werden davon Nudeln, 2 Zoll lang, und eines mäßigen Fingers dick, gemacht, welche gleich dick und an den Enden nicht ſpitzig ſeyn müſſen, weil ſie ſich ſonſt über einander ſchieben. Dieſe Nudeln werden in einer Ofenröhre oder einem Backofen recht hart gedörret, und die Gans wird damit alle 2 Stunden geſtopfet, ſo, daß anfänglich derſelben 8 Nudeln, und dann 10 bis 16 auf einmal eingeſtopfet werden, nach dem man merkt, daß die Gans gut oder ſchlecht verdauet, welches an dem Kropfe leicht gefühlet werden kann. Die gedörrten Nudeln müſſen, wenn die Gans geſtopfet wird, in das Waſſer getauchet werden; auch muß das Waſſer der Gans gar nicht entgehen, ſondern beſtändig vorgeſetzt ſeyn, in welches letztere ein wenig Sand geworfen werden kann. Wenn ein Dresdner Viertel beſagten Futters einer Gans gegeben worden, iſt dieſelbe vollkommen gemäſtet, und hat eine geſunde Leber, wie ein Teller groß. Soll dieſe Maſtung in 14 Tagen vollbracht ſeyn, ſo muß mit der zweyſtündigen Stopfung Tag und Nacht ordentlich continuiret, und zugleich wohl Achtung gegeben werden, daß die letztere Portion verdauet ſey, und davon nichts mehr im Schlunde. Wird die Nacht nicht dazu genommen, ſo verzieht ſich zwar die Maſtung etwas länger, aber der Effect wird mit einem Dresdner Viertel der beſagten Fütterung ebenfalls erreichet.

Der Pfeffer hilft den Gänſen, wenn ſie nicht gut verdauen. Er wird ihnen entweder mit Butter beygebracht, oder auch, um dieſe zu erſparen, die Nudeln naß gemacht, und in den Pfeffer getunket.

Einige ſtechen den Gänſen die Augen aus, damit ſie, weil ſie alſo geblendet ſind, eher ſtill ſitzen, und deſto beſſer zunehmen ſollen.

Die Juden pflegen die Gans in einen Topf, aus welchem ſie den Boden ausgeſchlagen haben, zu ſtecken, und nur den Kopf und Steiß heraus zu laſſen, daß alſo die Gans im Topfe, die ganze Zeit der Mäſtung über, ohne ſich zu bewegen, ſtill ſitzen muß. Zugleich verſtopfen ſie ihr die Ohren mit Erbſen oder andern Sachen, damit ſie weder durch die Augen, noch durch das Gehör zum Geſchrey bewogen werden; und alſo geben ſie ihnen einen dünnen Teig von Gerſtenmehl dreymal des Tages zu freſſen, und ſetzen ihnen Waſſer und Sand vor; von welcher Art zu mäſten ſie eine ſehr große, und manchmal 4 bis 5 Pfund ſchwere Leber bekommen.

Sonſt mäſten auch die Juden ihre Gänſe, wenn ſie eine große Leber bekommen ſollen, folgendermaßen. Zuvörderſt ziehen ſie der Gans die kleinen kurzen Federn um den Steiß herum, und unter den Flügeln, mit einem Zängelchen aus, und ſtopfen ſie das erſtemal mit untermengten lindenen Kohlen. Das Geäſe, als Hirſen, Haber und Gerſte, miſchen ſie trocken durch einander, und geben ihnen anfänglich ſchlecht, hernach immer beſſer, d. i. mehr Hirſen und Gerſte, als Haber. Dieſes Futter wird wohl gewaſchen und geſäubert, auch wieder getrocknet, und die Gans damit im Anfange des Tages dreymal geſtopfet, oder, wie es die Juden nennen, getippelt, bis der Kropf und Hals voll iſt. Hierauf wird ihnen ein wenig Fleiſchwaſſer eingegoſſen, und etwas Brod in den Schlund geſteckt, damit ſie das Futter nicht wieder heraus werfen, auch eine halbe Viertelſtunde nach dem Tippeln ihnen Fleiſchwaſſer oder Milch vorgeſetzt, welches ſie aber über eine halbe Viertelſtunde nicht vor ihnen ſtehen, ſie auch ſonſt niemals, als nach dem Freſſen, trinken laſſen. Auf das Stopfen läßt man ſie ein wenig herum gehen, damit ſie deſto eher verdauen. Ehe man ſie aber wieder in die Steige thut, werden ſie noch einmal überſtopfet, und ihnen der Hals angefüllet. So bald ſie verdauet haben, werden ſie wieder geſtopfet, da ſie denn zuletzt des Tages nicht mehr drey und endlich nicht wohl zweymal mehr verdauen. In ungefähr 3 Wochen ſind ſie gut, welches daraus abzunehmen iſt, wenn ſie aufhören, des Tages zweymal abzudauen.

In No. 39 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1778, S. 347, wird folgendes Mittel, Aenten, Gänſe, Kapaune ꝛc. geſchwinde, wohlfeiler und leichter, als mit Nudeln, zu mäſten, angerathen. Man nehme Erbſen, und zwar ſolche, die ohnedies nicht zum Kochen taugen,

gen, quelle davon ſo viel, als auf 2 Tage verfüttert wird, in etwas ſalzigem Waſſer ein, und ſtopfe den Aenten, Gänſen und Kapaunen, die Kröpfe davon voll; man ſehe aber allemal, wenn man wieder ſtopfen will, zu, ob die Erbſen im Kropfe verdauet ſind. Von dieſen Erbſen werden ſie ſchleunig fett und ſchmackhaft; doch müſſen ſie vollauf zu ſaufen im Troge haben. Es werden auch die Gänſe große Lebern davon bekommen.

Manche raufen den Gänſen, wenn ſie dieſelben einſperren, wie ich bereits erwähnt habe, die ſo genannten Maſt- oder Darrfedern aus. Diejenigen, welche es thun, ſagen, es könnten die Gänſe nicht fett werden, wenn ihnen nicht dieſe Federn ausgezogen würden; allein, die Erfahrung lehret das Gegentheil. Viele hundert, ja wohl tauſend, kommen auf die Maſt, und werden recht fett, denen doch gedachte Federn nicht ausgezogen worden ſind.

Im 12. B. der öcon. Nachr. S. 557, thut Herr v. **Griesheim** den Vorſchlag, die Gänſe zu verſchneiden, weil ſie vermuthlich alsdann mehr an Federn, Fett, Fleiſch und Wachsthum anlegen würden, wie dergleichen Proben auch ſchon mit Fiſchen gemacht worden ſind; ſ. Th. XIII, S. 490.

Im 4. B. der öcon. Nachr. S. 305, fgg. findet man eine Berechnung des wirthſchaftlichen Nutzens der Mäſtung der Gänſe. Es heißt daſelbſt:

„Wenn man eine recht fette Gans bratet, und die Wannen auskreiſchet, ſo kann man wohl 5 Kannen Fett haben, ob man wohl ordentlich mit 3 oder 3½ Kanne zufrieden iſt.

Eine gute Freundin hat ſich mit dieſer Maſt manchen Vortheil gemacht. Sie hat Gänſe gemäſtet, da die Leber über 1 Pfund gewogen hat, und mit 16 bis 18 Groſchen bezahlet worden. Wenn man aber auch ſelbige gar nicht, oder nur 4 Groſchen, rechnet, zeigt ſich doch Vortheil genug. Ich will die Berechnung von einer Gans, da die Leber mit 16 Gr. bezahlt worden, hieher ſetzen.

Die

Die gute Freundin kaufte eine Gans zum Stopfen, à		7 Gr.	— Pf.
zum Stopfen brauchte ſie ½ Scheffel Gerſtenmehl		14	—
Spießglas		—	6
Summa		21 Gr.	6 Pf.

Nachdem die Gans fett war, bekam ſie dafür			
1½ Kanne Fett von den Wannen, à 5 Gr.		7 Gr.	6 Pf.
das Gänſe-Gekleinert		2	—
die Federn		1	—
die Leber		16	—
die ausgeſchlachtete Gans	1 Rthlr.	6	—
Summa	2 Rthlr.	8 Gr.	6 Pf.

Sie gewann alſo dabey 1 Rthlr. 11 Gr. Geſetzt nun, man rechnet die Leber gar nichts, ſo hat man ſeine Mühe doch mit 19 Groſchen bezahlet.“

Ueber dieſe Berechnung macht Hr. Amtm. Leopold, im 3. B. der neuen öcon. Nachr. S. 217, folgende Anmerkung.

„Daß die Gänſe ſehr fett gemäſtet werden können, iſt bekannt; daß aber eine Gans 5 Dresdner Kannen Fett geben ſolle, iſt wohl kaum möglich zu machen; denn 5 Kannen Fett nehmen beynahe ſo viel Raum ein, als die Gans ſelber groß iſt. Und daß von einer gemäſteten Gans, da dieſelbe doch nur 1½ Kanne Fett gehabt, 2 Thlr. 8 Gr. 6 Pf. gelöſet worden, iſt wohl ebenfalls mit unter die ungewöhnlichen Dinge zu rechnen; der Hr. Autor hat auch die viele Mühe, die zur Maſtung erfordert wird, anzuſchlagen vergeſſen.“

Ich komme auf die Krankheiten der Gänſe. Die jungen Gänſe ſind nach der bekannten und allgemeinen Erfahrung, in den Monaten Junius und Julius den meiſten und gefährlichſten Krankheiten ausgeſetzt, die auch wohl ganze Heerden wegraffen. Nicht ſelten iſt bloß die ſchlechte Wartung daran Schuld; denn dieſe Thiere haben eine ſorgfältige Pflege zu keiner Zeit nöthiger, als hier, wo die Natur bey ihnen die gröſſern Kiele hervor treibt, und ſie mit Flügeln verſieht, welches denn unausbleiblich einen nicht geringen Theil

ihrer Kräfte erſchöpfen muß, den ſie auf den gewöhnlichen magern Weiden nicht wieder erhalten können. In ſolchem Falle iſt oft durch eine kleine Zugabe von nahrhaftem Futter, welches des Morgens und Abends, vor und nach der Weide gereicht wurde, dem Sterben vorgebeuget worden. Die jungen Gänſe, welche auf dieſe Art gepfleget wurden, blieben während dem Fiedern munter und geſund, da andere, in derſelben Gegend, früher oder ſpäter, krank wurden, und umfielen, je nachdem ſie außer der Weide nur kärglich gefüttert wurden, oder mit dieſer allein ſich begnügen laſſen mußten. Doch giebt es auch mehrere Urſachen der ſo genannten Gänſe-Seuche, ſo wie dieſelbe ſich auch in verſchiedenen und mehrern Zufällen äußert.

Unter die Urſachen des Sterbens junger Gänſe im Sommer, gehört inſonderheit auch das unreine und ungeſunde Waſſer. Denn, wenn die warmen und dürren Tage nach einander continuiren, ſo ſaufen dieſe Thiere aus allen unreinen Pfützen, es möge das Waſſer ſo unrein, ſtinkend, ja voll Würmer ſeyn, wie es will, weil es ihnen nicht verhindert wird, auch nicht allemal verhindert werden kann. Bey dieſer Gelegenheit leget ſich etwas von der Unreinigkeit und Schärfe in ihr Geblüt; inſonderheit ziehen ſie auch, wenn ſie ſaufen, die lebendigen Würmer mit in die Naſenlöcher; und indem ſie darin hängen bleiben, ziehen ſie ferner mit dem Athem dieſelben weiter in den Kopf, welches verurſachet, daß ſie keine Farbe am Schnabel bekommen, ſondern blaß an demſelben bleiben, zu taumeln anfangen, auf den Wegen und Hütungen, und wo es iſt, ſitzen bleiben, und endlich crepiren. Inſonderheit wird eine Art Käfer, welche den Gänſen tödtlich iſt, wenn ſie dieſelben verſchlucken, und daher oft die unbekannte Urſache des Sterbens der Gänſe wird, Gänſe-Fliege, Dän. Gaaſeflur, Gaaſebilde, Scarabæus horticola *Linn.* genannt. In manchem Jahre ſieht man die abge-

abgegangenen jungen Gänſe in großer Menge, und faſt hinter allen Zäunen liegen. Wenn anhaltende Näſſe iſt, ſollte man glauben, daß zu ſolcher Zeit die jungen Gänſe nicht von unreinem Waſſer ſtürben; denn es mangelt ihnen ja alsdann nirgends an Waſſer. Allein, es mangelt ihnen doch zu ſolcher Zeit das reine Waſſer. Einem jeden, welcher Kenntniß von Aeckern, Wieſen und Hütungen hat, iſt bekannt, daß durch anhaltendes Regenwetter alles Waſſer von den Anhöhen und Hügeln ſich in die Gründe zuſammen ſchwemmet, mithin von den Anhöhen und Bergen auch alle ungeſunde Salze, Schärfe und Unreinigkeiten mit ſich in den Grund führt. Wenn nun die jungen Gänſe auf Hütungen dergleichen zuſammen gelaufenes unreines Waſſer öfters ſaufen, ſo werden ſie davon matt, ſie fangen an, die Flügel hängen zu laſſen, und ſterben. Daher muß derjenige, der viel junges Federvieh, Gänſe, gemeine und wälſche Hühner ꝛc. ziehen will, ihnen geſundes, friſches und reines Waſſer, und am allerbeſten Quellwaſſer aus fließenden Gräben, oder aus gegrabenen Brunnen, alle Tage in hinlänglicher Quantität verſchaffen. Deshalb halten ſich die Gänſe beſtändig in Höfen gern um die Waſſertröge und Kaſten auf, wo reines Waſſer aus Röhren gefloſſen kömmt, damit ſie ſich erfriſchen können. In großen Vorwerkswirthſchaften iſt es daher ſehr nöthig, daß allezeit einige Tröge mit reinem Quell= oder Röhrwaſſer für das junge Federvieh reinlich gefüllet und gehalten werden.

Da ſich das Sterben der jungen Gänſe vorzüglich zur Aerndezeit ereignet: ſo ſuchen einige die Urſache ihres Sterbens in dem häufigen und übermäßigen Genuſſe des in den Scheuern bey dem Einfahren und Abladen ausgefallenen jungen Getraides, von welchem ihnen die Kröpfe dergeſtalt aufſchwellen ſollen, daß nicht ſelten halbe und ganze Heerden plötzlich davon crepiren

piren. Um dieſem Uebel vorzubeugen, ſoll man den alten ſowohl, als jungen Gänſen 14 Tage vor der Aernde des Morgens und Abends etwas weniges altes Korn zu freſſen geben.

Im 69. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1767, wird als ein bewährtes Mittel gegen das eingeriſſene Sterben der Gänſe bekannt gemacht, daß man jeder Gans einen Morgen um den andern, zu drey wiederholtenmalen etwa einen halben Löffel voll gemeinen Küchenſalzes, und zwar ſowohl den ſchon wirklich kranken, als noch geſunden, oder ſtatt des Salzes einer jeden 1 bis 2 Löffel voll Fleiſchſöhle, eingeben ſolle. Es wird verſichert, daß beydes bey kranken und geſunden Gänſen erwünſchte Wirkung gethan habe, daß jene geneſen, und dieſe vor der Seuche und dem unzeitigen Sterben verwahret worden ſeyn.

Nicht ſelten verurſachen auch das Sterben der jungen Gänſe die kleinen Mücken und Fliegen, welche ſich in die Ohren und Naſenlöcher derſelben legen, und ſie dermaßen quälen, daß ſie von aller Kraft kommen, und umfallen, wenn ſie ohne Hülfe gelaſſen werden, oder die Natur nicht ſtark genug iſt. Man kann dieſen Zufall an ihnen leicht gewahr werden. Sie laſſen alsdann die Flügel niederhängen, ſchütteln mit den Köpfen, ſtrecken den Hals lang aus, und freſſen wenig oder gar nicht. Schon die alten Landwirthe haben vorgeſchlagen, in den Monaten Junius und Julius die Ohren der jungen Gänſe bisweilen mit Baum= oder Leinöhl einzuſchmieren, um dieſe Thiere vor den Anfällen der Inſecten zu ſichern; und es würden allerdings viele von ihnen gerettet werden, wenn man in Beobachtung dieſer nützlichen Regel nicht zu ſaumſelig wäre. Außer dieſem Präſervativmittel empfehlen neuere Erfahrungen folgendes, wenn das Uebel bereits überhand genommen hat. Man ſchüttet des Abends, wenn die jungen Gänſe von der Weide kommen, in lange tiefe Tröge, die man

mit friſchem Waſſer anfüllet, etwas Gerſte, welche darin zu Boden fällt. Wenn nun die Gänſe dieſe Gerſte heraus langen wollen, welches ſie auch wohl bey dem Mangel der Freßluſt thun werden, weil ſie eine ihrer Lieblingsſpeiſen vorfinden, ſo ſehen ſie ſich genöthigt, die Köpfe bis über die Naſen und Ohren in das Waſſer zu ſtecken, und reinigen ſich dadurch von den Fliegen und Mücken. Man will auch mit gutem Erfolge es verſucht haben, durch etwas Kienöhl, welches man in das Waſſer goß, die Gänſe vor den fernern Angriff der Inſecten zu verwahren. Bey dem Herauslangen der Gerſte ſoll daſſelbe an den Köpfen hängen geblieben ſeyn, und in der Folge das Ungeziefer abgehalten haben, wieder in die Ohren zu kriechen.

Im J. 1771 begünſtigte die naſſe Witterung in den Monaten Jun. und Julius unzählige Arten von Inſecten. Die Gänſe litten davon in verſchiedenen Gegenden am meiſten; und man klagte damals, insbeſondere in Sachſen, über allgemeines Gänſeſterben. Bey genauer Unterſuchung fand man eine unſägliche Menge kleiner Läuſe an den Hälſen der Gänſe, die von den eigenthümlichen oder ſogenannten Gänſeläuſen, von welchen ich weiter unten ſprechen werde, unterſchieden, und eine ganz andere und kleinere Art waren. Aus der Erfahrung, daß Queckſilber, mit altem flüſſigen Schmeer vermiſcht, ſolche kleine Inſecten bey Pferden und Kühen tödte, nahm man bey dieſem überhand genommenen faſt allgemeinen Uebel zum Mercurius Zuflucht. Man rieb deſſelben einer Erbſe groß unter ein Paar Löffel Schweinſchmeer, und ließ den Hals der Gänſe, die damit behaftet waren, wohl einſchmieren. Der Erfolg entſprach nach dem Zeugniſſe, welches uns das Leipz. Int. Bl. v. J. 1772, S. 216 hierüber gegeben hat, der Hoffnung, die man ſich von dieſem Mittel machte. Alle Gänſe, bey denen ſolche Cur

 ange-

angewandt wurde, blieben leben; die andern, wo ſie unterlaſſen wurde, ſtarben.

Leipz. Samml. 3. Band, 1746, 8 S. 802.
Hannov. nüzl. Samml. v. J. 1757, S. 669, fgg.
35. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1768, S. 292, f.
Göting. gemeinnüz. Abhandl. a. d. J. 1772, S. 145, f.
22. St. der öconom. Nachr. der patriot. Geſellſch. in Schleſ. a. d. J. 1774, S. 179, f. und 40. St. derſ. v. J. 1778, S. 314.
Jo. Sebaſt. Albrecht Obſ. de lue epidemica anſerum, ſt. im Commerc. litt. Nor. A. 1734, hebd. 46, n. 1. S. 361.
Paulet Beytr. zu einer Geſch. der Viehſeuchen, 2. Th. Dresd. 1776, gr. 8. S. 266, fgg.
Rammelt gemeinnüz. Abhandl. 2. Th. Halle, 1771, 8. S. 252, f.

Von der Aufſtößigkeit der Gänſe ſ. Th. II. S. 783.

Von dem Durchlaufe, den die jungen Gänſe bisweilen bekommen, und den dagegen dienlichen Mitteln, ſ. Th. IX. S. 754.

Die Gänſelaus iſt ein kleines, langes, mit vielen Füßen verſehenes, und geſchwinde laufendes Ungeziefer von brauner oder grauer Farbe, welches ſich unter den Federn der Gänſe befindet, und dieſelben dergeſtalt quälet, daß ſie nicht gedeihen noch zunehmen können. Man ſtreuet Farnkraut in die Gänſeſtälle, und wiederholt es etlichemal, wonach ſich die Läuſe gänzlich verlieren. Man braucht aber nicht ſo lange zu warten, bis ſie Läuſe bekommen, ſondern man kann die Ställe etwa alle 14 Tage einmal mit gedachtem Kraute beſtreuen, ſo werden die Gänſe von dieſem Ungeziefer befreyt bleiben. Von den kleinen Läuſen an den Hälſen der Gänſe, welche in manchen Jahren ihren Tod verurſachen, iſt auf der vorhergehenden Seite Erwähnung geſchehen.

Wenn bey den Gänſen der ledige Kropf ſchwillt, ſo füttere man ſie mit Brod und Kohlblättern, und gieße einige Tropfen Brannwein auf das Brod.

Wenn die Gänſe den Pfipps (Pipps, Zipf) haben, nimmt man große Pimpinelle, welche auf ſonnenreichen Wieſen wächſt, wirft ſie in einen Topf mit Waſſer,

Waſſer, und brühet ſie ſo lange, bis ſie ziemlich weich geworden iſt; davon läßt man hernach die kranken Gänſe freſſen, und die davon abgegoſſene Brühe trinken.

Die bequemſten Oerter, Gänſe aufzuziehen, ſind diejenigen, die ſich in der Nachbarſchaft von Flüſſen und Sümpfen befinden. Das Verhältniß der beyden Geſchlechter dieſer Art iſt eigentlich 1 Männchen für 5 Weibchen. Zu einem Zuge von 40 Gänſen müſſen daher 8 Gänſeriche ſeyn; mehrere ſind überflüſſig; mit einer geringern Zahl hingegen werden die Gänſe nicht zu dem vollkommenen Vortheil brüten. Da vielmals die Brut der Gänſe nicht glücklich ausſchlägt, hienächſt die jungen Gänſe vielen Gefährlichkeiten unterworfen ſind, und meiſtens halbwüchſig dahin ſterben, die wenigſten aber den Brachmonat (welcher daher in einigen Gegenden der Gänſetod genannt wird) überleben, dabey dann gleichwohl ein Haus- und Landwirth die Federn von den Brutgänſen, welche bey dem Eyerlegen und Brüten nicht gerupft werden, einbüßet, jedoch ſowohl für die Brut- als jungen Gänſe gutes Futter aufwenden muß, und dieſelben eine gute Aufſicht, mithin große Verſäumniß erfordern, und ſich ſolchergeſtalt das gehoffte Intereſſe nicht hoch erſtreckt, ja zuweilen noch Verluſt dabey ſich hervor gethan hat, die Gänſe aber doch bey einer Wirthſchaft der Federn wegen unentbehrlich ſind: ſo ertheilt der ungenannte Verf. der im 9. Bande der Leipz. Samml. S. 392 bis 395 befindlichen entworfenen unvorgreiflichen Gedanken über Haltung der Gänſe auf den Gütern den Rath, ſeinem Beyſpiele nach anſtatt der Brutgänſe lauter alte Ganſerte zu halten, welche zu gehöriger Zeit geraufet, dadurch aber die nothdürftigen Federn erlangt werden können, und doch der andere Aufwand erſpart wird. Er hält dieſes inſonderheit bey Rittergütern für das rathſamſte, indem das Hofgeſinde die erforderliche gute Aufſicht und Wartung nicht ſo als eine

Bauersfrau verrichtet, ſondern unachtſamer damit umgeht, welches ein Wirthſchafter unmöglich jederzeit verhüten kann. Gefiele es ja einem Hauswirthe, daß er nicht lauter Ganſerte ſondern auch Gänſe zu halten geſonnen wäre: ſo thäte dieſer am beſten, die gelegten Eyer nicht den Gänſen zum Brüten unterzulegen, ſondern ſie zu verkaufen, wodurch derſelbe doch ein Gewiſſes erlanget, und der Gefahr, ſie durch die Brütung zu verlieren, entgeht. Der Verf. rühmt daher auch die Gewohnheit, welche die Hauswirthe in der meißniſchen Pflege beobachten, indem ſie alte Gänſe nicht überwintern, ſondern bey erlangter Stoppel allemal junge Gänſe an Orten, wo deren viele erzogen werden, erkaufen, die Federn von ihnen nützen, und nachher wieder, was ein jeder zu ſeiner eigenen Conſumtion nicht zu behalten geſonnen iſt, anderweit verkaufen; denn ſolchergeſtalt erlangen dieſelben Federn, ohne an dem Einkaufe wenig oder nichts einzubüßen, und ſich großer Gefahr auszuſetzen, und verhüten daneben den zu befürchtenden Schaden, welchen die Gänſe auf den Getreidefeldern, Wieſen und der Hütung verurſachen.

Man hat dieſen Thieren gewiſſe kleine Fehler vorgeworfen, die aber doch bey weitem nicht ſo ſtark ſind, als man ſich gemeiniglich einbildet. Die Gans hat einen ſehr ſtarken Schnabel, welcher inwendig mit zwo Reihen ſcharfſchneidender Zähne beſetzt iſt, ſo, daß ſie das Gras, wenn es nicht ganz tiefe Wurzeln gefaßt hat, bis auf einige Fuß aus der Erde loszuarbeiten, im Stande iſt. Dieſer geringe Schade aber wird theils durch die Fruchtbarkeit der nahe dabey befindlichen Kräuter, und theils durch einen wohlthätigen warmen Regen geſchwind wieder erſetzt. Und ſogar, wenn man von ungefähr einige Grasbüſche findet, die von den Gänſen ausgezogen ſind, ſo iſt ſolches doch gemeiniglich nur in den ſchlechten Wieſen, welche durch darauf ſtehendes Waſſer abgeriſſen ſind, und in denen

nichts anders wächſt, als ſchmales dem Frauenhaare (Adiantum) gleichendes Kraut, welches gemeiniglich mit Schaum umgeben iſt. In Anſehung des Getreides iſt es kein Zweifel, daß die Gänſe demſelben, beſonders wenn es noch ſchwach iſt, vielen Schaden thun können, und deshalb muß man ſie, weil ſie von Natur ſehr gefräßig ſind, ſo viel möglich davon abzuhalten ſuchen. An einigen Orten pflegt man ihnen ſogar die vornehmſten Federn zu nehmen, um ſie dadurch deſto leichter abzuhalten, zur Saatzeit nicht in das Korn kommen zu können.

Die Gänſe von den Aeckern abzuhalten, darf man auch nur einen Bindfaden horizontal darum ziehen. Denn darüber getrauen ſie ſich ſo wenig zu ſchreiten, als die Hirſchen über einen Zaun ſpringen, über welchen eine Leine gezogen iſt.
Berlin. Sammlungen, 8. Band, S. 37.

Wenn aber die Gänſe dieſen Früchten auch ſchädlich ſind, ſo darf man doch deshalb nicht daraus folgern, daß ſie es auch auf den Brachfeldern und Weiden ſeyn ſollten, auf denen das Vieh oft Mühe hat, ſeine gewöhnliche Nahrung zu finden. Dergleichen Weiden liegen faſt mehrentheils an Hügeln, wo das Gras ſich dermaßen feſt an die Erde geſezt hat, und oft ſo kurz iſt, daß es den Gänſen ſauer wird, daſſelbe los zu machen. Ueberdieß gehören die Weiden gemeiniglich den Gemeinden, und es haben alle Einwohner das Recht, ihre Gänſe darauf weiden zu laſſen. Die Gänſe thun alſo den guten Wieſen niemals Schaden; man kann ſie mit aller Sicherheit in den Heiden, Brachfeldern und andern wüſten Gründen weiden laſſen; nur von den Kornfeldern muß man ſie abzuhalten ſuchen. Vielleicht wird man aber ſagen, daß ihr Koth (Miſt) eine freſſende Eigenſchaft an ſich habe, und dadurch dem Graſe ſchädlich werden könne; allein das iſt ein Irrthum, der ſich durch alte Vorurtheile eingewurzelt hat, durch die tägliche Erfahrung aber widerlegt wird. Denn wenn man zu verſchiedenenmalen die Oerter, wo die-

dieſer Miſt eine geraume Zeit gelegen hatte, unterſucht hat, ſo hat man allzeit gefunden, daß das Gras nicht allein nicht welk, ſondern vielmehr noch grüner und ſtärker geworden war.

Bey dem Anſchlage der Lehen- und Landgüter nach der jährlichen Abnutzung pflegt in Pommern in Anſehung der Maſtung der Deputatgänſe auf jeden Deputanten eine Gans, und auf jede Gans ein Strickmaß (d. i. ein halber Rockenſcheffel) Haber, und alſo auf 3 Gänſe ein Haberſcheffel gerechnet zu werden, wiewohl für die Deputanten nicht allemal Gänſe gut gethan werden. Was die Unterhaltung der Zuchtgänſe betrifft, ſo wird, wo eine ſtarke Gänſezucht iſt, und die Gänſe in Anſchlag gebracht werden, auf jede alte Gans ein halber Rockenſcheffel Haber gut gethan; für die jungen Gänſe aber nichts, weil ſich dieſe auf dem Graſe behelfen müſſen.

Ob die Abnutzung von Gänſen mit in Anſchlag zu bringen ſey, pflegt von einigen in Zweifel gezogen zu werden, weil die Proventus davon ſehr mißlich und ungewiß ſind, und auch außer der Fütterung ein Hüter, als ein Junge oder Mädchen, gut gethan werden müßte, welches an Kleidung und Deputat weit mehr wegnehmen würde, als die geringe und ungewiſſe Abnutzung einbringen könnte. Es iſt aber ein Unterſchied zu machen, ob deren viel oder wenig gehalten werden können. Im letzten Falle werden dieſelben in Æſtimationibus übergangen, und für die Deputanten ausgeſetzet; in erſterm Falle hingegen werden ſie in Anſchlag gebracht; es muß aber ſodann nicht allein Hirtenlohn (nämlich für das Stück 4, 6, bis 8 Pfennige) ſondern auch, wie kurz vorher erwähnt worden iſt, für die alten Gänſe Haber gut gethan werden.

Werden die Gänſe in Anſchlag gebracht, ſo iſt zuvörderſt die Anzahl der Gänſe, welche auf dem Gute gehalten werden können, nach der Zeugen Ausſage, wie bey andern Arten des Viehes gewöhnlich iſt, feſt zu ſetzen. Alsdann wird zu 8 Gänſen allemal 1 Gänſer, und von jeder Gans hienächſt 3 Junge gerechnet, von welchen die Deputatgänſe abgezogen, und die übrigen zum Abnutz und Verkauf à 6 Lſl. oder 4 Gr. das Stück gerechnet werden.

v. SchwedER gründl. Nachricht von Anſchlagung der Güter, Berl. 1775, 4. S. 142, f. und 168, f.

Ob

Ob eine Gans jung oder alt ſey, iſt an folgenden Merkmalen zu erkennen. Eine junge Gans hat ſpitzige Nägel; wobey man aber wohl zuſehen muß, ob nicht die Nägel durch Kunſt, wie es zu geſchehen pflegt, ſpitzig gemacht worden ſind. Ihre Gurgel iſt weich, welches man durch Drücken erfahren kann, wie auch, ob ihre Flügel weich ſind. Die Schnäbel ſind bey jungen Gänſen nicht ſo roth, wie bey den alten.

Wenn man nicht Gelegenheit hat, die vielen ſelbſt zugezogenen Gänſe in nahe gelegenen großen Städten mit Vortheile zu verkaufen, ſo ſchlachtet man ſeinen Zuwachs an Gänſen ſelbſt, um entweder das Fleiſch davon als Dauerſpeiſe für den herrſchaftlichen Tiſch ſowohl als für den Geſindetiſch im Hauſe zu verſpeiſen, auch die Federn zur Unterhaltung alter oder Anfertigung neuer Betten zu verbrauchen, oder die geräucherten Gänſe und die Federn von den Gänſen zu verkaufen.

Die gemeinſte Art, die Gänſe abzuthun, iſt dieſe, daß ſie mit der Spitze des Meſſers in den Kopf geſtochen werden. Um dieſes nun mit Bequemlichkeit verrichten zu können, wird die Gans zwiſchen den Knieen der ſchlachtenden Perſon feſt eingeklemmet, und ſo gehalten, daß ſie ſich nicht rühren könne. Oben an dem Kopfe der Gans iſt eine Tiefe, wo die kurzen Federn zuvörderſt ausgerupfet, und dieſer Theil des Hirnſchädels entblößt wird. An dieſem Orte nun wird der Knochen des Hirnſchädels hindurch geſtochen, oder ein kurzer Schnitt gemacht, um das Blut heraus laufend zu machen. Einige pflegen auch, wenn ſie eine Gans abſchlachten wollen, dieſelbe bey den Füßen eine Zeitlang aufzuhängen, damit das Blut ſich durch den Hals in den Kopf ziehen, und ſodann durch vorgedachten Stich oder Schnitt abgezapft werden möge. Von dem Gebrauche dieſes Blutes werde ich weiter unten ſprechen.

Nach dem Schlachten wird die Gans gerupfet, wohl abgeſtoppelt, und ſehr hurtig bey öfterm Herumdrehen über einen brennenden Strohwiſch gehalten, damit alle Flaumfederchen und Haare abgeſengt werden. (*) Hiebey muß man inſonderheit die Füße etwas nahe zum Feuer halten, damit bey dem Abputzen die grobe Haut ſich abziehen laſſe. Nach dem Abſengen wird die Gans in einer hölzernen Mulde mit warmem Waſſer, Seife und etwas Weizenkleye vermittelſt eines wollenen Lappens wohl gewaſchen, darauf mit noch etwas, aber reinem warmen, und nachgehends mit kaltem Waſſer ſauber abgeſpühlet, ausgenommen, abgetrocknet, und in den Schrank an den Haken gehänget.

Bey dem Ausnehmen werden die Därme der Länge nach aufgeſchlitzet, geſäubert, und genugſam ausgewäſſert, um die Pfoten gewickelt, mit gekocht und gegeſſen, wovon weiter unten bey dem ſogenannten Gänſeklein ein Mehreres geſagt werden wird. Die Füße werden wie bey den Aenten bis in das Kniegelenk, die Flügel bis faſt zur Hälfte des nächſten Gelenkes vom Leibe, der Hals aber bis auf wenige Gelenke vom Leibe abgenommen, welches alles, nebſt Magen und Leber, zu dem vorerwähnten Gänſeklein kommen muß.

Es kann zuweilen nützlich ſeyn, daß man ſeine zum Braten beſtimmte mehrere Gänſe auf einmal ſchlachten laſſe, wenn es auch nur zwo wären, indem eine einzelne zurück gebliebene Gans nicht mehr in der Einſamkeit freſſen will, dieſerhalb aber abnehmen kann; wenn ſie, ſo lange ſie neben einer andern oder mehrern Gänſen eingeſtallet war, ſich in ihrer beſten Feiſte befand. So weiß man auch, daß die Gänſe

(*) Gemeiniglich macht man von Strohwiſchen ein kleines Fladderfeuer auf den Heerd; allein es iſt ſicherer, daß dieſes auf der platten Erde in der Küche geſchehe, weil die Flamme vom Strohe hoch ſteigt, und die auffliegende glühende Aſche (Ammern, Glumern) leicht den Schorſtein anzünden können.

Gänſe nach Martini allmählich an ihrem eigentlich guten Geſchmacke abnehmen, und ſolcher, je näher an Weihnachten, auch deſto ſchlechter werde. Es kann alſo auch um dieſer, wie um noch mehrer anderer Urſachen halber rathſam ſeyn, die Gänſe auf einmal abzuthun, die zu Braten eines Hauſes oder einer Familie beſtimmt ſind.

Es muß aber keine gelinde Witterung ſeyn, wenn man abgeſchlachtete Gänſe auf viele Tage wollte hängen laſſen, um ſie nach und nach zu braten. Denn der ſogenannte ältelnde Geſchmack würde ſich ihrer bemächtigen, und ſich durch das Eſſen auch denen offenbaren, die es ſoſt nicht wiſſen könnten, daß die Gänſe keine friſch geſchlachtete ſeyn.

Wenn hingegen Froſtwetter vorhanden iſt, ſo kann man darauf rechnen, daß die geſchlachteten und zum Frieren hingehängten Gänſe im gefrornen Zuſtande friſch und gut ſich ſo lange halten werden, bis ſich die Witterung ändert, und Thauwetter einfällt. Dergleichen aber durch das Frieren friſch bleibende Gänſe müſſen recht fett ſeyn. Denn man findet, daß gefrorne rohe Braten, wenn ſie nicht ſehr fett ſind, ſaft- und kraftlos ſchmecken, und dieſes um ſo mehr, je länger ſie in gefrornem Zuſtande haben bleiben müſſen, indem der Froſt die Feuchtigkeit überall, alſo auch die Säfte des Fleiſches mit der Zeit austreibt. Wie man aber ſonſt dem Froſte ausgeſetztes anderes zähes Fleiſch, welches aber, wie zuvor erwähnt worden iſt, nicht zu lange währen muß, mürbe machen kann, und dieſes vielmals in den Haushaltungen eine eigentliche Hauptabſicht iſt, daß man Fleiſch dieſerhalb frieren läßt: ſo kann man auch bey geſchlachteten Gänſen eben ſolchen Endzweck gar wohl erreichen.

Ueberhaupt hat der Gäaſerich zäheres Fleiſch, als die Gans. Je ſpäter nach Martini, deſto zäher wird ſein Fleiſch; man verbeſſert aber daſſelbe zum Braten

ſehr, wenn man es vorher etwas durchfrieren läßt, weil es davon mürber wird. Und ungeachtet die jungen Gänſe in der ſo ſpäten Jahrszeit nicht mehr ſo gut wie um Martini ſchmecken, ſo bleiben ſie doch, zumal auf dem, immer noch gute Braten, wenn man keine beſſere hat, oder ſolche zur Veränderung in die Reihe anderer Braten mit einſchieben muß. Für die Geſindeküche wären aber die Gänſebraten noch nach Weihnachten ſehr willkommen, wenn ſie bis ſo lange erhalten werden können.

Sollen aber Gänſe durch das Frieren auf ſo lange Zeit, als der Froſt dauert, erhalten werden, ſo müſſen ſie ganz ausgeſchlachtet ſeyn; d. h. es muß alles Eingeweide aus der Gans heraus genommen, und dieſelbe ſo gereinigt werden, als ob ſie ſogleich an den Spieß geſteckt werden ſollte. Der Unrath in den Gedärmen würde, ehe die Gans durchfriert, dem Fleiſche anſteckend werden müſſen; daher man auch die Gänſe, wenn ſie ohne Federn wohin verſendet werden ſollen, ſofort ausnehmen muß, indem es bequemer iſt, todte als lebendige Gänſe zum Braten einzupacken und zu verſenden.

Ich werde zuerſt die mancherley friſche Zurichtungen einer Gans zum Genuße, und ſodann die verſchiedenen Arten ihrer Erhaltung beſchreiben.

Das von einer geſchlachteten Gans auslaufende Blut fängt man in einem unter den Kopf der Gans gehaltenen Topfe auf, nachdem man ein wenig Salz und Eſſig hinein gethan hat, und rührt mit dem Meſſer, womit der Stich oder Schnitt geſchehen iſt, das Blut beſtändig um, bis es kalt geworden iſt. Ohne ein ſolches fleißiges Umrühren des Blutes würde daſſelbe gerinnen, und zur Bereitung des Gänſeſauer, Gänſeſchwarz oder Schwarzſauer, einer in den meiſten Häuſern beliebten Hausmannskoſt, welche an einigen Orten auch Gänſepfeffer genannt wird, und worunter

man das mit dem Blute der Gans gekochte Gekröſe verſteht. Gänſegekröſe aber nennt man den Kopf, Hals, Flügel, Füße, Magen, Leber und Gedärme einer geſchlachteten Gans; welche Stücke auch das Gänſeklein (Gänſeklein) das Junge, imgleichen die junge Gans, Fr. Petite-Oie, genannt werden. Wenn die geſchlachteten Gänſe rein gemacht und ausgenommen ſind, werden ihnen die Hälſe, Flügel und Füße abgehackt, die Därme, nachdem ſie wohl gereinigt worden ſind, um die Füße gewickelt, der Magen, nachdem er aufgeſchnitten, und die davon abgezogene inwendige Haut weggeworfen worden iſt, in einige kleine Stücke, oder wohl nur in zwo Hälften zerſchnitten, die Leber ganz und unzertrennt gelaſſen, die Flügel entweder klein gehauen, oder in ihren Gelenken aus einander geſchnitten, alles aufs reinſte ausgewaſchen, und nebſt ein wenig Salzwaſſer zum Feuer geſetzt, damit es alſo koche. Hernach läßt man ſie abkühlen, thut ſie, wenn man Gänſeſchwarz daraus machen will, in einen Tiegel, legt eine Zwiebel dazu, gießt von der Brühe, worin ſie gekocht ſind, wie auch Wein und Eſſig darauf; wirft Citronenſchalen, Nelken, Ingber und Pfeffer hinein, und läßt alles alſo zuſammen kochen. Unterdeſſen macht man braune Butter fertig, und gießt dieſelbe dazu, daß ſie auch mit koche. Endlich läßt man, wenn man bald anrichten will, das von den geſchlachteten Gänſen aufgefangene Blut durch einen Durchſchlag in oben gedachten Tiegel laufen, indem das Gänſegekröſe noch in vollem Sude iſt, rüttelt es oft um, richtet es an, ſtreuet Zucker und klein geſchnittene Citronenſchalen darüber, und läßt es zu Tiſche tragen.

Der gemeine und Landmann pflegt unter das Gänſegekröſe auch noch gebackene Birnen zu thun. Anſtatt der gebackenen Birnen können auch grüne Birnen von der Obſtkammer genommen werden; nur muß man dahin ſehen, daß ſie nicht zu Mus kochen.

Zu dem Schwarzſauer kann man außer dem Gänſegekröſe auch in Stücken gehauene Gänſe oder eigentliches Gänſefleiſch nehmen, und ungemäſtete Gänſe zu dieſem Gebrauche verwenden. Werden aber gemäſtete Gänſe auf einmal in Menge geſchlachtet, um ſie zu räuchern oder einzuböke ln, ſo wird bloß das Gänſegekröſe dazu genommen. Iſt die Leber nicht ſonderlich groß, ſo nimmt man ſie, wie gedacht, auch dazu; außer dieſem giebt ſie, beſonders zubereitet, ein delicates Eſſen; wovon ich weiter unten ſprechen werde.

Die allein zum Schwarzſauer beſtimmten Gänſe dürfen nicht ſonderlich fett ſeyn, und können allenfalls, wie man ſagt, vom Graſe, wenn ſonſt gute Weide vorhanden iſt, weg geſchlachtet werden. Denn ob ſie gleich, vom Graſe geſchlachtet, nicht den recht guten Geſchmack haben, den ſie von gegebenen Körnern beym Mäſten erhalten: ſo wird doch der ſo zu nennende Grasgeſchmack durch die ſaure Brühe gleichſam völlig überſtimmt.

Man kann auch das Gänſegekröſe mit Peterſilienwurzeln zurichten. Nachdem man das Gänſeklein, wie oben gelehrt worden iſt, mit Waſſer und Salz hat kochen laſſen, läßt man es auskühlen, thut es in einen Tiegel, gießt von der Brühe, darin das Gänſeklein gekocht worden iſt, auch in den Tiegel, wirft Muskatenblumen, Ingber und Butter daran; nimmt darnach Peterſilienwurzeln, ſchabt und ſchneidet ſie in Stücken von beliebiger Größe, ſiedet ſie mit Waſſer ein wenig ab, wirft ſie alsdann zum Gänſeklein, und läßt es alſo mit einander kochen. Zuletzt ſtreuet man geriebene Semmel daran, damit die Brühe ein wenig dick werde.

Anſtatt der Peterſilienwurzeln kann man auch gebähete Semmelſchnitte daran thun, oder eine gelbe Saffranbrühe darüber machen.

Will man das Gänſegekröſe nicht gleich conſumiren, ſo kann man einen Theil als eine weiße Gallerte zubereiten, welche in Pommern Weißſauer genannt wird. Sie hält ſich etliche Wochen gut.

Endlich läßt ſich das Gänſegekröſe auch einſalzen.

Von den ausgeſchlachteten Gänſen wird ferner das Fett von den ſogenannten Blumen (Flomen) und den Därmen, wo es ſich angelegt hat, geſammelt, hernach klein geſchnitten, und in einer Pfanne ausgelaſſen oder ausgeſchmolzen, ſodann ein wenig geſalzen, und in einem glaſurten Geſchirre aufbehalten, da es dann unter dem Namen Gänſefett oder Gänſeſchmalz bekannt iſt.

Unter das auszuſchmelzende Gänſefett pflegen einige Hausmütter gern etwas Thymian zu legen, und hiemit deſſen Geſchmack zu verbeſſern; da es zumal in vielen Häuſern, gleich der Butter, auf herrſchaftlichen Tiſchen, ſo lange es friſch ſchmeckt, auf Brod oder Semmel geſchmiert, und mit Salz beſtreut, verzehrt wird. Sonſt bedient man ſich auch wohl des Gänſeſchmalzes, um Vorkoſten damit zu kochen, und gut zu machen.

Als Zubrod iſt das Gänſeſchmalz dem Geſinde eben nicht oft zu geben. Wirthſchaftlicher wird daſſelbe zur Fettung der Rüben und Kohlgewächſe angewendet, weil es mehr als anderes Fett oder Butter in die Vorkoſten beym Kochen eindringt, und ſolche erweicht und eßbar macht.

Um das Gänſeſchmalz ſo lange als möglich zu erhalten, muß man deſſen Aufbewahrungstöpfe ſorgfältig verdecken, und wider allen auch den geringſten Zugang der Luft genau verſchließen.

Wie eine in Gänſeſchmalz gelegte gebratene Gans den Winter über zu erhalten ſey, werde ich weiter unten zeigen.

Das zum Eſſen untaugliche Gänſefett kann zum Brennen gebraucht werden; es brennt daſſelbe in einer Lampe viel heller und ſparſamer, als Baumöhl und Talg; es raucht nicht, und riecht nicht übel, wenn das Licht ausgelöſcht wird.

Die von dem ausgelaſſenen Schmalze in der Pfanne übrig bleibenden häutigen und ſehnigen Stücke oder die ſogenannten Grieben können, wie die von dem ausgebratenen Schweinsfette, theils als Zubrod dem Geſinde ſtatt Butter oder Käſe gegeben, oder Scheiben von

Topf=

Topf- und Beutelwurſt damit aufgebraten werden. Außerdem aber dienen ſie auch noch zum Gutmachen oder Weichkochen der mancherley Vorkoſten oder Gemüſe.

Kleine Gänſelebern, die auch gemeiniglich hart ſind, werden vorgedachtermaßen nur allein unter das Gänſeſauer oder Gänſeklein mit gekochet; es wäre denn, daß man ſie zerhacken, und den Paſteten damit einen angenehmen Geſchmack beybringen wollte. Zu dieſer Abſicht ſind kleine Gänſelebern ganz vortrefflich.

Die Gänſe, welche noch jung ſind, haben keine große Leber, wie man an Gänſen, die vor Michaelis geſchlachtet werden, ſieht. Auch die jungen Gänſe, wenn ſie etwa bis Weihnachten gehen, und ſodann erſt geſchlachtet werden, haben nicht mehr eine ſo groſſe Leber, wie ſie etwa um Martini bey jungen Gänſen gefunden wird. Wenigſtens iſt die Leber um Weihnachten nicht mehr ſo ſchwammicht und weich, und läßt ſich auch durch Küchenkunſt nicht mehr ausdehnen oder größer machen.

Viele glauben, wie oben S. 41 gedacht worden iſt, ihren Gänſen durch Spießglanz, welcher ihnen unter das Korn bey dem Mäſten gemengt wirkt, die Leber zu vergrößern. Wenn gleich der Spießglanz nicht einzig und allein auf die Leber des Thieres wirket, ſo wird durch ſelbigen doch die Gans zum Fettwerden mehr geſchickt; und je fetter die Gänſe ſind, deſto größere Lebern hat man von ihnen zu erwarten.

Wenn die Leber, wie es ſeyn muß, ganz und unzerſtümmelt aus dem Leibe der Gans heraus genommen wird, ſo legt man ſie unverzüglich in kaltes Waſſer, oder zur Winterszeit wohl gar in den Schnee, damit ſie recht weiß werden möge, welches bey dem Braten derſelben als eine Hauptſchönheit geachtet wird. Der Schnee aber kann bey dem Froſte, ſo lange er nicht

ſchmilzt,

ſchmilzt, dazu dienen, daß die Leber auf viele Tage gut und friſch bleibe.

Ich habe vorher der Küchenkunſt zur Vergrößerung der Gänſeleber gedacht, und ſie beſteht in Folgendem. Wenn die Leber rein ausgewaſchen worden iſt, legt man ſie in warme Milch, und ſtreuet etwas weißen fein geſtoßenen Pfeffer darüber, läßt ſie alſo 1 bis 2 Tage ſtehen, gießt aber unterdeſſen immer alle 2 Stunden friſche Milch darauf: ſo läuft ſie auf, und wird noch einmal ſo groß, als ſie ſonſt geblieben wäre. Andere gießen Branntwein darauf, welcher eben dergleichen Auflaufen verurſachet.

Soll die Leber zu einer Gaſtſpeiſe zugerichtet werden, ſo wäſcht man ſie rein aus, und trocknet ſie mit einer Serviette recht ab; inzwiſchen aber legt man in einen tiefen Tiegel oder eine Caſſerolle ein Stück wohl ausgewaſchene Butter, thut eine ganze mit Gewürznelken beſpickte Zwiebel nebſt Muskatenblumen und Citronſchale hinzu, legt die Leber oben darauf, welches man zuſammen ganz gemächlich dämpfen läßt; woraus ſich dann viele Brühe ergeben wird. In dieſe Brühe ſtreuet man nun entweder geriebene Semmel allein, oder geriebene Semmel mit einigen gewäſſerten, von den Gräthen geſchabten und klein geſchnittenen Sardellen, oder an deren Stelle ſauber geputzte Muſcheln, gießt noch ein wenig Wein oder gute Brühe dazu, und läßt es noch etwas, aber ja nicht zu lange dämpfen; denn die Leber würde davon zu hart, die Muſcheln aber, wenn dergleichen hinzu gethan worden ſind, zu weich werden, und überdem noch Geſchmack und Anſehen verlieren. Bey dem Anrichten wird über dieſes Eſſen Citronenſaft gedrückt, und der Rand der Schüſſel oder Aſſiette mit Citronſcheiben garniret, auch wohl die Leber ſelbſt mit Citronſcheiben beleget.

Will man die Leber aber backen, ſo ſchneidet man ſie in Scheiben, ſalzt ſie ein wenig ein, beſtreuet ſie mit etwas Ingber,

ber und Pfeffer, und läßt ſie alſo eine Weile liegen. Hierauf muß ſie in einer Pfanne mit Schmalz, oder, welches beſſer iſt, abgeklärter Butter heiß gemacht, die Leberſcheiben entweder mit dem allerfeinſten Mehle beſtreuet, oder in einer aus Milch, Mehl und ein Paar Eyern zubereiteten dünnen Soße (Klare) umgewendet, und aus der Butter ſelbſt fein goldgelb gebacken werden.

Auch zu Paſteten wird dieſe in Milch eingeweichte Gänſeleber angewendet. Man ſeihet die erſte dünne Brühe davon, formirt eine Paſtete aus einem mürben Teige, legt unten auf dem Boden Butter, Citronſcheiben, ein Stück Speck, eine ganze Zwiebel, und, wenn man will, auch friſche Auſtern, gießt etwas Wein hinzu, legt die Leber auch darauf, ſtreuet Muskatenblumen darüber, macht die Paſtete zierlich zu, und läßt ſie in einem nicht allzu heißen Ofen gar backen. Inzwiſchen querlt man noch an die zuvor abgeſeihete und nun wieder zum Feuer geſetzte Brühe ein Paar Eyerdotter, ſo daß ſie nicht zuſammen laufen, und macht, wenn die Paſtete gar gebacken, und aus dem Ofen genommen iſt, ein Loch in dieſelbe, gießt die dünne Soße hinein, rüttelt es gehörig durch einander, und giebt es alſo zugemacht auf die Tafel. Denn wenn die Paſtete eher aufgeſchnitten, und der Dampf heraus gelaſſen wird, ſo werden die Lebern hart, und verlieren ihre Delicateſſe.

Will man eine Gans als Kochfleiſch gebrauchen, ſo kann man dieſelbe auf mancherley Art zurichten; als z. B.

1. Mit Majoran. Wenn das Fleiſch beynahe völlig gar iſt, wird nebſt etwas Butter grüner oder trockner Majoran angelegt, und ein wenig mit aufgekocht.
2. Mit Thymian. Es wird die Gans für ſich gekocht, klein würfelichter Speck aber in einer Pfanne gebraten, etwas Mehl und Thymian darunter gerührt, und hierauf zu dem Fleiſche angegoſſen.
5. Mit Paſtinaken. Man läßt die Gans ſowohl als die Paſtinaken für ſich kochen, und wenn beyde halb gar ſind, wird die Gans zu den Paſtinaken mit etwas Butter und Thymian gethan, und beydes zuſammen gar gekocht, nachdem die

Gän-

Gänſebrühe zu den Paſtinaken auch hinzu gegoſſen worden iſt.

4. Mit Kartoffeln, auf gleiche Art.

5. Mit Erbſen. Die Gans wird mit einer Majoran- oder Thymianbrühe für ſich beſonders gekochet, und in einer eigenen Schüſſel aufgetragen; die Erbſen aber für ſich allein, dick gekocht, und in einer eigenen Schüſſel, gleichfalls neben dem Fleiſche, gereichet. Es können auch gebrochene Kartoffeln für ſich in einer eigenen Schüſſel, wie die dicken Erbſen, neben dieſem Fleiſche zu ſtehen kommen.

Wenn Gänſe nur als Kochfleiſch gebraucht werden ſollen, dürfen ſie nicht ſo fett, als zu Braten, gemäſtet ſeyn. Sie können ganz mager, obwohl fleiſchicht, ſeyn und beſonders Fett, Butter oder Schmalz, die Brühen eßbar machen. An einigen Orten kann man ſie zu Kochfleiſch ſchon ſchlachten, wenn ſie die Getraideſtoppeln überlaufen, und von den ausgefallenen Körnern der Aernde ſich etwas auf dem Leibe gefreſſen haben.

Um eine Gans zu braten, wird dieſelbe, nach geſchehener Vorbereitung, in- und auswendig geſalzen, vermittelſt des Gänſeholzes am Spieße befeſtigt, inwendig mit Beyfuß, Aepfeln, Birnen oder Kaſtanien gefüllt, und alsdann fein ſaftig abgebraten. Neben einer gebratenen Gans werden gebackene Pflaumen, eingemachte Gurken, Kapern oder Oliven, aufgeſetzt.

Das Gänſe-Holz iſt ein längliches, an beyden Seiten zugeſpiztes, in der Mitte aber ſchmales, mit einem viereckigen Loche verſehenes Holz, welches den Gänſen, die man am Spieße braten will, mit ſeinen zwo Spitzen von innen heraus, gleich hinter den Flügeln durchgeſtoßen wird, damit, wenn man dieſelben an den Spieß geſteckt hat, und mit deſſen Spitze durch die mittelſte Oeffnung dieſes Holzes hindurch gefahren iſt, ſie, wenn ſie durch die Hitze eingebraten ſind, am Spieße nicht ſchlapp oder ſchlaudernd werden können.

Die Gänſe werden auch wohl in eine Bratpfanne gelegt, und in dem Backofen, Bratofen, Kachelofen, auch wohl in der Röhre des Kachelofens in der Geſindeſtube, gebraten. Da aber in der Küche des Mittelmannes die Spießbraten den Ofen-

Ofenbraten bey weitem vorzuziehen, und von geübten Zungen ſogleich zu unterſcheiden ſind: ſo können alle Geſindebraten, weil doch einmal Bratenfeuer auf dem Küchenheerde unterhalten wird, zugleich mit an den Spieß geſteckt, und gebraten werden.

Beyfuß und Aepfel u. d. gl. werden mehrentheils in eine Gans hinein geſteckt, um ihr einen beſondern Geſchmack zu verſchaffen. Man nimmt hiezu getrockneten und von ſeinen Blättern entledigten Beyfuß. Man pflückt ihn nämlich ab, ehe er aufgetrocknet wird. Die Blühtknoſpen werden allein daran gelaſſen; er muß daher eingeſammelt werden, ehe dieſe aufbrechen. Ehe aber der Beyfuß in den Braten geſteckt wird, muß er in Waſſer abgekocht werden, weil er ſonſt nicht weich und recht eßbar wird. Was die Aepfel betrifft, ſo iſt es zwar willkührlich, dergleichen, von welcher Art ſie ſind, in den Braten zu ſtecken; allein, kein Apfel ſchmeckt in, und mit dem Gänſebraten, ſo gut als der Borsdorfer, welcher auch dem Fleiſche einen angenehmen Geſchmack mittheilt. Die Aepfel können ungeſchält bleiben; nur müſſen vorher die Stiele und Kerngehäuſe ausgeſchnitten und weggethan ſeyn.

Könnte man bereits in der Aernde junge gemäſtete Gänſe haben, ſo wird der Gänſebraten als etwas rares angeſehen. Am beſten aber ſchmecken die Gänſebraten vom Herbſte, bis zu Weihnachten hin. Je größer und in die Augen fallender eine gemäſtete junge Gans iſt, deſto vortrefflicher iſt der Braten. Nach Weihnachten ſchmecken zwar die jungen Gänſe nicht mehr ſo gut, als um Martini; weil aber alsdann die meiſten Gänſe ſchon überall verzehrt ſind, ſo bleibt zu dieſer Zeit der Gänſebraten wieder ein rarer Braten. Nur muß die Vorſicht gebraucht werden, daß man keine Gänſeriche, ſondern allein Gänſeweibchen zu ſolchem ſpäten Braten verſpare, weil die letztern mürberes Fleiſch haben, und dieſerhalb einen jungen gebratenen Gänſerich gar ſehr übertreffen.

In Mittelländern wird auch dem Geſinde einmal des Sontags ein Gänſebraten gegeben, wenn eine ſättigende Suppe vorher gegangen iſt. Auch werden in ſolchen Ländern die Feſtbraten, in Weihnachten und Neujahr, von der Gans gemacht. Inſonderheit iſt es faſt der durchgängige Gebrauch, daß um Martini dem Geſinde die ſo genannte Martins-Gans gebraten werde.

Junge Gänſe geben allein wohlſchmeckende Braten. Gänſe, die über ein Jahr alt ſind, haben ein ſehr grobes und zähes Fleiſch, wenn ſie auch noch ſo gut gemäſtet werden.

Doch

Doch müſſen die jungen Gänſe, wenn ihr Geſchmack gefällig ſeyn ſoll, nicht unter drey Monate alt ſeyn. Wenn indeſſen dreymonatliche Gänſe doch gern gegeſſen werden, ſo geſchieht es, wie kurz vorher geſagt worden iſt, daher, daß ſie in der frühern Jahrszeit eine Art von Seltenheit, und das Neue vom Jahre ſind.

Eine gebratene Gans läßt ſich auch mit Meerrettig zurichten. Man nimmt Meerrettig, (Green,)ſchabet und reibet ihn, ſezt ihn mit 1 Nößel Milch zum Feuer, rührt eine Hand voll abgezogene und klein geſtoßene oder geriebene Mandeln darunter, legt ein Stück Zucker darein, und läßt dieſes zuſammen ein wenig aufkochen. Alsdann richtet man es in eine Schüſſel, worin die Gans zu Tiſche getragen werden ſoll, an, ſezt ſie auf ein Kohlfeuer, zieht die gebratene Gans vom Spieße, legt ſie auf den Meerrettig, beſprengt ſie mit etwas Fett, welches aus der Gans gebraten iſt, ſtreuet ein wenig Semmel darüber, und giebt ſie hin.

Ferner laſſen ſich die Gänſe eben ſo wie wälſche Hühner, Kapaune, oder anderes Fleiſch, z. B. Kalbskeulen, Spanferkel ꝛc. *à la daube* zurichten. Man muß ſie in dieſer Abſicht mit Wein, ein wenig Waſſer, Eſſig und ganzem Gewürz, abkochen, in ſiedendem Waſſer wohl abwaſchen, alsdann mit Speck, Nelken und Zimmet durchſpicken, in eine Serviette wickeln, und in einen Keſſel, dereinen genau ſchließenden Deckel hat, ſtecken, hierin aber aufs neue in vermiſchten Wein, Waſſer und Eſſig durchkochen, bis es genug iſt. Hierauf thut man Lorbeerblätter, Rosmarin, Thymian und ganze Zwiebeln daran, läßt es zuſammen gemächlich kochen, nimmt ſodann die Speiſe ab, und ſezt ſie an einen kühlen Ort, damit ſie erkalte. Dieſes Eſſen, wenn es gleich weich geſotten iſt, kann doch wegen der Serviette, nicht zerfallen, ſondern wird im Stehen ganz feſt, und kann bey dem Auftragen aus der Serviette genommen, und auf eine Schüſſel ohne Brühe auf den Tiſch geſezt, und mit Citronen garnirt werden.

Endlich kann auch die Gans in eine Paſtete geſchlagen, und folgendergeſtalt zubereitet werden: Wenn die Gans gereinigt iſt, ſchlägt man ihr oben das Bruſtbein, imgleichen die Flügel und Beine mit einem großen Meſſerrücken entzwey, doch ſo, daß die Haut ganz bleibe, ſalzet ſie ein wenig, und läßt ſie auf dem Roſte über einem Kohlfeuer etwas anlaufen: hierauf legt man die Gans in ein irdenes

oder hölzernes Gefäß, gießt Eſſig darauf, und läßt ſie etliche Tage darin liegen, jedoch nach Gelegenheit der Ausrichtung; denn ſonſt kann ſie eher wieder aus dem Eſſig genommen und eingeſchlagen werden. Wenn dieſelbe hierauf aus dem Eſſig genommen worden iſt, ſchneidet man Speck, eines kleinen Fingers dick und lang, beſtreuet ſolchen mit Ingber, Pfeffer und Nelken, und ſpickt damit die Gans. Endlich, wenn der Teig zur Paſtete, und der gemachte Teigroſt, wie bereits im II. Th. S. 719, bey dem Auerhahn beſchrieben worden iſt, zubereitet, Ingber, Pfeffer, Nelken u. d. gl. wie auch Rosmarin dazu geſchüttet, und vermittelſt der Paſtetenbänder, die Gans in den Paſtetenteig auf das förmlichſte eingeſchlagen, und mit dem gehörigen Deckel verſehen worden iſt, ſchiebet man dieſe in einen Backofen; und wenn ſie darin eine Viertelſtunde geſtanden hat, wird oben in die Paſtete ein Loch geſtochen, damit die Luft heraus gehen könne. Ferner nimmt man eine Caſſerolle, läßt Butter darin braun werden, gießt Brühe, Wein und Eſſig darein, ſo viel als man vonnöthen hat; endlich läßt man dieſe Soße durch einen Trichter in die Paſtete laufen, und ſetzt leztere wieder in den Backofen, damit ſie vollends gar backe. bey dem Anrichten beſchmiert man ſie mit Speck, und garnirt ſie auf der Schüſſel auf eine beliebige Art.

Die Gans kann, wie der Kapaun, oder auch, wenn ſie groß iſt, wie der wälſche Hahn, zerſchnitten (tranchiret) werden; nur daß einige zuerſt das Hintertheil aufſchneiden, und das Gefüllte mit einem Löffel heraus nehmen. Von der Gans werden zuerſt die Flügel einer nach dem andern vorgelegt, danach ein Stück von der Bruſt, und ein Stück vom Hintertheile, ferner ein Schenkel nach dem andern, und dann das übrige; und wenn die Gans gefüllt iſt, legt man auf jeden Teller etwas von dem Gefüllten.

Ein Mehreres von dem Vorſchneiden und Vorlegen einer Gans, findet man im Magazin für junges Frauenzimmer, Carlsr. 1769, 8. S. 89, f. und in Schenkens Kochbuch, Langenſ. 1773, 8. S. 202, f.

Es folgt die Beſchreibung der verſchiedenen Arten der Erhaltung einer geſchlachteten und zum Theil auch ſchon zugerichteten Gans.

Hie-

Hieher gehört zuvörderſt folgende Art, ihr Fleiſch zu erhalten. Wenn man die Gänſe gerupfet und auf dem Strohfeuer abgeſengt hat, hebet man ihnen die Keulen in die Höhe und nimmt den großen Knochen heraus; darauf nimmt man den Magen dergeſtalt heraus, daß das Fleiſch von den Flügeln daran bleibe; nachher ſchneidet man den Magen in die Länge in zwey Stücke, und nimmt die Knochen heraus. Man zerſchneidet unter andern auch den Bürzel, um das Blut, was in den Hintertheilen verborgen ſeyn könnte, heraus zu bringen. Man nimmt zugleich alles Fett heraus, um es zu ſchmelzen. Alsdann überſtreuet man das Fleiſch mit feinem Salze, und läßt es 5 oder 6 Stunden liegen, damit es Zeit habe das Salz anzunehmen. Man läßt es darauf in dem Fette bis zum Sieden kochen, und nimmt es hernach heraus, um es abtröpfeln und kalt werden zu laſſen. Wenn es kalt iſt, legt man es eines über das andere, und zwiſchen durch etliche Pfefferkörner, Muscaten, Nelken oder Lorbeerblätter. Dieſes geſchieht in einem Fäßchen; und wenn daſſelbe voll iſt, füllt man die Lücken entweder mit Gänſe- oder Schweinſchmalz, und macht es nicht eher zu, bis alles ganz kalt iſt, worauf man es dann an einem recht luftigen Orte aufbewahret.

Von dieſer Art der Erhaltung des Gänſefleiſches, iſt das Einbökeln oder Einſalzen deſſelben, wovon ich weiter unten ſprechen werde, unterſchieden.

Hienächſt iſt das Trocknen der Gänſe vermittelſt des Holzrauches oder im Holzrauche, oder das ſo genannte Räuchern der Gänſe, gewöhnlich. Es iſt aber die Art, Gänſe zu räuchern, nicht überall einerley. In der Mark Brandenburg, und in Ober-Sachſen, hat man folgende bisher immer für die beſte gehalten. Man nimmt recht ſchöne fette Gänſe, ſchlachtet ſie, macht ſie, oben beſchriebenermaßen, rein, und ſchneidet ſie am Rücken herunter auf. Hernach vermiſchet man Salz

mit Salpeter, (wobey man ſich nach der Quantität der zu räuchernden Gänſe richten muß,) und zwar unter eine halbe Metze oder 1 Quart (Kanne) Salz 1 Loth Salpeter, ſalzet die Gänſe in einem Geſchirre damit ein, und reibet das Salz ziemlich hinein. Es muß aber das Geſchirr unten ein Löchelchen haben, damit man die Brühe, welche ſich da ſetzen wird, abzapfen könne. Hierauf ſchält man eine rothe Rübe, ſchneidet Scheibchen daraus, legt ſolche auf die Gänſe, beſchwert dieſelben mit einem Gewichte, und gießt alle Tage die Brühe, welche man abzapfet, wieder darüber; dadurch wird ſich die Röthe aus den Rüben in das Gänſefleiſch hinein ziehen, und das Fleiſch gleich einer Koralle werden. Wenn ſie nun etliche, zum wenigſten drey Tage gelegen haben, nimmt man ſie heraus, bindet ſie an ſo genannte Wurſtſpieße, und hängt ſie auf, daß ſie erſt ein wenig ausſeihen. Damit ſie bey dem Räuchern nicht zuſammen gehen, ſtämmt man in dem inwendigen hohlen Leibe Hölzerchen, und hängt ſie ſodann in eine Rauchkammer oder Feuermauer, doch daß keine zu ſtarke Hitze dazu komme. So bald nun die Gänſe in dem Rauche ein wenig angelaufen ſind, verbindet man ſie über und über mit Papier, und läßt ſie alſo vollends zur Genüge räuchern.

Man nimmt auch bisweilen nur die Brüſte von Gänſen zu räuchern. Man läßt ſie 4 Tage im Salze liegen, bis ſolches geſchmolzen iſt, womit ſie täglich begoſſen werden, hängt ſie ſodann 14 Tage bis 3 Wochen in gelinden Rauch; vorher aber werden ſie in Papier gewickelt, und in alte dünne Leinwand genähet. Auf 6 Gänſe nimmt man eine ſtarke Meſſerſpize Salpeter.

No. 38 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1776, S. 346.

Andere, und zwar die meiſten, verfahren mit den zu räuchernden Gänſen ſo, daß ſie dieſelben in zwo Hälften zerſchneiden, einige Tage lang in den Pökel legen, und damit die oberſten nicht trocken werden, ſie öfters umlegen, daß dieſe die unterſten, und die unterſten

ſten die oberſten werden. Oder, wenn dieſes nicht geſchieht, ſo begießen ſie die oberſten Gänſehälften mit der unten zuſammen gelaufenen Salzlacke aufs fleißigſte. Nach 3 bis 4 Tagen gehen ſie damit in den Rauch, ohne ſie worin einzuhüllen, und ihr Schwarzwerden zu verhindern. Viele laſſen ſie zu lange in dem Rauche hängen, wovon ſie ziemlich hart werden, in der Abſicht, daß ſie deſto länger dauerhaft davon werden ſollen. Sie werden ſodann aber eine weniger angenehme Speiſe, und gehören in ſolchem Zuſtande eher und mehr für den Geſindetiſch.

Die größte Sorgfalt hat man aber wohl auf die zu räuchernde ſo genannte Flick- oder Spickgans (*) zu richten, wenn ſie dieſen Namen verdienen ſoll, weil man ſolche ſo gar unter die delicaten Speiſen zu rechnen pflegt. Inſonderheit ſtehen die pommerſchen Spick-Gänſe in der größten Achtung, worunter die beſten in dem Amte Rügenwalde gemacht werden. Die wahre pommeriſche Art und Weiſe, ſolche Spickgänſe zu machen, iſt dieſe. Nachdem die hiezu beſtimmten Gänſe (**) in einen mit Stroh beſtreuten Stall geſperrt,

 und

(*) In einigen gemeinen Mundarten, z. B. in Thüringen, heißt eine halbe geräucherte Gans, eine Gänſe-Backe, entweder von Back, welches im Niederſächſiſchen der Rücken heißt, der Rücken aber an geräucherten Thieren das vornehmſte iſt; oder auch von backen, dörren.

Das niederſächſiſche Slickgans, Gooſeflikk, kömmt entweder vom Schwed. Flick, eine Speckſeite, Niederſ. ein Slicken Speck, daher man dergleichen geräucherte Gänſe auch wohl Spick-Gänſe zu nennen pflegt; oder auch von flicken, zertheilen, zerſchneiden; oder endlich auch von dem Niederſ. flak, flach, weil dergleichen Gänſehälften flach gedrückt zu ſeyn pflegen, wie ſie dann auch Preß-Gänſe heißen.

(**) Hr. v. Eckhart, in ſeiner vollſtändigen Experimentalöconomie, ſagt, daß inſonderheit die Ganſerte hiezu ausgeſucht würden, weil ſolche eher und beſſer zunehmen, auch ſtärkere Schäfte (Leiber) bekommen, als die Gänſinnen. Hierin aber kann man wohl Demſelben nicht beypflichten, daß die Ganſerte eher und mehr, als die Gänſinnen, in der Maſt zunäh-

und 3 Wochen lang mit halb geſtampften Rüben und halb Gerſtenſchrot vollauf gefüttert, auch mit Sand und hinlänglichem Waſſer verſehen worden, da alsdann dieſelben, wie ein kleiner Finger dick, Speck geſetzt haben, werden ſie nach Martini abgeſchlachtet, und mit der gröſseſten Vorſicht gerupfet, damit die ſo fette und weiche Haut nicht voll Löcher geſchunden werde. Wenn nun alle Stoppeln ſauber ausgezogen, und die Gänſe ganz rein geputzt ſind, werden ſie geſenget, und alsdann mit warmem Waſſer abgewaſchen; nachher werden ihnen Hals und Flügel kurz am Leibe abgeſchnitten. Hierauf wird eine Gans nach der andern recht accurat in der Mitte geſpalten, Herz, Lunge, Magen und Leber, auch Kaldaunen, nebſt dem Fette heraus genommen, und mit dem Halſe, Flügeln und Beinen, nach und nach verzehrt; die geſpaltenen Gänſe aber werden ſtark mit Salz gerieben, und in ein reines Faß ſehr dick auf einander geſchichtet und zugedeckt; mit ſolcher Einſalzung bleiben ſie aber länger nicht als 3 Tage liegen. Unter dieſer Zeit wird das meiſte Salz geſchmolzen, und jede Gans, ſo viel als nöthig, davon durchdrungen ſeyn. Nunmehr müſſen ſämtliche Gänſe ſo naß, und noch voll Salz hängend, her=

nähmen. Wenn die Ganſerte nur ein wenig ſpäter im Herbſte zur Maſt eingeſtallet werden, ſo nehmen ſie nicht recht zu, und wollen nicht gut freſſen, indem der Naturtrieb ſich bey ihnen nach dem Umgange mit den Gänſinnen zu ſehr reget, daß ſie ſich abängſtigen und nach der Freyheit ſehnen, welches bey Gänſinnen nicht ſo geſpürt wird. So haben auch die Gänſinnen, wie bereits erwähnt worden iſt, ein weit zärteres, und weniger zähes Fleiſch als die Ganſerte. Erwählt man letztere aber vorzüglich zu Spickgänſen, ſo iſt wohl die Haupturſache keine andere als dieſe, daß ſie einen längern Leib haben, und deshalb mehr in die Augen fallend ſind. Wenn die Pommern alſo uns nur die Ganſerte als Spickgans zuſenden, und die Gänſinnen für ſich behalten, ſo ſchicken ſie zwar das größte Stück Fleiſch außer Landes, allein, das zärteſte Fleiſch bleibt ihnen doch zur eigenen Speiſe, und ſie eſſen ſodann beſſer, als die Ausländer.

heraus genommen, und an ihre Kniee Bindfaden mit Oeſen (Schleifen) angebunden werden, damit dieſelben auf langen hölzernen Spießen aufgehängt werden können. Wenn nun dieſe Oeſen von Faden angebunden ſind, werden die von Salzwaſſer noch ganz naſſen Gänſe über und über mit trockner Weizenkleye beſtreuet, und in der Kleye ſo herum gewälzet, daß man von ihrem Specke und Fleiſche nichts mehr ſehen kann. Hienächſt werden dieſelben auf ihre hölzerne Spieße an die Bindfadenöſen aufgereihet, jedoch ſo, daß keine die andere berühre, ſondern allezeit ein Fingerbreiter Raum dazwiſchen bleibe, und alsdann länger nicht, als 8 Tage, im Rauche gelaſſen; jedoch da, wohin keine Hitze vom Feuer, ſondern nur allein Rauch kommen kann. Endlich, und nach 8 Tagen werden die Gänſe aus dem Rauche hinweg genommen, und auf dem Boden, hoch am Balken, 8 Tage in die Luft gehängt, nachher abgenommen, und ihnen mit einem zuſammen gewickelten leinenen Lappen die Kleye ſauber abgerieben. Solchergeſtalt werden die Gänſe äußerlich ſo gelb wie ein Spilling, im Specke ſo weiß als Schnee, im Magern aber ſo roth wie eine Roſe, ausſehen, und ſich Jahr und Tag ſaftig und wohl geſchmackt erhalten laſſen.

Bey dieſer Anweiſung zur Bereitung der pommerſchen Spickgans, iſt noch anzumerken, daß ſolche von einigen in Leinwand eingenähet wird, wenn ſie in den Rauch gehängt werden ſoll. Dieſes Verfahren aber iſt nicht ſo gut, als dasjenige, wenn die Gans in Kleye eingehüllt iſt. Denn gemeiniglich nimmt man doch nur abgenützte Leinwandlappen dazu, welche ſo dünn, wo nicht gar löcherig ſind, daß der Rauch zu ſtark durchdringen, und in die Gans zu ſehr wirken kann. So iſt es auch weit mühſamer, eine Gans in Leinwand zu hüllen und einzunähen, als ſolche mit Weizenkleye zu beſtreuen, und darin umher zu wälzen. Die Kleye geht ohnehin nicht verloren, ſondern kann, wenn ſie zu ſeiner Zeit von den Gänſen abgeſcheuert wird, immer noch zum Schweinefraß angewendet werden. Eine in Lappen eingenähete Gans gewinnt auch nicht die ſchöne vorhin an-

gegebene Farbe in der Maße, als ſolches von der Kleye geſchieht.

Man darf nicht befürchten, daß die mit Salzlacke behangene, und darauf in Weizenkleye eingehüllte Gans vom Salze zu hart werden könne. Dieſes würde nur geſchehen, wenn ſie mager und nicht fett wäre. Die Spickgans aber muß ſo fett als möglich ſeyn, wenn ſie recht ſchmecken und ſich den Augen vortheilhaft darſtellen ſoll. Eben deswegen wird ſie die Spick-Gans genannt, weil ſie ſpeckfett ſeyn muß. Dieſer Speck der Gans verhindert aber das allzu ſtarke Eindringen des Salzes, und die aufgeſtreuete Weizenkleye zieht ebenfalls ſehr das Salz von der Gans in ſich hinein, welche obiger Vorſchrift gemäß, binnen den bemerkten Tagen wieder abgerieben werden muß.

Die Spickgänſe werden in der Vorrathskammer, welche mit Gitterfenſtern verſehen ſeyn muß, damit die Luft durchſtreichen könne, nebſt anderm Räucherfleiſche, Speck, Schinken, Würſten u. d. gl. hingehängt und aufgehoben. Eine ſolche Vorrathskammer muß nicht ſo der Mittagsſeite geöffnet ſeyn, daß die Sonnenhitze ſolche ſtark erwärmen könne; denn ſonſt wird die Gans, wie auch das andere Räucherfleiſch, leicht gelb und älterícht. Man thut daher am ſicherſten, wenn es an ſolcher kühlen, der durchſtreichenden Luft geöffneten Kammer fehlt, auch die Spickgans, im Maymonate, wie anderes Räucherfleiſch, in Aſche einzupacken, das Gefäß mit dem eingepackten Fleiſche ſodann aber an einem kühlen Orte hin zu ſtellen, und die Gänſe, wenn man ſie nicht jede beſonders in leinene Lappen noch zum Einpacken einhüllen wollen, zum Gebrauche, von der Aſche, wie anderes Räucherfleiſch, zu reinigen.

Es giebt auch eine gewiſſe Art, Gänſe ohne Rauch zu dörren, welche auch bey andern Arten des Fleiſches Statt findet, und wovon im Art. Räuchern des Fleiſches Anzeige geſchehen wird.

Was die Zurichtung der geräucherten Gänſe, der Gänſe-Hälften, und der Spick-Gänſe, zum Genuß, betrifft: ſo werden

1. die geräucherten Gänſe, wenn ſie zum Kochen gebraucht werden ſollen, zuvörderſt vermittelſt eines von Heu oder Stroh gemachten Wiſches, in recht heiſſem Waſſer abgeſcheuret, und ſodann eine Nacht über in kaltes Waſſer gelegt, damit ſie ein wenig auflaufen.

ſen. Will man die geräucherte Gans zu einer Gaſtſpeiſe anwenden, wird ſie ganz und unzerſchnitten gekocht, und eben ſo aufgetragen. Doch zerſchneiden einige die Gans in Stücke, wenn ſie gekocht werden ſoll, und man ißt ſie mit allerley Vorkoſten; z. B. mit dicken Erbſen, trocken gebrochenen Bohnen, Kartoffeln, Kohl und Rüben. Inſonderheit ſind folgende zwo Arten von Zurichtungen beliebt.

Geräucherte Gans, mit Braunkohl, auf Weſtphäliſch. Man nimmt 1 oder 2 Gänſe, wäſcht ſie vorgedachtermaßen, in warmem Waſſer rein ab; legt ſie über Nacht in kaltes Waſſer, damit ſie ein wenig auflaufen; ſchneidet ſie alsdann in Stücke, und ſetzt ſie in einem Topfe mit Waſſer zum Feuer, ſalzet ſie aber nicht, ſondern läßt ſie nur gar kochen. Danach nimmt man Braunkohl, ſtreift ihn von den Strünken ab, wirft ihn in friſches Waſſer, wäſcht ihn ſauber aus, thut ihn in einen Topf, auch die Strünke ſchälet man wie Kohlrabi, ſchneidet ſie ebenfalls zum Kohl, gießt ein wenig Waſſer darauf, ſetzt ihn, nachdem er vorher etwas geſalzen worden iſt, zum Feuer, deckt einen Deckel darauf, und läßt ihn eine Weile kochen. Ferner ſetzt man in einem Tiegel oder einer Caſſerolle 1 Pfund Butter auf das Feuer, daß ſie weich werde, thut auch einen Löffel voll Mehl darein, und rühret es ſo lange, bis es braun wird. Endlich nimmt man den Kohl, ſchüttet ihn nebſt dem Waſſer in heiße Butter, legt noch ein Stück Butter, nebſt weißem Pfeffer, Ingber und zerbröckelten Muskatenblumen daran, ſchüttet auch ein Paar Loth Zucker hinzu, und läßt es zuſammen kochen. Endlich nimmt man die Gänſe, legt ſie zum Kohl, ſchöpfet das obere Fett ein wenig ab, gießt es auf den Kohl, läßt es alſo ein wenig mit einander kochen, und richtet es ſodann an. Einige ſchärben auch den Kohl, und vermengen ihn mit gebratenen Kaſtanien.

Geräucherte Gans, mit Rüben. Man nimmt weiße oder auch Steckrüben, ſchälet oder ſchabet, und ſchneidet ſie in längliche oder breite Stückchen. Hernach ſetzt man in einer Caſſerolle oder eiſernen Pfanne geſchmelzte Butter auf das Feuer, damit ſie heiß werde; reibet 1 oder ½ Loth Zucker darein, und läßt es zuſammen recht heiß werden, ſo wird der Zucker als ein brauner Schaum erſcheinen. Wenn nun dieſer ſich auszubreiten anfängt, ſchüttet man die geſchnittenen Rüben, nachdem ſolche vorher recht trocken gemacht worden ſind, hinein: ſo bekommen

men ſie ſofort eine ſchöne braune Farbe; alsdann ſetzt man ſie auf das Feuer, und rührt ſie öfters um. Sind ſie nun braun genug, ſo thut man ſie in das Geſchirr, worin ſie gekocht werden ſollen, gießt gute Fleiſchbrühe dazu, brennt ein wenig braunes Mehl und ſchüttet es darein, nebſt etwas Pfeffer und Jngber. Hierauf nimmt man die auf vorgedachte Art vorbereitete geräucherte Gans, legt ſie zu den Rüben, und läßt ſie ferner kochen. Zu ſolchem Eſſen muß aber niemals ein ſtarkes Feuer gebraucht werden, ſondern je langſamer man es kochen läßt, deſto beſſer wird es; auch muß es immer zugedeckt bleiben.

Jn einigen Häuſern kocht man wohl gar dieſe Fleiſchſpeiſe mit getrockneten Rübchen, oder ſo genannten welken Rüben, zuſammen: wenn nämlich die geräucherten Gänſe zuvor in einem beſondern Topfe meiſt gar gekocht, und darauf zu den auch meiſt weich gekochten Rüben hinzugethan werden, damit beyde Koſten zuſammen vollends in einem Geſchirre gar kochen.

Die geräucherten Gänſe ſchmecken in den Frühlingsmonaten am beſten; nach Verfließung derſelben haben ſie ſchon den erſten guten Geſchmack verloren.

Soll die geräucherte Gans nur Geſindekoſt werden, ſo läßt man ſie nicht allzu fett werden, und erſparet einen Theil des zum Mäſten ſonſt erforderlichen Kornes oder der Gartengewächſe. Jn dieſem Falle dürfen die Gänſe nicht ſonderlich fett ſeyn, weil ſie ſodann auch noch deſto länger dauerhaft ſind; obſchon das Fleiſch von der Länge der Zeit deſto härter wird, welches aber bey der Speiſung des arbeitſamen Geſindes gar nicht für nachtheilig zu halten iſt. Aber auch geräucherte, nicht ſonderlich fett gemachte Gänſe kommen auch öfters auf die herrſchaftliche Tafel.

2. Von den Gänſe-Hälften habe ich oben, S. 71, geſagt, daß viele dieſelben, um ſie deſto dauerhafter zu machen, zu lange in dem Rauche hängen laſſen, wovon ſie ziemlich hart werden. Dieſe ſo, durch zu langes Räuchern verhärteten Gänſehälften können aber durch Einwäſſern wieder in etwas gemildert werden, wenn man ſie, wie bey der zuvor beſchriebenen Räuche-

rungsart der Gänſe erinnert worden iſt, eine Nacht vorher, wenn ſie gekocht werden ſollen, in kaltes Waſſer legt, und darauf bey mäßiger Hitze ganz langſam gar kochet. Allein, die von dem Rauche angenommene Schwärze verlieren ſie doch nicht durch ſolche Behandlungsart, daher es, um mehr als einer Urſache willen, wohl gethan iſt, die Gänſehälften nicht zu lange, ſondern nur einige Tage in dem Rauche zu laſſen, und die Vollendung ihres Trocknens der Luft zu überlaſſen, wenn ſie in einer luftigen Kammer frey hin gehängt werden.

Die Gänſe, welche in Hälften zertheilt geräuchert worden ſind, werden theils als Häften, theils in Viertel zerlegt, gekocht. Letzteres geſchieht vornämlich, wenn, wie kurz vorher gedacht iſt, geräucherte Gänſe mit welken Rüben zuſammen gekocht werden. Auch zertheilt man, um der Bequemlichkeit willen, eben dieſe geräucherten Gänſehälften in Viertel für den Geſindetiſch, wenn eine Vorkoſt damit zugleich gekocht, und von dem Gänſefette geſchmelzet werden ſoll, damit es des Zuſatzes eines andern Fettes zum erweichen und Garkochen der Vorkoſt nicht bedürfe.

3. Was die Verſpeiſung der Spickgans betrifft, ſo wird ſie nicht gekocht, ſondern roh, und zwar mit Pfeffer und Salz gegeſſen. Doch haben einige Gefallen daran, von der Spickgans dünne Schnitte in Waſſer, zerlaſſener Butter und Citronenſaft, wie den geräucherten Lachs, über Kohlen in einem Geſchirre anzubraten. Es muß aber dieſes mit Vorſicht geſchehen, damit das Fleiſch nicht hart oder zähe braten möge. Da aber die geräucherte Spickgans meiſtentheils nur roh gegeſſen wird, ſo trägt man ſie gern in ihren völligen Hälften auf, um mit ihrer in die Augen fallenden Größe die Tafel zu zieren. Doch iſt es auch nicht ungewöhnlich, wenn in einer Schüſſel mancherley Schnitten von kaltem Pökel- und Räucherfleiſche aufgeſetzt

geſetzt werden ſollen, den Rand der Schüſſel, wie mit Scheibenſchlackwurſt, alſo auch mit Schnitten von Spickgans zu garniren. Bey warmer Vorkoſt aber muß man ſich deſſen enthalten; denn der von der heißen Vorkoſt warm gewordene Schüſſelrand würde den Speck weich und ſchmelzend, und weniger appetitlich machen. Wenn man aber eine kalte Vorkoſt eſſen wollte, ſo ließe ſich ſolche wohl mit Schnitten von Spickgans belegen; dergleichen auch wirklich geſchieht, wenn man kalte gebrochene Erbſen, als ein pommeriſches Eſſen beliebt, welche mit fein zerhackten Bollen oder Zwiebeln und ſcharfem Weineſſig gegeſſen werden. Uebrigens aber wird die Spickgans mit allerley Vorkoſten, oder auch wohl für ſich beſonders, ohne Vorkoſt gegeſſen.

In manchen Häuſern wird faſt mehr auf das Einbökeln, (Einſalzen,) als auf das Räuchern der Gänſe gehalten. Man nimmt auch hier gern Salpeter unter das Salz, um dem Fleiſche eine angenehme Röthe zu wege zu bringen. Es hat ein beſſeres Anſehen, wenn Gänſehälften eingeſalzen, unzerſtückt gekocht, und eben ſo zu Tiſche gebracht werden. So viel aber iſt richtig, daß in kleine Stücken zerſchnittenes Gänſefleiſch ſich zum Einſalzen feſter einpacken laſſe.

Je früher man das eingebökelte Gänſefleiſch, welches warm und kalt, entweder zu allerley Vorkoſten, oder nur mit Möſtrich, oder Weineſſig, geſpeiſet wird, verbraucht, deſto beſſer iſt der Geſchmack deſſelben. Will man aber das Gänſebökelfleiſch für den Geſindetiſch allein haben, ſo läßt man es ſo lange dauern, als es ſeyn kann. Und da die zum Einbökeln beſtimmten Gänſe eben nicht ſo fett ſeyn dürfen, damit das Fleiſch ſich deſto beſſer im Salze erhalten möge, auch das Gänſefleiſch in Vergleichung mit den dicken Stücken vom Rindfleiſche, nur dünn iſt, ſo wird es je länger je mehr von dem Bökel dermaßen durchzogen, daß es

faſt

faſt halb Salz wird. Lange im Bökel gelegenes Gänſefleiſch muß dieſerhalb auch länger eingewäſſert, und das Waſſer muß zum Einwäſſern einigemal abgewechſelt und friſches aufgegoſſen werden.

Auch das **Einſäuern des Gänſefleiſches**, iſt eine Art daſſelbe zu erhalten, welche aber nicht aller Orten, ſondern nur vornämlich in den Provinzen längs der Oſt-See, wo gemeiniglich die ſtärkſte und beſte Gänſezucht in Deutſchland getrieben wird, anzutreffen iſt. Da aber in gedachten Provinzen die auf einmal in Menge geſchlachteten Gänſe nur für den Rauch beſtimmt ſind: ſo wird das ſo genannte Gänſeklein faſt nur allein in Eſſig gelegt, weil ſolches nicht auf einmal conſumirt werden kann, wenn gleich ein Theil davon zu Schwarzſauer, als einer, wiewohl nicht allzu langen Dauerſpeiſe beſtimmt iſt. Man pflegt aber auch hin und wieder nicht ſonderlich gemäſtete Gänſe zum Kochfleiſch einzuhauen, und in Eeſſig zu legen. Man verfährt dabey entweder auf die im IV. Th. S. 176, angezeigte Weiſe, oder bedient ſich anderer Einſäuerungsarten, deren bey dem Rindfleiſche Erwähnung geſchehen wird.

Doch pflegen die Köche auch in vornehmen Häuſern das Gänſefleiſch noch auf folgende Art einzuſäuern. Sie pflegen die Gänſe in zierliche Stücke zu hauen, und ein wenig auszuwäſſern, ſodann aber in kochendem Waſſer nur eben beſtarren zu laſſen, aber nicht zu viel, weil ſonſt die beſte Kraft des Fleiſches verloren geht. Hierauf wird das Fleiſch ſauber ausgedrückt und ausgeputzet, mit gutem Weineſſig zum Feuer geſetzt, daß es bedeckt iſt, und, wenn es zu kochen anfängt, wohl abſgeſchäumet, gleich im Anfange aber auch etwas geraſpeltes Hirſchhorn in ein dünnes Tuch gebunden, und mit dazu gethan; ſodann auch etwas Nelken und ganzer Pfeffer. Weil aber das Fleiſch lange dauern ſoll, muß man genau darauf Acht haben, daß das

Fleiſch

Fleiſch durch das Kochen nicht zu mürbe werde. Gegen die Zeit, da das Fleiſch gar ſeyn kann, muß man weite, ſo genannte Zuckergläſer, in welchen man daſſelbe aufbewahren will, in einen, auf dem Boden mit etwas Heu belegten breiten Keſſel mit kaltem Waſſer ſetzen, und alsdann auf das Feuer ſtellen, daß es heiß werde. Herauf wird das Gänſefleiſch, Stück bey Stück, in die Gläſer gelegt, hernach auch die Fleiſchbrühe, worin das Gänſefleiſch gekocht worden iſt, durch ein Tuch ganz ſiedendheiß darüber gegoſſen, ſo daß die Gläſer recht voll werden. Man ſetzt die Gläſer hin, daß ſie kalt werden; nimmt ſodann das auf der Brühe befindliche Schmalz rein ab, und gießt ein wenig zerſchmolzenes Wachs über die Brühe; welche Verſchließung des Glaſes mit Wachs ſo genau geſchehen muß, daß nirgends eine Ritze, wodurch Luft zur Brühe kommen könne, geſehen werde. Man verwahrt nun die Gläſer an einem guten Orte, wo es nicht warm noch dumpfig iſt: ſo dauert das Fleiſch von Martini, bis mitten in den Sommer hinein.

Daß eingeſäuertes Gänſefleiſch mit keiner andern, als einer ſauern Brühe, zur Mahlzeit bereitet werden könne, verſteht ſich von ſelbſt. Verſchiedener Arten ſäuerlichen Brühen aber, geſchieht bey Bereitung anderer Fleiſchſpeiſen, Erwähnung.

In der Gegend des ſächſiſchen Churkreiſes, welche der Fläming genannt wird, haben die Landleute die Gewohnheit, die gebratenen Gänſe in Schmalz zu legen, um ſolche den Winter hindurch zu erhalten. Der gelehrte Paſtor in Schlalach, Hr. Germershauſen, welcher ſich durch viele überaus nützliche öconomiſche Abhandlungen in dem beliebten wittenbergiſchen Wochenblatte, welches der verdienſtvolle Hr. Prof. Titius mit unermüdetem Fleiße heraus giebt, und durch die Hausmutter, (welches letztere Werk als die reichſte Schatzkammer der gemeinnützigſten practiſchen Belehrungen in der

der Hauswirthſchaft anzuſehen iſt,) berühmt gemacht hat, liefert uns davon im 48. St. des witt. Wochenbl. v. J. 1770, S. 396, f. und im 2. B. der Hausmutter, Lpz. 1778, gr. 8. S. 675, fgg. folgende Nachricht.

Es wird die Gans, wie gewöhnlich, gar gebraten, doch ſo, daß ſie nicht zu ſehr ausbrate. Man kann, um der Gans einen beſſern Geſchmack zu ertheilen, Beyfuß und Aepfel hinein ſtecken; doch muß beydes vor dem Einlegen in das Schmalz wieder herausgenommen werden. Alsdann wird der Gänſebraten in einen großen ſteinernen Topf gethan, und mit zergangenen warmen Gänſeſchmalz übergoſſen, daß von der Gans nichts zu ſehen iſt, und darauf an einem kühlen Orte aufbewahret.

Will man für den herrſchaftlichen Tiſch einen oder den andern Gänſebraten um Martini auch ſo einlegen, ſo muß man etwas genauer damit zu Werke gehen, um zu ſeiner Zeit keinen ältericht ſchmeckenden Braten aus dem Schmalze hervor zu ziehen.

Der ſo genannte älterichte Geſchmack nimmt ſeinen Urſprung bey der Gans aus der Höhle des Leibes. Dieſe muß daher mit Schmalz recht ausgefüllet werden. Man nimmt deswegen einen geräumigen Topf von Steingut, und gießt zuerſt Gänſeſchmalz, und zwar ſo viel hinein, daß es eine gute Querhand hoch den Booen des Topfes bedecke. Dieſes Schmalz muß zuvörderſt gerinnen, worauf der Gänſebraten ſo hinein geſezet wird, daß der Steiß gerade oberwärts in den Topf zu ſtehen komme. In der Nähe dieſes Steißes wird von dem Bruſtknochen an, die Haut, eines Thalers groß, rund heraus geſchnitten, die ausgeſchnittene Haut aber indeß bey Seite geleget, da ſie zu zulezt auch in dem Schmalze beygeſtecket wird.

Das Gänſeſchmalz, welches zwar fließend, aber nur noch laulich ſeyn muß, wird zuerſt, außerhalb der Gans herum, bis nahe an den gemachten Ausſchnitt, gegoſſen, und alsdann mit dem fernern Verfahren ſo lange gewartet, bis das Schmalz erkaltet. Damit aber die Gans in dem Topfe gerade bleibe, muß man Splitter von ellernem oder anderm Holze, von zwo innern Seiten des Topfes her, ſo gegen den Steiß ſtämmen, daß die Gans nicht umfallen oder ſich an die eine Wand des Topfes legen könne. Man gießt ſodann abermal zergangenes, und nur noch lauliches, Gänſeſchmalz durch den runden Einſchnitt in die Höhle des Leibes hinein, daß ſie ganz voll werde. Man rüttelt ein wenig den Topf, wenn

das Schmalz gerinnen will, daß es überall ſich feſt anlegen mö-
ge. Iſt dieſer Guß geſchehen, ſo iſt noch ein dritter zurück, womit der Topf voll gefüllet wird, wenn das Schmalz des zweyten Guſſes ſich geſezt, und völlig erkaltet. Es werden die Späne behende heraus genommen, die runde ausgeſchnittene Haut an der einen Seite der Gans, doch ohne ſelbige zu berühren, hingeleget, und das lezte lauliche Schmalz übergegoſſen. Dieſes muß hoch genug über die Gans ſtehen, indem es ſich beym Erkalten ſenket.

Will man die Gans im Frühjahre genießen, ſo wird der Topf, worin ſie eingelegt iſt, in einen nicht allzu heißen Ofen geſezt, und das Schmalz ſo fließend gemacht, daß es aus der Höhle des Leibes heraus fließen könne, wenn man die Gans heraus nimmt. Man läßt das Schmalz in eine untergehaltene Schüſſel abtriefen, leget die Gans in eine Bratpfanne, und läßt ſie etwas anbraten, leget den runden Ausſchnitt der Haut wieder an ſeine Stelle, damit keine Oeffnung erſcheine, und bringt die Gans warm zu Tiſche. Wenn man will, kann man auch beſonders dazu in eine Pfanne gebratene Aepfel, auch angekochten und mit den Aepfeln in Gänſeſchmalz gebratenen Beyfuß hinein ſtecken.

Es iſt aber aus obgeſagtem zu erſehen, daß man einen Vorrath von friſchem Gänſeſchmalze bey der Hand haben müſſe: es wäre denn, daß man abgeklärte Butter, welche, nach dieſem Gebrauche, wie das Schmalz, zur Fettung der Speiſen dienlich bleibt, nehmen wollte; welche Butter aber mäßig geſalzen werden muß, und durch ihr Salz, zur längern Aufbewahrung des Bratens, nutzen kann.

Auf gleiche Weiſe kann man auch Krammetsvögel und Lerchen einlegen, die man aber auch nicht allzu ſtark braten muß. Will man aber dieſes und anderes Geflügel nicht als Braten dereinſt, ſondern auch mit säuerlichen Brühen gekocht eſſen, ſo kann man ſie in Zuckergläſern eben ſo einſäuern, wie vorher bey der Einſäuerung des Gänſefleiſches geſagt worden iſt, daß man es auf dieſe Weiſe ſehr lange erhalten könne.

Ich glaube, von der Zurichtung der Gänſe, zum Genuß, genug und faſt zu viel geſagt zu haben; denn das diätetiſche Urtheil, welches ich noch als Arzt über den Genuß des Gänſe-Fleiſches zu fällen habe, wird nicht

nicht ſehr vortheilhaft ausfallen. Das Fleiſch einer Gans überhaupt iſt mehr ſchmackhaft, als heilſam; zwar ſehr nahrhaft, aber immer mehr oder weniger bösſaftig und ſchwerverdaulich, nach dem Unterſchiede ihres Alters und ihrer Fütterung. Es iſt daher deſſen öfterer Genuß nur für arbeitſame und ſtarke Leute. Stillſitzende und zärtliche Perſonen aber können im Winter ſich nicht ſo viel mit Gänſe-Braten, ohne Schaden ihrer Geſundheit, zu gute thun. Den meiſten Ueberfluß an rohen Säften haben die gemäſteten Gänſe, weil ihnen die Bewegung gemangelt hat. Die Juden wenden, wie ich erzählt habe, vornämlich großen Fleiß auf die Mäſtung der Gänſe, damit ſolche recht große Lebern bekommen; allein, wirklich iſt dieſer Nation das viele Gänſefleiſch, und ihre unterſchiedene Gerichte von Gänſelebern, ſehr nachtheilig. Davon entſteht die blaſſe gedunſene Farbe, die Verunreinigung des Blutes, Verſtopfung der Eingeweide, kaltes Fieber. Dann und wann können wir wohl etwas von einer zarten, jungen, gut gefütterten, und im Freyen herum gelaufenen Gans eſſen; man muß ſie aber keinem Kranken erlauben. Das Gänſe-Fett und Gänſe-Schmalz iſt ungeſund. Die ſchön gelb geräucherten, und pommeriſchen Spick-Gänſe laſſen ſich, wenn ſie noch friſch ſind, und roh mit Pfeffer gegeſſen werden, leichter verdauen, als wenn man ſie gekocht genießt; ſie ſind aber doch auf jede Arte eine bösſaftige und ungeſunde Speiſe. Die Gänſe-Eyer ſind ſchwer-verdaulich.

Was endlich den mediciniſchen Gebrauch und Nutzen der Gänſe und ihrer Theile anbelangt: ſo behauptet man, daß ihr Blut dem Gifte widerſtehen könne. Man verordnete es ehedem, in einer Quantität von 1 bis 2 Quent, in der Schwermuth und andern Krankheiten dieſer Art; man ließ es eintrocknen, machte es zu Pulver, und vermiſchte es mit etwas Syrupp. Der äußerliche Gebrauch deſſelben ſoll das übermäßige

Jucken vertreiben. Das Fett oder Schmalz kochen die Weſtphäler ſtark in warmem Waſſer, und laſſen mit gutem Effect, den Dampf davon an die ſchmerzhaften ſcorbutiſchen Glieder gehen. Es kömmt auch dieſes Fett unter einige Salben wieder arthritiſche Zufälle, Zuckungen der Glieder und Lähmung; wie es dann auch vielfältig mit zu Klyſtieren genommen wird. Es erweicht harte Geſchwüre; man ſchmiert die Hände und Füße wider den Froſt damit, und mit Zwiebelſaft in die Ohren getröpfelt, treibt es das eingetretene Waſſer aus. Vom innerlichen Gebrauche des friſchen mit arabiſchem Gummi oder Eygelb geriebenen Gänſefettes, als eine Emulſion, ſ. Th. XII, S. 662. Die erſte Haut von den Füßen trocknet und hält an, und war vormals beliebt, um Blutſtürze aufzuhalten, oder die zu ſtarke monatliche Reinigung zu mäßigen; auch wider die Froſtgeſchwulſt in Händen und Füßen. Einige Schriftſteller behaupten, daß eine zu Pulver gebrannte Gänſe-Zunge wider die Verhaltung des Urins gut wäre. Der Koth iſt die Baſis von des Kaiſers Maximilian Augenwaſſer. Man gebraucht ihn auch in der Gallenruhr der Schafe; ſ. Th. XV, S. 773, f.

Die Landleute verſchiedener Gegenden, inſonderheit auch in Preußen, ſtehen in der Einbildung, daß ſie aus der mehr röthlichen oder weißen Beſchaffenheit des Bruſt-Knochens einer Gans um die Zeit des Martinstages, eine ſichere Vorbedeutung eines gelinden und naſſen, oder heftigen Winters wahrnehmen könnten, welche Meinung aber der Erfolg vielfältig wiederleget

* * *

Die **wilde Gans**, L. Anſer ferus ſ. ſylveſtris; Anas cinereus, corpore ſubrotundo *Barrere*. Fr. Oie ſauvage, kömmt der zahmen an Geſtalt faſt allerdings gleich, außer daß ſie ſchmächtiger iſt und einen ſchärfern Schnabel hat. Die Weite ihrer Flügel iſt ſehr ausgebreitet,

breitet, auch ihr Hals iſt ſehr lang. Ihr Schnabel, die Beine und die Plattfüße ſind ſaffrangelb. Der obere Theil des Schnabels iſt mit verſchiedenen Reihen von kleinen Zähnen, der Unterſchnabel aber nur mit einer Reihe, von jeder Seite, beſetzt. Auch ihre Zunge hat dergleichen an jeder Seite der äußern Haut; und bisweilen hat ſo gar ihr Gaumen kleine Zähne.

Der Farbe nach, ſind die wilden Gänſe, entweder grau, die man am häufigſten ſieht; oder ganz weiß, die 4 oder 5 letzten Schwingfedern ausgenommen, welche kohlſchwarz ſind. Dieſe werden Hagel-Gänſe, Anſer grandinis *Klein.* und, weil ſie ſich nur im Winter ſehen laſſen, Schnee-Gänſe, imgleichen Sahl-Gänſe, genannt, und ſind zwar etwas kleiner, können aber weit ſtärker und höher fliegen, als die grauen.

Auf den moluckiſchen Inſeln findet man große Heerden von ſchwarzen Gänſen, derer Füße den Papagenfüßen gleichen.

Die wilden Gänſe legen im Frühjahre 9 bis 12 Eyer, welche weiß, und an beyden Enden faſt gleich ſtumpf ſind, und bringen, nach einer Brutzeit von 4 Wochen, ihre Jungen in moraſtigen Orten auf Friſchen und Hügeln aus. Sie ſind ſehr ſcheu, und ſetzen ſich nicht leicht, wo ſie nicht vorher etlichemal zur Sicherheit herum geflogen ſind, und ſich die Gelegenheit beſehen haben. Sie halten ſich in großen Brüchen auf, und fliegen des Nachts auf die Saatfelder nach dem Getraide. Uebrigens ſind ſie, ſofern ſie der Natur und Freyheit überlaſſen bleiben, ordentlich Zeitvögel; ſie kommen alle Jahr im Frühlinge zu uns, und ziehen in einer oder zwo Linien, welche vorn die Spitze eines Keiles ausmachen, wobey ſie nicht ſelten ein ſtarkes Geſchrey von ſich hören laſſen. Einige meinen, ſie ſchreyen darum, daß, wenn bey Nacht oder dickem Nebel einige zurück geblieben ſind, dieſelben ſich nicht verwirren, ſondern durch ſolches Zeichen ihrem Zuge richtig nachfolgen können. Sie ſcheinen über die See aus Norden zu uns

zu kommen; doch halten ſich unſtreitig auch viele den Winter über in unſern Sümpfen und Brüchen auf, wo viel Geſträuch und Waſſer iſt.

Im 1. St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1758, wird angemerket, daß am 23. Dec. 1757, Morgens, eine große Menge wilder Gänſe aus Norden in Süden gerade über Hannover weg gezogen, und daß dergleichen Zug zu dieſer Jahrszeit etwas ungewöhnliches ſey, vornämlich da ihr Weg ſonſt immer aus Oſten in Weſten geht.

Die Anmerkung wird im 15. St. derſ. v. e. d. J. beſtätiget. Am 24. Dec., alſo einen Tag ſpäter, begegnete dem Verf. dieſer Nachricht, auf einer Reiſe von Süden, gerade in Norden, ein dergleichen ſtarker Zug wilder Gänſe, der von Norden nach Süden, oder vielmehr mit einiger auf der Seuterſchen Karte von den Winden von Oſt-Nord-Oſt nach Weſt-Süd-Weſt bemerkten Ablenkung ſeinen Streif nahm. Der Verf. ſetzt die Anmerkung hinzu: „Ob zwar hier zu Lande „der ordentliche Zug der wilden Gänſe um Martini aus zu „erfolgen pflegt, ſo iſt doch auch dergleichen ſpäter in dieſen „nördlichen Gegenden des Unterharzes, jedoch ſelten, imglei„chen mehrmals von Norden gegen Süden, oder Harz ein„wärts bemerkt worden. Da der verwichene Herbſt ziem„lich gelinde geweſen, und Schnee und Kälte mit dem Win„ter oder Chriſtfeſte erſt eingetreten, ſo kann die Urſache die„ſes ſpäten Zuges nach Süden, oder den warmen Ländern, „vermuthlich darin liegen.“

In Akadien ziehen die wilden Gänſe ebenfalls nach einem wärmern Himmelsſtriche, und kommen im Frühjahre wieder zurück.

Auf Kamtſchatka kömmt im Frühling über die kuriliſchen Inſeln, und vielleicht von dem Compagnielande her, eine gewiſſe Art von Gänſen aus Südweſten angeflogen, welche nach Beſchreibungen, eine Nebenart der türkiſchen Gans (Anſer cygnoides) zu ſeyn ſcheint. Dieſe bleibt größtentheils am penſchiniſchen Meerbuſen und in der kuriliſchen See, wo ſie auch ihre Jungen ausbrütet, und nur ganz einzeln höher nach Norden ſich verliert. Mit dieſer hat es eine andere Bewandtniß, als mit den aus Oſten nach Aſien ankommenden Gänſen und Aentenarten. Denn dieſe ſcheinen ſowohl, als die über Europa ſich ausbreitenden Schaaren derſelben, in den waſſerreichen Gegenden von Amerika, und auf den zwiſchen

Aſien und Amerika liegenden vielen Inſeln, etwa auf einer Breite von 20 bis 30 Grad, den Winter zu zubringen. So bald aber im Frühlinge die Wärme dieſen von Natur hitzigen Vögeln unerträglich zu werden anfängt, und die Brutzeit heran nahet, zu welcher ihnen ein kühlendes Klima und reichliche Nahrung nothwendig ſind, ſo ziehen ſie immer höher nach Norden, und bevölkern nicht nur das nördliche Amerika, ſondern fliegen auch auf der einen Seite nach Europa, auf der andern aber in großer Menge, und gleichſam mit einer Hauptcolonie, nach der in Weſten nahe gelegenen Spitze von Aſien herüber, in deſſen großen und wäſſerichen Wüſten ſie Ueberfluß an Nahrung, und Sicherheit für ſich und ihre Jungen zu finden wiſſen; und von wo ſie durch den Froſt, welcher das Waſſer mit Eis zu bedecken, und die Ufer hart und ihren ſtumpfen Schnäbeln undurchdringlich zu machen anfängt, den alten Weg zurück nach Amerika getrieben werden, nachdem ſie den Sommer hindurch eine junge Brut zu erziehen, und die Mauſe zu überſtehen Zeit und Gelegenheit gehabt haben.

Nichts beſtätigt dieſen Satz mehr, als dieſes, daß meiſt alle diejenige Arten von Aenten und Gänſen, welche im Fühlinge von Oſten nach Weſten in Aſien und über Europa von Südweſten nach Nordweſten ſich ausbreiten und im Herbſte denſelben Weg zurück ziehen, in Nordamerika häufig ſind, niemals aber in dem dürren Afrika, auch nicht im heißen Erdſtriche, viel weniger aber im ſüdlichen Hemiſphär, angetroffen werden. Nichts iſt auch der Natur und den Kräften dieſer Vögel gemäßer; da ſie gewiß umkommen müßten, wenn ſie den heißen Erdſtrich durchreiſen und ſich in die ſüdliche Hälfte der Erdkugel, bis auf eben die Breite, welche ſie bey uns zu ihrem Aufenthalte gehabt haben, begeben ſollten, wie einige haben behaupten wollen.

Zu mehrerer Beſtätigung dieſes Satzes dient auch die Beobachtung des Hrn. Steller. Dieſer hat nicht nur aus dem beobachteten Zuge dieſer Vögel die Nähe des feſten Landes von Amerika, eben ſo, wie es nachher befunden worden, gegenüber Kamtſchatka, in Nordoſten richtig gefolgert und vorher geſagt, ſondern auch im Oct. 1741 auf ſeiner Reiſe von Kamtſchatka nach Amerika, die kamtſchatkiſchen Gänſe nahe am feſten Lande von Amerika auf 50 Grad in großen Schaaren angetroffen, wo ſie längs dem Ufer ſüdwärts flogen; dahingegen er dieſelben im April 1742, da er auf der Beringsinſel ſchiffbrüchig lebte, aus Südoſten deutlich wieder nach Kamtſchatka ziehen ſah.

Da nun zwiſchen Kamtſchatka und Amerika die See am wenigſten Breite hat, mit Inſeln beſäet iſt, und die Vögel ſich alſo nach dieſer Spitze von Aſien verſammeln, um den kürzeſten Weg über die See zu nehmen: ſo iſt kein Wunder, daß alle Wäſſer, Seen und Flüſſe in dieſen Landſtrichen zu ſolcher Zeit von Waſſervögeln wimmeln, da ohne dieß die Menge derjenigen, welche längs dem Eismeere hin, den Sommer über, brüten, ſo groß iſt, daß die Anwohner ſich bloß von Eyern ernähren könnten, und an vielen Orten die Klippen und Ufer mit Eyern dergeſtalt beſäet ſind, daß man faſt nicht einen Schritt thun kann, ohne darauf zu treten.

Die Gänſe ſuchen, unter allen Zugvögeln, die nördlichſten Gegenden vorzüglich darum, weil ſolche waſſerreicher und alſo für dieſelben nahrhafter ſind, auch wegen geringer Waldung den Raubvögeln wenig Aufenthalt verſtatten. Die kühle Temperatur dieſer Gegenden iſt auch dieſen Vögeln gemäßer; und nichts iſt dem zahmen Federviehe dieſer Art ſchädlicher, als die Sommerhitze, der die wilden durch ihre Wanderung zu entgehen ſuchen.

Man ſieht in Sibirien, am Kolyma, Lena und Janaſtrom die ganz weißen wilden Gänſe, von welchen unſere zahme weiße Gans entſtanden zu ſeyn ſcheint, und wovon ich weiter unten, bey den wilden Gänſen, No. 7, mit mehrerm ſprechen werde, in großer Menge. Sie kommen ſehr früh in großen Schaaren, bey den Mündungen jetzt gedachter Flüſſe, und zwar zuerſt des Kolyma, an, und ſcheinen alſo aus Nordoſten und höher von Amerika herüber zu kommen. Daher hat man dieſelben ſo wenig auf Kamtſchatka und in den ſüdlichen Theilen Sibiriens, als eine gewiſſe Art kleiner Gänſe, Neemka (Anser Bernida) genannt, welche mit ihnen zugleich ankommen, und eben den Zug halten. Das Merkwürdigſte von dieſen beyden Arten iſt, daß man ſie zwar die Lena aufwärts, niemals aber wieder zurück ziehen ſieht. Es ſcheint daher, daß dieſe Gänſe, weil ſie bey ihrer Ankunft den Fluß noch mit Eis belegt finden, nachdem ſie ſich nach den Bächen und Quellen landwärts begeben, und an den auf dem Eiſe ſich erzeugenden und in warmen Quellen vorhandenen Inſecten und Waſſerkräutern etwas erholt haben, längs den Landſeen hin und ſo nordwärts ziehen, um ſich im Herbſte nach der Brutzeit wieder nach derjenigen Spitze von Amerika, von welcher ſie gekommen ſind, und welche nordöſtlich von Kolyma liegen mag, zurück zu begeben. Daß ſie dieſen Weg durch das Land nehmen, iſt deſto wahrſchein-

ſcheinlicher, da man ſie von der Lena in großer Menge nach Jakuzk und Werchoganſk kommen ſieht, welches eben auf dem angedeuteten Wege gelegene Oerter ſind. Dem ſey wie ihm wolle, ſo ſcheinen dieſe Gänſe gleichwohl einen viel nördlichern Winteraufenthalt in Amerika zu nehmen, als diejenigen Vögel, welche aus Oſten auf Kamſchatka ankommen; und vielleicht dient ihnen die Gegend oberhalb Californien und die Wüſten nach Hudſons- und Baſſinsbay zum Winterlager. Wenn man mit Gewißheit erfahren könnte, ob man ſich auf den ſpaniſchen Colonien in Amerika des eiſernen Schrotes bedient: ſo wäre die Beobachtung, welche man gemacht hat, daß in den auf Kamſchatka gefangenen Aenten und Gänſen, außer bleyernen Kugeln, auch zuweilen dergleichen Hagel im Fleiſche verwachſen angetroffen wird, ein merkwürdiger unwiederſprechlicher Beweis ihres Winteraufenthalts, und ſie können auch dieſe Geſchenke in der That nicht wohl anderwärts, als auf den amerikaniſchen Colonien, empfangen haben.

Daß bloß der Mangel der Nahrung im Winter, die Gänſe und andere Vögel aus dieſen nördlichen Gegenden, welche ihr eigentliches Vaterland ſind, wieder nach dem wärmern Theile von Nordamerika treibe, beweiſen diejenigen Aenten, Taucher ꝛc. welche in Wäſſern, die niemals zufrieren, um den See Baikal, und anderwärts bey warmen Quellen, wie ſchon oben erwähnt worden iſt, zurück bleiben, wo ſie den ganzen Winter hindurch nothdürftige Nahrung finden. Eben dieſes beweiſen die auf Kamtſchatka häufig überwinternden Schwäne, welche mit ihren langen Hälſen und mit ihrem Tauchen, aus tiefern warmen Quellen ihre Nahrung hervor zu langen vermögend ſind; womit ſie ſich auch ſo reichlich zu verſorgen wiſſen, daß ſie im März am allerfetteſten befunden werden; da hingegen die Gänſe ihren Schnabel nicht gern tiefer, als bis an die Augen, in das Waſſer ſtecken.

Wenn wir alle übrige Zug- und Strichvögel durchgehen, ſo werden wir finden, daß bloß der Mangel gehöriger Nahrung an einem, und der Ueberfluß derſelben an einem andern Orte, ihre Wanderungen faſt durchgängig veranlaſſet, und ihre Reiſeroute beſtimmt. Aus dieſem Grunde bleiben gemeiniglich alle Raubvögel, ſie mögen bey Tage oder bey Nacht fliegen, alle Krähenarten, welche mit allerley Nahrungen fürlieb nehmen, alle Saatvögel und die Hühnerarten, welche beſtändig Futter finden, in jedem Lande den ganzen Winter über, und ziehen nicht fort. Hingegen ſuchen alle Vögel, welche bloß von Würmern und In-

Inſecten leben, (die Spechtarten nur allein ausgenommen, welche zwar bloß von Inſecten leben, ſolche aber auch im Winter, und zwar noch häufiger, unter den Baumrinden ſtarr und von Kälte eingeſchläfert antreffen, auch wirklich die Wälder des kälteſten Norden den ganzen Winten hindurch ſo wenig, als die Häher, verlaſſen;) ferner die Strandvögel, welche an den Ufern im Schlamme und Waſſer ihren Unterhalt finden, imgleichen die meiſten Schwimmvögel der ſüßen Wäſſer, wärmere Gegenden, wo jene Inſecten, und dieſe das Waſſer in denen Monaten, welche bey uns kalt ſind, offen, und beyde alſo Nahrung und Unterhalt finden. Weil dieſe aber in der See niemals fehlt, ſo wandern auch die eigentlichen Seevögel, welche niemals in die ſüßen Wäſſer kommen, und nicht aus einem Klima in das andere, wohl aber zur Brutzeit nach abgelegenen Orten der See, wo ſie viel unbewohnte Inſeln und Klippen antreffen, auf welchen ſie ihr Geſchlecht ungehindert vermehren können. Auch findet man hin und wieder an der See, inſonderheit auf Inſeln, den ganzen Winter hindurch einzelne Strandvögel, weil ſie ſich daſelbſt von dem Ungeziefer, welches die See auswirft, zu erhalten wiſſen.

Hrn. Pallas vermiſchte Anmerkungen von den Zugvögeln Sibiriens, im 2. St. des 1. B. des Stralſund. Magaz. 1768, 8. S. 150, fgg.

Wenn man, in Anſehung großer Teiche Gelegenheit hat, die wilden Gänſe jung erzieht, in die Ställe mit zahmen Gänſen zu gehen gewöhnet, und ihnen die vorher abgeſchnittenen Federn erſt nach Martini wieder wachſen läßt, damit ſie fliegen lernen: ſo wird ſich die deshalb angewandte Mühe mit Nutzen und Vergnügen belohnen. Denn eine ſolche abgerichtete Gans, welche oft einen ganzen Sommer, da ſie vermuthlich viele Meilen weit, nach den großen Sümpfen und Seen zum Brüten ſich begeben, nicht geſehen wird, kömmt im ſpäten Herbſte, mit vielen andern, die man ſchießen kann, begleitet, wieder zurück, und bezeigt ſich im geringſten nicht wilder, als ſie vorher geweſen iſt, ſondern läßt ſich mit Händen fangen, da ſie hingegen auf dem Felde einen Jäger ſo ungern zu Schuß kommen läßt, als eine ganz wilde.

Die

Die wilden Gänſe gehören zur niedern Jagd; und weil ſie daher wenig durch Schießen und Fangen in groſſer Anzahl vermindert werden, verurſachen ſie auf den Feldern großen Schaden. In Gegenden, wo ſie häufig zu brüten, und ſich daher im Frühlinge ganz zeitig zu Ende des Februars und Anfange des Märzes einzuſtellen pflegen, und wo man, die Sommerfrüchte, Erbſen, Wicken, Gerſte und Hafer ganz zeitig im März zu ſäen, gewohnt iſt, wird man ſie zu Hunderten, ja wohl zu Tauſenden, auf die mit vorbenannten Getraidearten beſäeten Felder auffallen ſehen, wo ſie die noch nicht aufgegangenen Körner aus der Erde zu ſcharren wiſſen, daß die Felder in der Folge zum größten Nachtheil ihrer Beſitzer kahl bleiben. Dieſes iſt ein beträchtlicher Schade, welchen ſie gleich nach dem Säen verurſachen. Der andere, welcher nicht geringer ausfällt, wird von ihnen verübet, ſo bald das Getraide zu reifen anfängt, da die jungen wilden Gänſe in großer Anzahl, ehe ſie noch flück werden, aus den Teichen ſich des Nachts Wege in die Korn = Weizen = Hafer = und andere Sommerfelder bahnen, und ſo viel zu Schanden treten, als ſie abfreſſen. Wenn ſie flück geworden ſind, bleiben ſie dieſem Getraide des Nachts ſo lange gefährlich, bis es in die Scheunen gebracht wird. Um dieſe Jahrszeit iſt zwar eine junge wilde Gans ganz gut und eßbar, aber auf große Unkoſten der benachbarten Feldbeſitzer. Man ſollte ihnen daher mehrern Abbruch zu thun, ſich ernſtlich bemühen, zumal, da ſie ſich eben ſo ſtark, als die zahmen, vermehren, und keinen Krankheiten und Seuchen, wie dieſe, ausgeſetzt ſind.

Man pflegt die wilden Gänſe, wie die wilden Aenten, entweder mit dem Schießpferde zu ſchießen, vermittelſt eines Fuchſes oder rothen Hundes, oder durch Beyhilfe zahm gemachter wilder Gänſe mit Netzen und einem beſonders dazu verfertigten Garne (ſ. Th. XI, S.

S. 46—51, und 63, f.), oder mit Angeln zu fangen, (ſ. eb. daſ. S. 53). Man kann auch ein Gehäge für ſie machen, wie für die Aenten (eb. daſ. S. 45, f.

Eine beſondere Invention, die Gänſe nebſt den wilden Aenten mit Doppel-Flinten oder Karren-Büchſen zu ſchießen, habe ich hier, meinem im XI Th. S. 64 gethanen Verſprechen gemäß, noch zu beſchreiben. Man läßt ſich eine Doppelflinte, d. i. eine Flinte mit 2 Läufen, machen; es muß aber dieſelbe lang ſeyn, und die Röhre auch ziemlich Eiſen haben. Die Röhren liegen neben einander; und auf beyden Seiten befindet ſich an jedem Laufe ein Flinten- oder franzöſiſches Schloß. Der Schaft iſt wie ein ordinärer Flintenſchaft. Beyde Abzüge zu den Schlöſſern ſind dergeſtalt gepaßt, daß der eine etwas vor dem andern ſteht, und kurz, der andere aber länger iſt, daß man, nach Gefallen, beyde zugleich, oder ein Rohr nach dem andern abſchießen kann. Es geht auch gar wohl an, daß beyde Röhre zugleich nur von einem Schloſſe gezündet werden; doch iſt es beſſer, wenn jedes Rohr beſonders, nach Erfordern, los geſchoſſen werden kann. Und weil den Aenten und Gänſen nicht leicht anzukommen iſt, ſo iſt nöthig, daß ein ſolches Stückgewehr lang und ſtark ſey, damit man, wegen des weiten Schuſſes, recht groben Hagel darein laden könne, als mit welchem allezeit, außer dem, daß er beſſer durchſchlägt, auch weiter hinaus zu reichen iſt. Weil aber eine ſolche ſchwere Flinte nicht wohl fortzutragen iſt, noch weniger aber aus freyer Fauſt angeſchlagen und abgefeuert werden kann: ſo muß man auf Mittel, wie das Gewehr nicht nur fort zu bringen, ſondern auch damit anzukommen iſt, bedacht ſeyn. Hat nun der Aentenſchütz ein Pferd, ſo läßt er ſich einen leichten Pferdekarren machen, mit geraden und niedrigen Leitern, auch nicht gar hohen Rädern, daß, wenn er neben dem Karren ſteht, er auf den Leitern auflegen und darüber hin-

hinweg ſchießen könne. Gleich hinter dem Pferde auf den Karrenbäumen wird ein Bret geleget, worauf der Fuhrmann ſitzt. Auch befindet ſich über der Axe eine Schale, wie an den Wagenaxen, worin ein ziemlich großes Loch eingebohrt iſt, daß ein Säulchen hinein geſteckt werden kann, welches ſich aber leicht umdrehen laſſen muß. Oben in dem Säulchen muß eine Gabel ſeyn, daß man die Flinte auf- und einlegen kann. Auf der einen Seite muß ein Schirm von Leinwand, welcher als Buſchwerk gemahlt, doch nicht von glänzender Farbe iſt, gemachet werden, und zwar ſo, daß man denſelben auf die Leitern einſtecken, und nach Begehren auf dieſe oder jene Seite bringen kann. Der Schirm iſt ſo lang, daß er von dem Pferde bis hinten hinaus, ſo lang der Karren iſt, reiche, und ſo hoch, daß der Fuhrmann und der daneben hergehende Schütz dahinter verborgen ſitze, oder gehen kann. Da das Säulchen mit der Gabel 6 bis 7 Zoll höher, als die Leitern, ſeyn muß: ſo wird auch der Schirm alſo eingerichtet, daß, gleich der Gabel, ein Guckloch in dem Schirme iſt, welches länglich geſchnitten ſeyn muß. Der Schirm iſt zwar an und vor ſich ſelbſt oben und unten in einem ganzen Rahmen durch weg: jedoch läßt man, gleich dem Schießſäulchen, an 2 Fuß Leinwand fehlen. Dieſe Scharte aber zu verblenden, wird noch ein Rahmen hinein gemacht, der ſich in dem groſſen Rahmen hin und her ſchieben läßt, wie dergleichen an einigen Glasfenſtern zu ſeyn pflegt. Dieſer kleine Rahmen iſt ebenfalls, wie der große, von Leinwand gemacht, ſo, daß dieſe, wenn der kleine Rahmen, in welchem eben die Schießſcharte iſt, an den großen hineingeſchoben wird, das offene Loch bedecket.

Wenn nun zur Winterszeit die Seen und Teiche zufrieren, und die Aenten nach den Flüſſen und Strömen, gemeiniglich wo offene Striche bleiben, oder aber zur Herbſtzeit ſich auf den Teichen und Seen ſtark verſam-

ſammeln, läßt man ein Pferd in den Karren ſpannen, und leget die Doppelflinte darauf. Der Fuhrmann ſetzt ſich auf den Karren hinter den eingeſteckten Schirm, und der Schütz geht auf der Seite am Karren her. Sehen ſie die Aenten liegen, ſo fahren ſie erſt etwas von ferne bey denſelben vorbey. Wenn ſie eine Strecke weg ſind, daß ihnen die Aenten nicht mehr recht nachſehen können, ſtecken ſie behende den Schirm auf die andere Seite, und fahren alſo allmählich näher. Sind ſie noch nicht nahe genug, müſſen ſie nochmals vorbey, und hernach näher hinzu fahren. Wenn nun der Schütz bald nahe genug zu ſeyn glaubt, faſſet er allgemach ſeine Flinte, leget ſie währendem Fahren auf die Säule, und ſteckt ſie allmählich die Schießſcharte hindurch. So bald er nun ſieht, daß ihm die Aenten oder Gänſe recht zum Schuſſe ſind, giebt er dem Fuhrmanne ein Zeichen, welcher denn mit einer Hand das Pferd aufhält, und mit der andern nach dem Schieberahmen greift, und denſelben zurück zieht. Es muß aber auch der Schütz ſchon fertig und bereit zum Schuſſe ſeyn, und los drücken. Sollten nun die Aenten, wie ſie ohne dieß zu thun pflegen, geſchwinde aufſtehen, wenn das Pferd angehalten wird, ſo iſt deswegen das weite Loch mit dem Schieberahmen ſchon weggezogen; es kann daher der Schütz ſich mit ſeiner Flinte auf die Seite oder nach der Höhe wenden, und dieſelben im Fluge ſchießen; oder aber, da ſie ihm im Sitzen nicht nahe genug bey einander wären, ſchießt er nur mit dem einen Laufe im Sitzen, und mit dem andern im Fluge, nach ihnen. Auf ſolche Art kann dieſe Invention, außer den wilden Aenten und Gänſen, auch zu Schnepfen und Trappen gebraucht werden.

Sollte aber ein Weidmann dieſe Maſchine mit einem Pferdekarren nicht anwenden wollen, ſo laſſe er ſich einen langen Schiebkarren machen, worauf die Flinte bequem liegen kann; in der Mitte, wie oben

bey dem Pferdekarren gezeigt worden iſt, ein Säulchen mit einer Gabel, ſo hoch, daß, wenn der Schütz auf den Knieen liegt, er darauf auflegen könne. Auf der Seite wird noch ein Gerüſte gemacht, welches nur ſo hoch ſeyn darf, daß ſich der Schütz gebückt dahinter verbergen kann. Hiebey iſt aber noch ein beſonderer Schild nöthig, dergleichen auch bey dem Rebhühnerfange gebraucht wird; doch muß dieſer etwas lang ſeyn. Wenn nun der Jäger an Aenten anziehen will, leget er ſeine Flinte auf den Schiebkarren, ſteckt den Schirm auf, und ſpannt den Schild auf; ein anderer Mann führt den Schiebkarren, er ſelbſt aber trägt den ausgeſpannten Schild, daß er und der Fuhrmann dahinter verborgen gehen, und laviret Anfangs nur von ferne, wie bey dem Rebhühner-Eintreiben, bis er vollends hinan ziehen kann. Wenn er nun ſieht, daß er nahe genug iſt, gibt er, währendem Fortziehen, ſeinem Fuhrmanne den Schild, greift unterdeſſen nach ſeiner Flinte, bringt ſie behende auf die Gabel, und ſchleicht immer gebückt dabey her, bis er zum Schuß fertig iſt. So bald er jenem ein Zeichen giebt, hält dieſer ſofort an, und der Schütz muß auch in demſelben Augenblicke losdrücken. Hiebey iſt auch ein guter Hund nöthig, welcher hernach das getroffene Geflügel aus dem Waſſer holen muß.

In Cartagena werden die wilden Gänſe, wie im XI, Th. S. 61, f. bey den wilden Aenten beſchrieben worden iſt, vermittelſt holer Kürbiß-Schalen gefangen.

Wenn eine wilde Gans jung iſt, ſo putzet und bratet man ſie wie eine wilde Aente; iſt es aber eine alte, ſo thut man am beſten, wenn man ſie etliche Wochen in Eſſig leget, und alsdann in eine Paſtete ſchlägt, und einige Stunden backen läßt; denn mit dem bloßen Braten kann es nicht wohl gezwungen werden.

Wenn man eine wilde Gans in Eſſig beizen will, muß ſie vorher rein gemacht, und alsdann ziemlich geſchlagen werden,

den, damit ihr die Beine entzwey gehen. Hierauf beſprengt man ſie mit Salz, leget ſie auf einen Roſt, und läßt ſie ein wenig anlaufen: thut ſie ſodann in ein Geſchirr, nebſt Lorbeerblättern, Rosmarin, Thymian und etlichen ganzen Zwiebeln, gießt ſo viel Eſſig darauf, daß derſelbe über die Gans gehe, und giebt ihr alle 3 Wochen friſchen Eſſig, ſo wird ſie recht mürbe und in die Paſtete zu ſchlagen tüchtig werden. Man kann ſie wohl ein halbes Jahr in Eſſig liegen laſſen, ohne daß ſie verdirbt.

Ich gedenke noch einiger beſondern Arten wilder Gänſe, und den Beynamen der Gans führender Vögel.

1. In Schweden und Preußen giebt es eine Art wilder Gänſe, welche wie der Fuchs in der Erde niſtet, und **Fuchs-Gans** oder **Erd-Gans**, Anas Tadorna *Linn.* Vulpanſer *Klein.* Tadorna *Bellon.* Fr. Tadorne, genannt wird. Dieſer ſehr ſchöne Vogel iſt mehr in Gothland und einigen Nordländern, als in den weſt- und ſüdlichen Gegenden zu Hauſe. Er iſt weißſprenklicht, an den Seiten der Bruſt roſtfarbig, und längs dem Bauche aſchgrau. Kopf und Oberhals ſind ebenfalls aſchgrau. Die Flügelfedern ſind an den Spitzen röthlich, wie dann auch dergleichen Streifen längs über die Flügel geht. Der Schnabel iſt wie ein anderer Gänſeſchnabel, nur mehr abgeſtumpft. Die Federn ſind überaus weich.

2. Die **Fett-Gans**, welche den Namen daher hat, weil ſie ſehr fett wird; ſie wird auch die magelaniſche **Gans**, Anſer magellanicus, genannt, weil ſie um die magellaniſchen Meerenge ſehr häufig iſt: Plautus pinguis *Klein.* Engl. Pinguin. Sie hatt einen langen vorn gekrümmten Schnabel, großen Rachen, am untern Kiefer eine Erhöhung, neben den Augen einen weißen Flecken, um den Hals einen weißen Ring; auf dem Kopfe und Rücken ſchwarze, ſehr weiche Federn; weiß am Bauche; kurze Flügel, die wie ein Stück Leder herab hängen, und mit borſtigen kurzen

Haaren beſetzt ſind, ohne Federn. Sie halten ſich an den Ufern in unterirdiſchen Höhlen auf. Es giebt eine Art mit rothen, und eine mit ſchwarzen Füßen. Man findet ſie häufig auf den Inſeln der Südſee und um Amerika. Sie ſollen daſelbſt wie Kaninchen in Höhlen brüten. Sie können nicht fliegen, aber eben ſo geſchwinde auf dem Waſſer hinlaufen, als die andern fliegen, und nähren ſich größtentheils von Fiſchen, freſſen aber auch Gras. Sie haben ſehr zarte Flaumfedern, welche die indianiſchen Weiber ſpinnen. Es werden Decken daraus gemacht, und an die Spanier verkauft. Die Indianer gehen, um dieſe Vögel zu fangen, des Nachts an das Ufer, und nehmen eine gewiſſe Baumrinde mit ſich, welche, wenn ſie recht trocken iſt, wie ein Licht brennt; ſie machen Fackeln daraus und zünden ſie an, und die Vögel, welche von dieſem Scheine verblendet werden, bleiben unbeweglich, und laſſen ſich mit Prügeln todt ſchlagen.

Samml. aller Reiſebeſchreib. 18. B. S. 462, f.

An der patagoniſchen Küſte wird eine Art **Pinguins** oder **Fettgänſe** gefunden, welche die gemeinen Gattungen eben ſo an Größe übertrifft, wie die Patagonier die andern Menſchen (der Sage nach) übertreffen ſollen. Eine von Herrn v. Murr aus dem 58. B. der philoſophiſchen Transact. v. J. 1769, überſetzte Beſchreibung des patagoniſchen Pinguins, findet man im 1. St. des Naturforſchers, Halle, 1774, gr. 8. S. 258—261, und im Wochenbl. für den gem. Mann, a. d. J. 1775, Leipz. 8. S. 347—349.

3. **Die Baumgans, Bernaklegans, Brentgans, Rothgans,** (bey den Seefahrern verderbt auch **Rotges** oder **Rotjes** genannt,) Anſer Brenta *Klein.* Anas Bernicla *Linn.* Anas torquata *Aldrov.* Engl. Brent Gooſe, Rood-Goſe, Fr. Cravant *Briſſ.* Oie de Brenta *Albin.* Cane oder Collier blanc, Cane de mer *Belon.* Den Namen Baum- und Bernaklegans haben die Waſſervögel daher erhalten, weil man ehemals glaubte, ſie wüchſen auf den Bäumen

und würden aus den Bernaklemuſcheln Concha anatifera *Aldrov.* Tellina pedate *Bonann.* Lepas anatifera *Linn.*) erzeuget. Es iſt eine Art mittelmäßiger Gänſe, welche einige zu den großen Aenten rechnen. Heut zu Tage iſt es nicht mehr Zeit von Zeugung derſelben auf den Bäumen, und ihren Urſprung halb vegetabiliſch, halb animaliſch zu machen, oder zu ſchreiben, daß ſie aus Muſchelſchalen entſtänden. Genug, es iſt eine kleine Art Gänſe, die ſich im Winter in den nördlichen Provinzen Englands, vornämlich aber auf den arkadiſchen und andern ſchottiſchen Inſeln aufhalten, bey angehendem Frühlinge aber von dannen wegziehen; ſie heißen daher auch ſchottiſche Gänſe. Sie ſind an Farbe braunroth, mit ſchwarzem Halſe und dergleichen Bruſt, und einem weißen Halsbande. Sie ziehen weit nördlich über Schweden hinaus, finden ſich auch in Dänemark, Norwegen, Island, Grönland, vermuthlich auch in den Nordländern von Amerika.

4. Die Löffelgans, der Löffler oder Löffelreiher, Gralla Platalea *Linn.* iſt eine Art Sumpfvögel oder Angeler, mit einem löffelförmigen Schnabel, welche etwas kleiner als eine Gans iſt. Sie wird bey einigen Neuern auch Pelikan genannt, dagegen der Pelikan der Alten die heutige Kropfgans iſt. Siehe die folgende Numer.

5. Die Kropfgans, Sackgans, der Nimmerſatt, Ohnvogel, (*) Schwanentaucher, Waſſervielfraß, Plan-

(*) Im Griech. heißt dieſer Vogel Ονοκροταλος, von ὀνος, ein Eſel, und κροταλον, das Geklapper, weil er den Schnabel in das Waſſer ſtecket, damit ein Geklapper macht, und dabey wit ein Eſel ſchreyet, daher ihn auch einige den Eſelſchreyer nennen. Dieſes ὀνος, ſcheint auch in dem ſchweizeriſchen Namen Ohnvogel zum Grunde zu liegen, welches denn mit dem Vorworte ohne hier nur eine zufällige Aehnlichkeit hat. Im Franzöſ. heißt der Eſel gleichfalls Ane für Asne.

Plancus Gulo *Klein*. Pelecanus Onocrotalus *Linn.* Fr. le Pelecan Grand Goſier, iſt eine Art von Gänſen, und hat, wie dieſe, alle 4 Zehen, vorn und hinten mit einer Haut verbunden, auch einen Gänſeſchnabel, nur etwas ſtärker. Bey den Alten kömmt dieſer Vogel unter dem Namen **Pelikan** vor, und war nicht ſo bekannt, als heut zu Tage, da man ihn in allen Welttheilen findet. Auch in Europa iſt er noch in den nördlichen Gegenden, in den vollhyniſchen und ſemlominiſchen Gewäſſern anzutreffen. Er iſt viel größer als eine Gans, noch größer als ein Schwan, und hat breite und große Flügel. Es giebt ihrer ſo große, die in der Länge über 5 Schuh, vom Schnabel bis zur Schwanzſpitze, betragen, und einen 1½ Schuh langen Schnabel haben. Die mehreſten, welche man in unſern europäiſchen Gegenden hat, bekömmt man aus Rußland, wo es in deſſen aſiatiſchen Beſitzungen eine Menge dieſer Vögel giebt. Der Körper iſt weißlich, die großen Schwingfedern ſchwarz, der Schwanz weiß, der Kopf an den Seiten und um die Augen herum kahl, und mit einer blaßrothen Haut bedeckt. Der Rücken iſt bey manchen ſchwärzlich, und der mehreſte Theil des übrigen Körpers weiß; der Schnabel blaßroth, mit einem gelblichen Haken am Ende; die Füße bleyfarbig; die Nägel grau. Der obere Kiefer iſt breit und niedrig, daher er einigermaſſen löffelicht genannt werden kann, wie dann auch der Vogel zuweilen den Namen **Löffelgans** bekömmt. Am untern Kiefer hängt eine ſtarke gelbliche Haut, einer Ochſenblaſe ähnlich, welche im ausgedehnten Zuſtande einen Sack vorſtellt. Dieſer Sack kann ſich erſtaunend erweitern, daß darin eine Menge Nahrung Platz hat; doch iſt dieſer Sack bey einigen ſchmal und enge. In denſelben laden ſie eine große Menge Fiſche, und ſchleppen ſie mit ſich fort, zur Nahrung für ſich und ihre Jungen. Denn aus dieſem Sacke

füttert der Vogel ſeine Jungen, indem er den Kopf nach der Bruſt niederdrückt, das Maul weit aufſperret, und die Jungen daraus die Fiſche hervor langen läßt. Dieſe blutige Fiſche, welche ſie ſolchergeſtalt herausnehmen, haben vielleicht zu der Fabel, als wenn der Pelikan ſich die Bruſt aufritzte, und die Jungen von dem herausfließenden Blute nährete, Anlaß gegeben. In gedachtem Sacke oder Beutel behält er auch eine Menge Waſſer auf, ſeine Nahrung feucht zu machen; und er wird auch der Waſſerträger genannt, weil er in Arabien und andern Orten, wo das Waſſer ſchwer zu haben iſt, ſein Neſt weit entfernt von Strömen oder Brunnen machet, indem er, vermöge ſeines natürlichen Inſtinctes, voraus zu ſehen ſcheint, daß er an ſolchen Orten weniger Gefahr einer Beunruhigung zu fürchten habe. Hingegen wird er durch Beobachtung dieſer, für ſeine Ruhe nöthigen Vorſicht, gezwungen, oftmals ganze Tagereiſen weit zu fliegen, um für ſeine Jungen einen Vorrath von Waſſer zu holen, welches er ihnen in einem Schlauche, der unter dem Schnabel hängt, überbringt. Er hat eine beſondere Geſchicklichkeit, die Fiſche zu fangen, indem er das Waſſer mit den Flügeln trübe macht, den Fiſch betäubet, und ihn ſolchergeſtalt behende ergreift.

So groß dieſe Thiere auch ſind, und dazu breite Gänſefüße haben, ſo können ſie doch auch auf den Bäumen ſitzen, und ſich feſt anhalten, welches Labat bey den amerikaniſchen geſehen hat. Sie ruhen doch aber meiſt auf der Erde, ſchlafen daſelbſt, und ſtützen alsdann den Kopf auf ihren breiten und langen Schnabel. Sie bauen ihre Neſter auf die Erde, weit vom Meere, legen 4 bis 5 Eyer, und brüten dieſelben, ohne ſich ſtören zu laſſen, oder ſcheu zu werden, wenn Jemand ſie antrifft. Die Zunge fehlt eigentlich am Vogel; er kann aber durch Hülfe der Gurgelhaut, wenn er den Kopf in das Waſſer hält, eine Stimme von

ſich

ſich hören laſſen, welche einem Eſelsgeſchrey gleichet, davon er auch, wie S. 98 in der Anmerkung gedacht worden iſt, den griechiſchen Namen bekommen hat.

Ihr Fleiſch iſt zart, hat aber einen thranigen Fiſchgeſchmack. Ihr Sack wird von Landesbewohnern, wo ſie einheimiſch iſt, zu allerley Beuteln, Säcken, Mützen, auch ſtatt der Felle u. ſ. w. gebraucht. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung machen die gemeinen Leute aus dem Kropfe Beutel, einen zu 2 Pfund Toback.

Eine ſeltene und ſehr ſchöne Art von kleinſchnäbeligen Nordgänſen, welche auch in Sibirien nur an wenig Orten geſehen wird, iſt.

6. die Rothhalsgans, Anſer ruficollis. An Größe und Geſtalt gleicht ſie der canadiſchen Gans, hat auch einen eben ſo kleinen Schnabel, welcher kegelförmig, ſchwärzlich, und an der Spitze mit einem kolbichten, ganz ſchwarzen Nagel verſehen iſt. Die vordere Hälfte des Kopfes iſt mit der Kehle ſchwarz, und dieſe Farbe, welche ſich an der Kehle mit einer Ecke endigt, bedeckt mit einigem Glanze obenher die ganze Platte, und erſtreckt ſich, wie ein ſchwarzes Band, über den Nacken hinunter, bis zum Rücken. Die Federn ſtehen längs dem Nacken alſo gegen einander, daß eine ſchwache, nach der Länge laufende Mähne, oder Kamm entſteht. Auf jeder Seite ſteht zwiſchen dem Schnabel und Auge ein ovaler weißer Fleck, und das untere Augenlied iſt halbmondförmig weiß bezeichnet. Von den Schläfen herunter zum Halſe liegt auf jeder Seite ein länglicher, roſtbrauner, weiß eingefaßter Raum, deſſen Einfaſſung unten ſpitzig ausläuft, und dem ſchwarzen Bande des Nackens auf beyden Seiten einen weißen Saum giebt. Die ganze untere Seite des Halſes und der Kropf, ſind von ſchöner, und glänzender, dunkelroſtbrauner Farbe, welche an der Bruſt durch einen weiß und ſchwarzen, vor den Flü-

geln über den Rücken zuſammen laufenden Ring eingeſchloſſen wird. Der Rücken, die Bruſt und die Seiten unter den Flügeln ſind ganz ſchwarz; der Unterbauch aber und die Federn unter dem Schwanze ſind weiß, und auf beyden Seiten, was über den Schenkeln liegt, ſchwarz geſchuppt. Die Daunen am ganzen Leibe haben eine graue Farbe, ſind dabey reichlich lang, und ſo weich, wie Eider. Die Füße haben die Proportion von Gänſefüßen, und ſind ganz ſchwarz.

Die Rothhalsgans iſt die kleinſte und ſchönſte Gattung ihres Geſchlechtes. Man ſieht ſie in den untern Gegenden des Obfluſſes jährlich bey den erſten Frühlingsblicken aus Nordweſt anfliegen. Weil alsdann in den nördlichſten Gegenden noch alles von Froſt ſtarret, ſo ziehen ſie bis Bereſof, und noch ſüdlicher den Ob herauf, wo ſie ſchon aufgethauete Pfützen und Sümpfe finden. Man ſieht ſolche nicht anders, als in groſſen Schaaren, und zwar, wie andere wilde Gänſe, in ſchrägen Reihen ziehen, und ſie laſſen auch während dem Fluge ihre Stimme hören; ſelbige lautet ungefähr wie Tſchakwoi; und daher haben auch die Oſtjaken dieſer Gans den Namen Tſchagwoi gegeben, welchen die unter ihnen wohnenden Ruſſen beybehalten, und die angränzenden Samojeden in Tſchagu verändern. Sonſt wird ſie auch, weil ſie vom Eismeer heran geflogen kömmt, und ſich am liebſten in deſſen Nachbarſchaft aufhält, die **Meer = Nordgans**, auf Ruſſiſch **Morſkaja Kaſarka**, genannt.

Am Ob ſieht man die Rothhalsgänſe niemals einzeln, ſondern in großen Schaaren, welche ſich nie anders, als auf freyen Plätzen niederlaſſen, und ſo vorſichtig ſind, daß man ſelten eine zum Schuß bekömmt, Sie halten ſich ſtets beyſammen; wohin eine den Kopf dreht, dahin drehen ſie ihn, wie eine Compagnie Soldaten, alle. Kaum hebt eine den Flügel, ſo fliegen ſie alle davon. Allein, man fängt ſie häufig in gewiſſen

Luft=

Luftnetzen, welche in Herrn Pallas Reiſe 2. Th. S. 325, beſchrieben ſind, und bringt ſie, ihrer Schönheit wegen, den Befehlshabern lebendig nach Tobolsk und andern Orten. Sie werden, wenn man ſie alſo eingefangen hat, und mit genetztem Hafer füttert, in wenig Tagen ganz zahm, laſſen ſich aber über Winter im Hauſe ſchwer erhalten, werden zuſehends mager, und ſterben gegen den Frühling eine nach der andern dahin, ohne daß man ſie jemals hat zum Hecken bringen, und alſo als Hausgeflügel vermehren können.

Eine ausführlichere Beſchreibung der Rothhalsgans, nebſt Abbildung, findet man in Hrn. Pallas Naturgeſch. merkwürdiger Thiere, 6. Samml. Berl. und Stralſ. 1776, 4. S. 24—29.

7. Die, theils wegen ihres weißen Gefieders, theils, weil ſie nur im kälteſten und mit Schnee bedeckten Norden anzutreffen iſt, eigentlich ſo genannte Schneegans, Anser hyperboreus, iſt an der Nordküſte von Aſien hauptſächlich nur von ungefähr dem 130 Grad der Länge an gegen Oſten, um die untere Gegend der Lena, Jana, und noch öſtlicher in das Eismeer fallenden Flüſſe, gemein. Sie werden daſelbſt von den Jakuten Yrung-Chaſſ, und von den Ruſſen Bjeloi gus genannt; beydes bedeutet weiße Gans. Man ſoll ſie auch auf den äußerſten Landzungen, welche den obiſchen Meerbuſen einſchließen, dann auf Nova Semlja an der ganzen jurazkiſchen Küſte des Eismeeres zwiſchen dem Ob und Jeniſei, und ſehr häufig auf der großen taimuriſchen Landecke zwiſchen dem Jeniſei und Chatanga antreffen. Sie iſt kleiner, als die gemeine wilde Gans, der Hausgans faſt gleich, und hat faſt eben die Proportion und Bildung. Der ganze Körper iſt bey alten ſchneeweiß, nur mit etwas Gelb um den Schnabel überlaufen; die Jungen hingegen haben, wie Schwäne, über den größten Theil des Kopfes und Halſes eine bräunlich goldgelbe Schattirung,

rung, und auch wohl zuweilen etwas Grau um die Ohren und an der Kehle. Die kahle Haut zwiſchen den Schenkeln des Unterſchnabels iſt purpurhaft. Die Füße ſind dunkelroth, bey jungen bräunlich.

Die obdoriſchen Oſtjaken halten dieſe Gänſe, wegen ihrer Weiße, für Schwäne, und nennen ſie, weil ſie im Fliegen keinen Laut von ſich geben, Ungula-Choteng (zungenloſe oder ſtumme Schwäne.) Allein, in dieſer Gegend pflegen ſie nie landeinwärts zu verweilen, und ungeachtet man ſie am Ob zur Frühlingszeit ziehen ſieht, ſo laſſen ſie ſich doch niemals nieder. Es ſcheint, daß auch in noch weſtlichern Gegenden, und ſelbſt in Europa vorbey wandernde kleine Schwärme dieſer Gänſe geſehen zu werden pflegen; denn Schwenkfeld hat ihrer unter den ſchleſiſchen Vögeln Erwähnung gethan, und der Graf Marſigli ſcheint ſie in ſeinem Danubius abgebildet zu haben. Allein, nach dieſen Gegenden ſcheinen ſie ſich nur zu verirren, da hingegen dieſelben an der Nordküſte des öſtlichern Sibiriens ſich jährlich in Menge einfinden, und inſonderheit an der Lena immer einerley Zug beobachten, wovon bereits oben, S. 88, Erwähnung geſchehen iſt.

Die Schneegänſe kommen in viel größern Schaaren, als alle andere Arten wilder Gänſe, gezogen. Man ſoll deren oft bis 400 in einer Flucht zählen. Weil ſie zugleich die dümmſten unter allen Gänſen ſind, werden ſie von den am Jana und Indigirka wohnenden Jakuten und Ruſſen jährlich in großer Menge gefangen. Die Art ſie zu fangen, welche ſehr lächerlich iſt, verdient, da man ſie in Kraſcheninnikow Beſchreibung des Landes Kamtſchatka, ſehr unvollkommen lieſet, aus Stellers genaueren Bemerkungen hier angeführt zu werden.

Die beſte Fangzeit iſt vom Ausgang des Aprils bis zum Junius. Denn bey der erſten Ankunft im Frühlinge ſind die Schneegänſe ſehr mager, und im Junius, wenn ſie die Federn fallen zu laſſen und zu kranken anfangen, verlieren

ſie auch wieder alles Fett. Zween, drey bis vier Menſchen gehen gemeiniglich auf dieſen Fang aus. Wenn ſich irgendwo ein Schwarm Gänſe an einem Gewäſſer niedergelaſſen hat, ſtellen ſie in einiger Diſtanz am Ufer deſſelben entweder ein großes Netz aus, oder machen von Stangen und Rennthierhäuten eine ordentliche und geräumige Hütte zurecht. Alsdann nahet ſich einer aus der Geſellſchaft, welcher ganz in weißen Rennthierfellen gekleidet ſeyn muß, der Heerde ohne Umſtände; die übrigen aber nehmen einen Umweg, und fangen, die Gänſe von fern mit Pfeifen zu ſcheuchen und gegen die Falle zu treiben, an, wohin die einfältigen Gänſe ihrem weißgekleideten Führer, den ſie vielleicht für die älteſte leitende Gans anſehen, ohne Furcht und Unordnung folgen. Wenn ſie ſolchergeſtalt bis an das Netz getrieben worden ſind, wird daſſelbe durch die daran angebrachten Leinen über ſie zuſammen geſchlagen, und oft der ganze Schwarm gefangen. Iſt aber ſtatt des Netzes eine Hütte errichtet worden, ſo muß dieſe zwo Thüren haben, welche offen ſtehen; durch die vordere geht der weiß gekleidete Gänſeführer hinein, und ſtellt ſich vor die Hinterthür, bis die Gänſe ſich alle in die Hütte hinein gedrängt haben, und die Cameraden des Führers die Thür hinter ihm zumachen können, worauf denn eine Gans nach der andern in der verſchloſſenen Hütte abgeſchlachtet wird. Am wunderbarſten iſt hiebey, daß ſich die Gänſe den Jägern leicht bis auf einen Steinwurf nahe kommen laſſen, und ſo wenig vor Menſchen fürchten, daß, wenn die Jäger den einen Schwarm treiben, ſich oft ein anderer vorüber fliegender Schwarm dazu niederläßt und zu jenem geſellet. Diejenigen, welche dieſe, wie bey vielen Seevögeln, alſo auch bey unſerer Schneegans bemerkliche Einfalt daher leiten, daß dergleichen Vögel, in ganz unbewohnten Gegenden zu leben gewöhnt, ſich vor dem Menſchen zu fürchten noch nicht gelernt haben, ſcheinen nicht den rechten Grund zu treffen. Denn was iſt gewöhnlicher, als daß Vögel, welche von Natur nicht ſo einfältig ſind, ſich in volkreichen Gegenden, inſonderheit um Städte, wo nicht geſchoſſen wird, an den Anblick des Menſchen gewöhnen, und viel von ihrer Wildheit ablegen, welche eben dieſe Arten, wenn ſie ſich ohne Mangel an unbewohnten wüſten Gegenden aufhalten können, in ſo hohem Grade beſitzen, daß man ſie kaum zum Schuß bringen kann! Hievon hat man ein Beyſpiel an Aelſtern, Krähen, Dohlen und Sperlingen, die, obwohl nichts weniger als einfältig, im Winter geſellig und verwegen bey

Dörfern und Städten ihre Nahrung ſuchen, im Sommer aber ſo wild wie möglich ſind.

Der jetzt beſchriebene Gänſefang iſt den Einwohnern jener brodloſen nordöſtlichen Wüſteneien eine große Hülfe; denn weil daſelbſt die Erde im Sommer niemals über eine Spanne tief aufthauet, ſo werden die Gänſe, deren ein Hausgeſind durch dieſe Art von Jagd oft an tauſend Stück in einem Sommer erhält, gepflückt und ausgenommen, dicht auf einander in tiefe und geräumige Gruben geſchichtet, und ohne andere Bedeckung gleich mit dem ausgehackten gefrornen Erdreiche überſchüttet. Man hat nämlich bemerkt, das denenjenigen, welche um mehrerer Reinlichkeit die Gänſe zuerſt mit Laub oder Heu bedeckt, und ſodann Erde darüber geſtürzt hatten, der ganze Vorrath vor Winters völlig verfault iſt; wogegen die unmittelbar mit Erde bedeckten Gänſeſchichten ſich nicht nur ſehr wohl halten, ſondern auch, wenn man gegen den Winter zum nothdürftigen Gebrauche die Gruben öffnet, ganz rein geſunden werden, indem die Erde in ein Gewölbe gefroren, und hohl über den zuſammen geſunkenen Gänſen zu ſtehen pflegt.

Pallas, a. ang. O. S. 35, fgg.

Auf Kamtſchatka, iſt eine Manier, die grauen Gänſe zu fangen, welche ihrer Behendigkeit und Klugheit ſo wenig Ehre macht, als die jetzt erzählte der weißen Art. Die Kamtſchadalen ſuchen an dem leimigen Ufer der Landſeen die mit Schaftheu bewachſenen Plätze auf, welche von den Gänſen zu Ruhe- und Spazierſtätten erwählet werden. Daſelbſt graben ſie, in verſchiedener Diſtanz 2 Fuß tiefe Gruben, welche kaum ſo weit ſind, daß eine Gans darin Platz hat. Dieſe Gruben bedecken ſie mit dürren Reiſern, die ſie an den Rand herum ſtecken, und ſtreuen Schaftheu darüber. Wenn nun Gänſe an dieſe Gruben kommen, wie bey der großen Menge gar leicht geſchieht, ſo fallen ſie ſtehend in die Gruben, und ſitzen dergeſtalt eingeklemmt darin, daß ſie die Flügel nicht ausbreiten können, um ſich heraus zu helfen. Zudem ſchlagen die am Rande herumgeſteckten elaſtiſchen Weidenreiſer wieder in die Höhe, und bedecken die Oeffnung der Grube, da denn die gefangene Gans nur den Kopf heraus

ſtecken und ſich umſehen kann, wobey ſie wahre Zähren in großer Menge vergießen. Doch muß man, zur Ehre der grauen Gänſe, und zum Beweiſe ihrer Gedächtniß⸗kraft, erinnern, daß ſelten alte Gänſe durch dieſe Fall⸗gruben betrogen werden, ſondern ſich dieſer aus an⸗derer Unglück ihnen bekanten Gefahr, ihres halbjähri⸗gen Außenbleibens ungeachtet, bey ihrer Wiederkunft in Kamtſchatka gar wohl erinnern. Die Bären wiſſen ſich dieſer Gruben gar ſehr zu bedienen, und leeren, wenn der Eigenthümer nicht fleißig darnach ſieht, bey der Viſitation alles, was voll iſt, aus.

Pallas Anmerk. von den Zugvögeln Sibiriens, im 1. B. des Stralſund. Magaz. S. 164, f.

Gans, (Bauern⸗) ſiehe oben, S. 21.
— (Baum) }
— (Bernakle⸗) } ſiehe oben, S. 97.
— (Brent⸗) }
Gans, (Deputat⸗) ſ. oben, S. 54.
— (Eider⸗) ſ. Th. X. S. 331.
— (Eiſen⸗) ſ. oben, S. 20.
— (Erd⸗) }
— (Fett⸗) } ſ. oben, S. 96.
— (Flick⸗) ſ. oben, S. 71.
— (Fuchs⸗) ſ. oben, S. 96.
— (Geräucherte⸗) ſ. oben, S. 69. fgg.
— (Hagel⸗) ſ. oben, S. 85.
— (Haus⸗) ſ. oben, S. 21.
— (Heer⸗) ſ. im H.
— (Kropf⸗) ſ. oben, S. 98.
— (Licht⸗) ſ. oben, S. 21, und Licht⸗Braten.
— (Löffel⸗) ſ. oben. S. 98 und 99.
— (Magellaniſche⸗) ſ. oben, S. 96.
— (Martins⸗) ſ. oben, S. 21, und 66.
— (Meer⸗Nord⸗) ſ. oben, 102.
— (Preß⸗) ſ. oben, S. 71, in der Anmerk.
— (Roth⸗) ſ. oben, S. 97.
— (Rothhals⸗) ſ. oben, S. 101.

Gans, (Sack-) ſ. oben, S. 98.
— (Sahl-) ſ. oben, S. 85.
— (Schnee-) ſ. oben, S. 85, und 103.
— (Schottiſche-) ſ. oben, S. 98.
— (Spick-) ſ. oben, S. 71, und 83.
— (Türkiſche-) ſ. oben, S. 86.
— (Wilde-) ſ. oben, S. 84.
— (Zahme-) ſ. oben, S. 21.
Gans-Eiſen, ſ. oben, S. 20.

Gänſe-Aar, Gänſeadler, ein Name, der im gem. Leben verſchiedenen Arten von großen Raubvögeln gegeben wird, welche den jungen Gänſen nachſtellen. Beſonders führt in Oberſachſen dieſen Namen ein großer braungelblicher Raubvogel mit kurzen ungeſchickten gelben Fängen und langen Flügeln, welcher dem Rohrvogel gleicht, nur daß er größer iſt, und auch Gänſehabicht, wegen der Geſtalt ſeines Schwanzes auch Schwalbenſchwanz, imgleichen der Milan oder die Milane, (Melane, Mülane,) Fr. Milan, im mittlern Lat. Milio, (welches mit dem Lat. Milvus, Weihe, übereinkömmt,) und vermuthlich wegen ſeines kirrenden Geſchreyes auch Kurweihe, Niederſ. Goosarend, Dän. Gaaſeören, genannt wird. Er kömmt ſpät im Frühlinge, nicht eher, als bis die jungen zahmen Gänſe ausgebrütet ſind, denen er am gefährlichſten iſt. Wenn die Gänſe auf der Erde ſind, thut er ihnen nichts; ſobald ſie aber nur über ſich in der Luft fliegen, ſchießt er unter ſie. Daher pflegt man zu ſagen: „Die Gänſe ſind närriſche Vögel; wenn der Fuchs oder Wolf kömmt, ſollten ſie in die Höhe fliegen; wenn aber der Gänſeaar kömmt, ſollten ſie ſitzen bleiben.„ Uebrigens iſt dieſer Vogel nicht wohl zu ſchießen, weil er ſich nicht ſetzt, ſondern beſtändig oben in der Luft ſchwebet. Wo er aber ſeine Jungen etwann auf einem Baume hat, da ſetzt er ſich bisweilen. Auf den Krähenhütten vor dem Uhu iſt er

am

am füglichſten zu ſchießen, wo er leicht anfußet. Sonſt fängt man ſie, wie die Mäuſegeyer, in Eiſen. Von Wildbret kann er ſelten etwas anderes fangen, als ganz junge Haſen und Hühner, wenn er ſolche zuweilen in der Freyheit erwiſcht; er nährt ſich und ſeine Jungen daher meiſtentheils mit Feldmäuſen, Maulwürfen, auch mit Fröſchen, und zieht im Anfange des Septembers wieder fort.

Man braucht dieſen Vogel zur Jagd, daher an dem kaiſerlichen Hofe zu Wien eine eigene Melan- oder Milanpartey iſt, welche aus dem Milanmeiſter, und verſchiedenen Milanknechten und Milanjungen beſteht, und von der Falkenpartey und Reiherpartey noch unterſchieden iſt.

Bey dem Klein heißt der Haſengeyer, Vultur leporarius, auch Gänſeaar.

Gänſe-Auge. 1. Eine in den Buchdruckereyen übliche Benennung desjenigen orthographiſchen Zeichens, wodurch man fremde angeführte Worte von ſeinen eigenen unterſcheidet, und welches das Anführungszeichen (Signum citationis) bey den Buchdruckern auch Haſenohr oder Haſenöhrchen genannt wird. Es beſteht aus zween gebogenen Strichen oder Häkchen, („) die ſowohl zu Anfange und Ende der angeführten Stelle, als auch im Anfange jeder Zeile derſelben, geſetzt werden.

Die von den Buchdruckern ſogenannten Gänſeaugen oder Gänſefüße,(*) Fr. Guillemets, werden an dem linken

(*) Im 2. Th. der Buchdruckerkunſt und Schriftgießerey, Leipz. 1740, 8. S. 205, werden die Benennungen Gänſeaugen und Hyphen als gleichbedeutend angegeben, welches aber unrichtig iſt. Denn Hyphen heißt das Bindezeichen (Signum conjunctionis, Fr. Tiret,) wodurch zwey Worte zu einem gemacht, und alſo unter einem Accente ausgeſprochen werden; und iſt dem Zertheilungszeichen der Sylbe (Signum diuiſionis oder disjunctionis,) völlig gleich. Man zeigt es im Lateiniſchen und Franzöſiſchen mit einem einzigen kurzen Querſtriche (-) an; im Deutſchen aber macht man deren zween, und zwar ſo, daß ſie von der Linken gegen die Rechte herauf etwas ſchräg über einander liegen. (-)

ken Rande jeder Zeile einer angeführten Stelle dergeſtalt geſetzt, daß ſie ungefähr halb über die Linie und halb unter dieſelbe hervorragen. Am Ende der angeführten Worte wird dieſes Zeichen umgekehrt neben der Spitze des letztern Buchſtabes nach dem Unterſcheidungszeichen geſetzt. z. B. Er ſchreibt mir: „es iſt alles verloren!“ So oft indeſſen dieſe Zeichen im Drucke vorkommen, ſo ſelten bedient man ſich ihrer im Schreiben, und unterſtreicht die angeführten Worte lieber, oder unterſcheidet ſie auf andere Weiſe.

Mit eben dieſem Zeichen („) iſt das ſogenannte Zeichen des Nachdruckes (Signum emphaſeos) bey einigen einerley. Sie ſchreiben zum Beyſpiel: er iſt ein recht „Jüdiſcher Chriſt.“ Aber auch in dieſem Falle iſt das Unterſtreichen beſſer und ſogar gewöhnlicher. Weil im Drucke das Unterſtreichen nicht wohl angeht, ſo ſetzen die Buchdrucker ein in der Handſchrift unterſtrichenes nachdrückliches oder emphatiſches Wort mit anderer Schrift, z. B. im Deutſchen mit der ſo genannten Schwabacher, und im Lateiniſchen entweder mit der ſogenannten Curſiv- oder auch mit Quadratſchrift.

2. Im gem. Leben eine Art ſchlechten Drilliches, ſo in Weſtphalen Gaſtenkoorn, Gerſtenkorn, genannt wird.

Gänſe=Bake, ſiehe oben, S. 71, in der Anmerk.

Gänſe=Bauch. 1. In den Küchen, eine ausgenommene Gans, ſo wie ſie für den Bratſpieß beſtimmt iſt.

2. Im niedrigen Scherze, ein dünner eingefallener Bauch, der dem Bauche einer ausgenommenen Gans gleicht.

Gänſe=Baum, in einigen Gegenden, eine Benennung des im I. Th. S. 242, f. und 245, f. erwähnten ſpitzigen Ahornes, Acer platanoides *Linn.* deſſen fünffach gezackte Blätter den Gänſefüßen gleichen, und der auch unter dem Namen der Lehne oder Löhne bekannt iſt.

Gänſe=Blume, eine Benennung verſchiedener wild wachſenden Blumen und Pflanzen, welche eine angenehme Speiſe der Gänſe ſind. 1. Der Bellis minor *Linn.* ſ. Maßlieben.

2. Des Chryſanthemum Leucanthemum *Linn.* ſiehe Goldblume, No. 6.

3. Der Draba verna *L.* ſ. Hungerblümchen.

Gänſe-Blut, ſiehe oben, S. 55, 58, und 83.

Gänſe-Bruſtknochen, ſ. oben, S. 84.

Gänſe-Därme, ſ. oben, S. 56.

Gänſe-Diſteln, Sonchus *Linn.* ſ. Sonchenkraut.

— — — (Wilde) Dens leonis, Taraxacum ſ. Röhrleinkraut.

Gänſe-Ey, ſ. oben, S. 25, und 83.

Gänſe-Federn, ſ. oben, S. 31, fgg.

Gänſe-Fett, ſ. oben, S. 61, 83 und 84.

Gänſe-Flieder, ſ. Schwalkenbeerſtrauch.

Gänſe Fliege, ſ. oben, S. 46.

Gänſe-Füßer, ſ. im folg. Artikel.

Gänſe-Fuß. 1 Eine Pflanze, deren eckige Blätter die Geſtalt eines Gänſefußes haben, Chenopodium *Linn.* ſ. wilde oder Zwittermelde, im Art. Melde.

2. Eine Art Weinſtöcke mit dickſchäligen Beeren, welche gewürzhaft ſchmecken und einen guten Wein geben. Er hat den Namen gleichfalls von der Geſtalt ſeiner Blätter, und wird auch Gänſe-Füßer, imgleichen weißer Traminer genannt.

Gänſe-Fuß-Haut, ſ. oben. S. 84.

Gänſe-Garbe, Potentilla Anſerina *Linn.* ſiehe Th. II. S. 238.

Gänſe-Gekröſe, ſ. oben, S. 59. f.

Gänſe-Gras, Potentilla Anſerina *Linn.* ſiehe Th. II, S. 238.

Gänſe-Grieben, ſ. oben, S. 61.

Gänſe-Habicht, ſ. Gänſe-Aar.

Gänſe-Haut, die Haut der Gänſe. Figürlich wird auch die Haut an dem menſchlichen Körper, wenn ſie in der Kälte rauh wird, und an derſelben ſo kleine und ſpitzige Bläschen auffahren, daß ſie wie die Haut einer gerupften Gans ausſieht, die Gänſehaut genannt.

Gänſe⸗Hirt, ein Hirt, welcher die Gänſe hütet, der, wenn er ein Knabe iſt, der Gänſe⸗Junge, und wenn es ein Mädchen iſt, das Gänſe⸗Mädchen genannt wird; ſ. oben, S. 54.

Gänſe⸗Holz, ſ. oben, S. 65.

Gänſe⸗Kiel, ein Kiel von den Schwungfedern aus den Flügeln der Gänſe, welche zum Schreiben gebraucht werden; ſiehe Th. XII. S. 400.

Gänſe⸗Klein, ſ. oben, S. 59.

Gänſe⸗köthig, Gänſeköthiges Erz, ein reichhaltiges Silbererz, welches den Namen von ſeiner Aehnlichkeit mit der Farbe des Gänſekothes hat; ſ. Silber.

Gänſe⸗Kohl, Sonchus *Linn.* ſ. Sonchen⸗Kraut.

— — — (Wald⸗) Prenanthes *Linn.* ſ. eb. daſelbſt.

Gänſe⸗Kopf, eine Art Birn; ſ. Th. V. S. 445.

Gänſe⸗Koth, ſ. Gänſemiſt.

Gänſe⸗Krankheiten, ſ. oben S. 45, f.

Gänſe⸗Kraut. 1. Eine Benennung des Chryſanthemum Leucanthemum *Linn.* ſ. Maßlieben. 2. Der Potentilla Anſerina *Linn.* ſ. Anſerina. 3. Des Comarum paluſtre *Linn.* ſ. Th. XIII. S. 406. 4. Des Equiſetum *Linn.* ſ. Kannen⸗Kraut. 5. Der Alſine media; ſ. Th. I. S. 584.

Gänſe⸗Küchlein, ſ. oben, S. 27, in der Anmerk.

Gänſe⸗Laus, ſ. oben, S. 50.

Gänſe⸗Leber, ſ. oben, S. 62, fgg.

Gänſe⸗Miſt, ſ. oben, S. 53 und im Art. Miſt.

Gänſe⸗Pappel, Malva rotundifolia *Linn.* ſ. Pappel.

Gänſe⸗Paſtete, ſ. oben, S. 67, f.

Gänſe⸗Pfeffer, } ſ. oben, S. 58.
Gänſe⸗Sauer, }

Gänſe⸗Schmalz, ſ. oben, S. 61, 83 und 84.

Gänſe⸗Schwarz, ſ. oben, S. 58, f.

Gänſe⸗Seuche, ſ. oben, S. 46.

Gänſe⸗Stall, ſ. oben, S. 30 und 34.

Gänſe⸗Steige, ſ. oben, S. 34.

Gänſe-Tod, eine Benennung des Brachmonates; ſiehe oben, S. 51.

Gänſe-Weid, Alſine media; ſ. Th. I, S. 584.

Gänſe-Wein, eine im gem. Leben übliche ſcherzhafte Benennung des Waſſers.

Gänſe-Zehend, ſ. unter Zehend.

Gänſe-Zunge, die Zunge der Gänſe; ſ. oben, S. 84. Figürlich eine Benennung der Endivie und des Steinbrechs.

Ganſe de Diamant, ſiehe Diamant-Schnur.

Ganſerkraut, Stabwurz; ſiehe Abrotanum.

Gant, ſ. Handſchuh.

Gant (*) (die,) eine oberdeutſche Benennung eines öffentlichen Verkaufes an den Meiſtbietenden, einer Auction oder Verſteigerung, ſ. Th. II, S. 645, fgg. Jmgleichen des Ortes, wo ſolches geſchieht. Daher das Gant-Buch, das Gant-Regiſter, oder die Gant-Rodel, das Verzeichniß derjenigen Sachen, welche auf ſolche Art verkauft werden ſollen; das Gant-Haus, die Gant-Stube, der Ort, wo ſolches geſchieht; der Gant-Meiſter, der Gant-Verkäufer, der Auctionarius; das Gant-Recht, die dabey vorgeſchriebenen Geſetze, imgleichen das Recht, dergleichen Ganten anzuſtellen, das Stangen-Recht; die Gant-Zeit, wenn ſolches geſchieht, u. ſ. f. Siehe auch Verganten.

Gantan, **Gantang**, ein oſtindiſches Gewicht, welches inſonderheit zu Bantam, auf der Jnſel Java, gebräuchlich iſt, und 3 holländiſchen Pfunden gleich geſchätzet wird.

Auch

(*) Da die Sache ſelbſt eine römiſche Erfindung iſt, ſo iſt auch dieſes Wort ohne Zweifel aus dem Lat. Worte quanti gebildet, welches bey dergleichen Verkaufen mehrmals gehöret wurde. Eben daher rühret auch das mittlere Lat., Inquantus, Incantus, Encanum, und das Franz. Encant, Jtal. Incanto, eine ſolche Gant oder Auction, und das mittlere Lat. incantare, encantare, verganten, und Incantator, ein Auctionarius.

Auch heißt auf Java und Amboina **Gantang** ein Inhaltsmaß, oder eine Gattung von einer Metze, womit der Pfeffer gemeſſen wird. 1 Gantang hält gemeiniglich 3 Pfund Pfeffer.

Gantas, ein Gewicht, deſſen man ſich zu Queda, einer oſtindianiſchen, und an der Meer-Enge von Malacca gelegenen Stadt bedienet. Siehe Hali.

Gantelée, ſ. Hals-Kraut.

Gantelet, ſ. Hand-Leder.

Ganten (*) (der,) in einigen, beſonders niederſächſiſchen Gegenden, in Pommern und den benachbarten Landen, eine Art des Prangers, welcher aus einigen zwiſchen zween Pfählen befeſtigten und mit drey Löchern verſehenen Bretern beſteht, durch deren eines der Freveler den Kopf, und durch die beyden andern die Hände ſtecken, und in dieſer Stellung einige Zeit gebückt ſtehen muß.

Ganymede, ſ. unter Hyacinthe, Nelke, Tulpe.

Ganz, ein Wort, welches überhaupt genommen, denjenigen Zuſtand ausdrückt, wo alles Mannigfaltige, welches wir uns an einem Dinge vorſtellen können, zuſammen genommen wird; L. Integer, Totus, Fr. Entier, Tout, Total. Es iſt in dreyerley Geſtalt üblich.

I. Als ein Bey- und Nebenwort, denjenigen Zuſtand zu bezeichnen, da ein Ding alle Theile unverletzt beyſammen hat, die vermöge ſeines Begriffes, oder ſeiner Beſtimmung, dazu erfordert werden.

1. Im ſtrengſten phyſiſchen Verſtande. (1) Im Gegenſatze deſſen, was zerbrochen, zerriſſen, oder ſchadhaft

(*) Friſch glaubt, daß dieſes Wort aus dem Franz. Carquant entlehnet ſey. Allein, da dieſe Art des Prangers in einigen Statuten und Dorfordnungen auch der Block genannt wird, ſo ſcheint es vielmehr zu dem Oberd. Ganter, Kanter, ein Tragbalken, vom Lat. Cantherius, Ital. Cantiero, zu gehören, weil es ehedem vielleicht einem Balken oder Blocke ähnlicher geweſen iſt, als jetzt.

haft iſt. Das Glas fiel von dem Tiſche und blieb dennoch ganz. Ein ganzes Fenſter und ein zerbrochenes. Ein ganzes Ey. Das Siegel iſt noch ganz. Er hat keinen ganzen Rock am Leibe. Ein Buch iſt nicht mehr ganz, wenn es zerriſſen iſt, oder Blätter daran fehlen. Ein Berg iſt im Forſtweſen ganz in Haaren, wenn das in demſelben befindliche ausgewachſene Holz noch unverſehrt beyſammen ſteht. In eben dieſem Verſtande nennet **Notker** die Vorhaut Kanzlidi, und **Ottfried** braucht ganz und ganzer für geſund, Ganzida für Geſundheit und Unganzi für Krankheit, ſo wie das Niederſ. heel ſowohl ganz, als geſund, bedeutet. (2) Im Gegenſatze deſſen, was in mehrere Theile getheilt iſt. Ganzes Gewürz, ganzer Pfeffer, im Gegenſatze des zerſtoßenen. Ganzes Geld, hartes im Gegenſatze des einzelnen. Ein ganzer Thaler, ein Speciesthaler. Die Jagdbauern ganz machen, im Jagdweſen, ſie in Reihe und Ordnung ſtellen. Ein ganzer Käſe, im Gegenſatze eines halben, oder angeſchnittenen. Die Bouteille iſt nicht mehr ganz, ſie iſt ſchon angebrochen. Eine ganze Zahl, L. Numerus integer, im Gegenſatze einer gebrochenen, oder eines Bruches. (3) Figürlich, im gem. Leben, in ſeiner Art vollkommen, doch nur als ein Beywort. Das iſt ein ganzer Mann. Das iſt ein ganzes Pferd. Das waren ganze Leute.

2. In der weiteſten Bedeutung, das Beyſammenſeyn aller Theile zu bezeichnen, die ein Ding hat, oder haben kann, es ſey nun ein körperliches, oder unkörperliches Ding, ein Raum, eine Zeit, u. ſ. f.

1) Eigentlich. Das ganze Haus durchſuchen. Die ganze Geſellſchaft brach auf. Das ganze Heer nahm die Flucht. Ein ganzes Brod verzehren. Geben ſie es mir ganz. Ganz Rom erſchrak, alle in Rom befindliche Leute. Das ganze Glas austrinken, allen in dem Glaſe befindlichen Wein. Ein ganzer Bauer,

im Gegenſatze eines halben. In Thüringen heißen ganze Güter diejenigen, welche in einerley Lehen und Zinſen gehören, und daher nicht vereinzelt werden dürfen, die Zahl ihrer Aecker mag übrigens beſchaffen ſeyn, wie ſie will. Er trank es ganz aus. Den ganzen Tag herum gehen. Von ganzen Herzen, von ganzer Seele.

2) Figürlich. (a) Für völlig, das Beyſammenſeyn aller Grade der innern Stärke zu bezeichnen. Es iſt mein ganzer Ernſt. Sie haben meinen ganzen Beyfall. (b) Mit dem Nebenbegriffe der Größe, dieſes Ganze als etwas Großes, als etwas Wichtiges vorzuſtellen. Es giebt ganze Völker, welche an gewiſſen Vergnügungen durchaus keinen Geſchmack finden.

Wenn das Hauptwort, zu welchem ganz gehöret, ein Zahlwort bey ſich hat, ſo kann das Beywort ſowohl vor als nach dieſem ſtehen. Er iſt ganze vierzehen Tage, oder vierzehen ganze Tage ausgeblieben. Im gem. Leben pflegt man alsdann für ganze gern ganzer zu ſagen. Ich gieng zwey ganzer Tage um das Haus herum. Vier ganzer Tage, oder ganzer vier Tage.

II. Als ein Hauptwort, dasjenige Ding bezeichnen, welches erwächſt, wenn man deſſen ſämtliche wirkliche oder mögliche Theile zuſammen nimmt. Der menſchliche Körper iſt ein aus unzählig vielen Theilen zuſammen geſetztes Ganze (Ganzes.) Ein Gemälde iſt nicht ſchön, in welchem die übel verbundenen Theile kein Ganzes machen. Im Ganzen, alle zu einer Sache gehörigen Theile genommen, oder betrachtet. Unſere Lebensart iſt, im Ganzen genommen, beſſer, als mancher Milzſüchtiger ſie beſchreibt.

III. Als ein Nebenwort, wo es in den meiſten Fällen eine Fortſetzung der zweyten Hauptbedeutung des Beywortes iſt.

1. Für völlig, eine Sache nach allen Graden ihrer innern Stärke zu bezeichnen. Ich bin ganz der

Ihrige. Sich dem Studiren ganz ergeben. Imgleichen bey Nebenwörtern, ihre Bedeutung zu verſtärken und zu erhöhen. Ich war ganz allein. Die Sache iſt mir ganz genau bekannt. Das will ganz etwas anders, oder etwas ganz anders ſagen. Ich habe ihn ganz wohl gekannt.

2. Für ziemlich, einen mittelmäßigen Grad der innern Stärke zu bezeichnen, in der vertraulichen Sprechart. Das gefällt mir ganz wohl. Es mag ein ganz hübſches Buch ſeyn. Ich habe mich ganz gut dabey befunden.

* * *

In den ſchönen Künſten nennet man dasjenige Ganz, von dem kein Theil abgebrochen, oder was nicht ſelbſt ein Theil einer andern Sache iſt. Nach dieſem Begriffe iſt ein Gegenſtand ganz, deſſen Schranken überall ſo beſtimmt ſind, daß jeder hinzu geſetzte Theil etwas fremdes und überflüſſiges, jeder davon genommene aber einen Mangel anzeigen würde. Es werden demnach zweyerley Bedingungen erfordert, um einen Gegenſtand zu einem Ganzen zu machen; nämlich, eine ununterbrochene Verbindung der Theile, und eine völlige Begränzung des Gegenſtandes. Durch die Verbindung werden die Theile in einen Gegenſtand zuſammen gefaßt, und durch die völlige Beſchränkung wird dieſer Gegenſtand ganz.

Bey der Baukunſt iſt es am ſichtbarſten, wie durch Anfang und Ende ein Gebäude, als ein für ſich beſtehendes Ganzes erſcheint. Man ſtelle ſich die beyden Figuren A und B, Fig. 848, als Außenſeiten eines kleinen Gebäudes vor. A zeigt nichts, woraus man ſchließen könnte, daß dieſes eine ganze Außenſeite eines Hauſes vorſtellen ſoll. Man kann ſie eben ſo gut als ein Stück einer Faßade vorſtellen, an welche noch auf den Seiten ſowohl, als in der Höhe, etwas anzubauen iſt; ſie führt den Begriff eines Ganzen keines-

weges mit ſich. An der Figur B hingegen fällt es ſogleich in die Augen, daß ſie eine ganze Faßade vorgeſtellt. Sie iſt ſowohl von unten durch die Plinthe, die den Fuß vorſtellt, als von oben durch ein Hauptſims, geendigt; ſo, daß ſich weder von oben noch von unten etwas hinzu ſetzen läßt, daß nicht außerhalb der Gränzen läge und ein unnützer Theil wäre. Eben ſo ſind auch beyde Seiten durch die Ausladung der Plinthe und des Hauptgeſimſes völlig begränzt, weil man deutlich ſieht, daß nichts daran geſetzt werden kann.

Dieſes Beyſpiel dient alſo zum Muſter, wie jedes Werk der Baukunſt durch Anfang und Ende zu einem vollſtändigen Ganzen gemacht werden könne. Auch jeder einzele Theil, inſofern er wieder ein kleineres Ganzes macht, hat dieſe Vollſtändigkeit nöthig. In der erſtern Figur iſt man einigermaſſen ungewiß, ob die Fenſter wirklich vollendet, oder nur angefangene Oeffnungen, oder gar in der Mauer gelaſſene Löcher ſeyn, die noch zugemauert oder erweitert werden ſollen. Dieſe Ungewißheit hat in der zweyten Zeichnung nicht mehr Statt. Bloß die Einfaſſungen um die Fenſter zeigen deutlich an, daß dieſe Oeffnungen nicht zufällige, oder noch nicht fertige Löcher, ſondern wirkliche Fenſter ſeyn, welche durch die Einfaſſung auf allen Seiten ihre Begränzung haben.

Das Gefühl von der Nothwendigkeit, jedem Körper, der nicht als ein abgebrochenes Stück, ſondern als ein Ganzes erſcheinen ſoll, einen Anfang und ein Ende zu geben, iſt ſo gewiß und ſo allgemein, daß wir die Aeußerung davon überall ſehen können. Ein Menſch aus dem niedrigſten Haufen, der am wenigſten über Schönheit und Geſchmack nachdenkt, wird doch ſeinem, aus einem Zaune geriſſenen Stocke, oben eine Art von Knopf, und unten eine Spitze zu geben ſuchen, damit es ein ganzer Stock, und nicht ein Stück eines Stockes ſey. Daher ſehen wir ſowohl in den älteſten, als in den unzierlichſten Gebäuden, ſchon überall, wo Säulen und Pfeiler ſind, Spuren von Fuß und Knauf, ohne welche die Säule nicht ſo wohl eine Säule, als ein Stück einer Säule, ſeyn würde. Um ſo viel weniger iſt es zu begreifen, wie griechiſche Baumeiſter doriſche Säulen ohne Fuß haben ſetzen können. Vielleicht hat dieſes Gefühl auch die Verjüngung der Säulenſtämme hervor gebracht; denn ſie ſcheint doch die Empfindung des obern Endes der Säule

zu erwecken. Gewiſſer aber ſind der Ober- und Unterſaum des Säulenſtammes, der Ablauf und Anlauf an demſelben daher entſtanden; denn ſie ſind offenbar die beyden Enden des Stammes.

Bey einem ganzen Gebäude empfindet jedermann, wie wichtig die beyden Hauptenden, der Fuß und das Gebälk seyn. Jeder verſtändige Baumeiſter wird dieſen Theilen ein Verhältniß zu geben ſuchen, welches dem Ganzen wohl angemeſſen iſt, daß das Auge an dieſen beyden Enden die Ruhe finde. Auf der andern Seite wird er auch jeden einzelnen Theil, er ſey groß oder klein, ſo zu machen ſuchen, daß er weder als ein unabhängliches Ganzes hervor ſtehe, noch als ein unvollendetes Stück ohne Anfang und Ende erſcheine. Darin beſteht ein Haupttheil des richtigen und guten Geſchmackes.

In der Malerey ſind ebenfalls beſondere Veranſtaltungen nöthig, dem Inhalte des Gemäldes ſeine völlige Begränzung zu geben. Daß alles, was wirklich zum Inhalt gehört, in eine einzige Hauptmaſſe vereiniget werde, iſt hiezu noch nicht hinlänglich; das Auge muß empfinden, daß dieſer Maſſe nichts fehle. Darum erfüllet ſie nicht den ganzen Grund, oder die ganze Tafel des Gemäldes, damit rings herum noch Sachen angebracht werden können, die außer dem Inhalte liegen, und uns empfinden machen, daß der Hauptmaſſe nichts fehle. Dieſes iſt die Urſache, warum meiſtentheils auf dem Vorgrunde, und oft auch an den Seiten, fremde und eigentlich außer dem Inhalte des Gemäldes liegende Sachen geſetzt werden. Sie bewirken offenbar das Gefühl, daß wir die Vorſtellung ganz ſehen, da ſie rings herum von den umſtehenden Sachen abgelöſet iſt. Deshalb werden auch dieſe fremde und zur Abſonderung der Hauptmaſſe dienende Dinge meiſtentheils nur halb vorgeſtellet. Ob nun gleich die Maler dieſes nicht allemal beobachten, ſo findet man doch, daß die Gemälde, wo dieſe Ablöſung des Inhaltes von umſtehenden Dingen beobachtet wird, etwas haben, wodurch ſie mehr gefallen, als andere, da dieſes verſäumet wird. Niemand iſt hierin ſorgfältiger, als die Land-

ſchaftmaler; ſie haben es aber auch am meiſten nöthig, um ein Stück Landes als ein Ganzes, und nicht als ein bloßes Stück, ſehen zu laſſen.

Auch die Form der Hauptmaſſe im Gemälde kann hiezu viel beytragen. So iſt z. B. für die Hauptmaſſe die Pyramidalform die beſte. Ihr Vorzug vor andern kömmt bloß daher, weil Anfang und Ende daran am deutlichſten zu bemerken ſind.

Einen Gegenſtand im Ganzen betrachten, heißt ſo viel, als auf die Wirkung Achtung geben, den alle Theile zugleich, inſofern ſie nur eines ausmachen, auf uns thun. *Man betrachtet ein Gebäude im Ganzen*, indem man auf ſeine Form und Größe und auf ſeinen Character Achtung giebt, ohne auf irgend einen beſondern Theil deſſelben Acht zu haben. *Ein Gemälde wird im Ganzen betrachtet*, wenn die Aufmerkſamkeit überhaupt auf die Empfindung gerichtet wird, die von der Vereinigung aller Gegenſtände herkömmt, es ſey in Abſicht auf den Geiſt deſſelben, oder bloß in Abſicht auf die Harmonie der Farben, oder der Haltung, oder des Hellen und Dunkeln. Es geht auch ſogar in ſolchen Werken, die man nicht auf einmal, ſondern nach und nach empfindet, wie die Werke redender Künſte, doch an, ſie im Ganzen zu betrachten.

Es iſt eine wichtige Anmerkung, daß gewiſſe Werke der Kunſt die Wirkung des Ganzen zur Abſicht haben, ſo daß die Theile bloß des Ganzen halber da ſind, da andere Werke einzele Theile zur Hauptabſicht haben. So wie es in der Mahlerey Landſchaften giebt, in welchen kein einziger beſonderer Gegenſtand vorkömmt, der eine große Aufmerkſamkeit verdiene, alle zuſammen aber eine reizende Ausſicht machen, ſo iſt es auch mit andern Werken der Kunſt. Hingegen giebt es auch Werke, worin das Einzele die Hauptſache iſt. In jedem Gebäude muß die Außenſeite im Ganzen betrachtet werden; kein einziger Theil derſelben iſt für ſich da, ſondern bloß, um die Wirkung des Ganzen erreichen zu helfen. In dem Innern der Gebäude aber, und ſo auch in den Gärten, iſt bald jeder Theil ſeiner ſelbſt wegen da, und wenige zur Wirkung des Ganzen.

Ganz, im Ganzen, oder im Großen kaufen und verkaufen, wird in der Handlung geſaget, wenn ganze und große Partien von Waaren, ſowohl von einerley, als von unterſchiedener Gattung und Beſchaffenheit, zuſammen und auf einmal gekaufet und verkaufet werden, dergleichen auf den erſten Fall beſonders von den Großhändlern oder Groſſirern geſchieht, wovon bey dieſem Worte ein mehreres vorkommen wird; von dem letztern Falle aber die Artikel Bauſch und Bogen, und Bogenfahrt, nachzuſehen ſind.

Ganz-Hüfner, in einigen Gegenden, z. B. im ſächſiſchen Churkreiſe, ein Hüfner, der eine ganze Hufe beſitzt, im Gegenſatze des Halb-Hüfners. Siehe den folg. Artikel.

Ganz-Löhner, im Oeſtreichiſchen, ein Unterthan, welcher ſo viele Güter hat, daß er die Robath oder Frohne mit vier Pferden oder Ochſen verrichten kann, und in andern Gegenden ein Anſpänner, Ganz-Hüfner, Pferde-Bauer, Pferdner u. ſ. f. heißt; zum Unterſchiede von dem Halb-Löhner und Viertel-Löhner. Siehe Löhner.

Ganz Pacht, ſiehe unter Pacht.

Ganz-Vogel, ſiehe Krammets-Vogel.

Ganza oder Ganzas, eine Scheidemünze von vermiſchtem Kupfer und Zinne, die in Oſtindien, in dem Königreiche Pegu, gangbar iſt, und auch daſelbſt gepräget wird. Dieſe Species werden aber nicht in den königlichen Münzen gemacht, ſondern es ſteht einem Jeden frey, dergleichen zu ſchlagen, wenn er nur die königlichen Gebühren dafür bezahlet.

Es iſt auf dieſer Münze zu gewinnen, wenn man ſich in Pegu eine Zeit lang aufhalten will; indem die Bezahlungen für Gold, Silber, Specereyen, Perlen und andere reiche Waaren gemeiniglich in Ganzas geſchehen; welches denn verurſachet, daß der Preis derſelben zur Zeit dieſer Bezahlungen ſteigt.

Der Werth der Ganzas iſt nicht genau beſtimmt; doch gelten ſie gemeiniglich 2 bis 3 franzöſiſche Sols, oder 8 bis 12 Pfennige unſers Geldes. Es giebt auch halbe und Viertelganzas, welche nach Proportion gelten.

Gar, bedeutet eigentlich zubereitet, fertig, und wird am häufigſten als ein Nebenwort gebraucht.

1. Eigentlich, zubereitet, fertig, wo es doch nur noch in einigen Lebensarten und Handwerken vorkömmt. Gares Eiſen, im Hüttenbaue, welches ſeine völlige Zubereitung erhalten hat. Die leichtflüſſigen Eiſenſteine am Harze geben gares Eiſen. Das Kupfer gar machen, es völlig rein und ſchmeidig machen; ſiehe Gar-Bruch, Gar-Eiſen, Gar-Feuer, Gare u. ſ. f. Gares Salz, das Salz gar ſieden, fertiges Salz, es fertig ſieden, in den Salzwerken. Die Kohlen werden im Meiler gar, wenn ſie ſo viel gebrannt werden, als nöthig iſt. Gares Leder, bey dem Gärbern, gegärbtes, zubereitetes Leder. Das Leder gar machen, unter welchem Ausdrucke man ſowohl überhaupt die ganze Zubereitung der rohen Häute zu Leder, als auch in engerer Bedeutung die Zubereitung der gehaarten, geläuterten und gebeizten Felle mit Alaun, Kalk oder andern ähnlichen Mitteln, begreift. Siehe Gar-Leder.

Die Weiß- und Sämiſchgärber machen 1) rauchgar, daß nämlich die Haare außen ſitzen bleiben; und die Kürſchner gehen auch nicht weiter. Daher rauchgare Felle, Felle, welche gar gemacht, oder zubereitet worden, ohne die Haare zu verlieren; welche in der Gare ihre Haare oder Wolle behalten, auf welche Art alles Rauch- oder Pelzwerk bereitet wird. Doch verfahren die Weißgärber auf zweyerley Art, indem ſie 2) auch närben, d. i. auf der auswendigen Seite die Haare abſtoßen, und weiter nichts daran thun; die inwendige Seite aber wird ſchön gemacht, um zu allerhand ſchönen Farbenleder gebrauchet zu werden. Solche Gare aber iſt wiederum zweyerley; nämlich a) weißgar, welches ſie in der Werkſtatt mit Alaun zurichten; und b) ſämiſchgar, welches mit Fiſchthran zugerichtet wird.

Am

Am häufigſten von den Speiſen, in den Küchen und bey den Bäckern, wo es im Hochdeutſchen nur als ein Nebenwort, bey den Niederſachſen aber auch als ein Beywort üblich iſt. Das Eſſen iſt noch nicht gar, hat noch nicht genug gekocht. Das Fleiſch, das Brod, der Fiſch iſt gar. Ich bin noch nicht gar mit ihm, mit der Sache, ſagt man auch wohl im gem. Leben, für, ich bin noch nicht mit ihm fertig, noch nicht mit ihm zu Stande. Die Arbeit iſt gar, iſt fertig, im Oberdeutſchen.

2. Figürlich, wo es doch nur in Geſtalt eines Nebenwortes gebraucht wird.

1) Das Prädicat nach ſeinem ganzen Umfange, imgleichen nach allen Graden ſeiner innern Stärke zu bezeichnen, für völlig, ganz, gänzlich; wo es zugleich den Ton hat. Es waren nicht gar zehen Thaler. Es ſind noch nicht gar vier Wochen, daß ich ihn geſehen habe. Ein Narr ſchüttet ſein Herz gar aus. Es iſt gar aus mit ihm; ſiehe Garaus. Im Hochdeutſchen wird es in dieſem Verſtande gemeiniglich mit dem Worte ganz verbunden, indem die meiſten Fälle, wo gar allein gebraucht wird, im Oberdeutſchen am üblichſten ſind. Sie haben es ganz und gar verdorben. Das Kleid iſt ganz und gar zeriſſen.

2) Einen hohen Grad der innern Stärke des Prädicates zu bezeichnen, für ſehr; in welcher Bedeutung es des Tones beraubt iſt, außer wenn ſo vorher geht, da es denſelben hat. Es wird in dieſer Bedeutung am liebſten andern Nebenwörtern vorgeſetzet. Ich bekomme ihn gar ſelten zu ſehen. Etwas gar genau betrachten. Er iſt ſo gar alt noch nicht. Er iſt ein gar gelehrter Mann.

Beſonders wird es, ſo wie all, gern den Superlativis der Nebenwörter vorgeſetzet, und hat alsdann zugleich den Ton. Es iſt gar zu groß, allzu groß. Es

iſt

iſt mir gar zu theuer. Ich kenne ihn nur gar zu wohl. Er iſt nicht gar zu groß, nicht ſehr groß, Ich bin dir gar zu gut, im gemeinen Leben für ſehr gut.

3) Eine Steigerung zu bezeichnen, wo es gleichfalls den Ton hat. Ich glaube, Sie wollen mich gar unterrichten. Ey warum nicht gar? Zuweilen auch mit der Partikel ſo. Er hat ihn ſo gar geſchlagen. Er trauet ſo gar ſeinem Bruder nicht.

Gar=Arbeit, in dem Hüttenbaue, diejenige Arbeit, da die Kien=Stöcke auf dem Gar=Heerde zur Gare gebracht werden.

Gar=aus (das,) ein aus den Wörtern gar aus zuſammen gezogenes Hauptwort. Einer Sache das Garaus machen, ihr ein Ende machen. Das Garaus mit einem ſpielen, ihn zu Grunde richten.

In einigen oberdeutſchen Gegenden iſt es im männlichen Geſchlechte üblich, der Garaus; und zu Nürnberg bedeutet es die letzte Stunde des Tages und der Nacht, und figürlich auch das Ende einer jeden Sache.

Gar=Bräter, ſiehe Gar=Koch.

Gar=Bruch, in den Schmelzhütten, ein Bruch, welchen der Garmacher in das Kupfer macht, wenn er mit dem Gareiſen in daſſelbe ſtößt, deſſen Gare zu erkennen.

Gar=Brühe, Fr. Etoffe, bey den Weißgärbern, die in dem Gar=Faſſe befindliche Alaunbrühe, worin die gehaarten, geläuterten und gebeizten Häute ihre völlige Zubereitung bekommen.

Gar=Eiſen, in den Schmelzhütten, ein langes ſpitziges Eiſen, welches der Garmacher, wenn das Schwarzkupfer gefloſſen, und etwas getrieben hat, bey der Form in das geſchmolzene Kupfer ſtößt, um an demjenigen, was daran hängen bleibt, zu ſehen, ob das Kupfer bald ſeine Gare habe. Die Kupfer=Theilchen, welche an dem Gareiſen hängen bleiben, wenn man daſſelbe in das geſchmelzte Kupfer ſtößt, heißen die Gar=Späne. Siehe auch Gar=Bruch.

Gar-Erz, im Hüttenweſen, Erz, welches genugſam geröſtet iſt.

Gar-Faß, ſiehe unter Gar-Brühe.

Gar-Feuer, in dem Hüttenbaue, ein ſtarkes Flammenfeuer, bey welchem das Kupfer gar und geſchmeidig gemacht wird.

Gar-Heerd, eben daſelbſt, ein Heerd außerhalb des Garofens, wo das Metall gar, d. i. fein, geſchmelzet und gereiniget wird.

Gar-Knecht, im Bergbaue, ein Arbeiter, der unter der Aufſicht des Garmachers das Kupfer gar ſchmelzet.

Gar-Koch, ein Koch, bey welchem allezeit gar gekochte oder gebratene Speiſen für Geld zu haben ſind; im Niederſ. ein Garbräter; Fr. Charcutier, Gargotier. Siehe Gar-Küche.

Gar-König, im Hüttenbaue, 1. das auf der Kapelle ſtehende Kupfer, wenn das Schwarzkupfer auf gares Kupfer probiret wird. 2. Die kleine Scheibe Kupfer, welche zuletzt ſtehen bleibt, wenn die Scheiben aus den Garheerden geriſſen werden.

Gar-Krätze, eben daſelbſt, die Krätze oder das Gekrätz, welches von dem Garkupfer abgeht.

Gar-Küche, L. Popina, Fr. Gargotte, die Wohnung und Küche eines Garkoches, wo gar gekochte und gebratene Speiſen zu allen Zeiten anzutreffen und zu verkaufen ſind.

Es iſt dieſes eine beſondere Anſtalt in den Städten, wo allerley Fremde und inſonderheit Landvolk zuſammen kommen, damit ſie allezeit etwas zur Speiſe zubereitetes finden können, und woher auch jedermann in ſeine Wohnung die Speiſen, welche er begehret, erhalten kann. Man findet in denſelben gemeiniglich Tafeln aufgehangen, die es täglich bezeichnen, welche Speiſe man um billigſte Preiſe erhalten kann. An vielen Orten iſt dieſe Gerechtigkeit den rathhäuslichen Einkünften, oder den Gemeinden, imgleichen den herr-

ſchaft-

ſchaftlichen Gütern zugeſchlagen; da dann das Recht, eine Garküche zu halten, gegen Pacht oder beſtändigen Zins, den Fleiſchern oder auch der Fleiſcherinnung, imgleichen beſondern Köchen, oder auch Gaſtwirthen überlaſſen wird, und auch wohl beſondere Häuſer und Gebäude dazu beſtimmt ſind. Ja, es iſt ſo gar an einigen Orten das Recht zu tractiren, zu ſpeiſen, oder Speiſe über die Straße zu ſenden, dergeſtalt damit verbunden, daß auch der Gaſtwirth ſeine Reiſende ſo wenig, als der Schenkwirth ſeine Gäſte, anders, als aus der Garküche, ſpeiſen darf.

Ob nun dieſes zwar ein großes Hinderniß eines wohl eingerichteten Gaſtwirthſchaftsweſens iſt, wovon ich in dem Art. Gaſt=Wirthſchaft mit mehrern ſprechen werde: ſo iſt gleichwohl auch übrigens eine Garküche eine feine Revenüe der Rathhäuſer, der Gemeinden, und bisweilen der herrſchaftlichen Landgüter und Aemter.

Ohne Veranſtaltung und Aufmerkſamkeit der Policey, gelangen dergleichen Häuſer entweder ſelten zur Vollkommenheit; oder die übertriebenen Forderungen verwandeln ſie bald in ihr voriges Nichts.

Hrn. Juſtitzrath Willebrand Grundriß einer ſchönen Stadt, 1. Th. Hamb. und Leipz. 1775. 8. S. 284.

Eine Neger=Garküche beſchreibt Phillips in ſeiner Reiſe längs der Küſte von Guinea nach Whidaw ꝛc. im Jahr 1693. Sie wurde an dem Fuße eines großen Baumes gehalten. Der Wirth davon hatte, anſtatt des Tiſches ein Stück flaches Holz, ungefähr 1 Elle breit, welches auf der Erde ſtand. Das Eſſen war gekochtes Rind= und Hundefleiſch, welches in eine rohe Kühhaut gewickelt war, und auf der einen Seite lag. Auf der andern Seite ſtand ein irdener Topf mit gekochtem Kankis, (d. i. verrotteten Fiſch, mit Mays-Mehl vermengt, welches ſtatt des Brodes diente. Wenn nun einer zu ſpeiſen kam, ſetzte er ſich bey dem Tiſche auf die Knie nieder, und legte 8 oder 9 Cauris (Muſcheln, welche anſtatt der Scheidemünze gebraucht werden; ſiehe Th. VII, S. 736, f.) darauf. Der Koch ſchnitt ihm alsdann von demjenigen, was er erwählte, ſehr ehrlich ſo viel ab, als er bezahlt hatte,

te, gab ihm ſein Stück Kanki, und etwas Salz. Wenn dieſes für ſeinen Magen noch nicht genug war, legte er noch mehr Muſchel-Schalen hin, und bekam mehr Eſſen. Der Verfaſſer hat 8 bis 9 auf einmal um ſeinen Tiſch geſehen, die er alle ſehr geſchickt und ohne die geringſte Verwirrung bediente. Wenn ſie trinken wollten, giengen ſie an das Ufer; und die Schwarzen pflegen auch nur erſt nach Tiſche zu trinken.

Gar-Kupfer, im Hüttenbaue, gares, d. i. von aller Steinart, wie auch vom Silber und Bley geſchiedenes Kupfer; ſiehe Kupfer.

Gar-Leder, Leder, welches von dem Weisgärber gar gemacht, oder gegärbet worden iſt, und ſonſt auch weiß-gares Leder genannt wird, zum Unterſchiede von dem lohgaren Leder und Rauch-Leder. Siehe Leder.

Gar-Macher, in dem Hüttenbaue, ein Arbeiter, der das Schwarzkupfer gar macht, d. i. von allen fremdartigen Dingen reiniget.

Gar-Ofen, eben daſelbſt, eine Grube vor dem Gebläſe, worin das Kupfer gar gemacht wird; ſiehe Kupfer.

Gar-Pfanne, eben daſelbſt, große eiſerne Pfannen, in welchen das Garkupfer nochmals geſchmelzet, und dadurch völlig gereiniget wird; ſiehe eb. daſelbſt.

Gar-Probe, eben daſelbſt, diejenige Probe, worin unterſucht wird, wie viel gares, d. i. reines Kupfer in einer Quantität Erz enthalten iſt.

Gar-Salz, in den Salzwerken, d. i. wohl gekochtes, gehörig geſottenes Salz.

Gar-Scheibe, in dem Hüttenbaue, Garkupfer in Geſtalt einer Scheibe.

Gar-Schlacken, eben daſelbſt, Schlacken, welche bey dem Garmachen des Kupfers erfolgen; Seiger-Schlacken.

Gar-Späne, ſiehe unter Gar-Eiſen.

Gar-Stück, in den Salzwerken, ein Stück fertiges, oder gar gekochtes Salz.

Garaffel, ſiehe Benedicten-Wurzel.

Garance, Rubia tinctorum; ſiehe Röthe.
Garant, ſiehe Bürge. Gewährmann. Läufer.
Garantie, ſiehe Gewähr.
Garantiren, ſiehe Gut ſagen.
Garas, iſt der Name, den man in Ungarn dem Kaiſergroſchen giebt, der in Oberungarn 6, in Niederungarn aber 5 ungariſche Groſchen hält.
Garas, ein grober weißer Baumwollenzeug, der aus Oſt-Indien, und vornämlich aus Surate kömmt; ſiehe Gueras.
1. Garbe, ein Wort, welches in verſchiedenen Namen der Kräuter vorkömmt; dergleichen z. B. Blutgarbe, deutſche Cochenille, Schafgarbe, Gänſegarbe, Gänſerich, wilde Garbe, rother Steinbrech, Garbe oder Garben, Kümmel, Feldkümmel u. ſ. f. ſind.

Da alle dieſe Kräuter eine Menge geſpaltener und gekerbter Blätter haben, ſo ſcheint dieſes Wort zu kerben zu gehören. Siehe das folgende, und Kerbel. Indeſſen kann auch das Lat. Harba, Wallach. Jarba, Kraut, mit in Betrachtung gezogen werden.

2. Garbe, (*) in der Feldwirthſchaft, ein Arm voll abgeſchnittener und zuſammen gebundener Getraidehalmen, ſo lange ſie noch nicht gedroſchen ſind. Garben binden, das Getraide in Garben binden; ſiehe Th. XI, S. 426, fgg.

Gar-

(*) Dieſes Wort lautet ſchon bey dem Notker Garba, im Tatian im Diminut. Gerbilin, wo es für Bündlein ſteht, in Lipſii Gloſſe Garivo, wo es eine Handvoll bedeutet, im Niederſ. Garve, im Engl. Garb, im Franz Gerbe, im mittlern Lat. Garba, Jarba, Geliba, Gelima, im Bretagniſchen Kerbe, im Schwed. kerfwe. Dieterich von Stade leitet es von gerben, zubereiten, Hickes vom Angelſ. ripan, garipan, einärnden, Rudbeck von kerfwa, kerben, ſchneiden, Wachter vom Angelſ. gripa, greifen, Friſch von gar, Ihre von acervus, andere von dem Griech. χαςφη, Stroh, und χαρπος, Frucht, und Scheller auf eine ſehr ſeltſame Art von gar, reif, her. Unter allen dieſen Ableitungen ſcheint Rudbeck's noch die wahrſcheinlichſte zu ſeyn. Im Schwed. iſt karfwa, im Angelſ. georfan, im Griech. χειρειν, ſchneiden. Siehe Kerben und Scheren.

Garbe, (Blut=) Scleranthus perennis *Linn.*; ſiehe Johannis=Blut.
— (Forſt=) ſiehe Th. XIV, S. 612.
— (Gänſe=) Potentilla Anſerina *Linn.*; ſiehe Th. II, S. 238.
— (Reut=) ſieht Forſt=Garbe.
— (Schaf=) Achillea *Linn.*; ſiehe Th. I, S. 275.
— (Stock=) ſiehe Forſt=Garbe.
— (wilde) ſiehe unter Steinbrech.

Garben=Krähe, ſiehe unter Krähe.

Garben=Recht, Fr. Champan, ein Recht, welches an einigen Orten dem Lehensherren zuſteht, aus den Feldern ſeiner Lehensleute eine gewiſſe Anzahl Zinsgarben zu nehmen.

Garben=Zehent, ſiehe unter Zehent.

Garben, ein Wort, welches nur bey den Bäckern einiger Gegenden, z. B. in Leipzig, üblich iſt, den rohen und zu Brod geformten Teig in den Ofen ſchieben, damit er plötzlich eine braune Rinde bekomme; welches in Niederſachſen gaſſeln heißt.

Vermuthlich iſt es durch eine gröbere Ausſprache aus gärben (ſ. Th. XV, S. 629) entſtanden.

Garcapuli, ſiehe Gutta=Baum.

Garcette, ſiehe Seiſing.

Gard=Richter, eine vor nicht gar langer Zeit abgeſchaffte obrigkeitliche Perſon auf der Inſel Rügen, die auch Gard=Vogt hieß, und ſo viel als ein Burggraf oder Burgrichter war. Er hatte den Vorſitz in der Gard=Vogtey, deren Gerichtsbarkeit ſich über alle diejenigen Perſonen und Güter erſtreckte, welche nicht unmittelbar unter der Landvogtey, oder unter den ſtädtiſchen und adelichen Gerichten ſtanden. Das Gebiet dieſer Vogtey hieß auch der Garten. Alles von dem alten Gard, eine Burg, ein Schloß. Siehe Garten.

Gard=Vogt, Gard=Vogtey, ſ. im vorhergehenden Artikel.

Garde, aus dem Franz. Garde, welches wiederum von dem Deutſchen wahren und warten abſtammet. 1. Ein Haufen zur Beſchützung der Perſon eines großen Herren beſtimmter Soldaten. Die Leib-Garde, die Leibwache. Eine Garde von tauſend Mann. Ein Soldat von der Garde. Die adeliche Garde, wenn ſie aus lauter Edelleuten beſteht.

Bey dem Kaiſersberg lautet dieſes Wort Gwardey, bey dem Daſypodius Gewardi, der auch einen ſolchen einzelen Trabanten Gewardi-Knecht nennet.

2. Bey der ehemahligen Verfaſſung des deutſchen Kriegesweſens war die Garde ein Haufen nach dem Kriege von einem Fürſten abgedankter Soldaten, welche unter dem Vorwande, neue Kriegesdienſte zu ſuchen, im Lande herum ſtreiften und allerley Gewaltthätigkeiten begiengen. Einzelne Glieder eines ſolchen Haufens wurden daher in den vorigen Jahrhunderten häufig Garde-Knechte, Gart-Knechte, Garten-Knechte, Garden-Brüder, u. ſ. f. genannt. Da ſie ſich dabey vornämlich auch auf das Betteln legten, ſo hieß die Garde, der Gart u. ſ. f. oft auch ſo viel als die Betteley. Auf der Garde herum laufen, betteln gehen. Auf der Garde betreten werden. Siehe Garden.

Gardelebiſcher Garley, ſiehe Th. V, S. 28.

Garden, mit dem Hülfsworte haben, ſo im Hochdeutſchen nunmehr veraltet iſt, ehedem aber, ſowohl im Ober- als Niederdeutſchen häufig für betteln gebraucht wurde. Herum gartendes müßiges Geſindel kömmt noch jetzt im Oeſtreichiſchen vor. Im Niederſächſiſchen wurde das Marodiren ehedem Garding, Gardung, Gardering genannt. Siehe Garde 2.

Gardeniſche Pflanze, Gardenia. Die Jungfer Jenny Colden, welche in der Kräuterkenntniß wohl erfahren war, hat Alexander Garden, einem amerikaniſchen Reiſebeſchreiber, zu Ehren eine Pflanze mit dieſem

ſem Namen beleget, welche dem Johanniskraute nahe verwandt, jedoch in Anſehung der Zahl von Staubfäden und der Honigbehältniſſe davon unterſchieden iſt. Die bisher bekannte Art, welche Ellis und Ehret beſchrieben haben, Gardenia florida *Linn.* Jasminum ramo unifloro pleno, petalis coriaceis, *Ehret.* & *Trew.* Jasminum foliis lanceolatis oppoſitis integerrimis, calycibus acutioribus *Mill.* Cotsjopiri *Rumph.* Umki vel Umni Sinenſibus; Frutex cynosbati fructu alato, tinctorio, barbulis longioribus coronato *Raj.* wächſt in Oſt-Indien, Surate, Amboina, und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Ihr Stamm iſt groß und holzig, und treibt viele Anfangs grüne, hernach aber graue und glatte Aeſte, welche paarweiſe einander gegen über ſtehen, und kurze Gelenke haben. Ihre Blätter ſitzen feſt auf, ſtehen einander gerade gegen über, und ſind unzertheilt, dick, ungefähr 5 Zoll lang, und in der Mitte 2½ Z. breit, werden an beyden Enden ſchmäler, endigen ſich mit einer Spitze, und haben eine glänzende Fläche und viele Adern. Ihre wohlriechende Blumen zeigen ſich im Julius und Auguſt an dem Gipfel der Aeſte, ſitzen dicht an den Blättern, haben einen röhrigen, und in fünf lange, ſchmale und ſpitzige Abſchnitte zertheilten Kelch, und eine aus einem Stücke beſtehende Krone, und ſind ſehr oft mehr oder weniger gefüllt.

Man kann ſie leicht aus den abgeſchnittenen Zweiglein ziehen, die man im Sommer in Töpfe pflanzt, dieſe in ein gemäßigtes Miſtbeet gräbt, dicht mit Gläſern oder Handglocken bedeckt, und bey Tage vor der Sonne verwahret. Haben ſie Wurzeln bekommen, ſo muß man ſie ſorgfältig abtheilen, und einzeln in kleine beſondere Töpfe ſetzen, die man in ein Miſtbeet gräbt, bis ſie eingewurzelt ſind, im Schatten erhalten, und allmählich an die freye Luft gewöhnen.

Die Sineſer gebrauchen ihre Samen zur ſcharlach=rothen Pflanze. Die Samen geben auch noch nach 80 Jahren dem Waſſer, dem Weingeiſte und andern Flüſſigkeiten, eine gelbe Farbe.

Garderobe, Fr. Garde-robe, die Kleider=Kammer, nennt man das zur Aufbewahrung der herrſchaftlichen Kleider beſtimmte Zimmer in vornehmen Häuſern. Man verſteht auch darunter, alles in der Garderobe befindliche Kleidergeräth und Leinenzeug; man ſagt daher: ſie hat ihre ganze Garderobe ihrer Kammer=Frau vermacht.

Die Garderobe oder Kleiderkammer in vornehmen Häuſern, dient gemeiniglich auch zu einem Wohn= und Schlafzimmer eines Kammerdieners, oder einer Kammerfrau, oder der andern Bedienten, welche insonderheit bey der Nacht der Herrſchaft am nächſten, und ſogleich bey der Hand ſeyn müſſen. Eben deswegen werden ſie insgemein zwiſchen dem Cabinette und Schlafgemache der Herrſchaft angeleget. Bisweilen, wo es nämlich die Höhe des Stockwerkes verſtattet, wird die Garderobe als ein Halbzimmer über ein anderes Gemach angebracht. Im übrigen ſieht man bey ihrer Anlage auch darauf, daß aus dem untern Stockwerke geheime Treppen in das obere und in die Garderobe gehen, und unweit davon ein Platz zum Abtritt (Privet) ſich befinde. Derjenige Ort beym Bade, wo man ſich entkleidet, heißt Garde-robe de bain, Gr. und L. Apodyterium. Die Garderobe in einem Schauſpielhauſe, Garde-robe de théatre, beſteht gemeiniglich aus verſchiedenen kleinen Cabinetten, wo ſich die Acteurs und Actricen, jede beſonders, ankleiden.

Mehrern Unterricht hievon findet man in Sturms vollſtänd. Anweiſung, großer Herren Palläſte ꝛc. S. 23.

Gardine, (*) eine im gemeinen Leben, beſonders Niederſachſens, übliche Benennung eines Vorhanges vor den

(*) Niederſ. Gardine, Gordine, Holländ. Gordyne, Dän. Gardine, Schwed. Gardin, Engl. Courtin, Ital. Cortina, im mitt-

den Fenſtern, Betten und Thüren, welche zur Zierde und Bequemlichkeit, wegen der Sonne, der Kälte ꝛc. davor gemacht werden. Von den Fenſter-Gardinen, ſiehe Th. XII, S. 604, f. Von den großen Spring-Gardinen an die Fenſter in Zimmern, iſt eben daſelbſt Meldung geſchehen. Eine Anweiſung zur Verfertigung der Spring-Gardinen vor den Fenſtern einer Kutſche, findet man in Hrn. Duhamel Schlöſſerkunſt, im IX. B. des Schauplatzes der Künſte und Handwerke, S. 436.

Die gemeinen Gardinen-Ringe von verzinntem eiſernen Draht, ſind eine Arbeit der Nadler; ſiehe Hallens Werkſtätte, 2. Band, S. 356, f. Die meſſingenen werden gegoſſen.

Gardon, ein Fiſch; ſiehe Alant.

Gardſeer-Oehl, ſiehe unter Oehl. (Baum-)

1. **Gare** (die), das Hauptwort von dem Bey- und Nebenworte gar.

1. Der Zuſtand, da eine Sache gar, d. i. fertig, zubereitet, zu einem gewiſſen Gebrauche geſchickt iſt, in verſchiedenen einzelen Fällen. Die Gare der Häute bey den Gärbern. In den Pfeifenmanufacturen iſt die Gare der Grad des Brennens, den die Pfeifen haben müſſen, wenn ſie zum Gebrauche geſchickt ſeyn ſollen. Die Kohlen-Meiler haben die rechte Gare, wenn ſie genug gebrannt haben. Das Kupfer hat ſeine Gare, in den Schmelzhütten, wenn es gehörig gereinigt iſt. Das Erz hat ſeine Gare, wenn es genug geröſtet worden iſt; ſiehe Gar-Erz. In der Bienenzucht bedeutet die Gare des Weiſers, deſſen Mündigkeit, da er zur Zeugung geſchickt wird; imglei-

mittlern Lat. Cortina; vermuthlich durch Zuſammenziehung von dem alt Franz. Couvertine, eine Decke, Ital. Copertina, von couvrir, bedecken, obgleich du Fresne eine andere minder wahrſcheinliche Ableitung angiebt.

gleichen das Werkzeug, vermittelſt deſſen er ſeine Eyer leget. Ein ſolcher zur Zeugung fähiger Weiſer wird alsdann garig genannt; ſiehe Th. IV, S. 743. Die Gare der Sohle, im Salzweſen, wenn ſie gehörig geſotten hat; ſiehe Gar und Gärben.

2. Bey den Weißgärbern iſt eine Gare Häute, eine Zahl von 24 Häuten, ſo viel nämlich auf einmal gar gemacht, oder in die Gar-Brühe geſetzt werden.

2. Gare (*) (die), in dem Feldbaue verſchiedener Gegenden, der Dünger oder Miſt. Geil und Gare, der Dünger.

Gareiſel, Gareiß; ſiehe Karauſche.

Garence, Garance; ſiehe Röthe.

Garenne, aus dem Franz. Garenne. (**) 1. Ein zur Zucht und Hägung der Kaninchen angelegter Ort, ein Kaninchengehäge; ſiehe unter Kaninchen. 2. Ein Ort in fließenden oder ſtehenden Waſſern, wohin die Fiſche ihre Zuflucht nehmen, und wo ſie in großer Anzahl gefangen werden, eine Fiſchweide; ſiehe Th. XIII, S. 793.

Gargantua, eine Tulpenſorte; ſ. unter Tulpe.

Garget, ſiehe Darm-Seuche der Schafe.

Gargote, Gargotier; ſiehe Gar-Koch. Gar-Küche.

Gari, eine Rechenmünze, deren man ſich an vielen Oertern in Oſt-Indien, vornämlich in den Staaten des Großſultans bedienet. Ein Gari Rupien gilt ungefähr 4000 Rupien; ſiehe Rupie.

Garig, ſiehe Gare 1.

Garier, eine Tulpenſorte; ſ. unter Tulpe.

Ga-

(*) Dieſes Wort erhält noch das Andenken des veralteten Gor, Hor, Koth, Miſt, welches auch in der monſeeiſchen Gloſſe Gor lautet. Siehe Garſtig und Hornung.

(**) Im mittlern Lat. Garanna, Garenna, Warenna, von dem Deutſchen wahren, bewahren, hägen.

Gariner, ſiehe Garnele.

Gariot, ſiehe Benedicten-Wurzel.

Garipot, ſiehe Galipot.

Garley, eine Art Bieres in der alten Mark Brandenburg, welches von der Stadt Gardeleben, wo es gebrauet wird, den Namen hat; ſiehe Th. V, S. 28.

Garn, (*) L. Filum, Fr. Fil, wird 1. der aus Flachs oder Lein, imgleichen aus Hanf, Werg, Wolle, Baumwolle ꝛc. einfach geſponnene oder zuſammen gedrehete Faden genannt. Man pflegt das Garn 1) nach den verſchiedenen Materien, woraus es geſponnen und zuſammen geſetzt iſt, auch verſchiedentlich zu benennen; nämlich, das aus Flachs oder Lein heißt fláchſenes oder leinenes Garn, ſiehe Leinen; das aus Wolle, wollenes Garn, ſiehe unter Wolle; das aus Baumwolle, baumwollenes Garn, ſiehe unter Baum-Wolle und Kattun; das aus Kamelhaar, Kamel-Garn; ſiehe Kamel-Haar. In engerer Bedeutung wird fláchſenes oder hánfenes Garn nur ſchlechthin Garn genannt. Man macht auch Garn und Zeug aus Geniſte und Hopfen-Reben, ſiehe unter Geniſte und Hopfen. Ferner hat man 2) in Anſehung der Reiche und Länder, in welchen das Garn verfertiget wird, verſchiedene Sorten deſſelben, z. B. engliſches Garn; ſiehe unter Wolle; florentiner Garn, Fr. Fil de Florence, eine Art beſondern zarten und feinen Garnes, ſo von Florenz gebracht, am meiſten aber zu den daſigen Raſchen und andern dergleichen Zeugen verbraucht wird; türkiſches Garn, ſiehe in T.

Von dem Spinnen des Garnes, ſiehe den Art. Spinnen. Wenn der Flachs oder das Werg von dem

 Spinn-

(*) So fern dieſes Wort ein Geſpinnſt bedeutet, lautet es beym Ottfried Garno, im Niederſ. Garen, im Dän und Schwed. Garn, im Angelſ. Gearn, im Engl. Yarn. Ihre leitet es von dem Holländ. gaëren, gittern, gattern her; allein es gehört mit mehrerm Rechte zu dem alten garen, bereiten, Engl. gare. Siehe Gar und Gärben.

Spinnrocken ab, und auf die Spuhle mit dem Spinnrade, oder aber, welches noch beſſer iſt, aus freyer Hand auf die Spille oder Spindel geſponnen worden iſt, wird alsdann das Garn von der Spuhle oder Spindel wieder ab, und auf den Haſpel gewunden; ſiehe Haſpel. Dieſes Garn, welches ohne alle Bleiche und noch ohne alle Zurichtung, und in dem Stande iſt, wie es aus der Spinnerin Hand gekommen, wird rohes Garn, Fr. Fil cru, oder écru, genannt. Wenn man eine Quantität Stücke Garn beyſammen hat, wird das Garn entweder verkauft, von welchem Garnhandel im Art. Leinen ein mehreres vorkommen wird, oder es wird daſſelbe von den Garn- oder Leinwebern gewirket und zu allerley Gewebe verarbeitet, ſiehe den Art. Leinwand; oder zu Zwirn gemachet, ſiehe Zwirn; vorher aber wird daſſelbe, um es von dem ihm noch anhängenden Unrathe zu reinigen, durch eine warme und ſcharfe Aſchenlauge gezogen, welches man äſchern, und das ſolchergeſtalt ausgekochte und ausgelaugete Garn, abgeſottenes oder abgekochtes Garn, Fr. Fil cuit, nennt; und ſodann gebleichet und gefärbet.

Von dem Aeſchern, Kochen oder Weißſieden des Garnes, und von dem Bleichen deſſelben, werde ich im Art. Leinen handeln.

Das Färben des Garnes, beſteht theils in der Zurichtung, theils im Färben ſelbſt. Die erſte Zurichtung des Garnes zum Färben beſteht darin, daß daſſelbe gut abgeſotten, oder mit guter Aſche abgelauget, hernach aber ausgerungen (ausgewunden,) und in Fluß- oder Brunnenwaſſer abgeſpühlet, und ſodann abermal ausgerungen werde. Zu dem Färben ſelbſt, findet man in jedem, von den Farben handelnden, beſondern Artikel, Anweiſung.

2. Ein aus gezwirnten oder zuſammen gedreheten Garne geſtricktes Netz ſowohl bey den Fiſchern, als bey den

den Jägern; L. Rete, Fr. Filet, Panneau. Das Garn aufſtellen. Wild in das Garn treiben. Einen Wald mit Garnen umſtellen. Daher die im gemeinen Leben entlehnten figürlichen Redensarten: Jemanden im Garne haben, in ſeiner Gewalt; einem ins Garn gehen, oder fallen, Fr. donner dans le panneau, ſich von ihm fangen, hintergehen laſſen, ingleichen, ihm in ſein Gehäge gehen; einen aus dem Garne laſſen, u. ſ. f. In engerm Verſtande nennen die Fiſcher nur die großen Netze, welche gezogen werden, und nicht ſackförmig geſtrickt ſind, Garne, zum Unterſchiede von den Wathen, Schlepp-Säcken u. ſ. f. Dagegen pflegen die Jäger nur die Netze von ſchwachen Fäden, welche zum höchſten neun Fäden haben, Garne, die von ſtärkern aber Netze zu nennen.

Von den bey der Fiſcherey nöthigen Garnen und Netzen, iſt bereits im XIII. Th. S. 620, fgg. Erwähnung geſchehen.

Bey der Jagd des hohen Wildbretes bedient man ſich der Garne, um ſowohl das Wild darin zu fangen, als auch inſonderheit der Tücher zu ſchonen. Dahin gehören die Hirſch-Netze, Sau-Netze, Prell- und Spiegel-Netze, Wild-Garn, Kuppel-Netze, davon die Hirſch- Sau- und Spiegelnetze auch zum Abhalten der Hirſche und Schweine gebrauchet, und daher inwendig, wo des Wildes Gang und Lauf iſt, vor die Tücher auf die Forkeln gerichtet werden, damit bey dem Anfallen der Hirſche und wilden Schweine die Tücher nicht durchbrochen oder zerriſſen werden mögen. Wenn aber das Wild nur ohne Tücher und ohne beſondere Vorbereitungen gejäget werden ſoll, welches die Jäger ein Streif-Jagen nennen, ſo müſſen dieſe Garne ihre beſten Dienſte im Niederfallen und Bedecken des Wildes erweiſen. Zur niedern Jagd, hat man Reh- und Wolfs-Netze, Lauſch-Garne oder Luck-Netze, Flach- oder Steck-Garne zu den Haſen und Kaninchen, zu welchen

auch die ſo genannten Ingarne gebrauchet werden; ferner Dachs-Hauben, Biber- und Fiſchotter-Netze, Marder- und Iltiß-Netze. Zum Federwildbret hat man allerley Flach- und Steck-Garne, Rebhühner-Zeug mit Hamen und Flügeln, Hoch-Hänge- und Zieh-Garne, Spinneweben, Tiraſſe, Schnee-Garne, Steck-Netze, Wachtel-Garne, Nacht-Netze, Klebe-Netze, Bügel-Garne, wovon unter dieſen Benennungen ein Mehreres zu finden iſt. Ueberhaupt aber iſt von allen dieſen Garnen und Netzen zu bemerken, daß ſie durchgehends viele Buſen und Höhlen haben müſſen, darein ſich das Wild und Gevögel fangen und verwickeln könne. Damit ſich aber die Garne oder Netze nicht weiter ausdehnen, noch auch enger einziehen mögen, als die nöthige Länge oder Breite erfordert, ſo muß der Weidmann dieſelben nach der Breite, die ſie haben ſollen, nehmen, zum öftern auf einem großen Platze ausbreiten, und ſodann mit Lohwaſſer beſprengen, jedoch aber wieder wohl abtrocknen laſſen, da ſich denn das Geflecht an den Maſchen ſo feſt in einander ſchlinget und zuſammen hält, daß es viel Mühe koſtet, wenn ein Garn ſich über die gerechte Länge und Breite ausdehnen ſoll.

Die Garne zum Feder-Wildbret, werden entweder grün, blau oder gelb gefärbet; denn wenn ſie weiß bleiben, würde daſſelbe erſchrecket und vertrieben werden. Die grüne Farbe aber, welche die Vögel, die ſich beſtändig im Grünen aufhalten, nicht ſo leicht gewahr werden, wird aus grünem Korne bereitet, welches man zu einem Safte ſtößt, und damit das Garn über und über beſtreicht, welches man hierauf mit dem Safte in einen Zober oder in eine hölzerne Wanne thut, und es Tag und Nacht darin liegen läßt. Die braune Farbe, welche die Garne am längſten erhält, macht man aus Gärberlohe; oder, man nimmt von den ausgegrabenen Wurzeln eines Nußbaumes die Rinde, zerhackt dieſelbe gröblich, und läßt ſie eine Stunde lang

in Waſſer ſieden. Hernach leget man das Garn oder Netz unten auf den Boden des Keſſels, ſchüttet die Rinden mit dem Waſſer darüber her, und läßt ſie Tag und Nacht darin weichen. Nach dieſem thut man das Garn heraus, und läßt es wohl auswinden und trocknen, ſo bekömmt es eine ſchöne hellbraune Farbe, welche ſehr wohl dauern, und das Garn lange Zeit gut erhalten wird. Die gelbe Farbe macht man aus Schöllkraute; von dieſem nimmt man ganze Hände voll, und treibet das Garn durchgehends damit, wie mit Seife, läßt es wohl austrocknen, und hebt es zum Gebrauche auf.

Wenn man die Garne lange Zeit gut erhalten will, muß man ſie niemals zur Sommerszeit, vornämlich bey großer Hitze, eine Nacht über im Waſſer liegen laſſen, weil ſie ſonſt gleich morſch werden; im Winter hingegen, wenn es nicht zu ſehr friert, und ſonſt in den kühlen Zeiten, kann man ſie wohl zwo Nächte und einen Tag darin liegen laſſen, nach welcher Zeit ſie ſodann abgetrocknet werden müſſen. Hienächſt muß man auch die Garne an ſolchen Orten aufbehalten, wo es kein Ungeziefer von Ratzen oder Mäuſen giebt; auch dieſelben an keine Wand, ſondern in die Mitte an Stricke oder Stangen aufhängen. Wäre ungefähr an einem Garne eine Maſche aufgegangen, muß ſolche unverzüglich wieder gefaſſet und zuſammen gezogen werden; denn ſonſt gehen auch die übrigen nach und nach von ſelbſt auf, und machen alſo das ganze Garn unbrauchbar.

3. Der zweyte Magen der widerkäuenden Thiere, vielleicht wegen einiger Aehnlichkeit mit einem Fiſcher- oder Jägergarne. Bey einigen führt er auch den Namen der Mütze.

Garn, (abgekochtes oder abgeſottenes) ſiehe oben, S. 136.

— **(baumwollenes)** ſ. Th. IV, S. 105, f.

Garn,

Garn, (Beutel⸗) ſ. Th. XIII, S. 669.
— (Docht⸗) ſ. Th. IX, S. 345.
— (engliſches) ſ. unter Wolle.
— (Fiſcher⸗) ſ. Th. XIII, S. 620, fgg.
— (Flach⸗) ſ. Th. XIV, S. 3.
— (flächſenes) ſ. Leinen.
— (Fliegen⸗) ſ. Th. XIV, S. 239.
— (florentiner) ſ. oben, S. 135.
— (Frauen⸗) ſ. Sommer⸗Faden.
— (Groß⸗) ſ. Th. XIII, S. 627.
— (Hänge⸗) ⎫ ſiehe in H.
— (Hoch⸗) ⎭
— (Jäger⸗) ſ. oben, S. 137, f.
— (Kamel⸗) ſ. Kamel⸗Haar.
— (Klopf⸗) ſ. Th. IX, S. 345.
— (Koffer⸗) ſ. Th. XIII, S. 648.
— (leinenes) ſ. Leinen.
— (Licht⸗) ſ. Th. IX, S. 345.
— (Loth⸗) ſ. unter Leinen.
— (Marien⸗) ſ. Sommer⸗Faden.
— (Mücken⸗) ſ. Th. XIV, S. 239.
— (rothes) ſ. oben, S. 136.
— (Senk⸗) ſ. Th. XIII, S. 631.
— (Spinneweben⸗) ſ. in S.
— (Steck⸗) ⎫ ſ. Th. XIV, S. 3.
— (Stock⸗) ⎭
— (türkiſches) ſ. in T.
— (wollenes) ſ. unter Wolle.
— (Wurf⸗) ſ. Th. XIII, S. 626.
— (Zieh⸗) ſiehe Hänge⸗Garn.

Garn⸗Baum, bey den Webern, der hinterſte Baum an dem Weberſtuhle, auf welchen das Garn, ſo die Kette oder den Aufzug ausmacht, gebunden wird; der Ketten⸗Baum. Siehe im XXXVI. Th. S. 36.

Garn⸗Bier, in Weſtphalen, diejenige Tonne Bier, welche verarmte Landleute, oder diejenigen, denen eine unge⸗

ungewöhnliche Ausgabe bevor ſteht, den Dorfseinwohnern zum Beſten geben, wofür ſie ein in Garn beſtehendes Geſchenk erhalten.

Garn-Enden, Fr. Pennes, heißen diejenigen Enden, welche die Leinweber von dem Ende ihrer Stücke Zeug abſchneiden. Es erhandeln dieſelben die Lichtzieher um einen geringen Preis, und machen daraus entweder am Dochte ihrer gegoſſenen Lichter ein Ohr oder Schleife, oder binden die kleinen Löcher pfundweiſe damit an.

Garn-Gabel, bey den Jägern, Gabeln mit zween Zacken, die Garne damit zu ſtellen; die Garn-Stange. Siehe Th. XV, S. 604, und die dazu gehörige Fig. 837.

Garn-Handel, der Handel mit geſponnenem Garne; daher der Garn-Händler, der mit ſolchem Garne handelt. Siehe unter Leinen.

Garn-Haſpel, ein Haſpel, das geſponnene Garn von den Spuhlen zu winden. Imgleichen, bey den Webern, ein Haſpel, den Aufzug auf den Garnbaum zu wickeln. Siehe Haſpel.

Garn-Klotz, bey den Lichtziehern, ein Klotz, das zu Dochten verarbeitete Garn darauf zu klopfen.

Garn-Leute, in der Fiſcherey, diejenigen Leute, welche das Garn ziehen; ſ. Th. XIII, S. 620, in der Anmerkung.

Garn-Maſche, eine von den Maſchen oder Löchern, welche durch das Stricken in einem Netze oder Garne entſtehen.

Garn-Meiſter, ein Fiſcher, der mit Garnen oder großen Netzen fiſchet; ſ. Th. XIII, S. 621, in der Anmerkung.

Garn-Pacht, ſ. unter Spinnen.

Garn-Reuſe, eine Reuſe, welche aus Garn wie ein Netz geſtrickt iſt, zum Unterſchiede von den Binſen-Reuſen ꝛc. ſ. Th. XIII. S. 655, fgg.

Garn-Sack, Garn-Schlauch, bey den Fiſchern, ein wie ein Sack oder Schlauch geſtricktes Garn, welches zwo Einkehlen hat, und aufgeſtellet wird; die leichte Wathe; Fr. Guideau. Siehe Th. XIII, S. 647.

Garn-

Garn-Schlauch, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Garn-Spinnerey, ſ. Spinnen.

Garn-Stange, ſ. Garn-Gabel.

Garn-Stock, Fr. Trafiſoir, bey den Seidenbereitern, eine auf einem Kreuzfuße aufgerichtete Stange mit einem runden Zapfen, worauf die geſponnenen und gefärbten Seidenſtrehnen nach dem Färben gehängt werden, um dieſelben auszuwirren, d. h. die Fäden, welche in den Färbekeſſeln unter einander gebracht worden ſind, mit den Händen dadurch wieder in Ordnung zu bringen, daß man die geöffneten Strehnen, eine nach der andern, mit der Hand niederzieht, und alſo die verwirrten Fäden ruckweiſe ausſpannet, damit ſich die Strehne ohne Hinderniß abhaſpeln laſſe, und die zuſammen klebenden Fäden, wie ſie der Färber liefert, durch dieſe Erſchütterungen einander fahren laſſen mögen. Siehe Fig. 849; und den im XI. Th. S. 76, f. beſchriebenen, und Fig. 598 b) abgebildeten Winde-Stock.

Garn-Stück, bey den Spinnerinnen und Webern, eine Anzahl Fäden geſponnenen Garnes von 20 Fitzen, ſo auch eine Strehne, imgleichen ein Stück genannt wird.

Garn-Weber, ein Weber, der fläch ſenes oder hänfenes Garn verwebet; ſ. Lein-Weber.

Garn-Winde, Weife, Fr. Dévidoir, Guindre, eine Winde, das geſpaltene Garn oder eine Garnſtrehne in Knäuel zu winden. Niederſ. eine Krone, wegen einiger Aehnlichkeit in der Geſtalt.

Garn-Zug, bey den Fiſchern, der Fiſchfang mit den Zuggarnen.

Garnele, Krabbe, Cancer Crangon *Linn.* eine Art kleiner runder Meerkrebſe ohne Scheeren, welche den Spinnen gleichen, und auch Taſchen-Krebſe genannt werden. Siehe Krebs. (Meer-)

Garni. Wenn die Pariſer Goldſchmiede ihre emaillirte Büchſen, Doſen u. d. gl. ganz von ächtem Golde und Sil-

Silber machen, ſo müſſen ſie, vermöge eines Arrêt du Conſeil von 1736, auf den Schluß der Doſe das Wort Garni eingraben, und in das G dieſes Wortes wird hernach der Probeſtämpel gedrückt. Dieſes Zeichen unterſcheidet eine ſolche Arbeit vor andern emaillirten Stücken, die nicht von ächtem Golde oder Silber, oder mit fremden Materien unterlegt ſind.

Garniren, aus dem Franz. garnir, mit demjenigen verſehen, was zur Nothwendigkeit, oder zur Bequemlichkeit, oder zur Zierde gehört; mit dem erforderlichen Zubehör verſehen. Wenn bloß von Putz und Zierrath die Rede iſt, ſo iſt auch das Wort *ausſtaffiren* gebräuchlich. Inſonderheit wird dieſes Wort von dem Beſetzen der Frauenzimmerkleider gebraucht; dergleichen Beſetzung oder *Garnirung*, Fr. Garniture, insgemein aus ſeidenen Börtchen, goldenen, ſilbernen und andern Spitzen, Blumen, Blonden, Bändern, Galanten oder Falbalas, oder bey der Trauer aus weißer Kreppe u. ſ. f. beſteht. **Eine Garnirung von rothem, grünem, gelbem Band** ꝛc. Fr. une garniture rouge, verte, jaune. Siehe auch *Garnitur*.

In der Küchenſprache braucht man das Wort **Garnirung** in zweyerley Verſtande. Man nennt nämlich alſo 1) allerley Zuthaten oder Nebeningredienzien, welche man gewiſſen Speiſen, zur Erhöhung ihres Geſchmackes, beyfüget. So machen z. B. die in einer Soße oder Brühe befindlichen Morcheln, Trüffeln, Auſtern u. d. gl. die Garnirung aus. 2) Noch öfter nennt man alſo alle diejenigen Dinge, womit, bey dem Anrichten der Speiſen, der Rand einer Schüſſel zierlich beleget wird, z. B. kleines Backwerk, Lerchen, Krammetsvögel ꝛc. oder auch Blumen, Blätter und Wurzeln.

Garnirung, ſiehe im vorhergehenden Artikel.

Garniſon, aus dem Franz. Garniſon, die Mannſchaft, oder derjenige Haufe Soldaten, womit ein Ort beſetzt

wird,

wird, um ihn gegen Feinde zu vertheidigen, oder zu bewachen, zugleich auch, um die Einwohner im Gehorſam zu erhalten; die Beſatzung, ehedem die Hut-Knechte, die Hut. Es liegt hier eine Garniſon von tauſend Mann, Fr. il y a mille hommes de garniſon. Zuweilen verſteht man durch Garniſon auch den Ort ſelbſt, worin eine Beſatzung liegt. An einem Orte in Garniſon ſtehen, in Beſatzung liegen, Fr. être en garniſon.

Garnitur, Ausſtaffirung, Fr. Garniture, nennt man überhaupt alles dasjenige, womit eine Sache, inſonderheit zur Bequemlichkeit und Zierde, verſehen oder beſetzt wird; zuſammengehörige Stücke von einerley, oder auch von verſchiedener Art. Alſo iſt z. B. die Garnitur eines Kleides, (das Zubehör zu einem Kleide) Fr. Garniture d'habit, der Oberzeug, das Unterfutter, die Seide, Knöpfe, Band, Spitzen, Galonen, Treſſen ꝛc. womit daſſelbe ausgeſchmückt oder beſetzt wird: inſonderheit die ſämtlichen zu einer vollſtändigen Mannskleidung gehörigen Knöpfe; eine Garnitur Knöpfe. Was an Frauenzimmerkleidern Garniture heiße, ſiehe oben, S. 143. Eine Garnitur Diamanten, Fr. Garniture de diamans, ein Aſſortiment von Diamanten, die nach einem gewiſſen Geſchmacke bearbeitet ſind; z. B. die ſämtlichen diamantenen Knöpfe, womit ein Mannskleid beſetzt wird; die ſämtlichen Brillanten, womit eine Tabatiere, ein Degen, ein Porträt, Schnallen u. d. gl. beſetzt werden; oder auch der Diamantſchmuck einer Dame, er mag nun für den Kopf, oder für Hals und Bruſt, oder für die Arme und Hände, oder für alles dieſes zuſammen beſtimmt ſeyn.

Die Garnituren von Edelſteinen zu den Kleidungen der Mannsperſonen, beſtehen gemeiniglich nur in Knöpfen auf die Oberröcke, in Hut- und Schuhſchnallen, Hemdeknöpfen, Degengefäßen und Stockknöpfen. Bey den Garnituren zur Kleidung des Frauenzimmers aber, kömmt es auf die

Mode

Mode und den Geſchmack deſſelben an. Die gewöhnlichſten Stücke, ſind: die Knöpfe, die Heftlein oder Haken, und die Schnallen, welche aber nach Beſchaffenheit der Moden, auf hunderterley Arten verändert werden. Die Haar- und Zitternadeln, Schmetterlinge, Fähnlein und Roſen, gehören zu ihrer Garnitur auf den Kopf. Doch werden ſonſt auch die Schnallen und Ohrengehenke, wie auch die Halsbänder von Edelſteinen, mit unter dieſen Namen, die Ringe und die Halsbänder von Perlen aber nicht darunter begriffen.

Die Garnitur eines Zimmers oder einer Kammer, Fr. la garniture d'une chambre, oder une garniture de chambre, heißt bey den Tapeziren, das in ein Zimmer oder in eine Kammer zur Auszierung oder Ausmeublirung gehörige Geräth; hauptſächlich begreift man unter dieſem Ausdrucke die Stühle, Tiſche, Spiegel, Tapeten, Bette und Vorhänge eines Zimmers. Gleicher Geſtalt heißt bey ihnen auch eine Garnitur eines Bettes, Garniture de lit, was zu einem vollſtändigen Bette erfordert wird, als: die Matratzen, Federbetten, Kopfkiſſen, Bettdecken, Strohſack, und Bettvorhänge. Manchmal aber verſteht man unter Garnitur eines Bettes auch nur die Vor- und Umhänge, das Fußgeſtelle und die Decken ſowohl, als die Doublirungen aller dieſer Stücke. Eine Stuhl-Garnitur, Fr. Garniture de chaiſe, nennt man alles Zubehör, einen Stuhl zu beſchlagen, auszupolſtern und zu überziehen, z. B. Gurte, Stahlfedern, Pferdehaare, Leinwand, Seidenzeug ꝛc. Sonſt wird auch bey den Galanteriehändlern das Wort Garnitur von gewiſſen Büſcheln oder Schleifen Band gebraucht, womit das Frauenzimmer ſich putzet, da es ſelbige unter ihr Kopfzeug vermenget, oder womit die Mannsperſonen ihre Kleider ausſtaffiren laſſen. Bey den Spitzenhändlern aber begreift das Wort Garnitur verſchiedene Stücke, woraus die Kopfzeuge des Frauenzimmers beſtehen, unter ſich; wozu auch ſonſt noch die Touren um den Hals, und die Engageanten gerechnet werden. Eine Spitzen-

Spitzen-Garnitur für Mannsperſonen aber beſteht in Halskrauſen, in Spitzen an die Oberhemden, und in Manſchetten. Eine Garnitur zu einem Degen, Garniture d'épée, das vollſtändige Degengefäß, nämlich das Stichblatt (Garde,) der Griff (Poignée,) welcher in engerm Verſtande auch das Gefäß heißt, der Knopf (Pommeau,) und der Bügel (Branche.) Eine Garnitur zu einem Kamin, Garniture de cheminée, nennt man einen Aufſatz von Porzellangefäßen u. d. gl. auf einen Kamin. Auch werden andere Aufſätze (oder zuſammen gehörige Stücke,) die man zum Zierrath auf Oefen, Commoden, Schränke, Tiſche und Bettſtellen ſetzt, Garnituren genannt.

Garnitz, ein ruſſiſches Maß trockener Körper, deren 8 einen Czetwerin, 130 aber eine Hamburger Laſt machen.

Garou, Daphne Gnidium *Linn.*; ſ. Seidelbaſt.

Garouille, Quercus coccifera *Linn.*; ſ. Kermes-Baum.

Garoupe, Garoute, Cneorum tricoccum *Linn.*; ſ. Zwerg-Oehlbaum, im Art. Oehlbaum.

Garrot, ſ. Knebel. Wiederrüſt.

Garſtig, (*) ein Wort, welches nur im gem. Leben und in der vertraulichen Sprechart üblich iſt.

1. Eigentlich, kothig, beſchmutzt. Sich garſtig machen, ſich beſudeln. Garſtige Hände haben. Garſtiges, unreines, trübes Waſſer. Eine garſtige, ſchmutzige, Arbeit. Es iſt garſtiges Wetter, kothiges, ſchmutziges.

2. Fi-

(*) Friſch leitet dieſes Wort von dem Holländ. Kroos, Koth, Andere von gären, und einem veralteten Hauptworte Garſt, die Hefen, her. Allein, es gehört im mehrerm Rechte zu dem veralteten Gor, Koth; ſiehe Gare 2 und Hornung. Bey den krainerischen Wenden heißt garſtig gerd, die Niederſachſen aber brauchen dafür auch lelik, lelk, in Bayern leidlich, Fr. laid, Engl. lewd. Uebrigens ſprechen die Hochdeutſchen das ſt in dieſem Worte wie ſcht aus, welchen Laut es auch in Bürſte, Durſt, Wurſt, u. ſ. f. hat.

Figürlich. 1) Verdorben, von Fett und Fettwaaren, doch nur im Oberdeutſchen; ranzig. Garſtiger Speck, garſtige Butter. Das Oehl riecht, ſchmeckt garſtig. In dieſer Bedeutung ſcheint es beynahe aus dem Niederſ. galſtrig, ranzig, verderbt zu ſeyn, welches widerum von geil abſtammet. 2) Ungeſtaltet, häßlich, von widriger Bildung. Ein garſtiges Geſicht. Sie iſt nicht gar garſtig, ſie ſieht erträglich aus. 3) Schändlich, den guten Sitten im hohen Grad zuwider. Garſtige Reden, Zoten. Garſtige Bilder. Garſtige Bücher, ein garſtiges Lied.

Gart-Hafer, ſ. Gert-Wurz.

Gart-Heil, (Wildes) Hypericum quadrangulum; ſ. unter Johannis-Kraut.

Gart-Heu, ſ. Hartheu.

Gart-Kraut, ſ. Gert-Wurz.

Garten, betteln; ſ. Garden.

Garten, (der) (*) eines der älteſten Wörter der Sprache, welches überhaupt einen eingeſchloſſenen verwahrten Platz bedeutet, und beſonders folgende Arten deſſelben bezeichnet.

1. Einen Zaun, ein Gehäge; eine im Deutſchen völlig veraltete Bedeutung, in welcher doch das Schwed. Gärd und Dän. Giärde, ein Zaun, und gaerda, Dän. giärde, zäunen, noch üblich ſind.

(*) Das hohe Alter dieſes Wortes und die vielen demſelben dem Klange nach ähnlichen Wörter machen deſſen Ableitung ſchwer, wo nicht unmöglich. So fern es einen Zaun bedeutet, kann es zu Gerte und Hürde gerechnet werden: ſo fern mit demſelben auf die Verwahrung geſehen wird, kann es zu wahren, warten, bewahren, Fr. garder, gehören; wäre der Begriff des Umkreiſes, des Bezirkes der herrſchende, ſo würde es zu Gurt, Girgillus, Girare u. ſ. f. gehören; würde vornämlich auf den Begriff eines Platzes geſehen, ſo müßte es mit Erde, Schwed. Jörd, verwandt ſeyn; anderer Ableitungen zu geſchweigen. Uebrigens lautet dieſes Wort, wenn es hortus bedeutet in einigen Gegenden der Garte, und andern ſcheint es gar weiblichen Geſchlechtes zu ſeyn.

Schon das Griech. χορτος, und Angelſ. Gearde, bedeutete einen Zaun. Im Wendiſchen iſt gradim, noch jetzt einzäunen, und Gard ein Stacketenwerk.

2. Einen mit einem Zaune, mit einer Hecke, oder auf ähnliche Art eingeſchloſſenen Ort; eine gleichfalls veraltete Bedeutung, wovon aber in den ältern Sprachen eine Menge Beyſpiele vorkommen.

Dahin gehören das Lat. Cohors, Chors, ein eingeſchloſſener Ort, Engl. Yard, das mittlere Lat. Curtis, Dän. Gaard, ein Hof, das mittlere Lat. Girata, Gordus, Gortium, Gortus, eine Fiſchweide, Garenne, u. a. m.

3. Beſonders, einen befeſtigten Ort, ein Schloß, eine Burg, einen Pallaſt, eine Stadt; eine Bedeutung, welche in den fremden Sprachen gleichfalls ſehr häufig iſt, ungeachtet ſie im Deutſchen auch unter die veralteten gehört.

Das Poln. Grod, Ruß. Gorod, Böhm. und Wend. Hrod, Hrad, Schwed. Gärd, u. a. m. bedeuten theils eine Burg, theils eine Stadt. Dahin gehören gleichfalls die vielen Namen der Städte und Schlöſſer in und außer Deutſchland, welche ſich auf gard, endigen, z. B. Stargard, Belgard, Stuttgard, u. ſ. f. Siehe Gard-Richter.

4. Ein Haus; welche Bedeutung das Goth. Gards und Dän. Gaard hat.

Aus der deutſchen Sprache gehört hieher das an Höfen übliche Wort Zehr-Garten, das Vorrathshaus oder Gewölbe von dem zu Bedürfniſſen des Hofes gehörigen Gemüſe, Fleiſche und Fiſchen zu bezeichnen, deſſen Aufſeher der Zehr-Gärtner genannt wird.

5. Ein mit einem Zaune oder einer Hecke eingefaßtes oder befriedigtes Stück Acker, Niederſ. ein Kamp. und wenn es Graſeland iſt, eine Wörte, Wuurte. In dieſem Verſtande iſt ein Eichelgarten oder Eichelkamp, ein zum Anfluge junger Eichen eingehägtes Stück Feldes. Siehe Gartenfeld, Gartenrecht, Gartine und Wörde.

6. In der engſten und üblichſten Bedeutung, ein befriedigtes Stück Landes, worin allerley Gewächſe ſowohl

wohl zum Nutzen, als auch zum Vergnügen, gebauet werden; wovon im Folgenden ein Mehreres vorkommen wird.

In dieſer Bedeutung lautet es bey dem Kero Gartin, bey dem Ottfried Garton, bey dem Willeram Garto, im Niederſ. Garden, Garen, im Holländ. Gaerde, im Engl. Garden, in Walliſ. Gardd, im Franz. Jardin, im Ital. Giardino, im Lat. Gors, cortis, Hortus, im mittlern Lat. Gardum, Goretus, im Wallach. Garntina, im Poln. Ogrod, u. ſ. f.

7. Eine Gegend, ein Gebiet, ein Land; eine nur noch in einigen verwandten Sprachen übliche Bedeutung, wohin das alte Schwed. Gärd, das Griech. χωρα, eine Gegend, und das Angelſ. Gearde, die Erde, der Weltkreis, gehören.

Auf der Inſel Rügen heißt das Gebiet der ehemaligen Gardvogtey noch jetzt der Garten; ſiehe Gard-Richter.

Der Menſch lebet nicht vom Brode allein, ſondern bedarf zu ſeiner Nahrung auch Kräuter und Gewächſe. Solche Gewächſe nun, welche außer dem Getraide zu ſeiner Nahrung dienen, werden Gartengewächſe genannt. Man theilt ſie, wie ich weiter unten mit mehrern zeigen werde, in Gartenkräuter und Garten-oder Obſtbäume, ein. In dem natürlichen Zuſtande des Menſchen iſt die Gewinnung dieſer Gewächſe mit wenig Umſtänden verbunden. Der Menſch nimmt ſie, wo er ſie findet. In dem geſitteten geſellſchaftlichen Zuſtande muß er ſie bauen, zumal, wenn ſeinem Gaumen nach Gewächſen gelüſtet, welche unter ſeinem Himmel nicht von ſelbſt wachſen. Ein befriedigter oder eingehägter Platz, wo ſolche Gewächſe gebauet werden, heißt ein Garten. Es giebt vier Hauptarten davon; nämlich: 1) ein Kunſt-Luſt-Pracht- oder Ziergarten, Jardin de plaiſance, welcher allein, oder doch hauptſächlich zum Vergnügen angelegt iſt; 2) ein Kraut- oder Küchengarten, im Oberd. Kuchelgarten, Krätzgarten, in welchem allein, oder doch vornämlich

lich eßbare Kräuter und Küchengewächſe erzeuget werden; 3) ein Baum = oder Obſtgarten, in welchem nur Obſtbäume gezeuget und gewartet werden; und 4) ein botaniſcher, mediciniſcher oder Arzneygarten, worin die zur Arzney und zur eigentlich ſo genannten Kräuterkunde (Botanik) gehörigen Pflanzen gezogen werden. Hienächſt bekömmt ein Garten auch noch mancherley beſondere Benennungen, theils nach dem Unterſchiede der darin befindlichen Gewächſe, z. B. Grasgarten, ein mit Gras bewachſener; Blumengarten, ein vornämlich für die Blumen beſtimmter; Kräuter = Küchen = Würz = Arzney = und Baumgarten; theils erhält er auch ſeinen Zunahmen von gewiſſen Arten der Bäume, Stauden, u. d. gl. und daher giebt es Obſt = Hopfen = Wein = Oehl = Nuß = Roſen= Feigen = Orangerie = Feldgärten u. ſ. w. theils aber unterſcheidet er ſich nach ſeiner beſondern Abtheilung der Anlage, und heißt ein Luſt = oder Blumen = Irr= Menagerie = Bienen = Thiergarten; imgleichen nach der beſondern Art ſolche anzulegen, und der Geſtalt, welche eine Nation ihren Gärten zu geben pflegt; ein franzöſiſcher, italieniſcher, engliſcher, deutſcher u. ſ. w. Die Beſtellung und Unterhaltung eines Gartens, wird der Gartenbau; die Kunſt, einen Garten ſowohl zum Nutzen, als auch zum Vergnügen geſchickt anzulegen und zu unterhalten, die Garten = oder Gärtnerkunſt, im gem. Leben die Gärtnerey, L. Horticultura, Fr. Jardinage; und die zur Beſtellung eines Gartens nöthige Arbeit, die Gartenarbeit genannt.

Die Spuren der Gartenkunſt ſind nur in den Zeiten des Lichtes, der Ruhe und der gemilderten Sitten, aufzuſuchen. Was kann man hoffen davon bey Völkern zu finden, die noch in dem Stande der erſten Wildheit leben, deren ganze Thätigkeit auf die Befriedigung ihrer vielen natürlichen Bedürfniſſe eingeſchränkt

iſt,

iſt, die von der Noth zur Jagd und zum unſtäten Leben hingeriſſen werden! Eben ſo wenig können Gärten bey einem Volke empor kommen, welches beſtändig in den Waffen ſteht, Unruhe ſucht, wenn es ſie nicht hat, und mehr Vergnügen in Anfällen und Herumſchweifungen findet, als in der Vertheidigung und dem Anbaue einer Gegend. Auch alsdann, wenn der Menſch ſich der rauhen Lebensart entwöhnet, wenn er Sicherheit und Gemächlichkeit zu lieben anfängt, wenn er unter dem Schatten des Friedens ſein Eigenthum bebauen und ſich daran ergötzen lernet: ſo gehört doch noch eine gewiſſe Verfeinerung ſeiner Sinne und ſeiner Gefühle dazu, ehe er Luſtgärten von einiger Bedeutung anzulegen fähig ſeyn wird. Der Geiſt muß ſich erſt an die Scenen der Ruhe und der natürlichen Schönheit gewöhnt haben, das Auge der Wahrnehmung landſchaftlicher Reize geübt ſeyn, und das Herz ſich leicht und gern milden Eindrücken eröffnen. Ja, die Erfahrung lehrt, daß, wenn Zeitalter ſchon zu einem feinen Geſchmacke gelangten, ſie weit eher ſchöne Gebäude zu errichten und vortreffliche Gemälde auszuführen wußten, als Gärten wohl anzulegen; als wenn die Gartenkunſt, die doch ſo nahe mit der Natur verwandt iſt, mehr Schwierigkeiten unterworfen wäre. Das Klima, welches die Heiterkeit und Fröhlichkeit des Menſchen, ſo wie die Annehmlichkeit eines Landes, befördert, kann dem Anbaue der Gärten günſtig ſeyn, ob es gleich nicht allezeit ſo geweſen iſt. Der Wohlſtand und Ueberfluß können zu der Ausbildung der Gärten behilflich ſeyn, ob ſie gleich oft zur unnützen Pracht und zum Ekel an wahrer Schönheit verleitet haben. Bey einer gewiſſen Milde der Sitten und Veredelung des Geſchmackes, wird ſich vornämlich die Liebe der Gärten zu ihrer guten Bildung beeifern.

Ohne Zweifel waren die erſten Gärten, oder vielmehr die erſten Plätze, welche man zu Gärten zu be-

bauen anfieng, bloß dem Nützlichen gewidmet. Der Menſch ſammelte die Bäume und Pflanzen, bey denen er Nahrung und einen angenehmen Geſchmack fand, um ſeine Wohnung her, und widmete ihnen ſeine vorzügliche Pflege. Nothdurft ſowohl als natürlicher Hang zur Erfriſchung lehrte ihn Schatten und Waſſer ſuchen. Die Natur ließ vor ſeinen Augen in den Thälern und auf den Hügeln eine große Mannigfältigkeit von farbigen Blumen aufſprießen, die ihn ergötzten, die er nahe um ſich her verpflanzte, und durch eine ſorgfältige Wartung zur größern Schönheit erzog. Tauſendfältige Beobachtungen und Bemerkungen, die er einſamelte, vermehrten ſeine Kenntniß, und reizten ſeinen Geſchmack; und indem er reichlicher ſeine Bedürfniſſe befriedigte, ſo erkannte er leicht, wie viele und mannigfältige Beziehungen die Gegenſtände der Natur auch auf die Beluſtigung ſeiner Sinne und ſeiner Einbildungskraft hätten. Die Liebe zur Einſamkeit, der Ekel an den Unruhen und Beſchwerlichkeiten der gröſſern Geſellſchaft, die Ausſicht auf eine bequemere Art der Erhaltung, unterſtützten den Trieb zum ländlichen Vergnügen. Durch Muße und Nachdenken, mit der täglichen Erfahrung befruchtet, lernte er allmählich der Natur ihre mächtige Zaubereyen ab, und ſuchte ſie zum längern Genuß auf dem Platze, den er bewohnte oder liebte, zu vereinigen und feſt zu halten. Dieſes war ungefähr der erſte Urſprung der Luſt-Gärten, wovon die warme Phantaſie der Dichter mehr, als die kalte Muthmaßung, anzugeben fähig iſt. Denn da, wo die Geſchichte ſchweigt, über deren Anfang ſich die erſte Entwickelung der Gärten hinaus hebet, iſt es doch nur der Laut der Muthmaßung, welcher gehört werden kann.

Freylich ſehr roh mußten die erſten Gärten ſeyn, noch weit von der richtigen Anordnung entfernt, die erſt Zeit, Geſchmack und Ueberlegung ihnen nach und nach mit-

mittheilen konnten. Man weiß nicht, wonach man fragt, wenn man die Beſchaffenheit der älteſten Gärten wiſſen will. Allgemeinen ließe ſich wohl ihre vermuthliche Geſtalt angeben; will man aber näher unterrichtet ſeyn, ſo beliebe man zuvörderſt eine zuverläſſige Antwort auf die Frage: wie ſah eigentlich das erſte Gemälde aus, womit die Kunſt anfieng? zu geben.

Die Gartenkunſt gewann bey den Alten keine ſo merkliche Vollkommenheit, als die andern ſchönen Künſte. Zwar erheiterte das griechiſche und italiäniſche Klima mit der Landſchaft den Geiſt; es erzeugte eine Menge natürlicher Schönheiten, und ſchärfte die Fähigkeit, ſie mit einer Art von Wolluſt zu genießen. Allein, es fehlten der Gartenkunſt die mächtigen Triebfedern, die für einige andere der ſchönen Künſte ſo wirkſam waren. Dieſe erhoben ſich mit den großen republikaniſchen Beſtrebungen des Geiſtes, mit dem Kampfe nach Freyheit, nach Ruhm und Unſterblichkeit, mit den ſichern ſogleich gegenwärtigen Belohnungen des Vaterlandes. So ſtieg vornämlich die Beredtſamkeit, die Dichtkunſt und die Bildhauerkunſt. Die Anlage der Gärten aber erforderte eine Denkungsart, welche der heroiſchen entgegen war, die Ruhe der Leidenſchaften, die Liebe der Stille und des ländlichen Vergnügens. Wenn damals auch gleich zuweilen der verjagte oder ſich ſelbſt entfernende Weiſe das Getümmel der ſtädtiſchen Geſchäfte mit dem Frieden eines verborgenen Landhauſes verwechſelte, ſo war doch weder ſein Geiſt, noch ſein Geſchmack immer aufgelegt genug, ſich mit einer vorzüglichen Verſchönerung eines zum Garten geſchickten Platzes zu befaſſen. Je mehr die heroiſchen Zeiten ſich verloren, deſto mehr breitete ſich wirklich der Geſchmack an den Gärten aus. Die Römer waren, als ſie die Menge ihrer Landhäuſer (Villen) und Gärten anlegten, nicht mehr die Zeitgenoſſen des **Fabricius**, ſondern des **Lucullus**; es war

nicht mehr die Beſchäftigung, nicht mehr die ſanfte, einfältige Freude, ſondern es war die verfeinerte Wolluſt des Landlebens, wonach ſie durſtete.

Es giebt wohl nicht leicht eine cultivirte Nation, die nicht einige Gärten zum Vergnügen angelegt haben ſollte. Die Reizungen der ſchönen Natur haben eine faſt allgemeine Wirkung. Religion und Nationalmeinungen ſchränken ſie nicht ein. Der römiſche Mönch beluſtigt ſich in dem Garten ſeines Kloſters ſo gern, als der Muſelmann ſeinen Landhäuſern am Meere zueilt, um da die friſche Luft zu genießen, welche ihm die Stadt verſagt. Die Anlage der Gärten iſt lange ſchon ein Gegenſtand des öffentlichen Aufwandes nicht bloß der Fürſten, ſondern auch der begüterten Glieder der Nationen geworden. Die Nothdurft erforderte um volkreiche Städte einen fleißigern Anbau der Gewächſe, die der Menſch zu ſeiner Nahrung brauchet; und neben dieſen Plätzen erhoben ſich auch bald Gärten, die dem Genuſſe der Freyheit, der friſchen Luft und des Vergnügens, gewidmet wurden. Man ſieht gemeiniglich Gärten um größere Städte, wo der Handel, Wohlſtand, oder der Reichthum einen gewiſſen Luxus erzeugt hat.

Die Gärten, welche zu den öffentlichen Denkmälern einer Nation gehören, laſſen ſich aus ſo mancherley erheblichen Geſichtspuncten betrachten, daß die Unachtſamkeit oder Gleichgültigkeit mancher Reiſebeſchreiber in dieſem Puncte nicht anders als tadelhaft angeſehen werden kann. Sie ſind Gegenſtände nicht bloß der Cultur und des Wohlſtandes, ſondern auch des Geſchmackes eines Landes; ſie können, wenn ſie mit eigener Wahl angeleget und nicht bloß nachgeahmt ſind, zum Theil einen Beweis von dem Nationalcharacter abgeben, der ſich in ihnen ſichtbar macht. Die brittiſchen Parks kündigen dem Reiſenden eine Nation an, deren Geiſt höhern Schönheiten entgegen ſtrebt,

ſtrebt, das Große und Edle ergreift, und ſich gern in kühnere Unternehmungen einläßt. Der Hang zu dem Zierlichen und Witzigen, ſo wie ein gewiſſer Geiſt der Kleinigkeit, womit jener Hang ſich leicht vermiſcht, iſt in den franzöſiſchen Gärten ausgeprägt.

Unter allen Nationen des Alterthumes ſind die Römer am meiſten wegen der Landhäuſer und Gärten berühmt geweſen. Gleichwohl geſchieht ſchon lange vor ihnen bey alten Völkern Erwähnung von Gärten, welche damals nach dem Geſchmacke der Zeit ihren Werth mögen gehabt haben, die aber von einigen neuern Schriftſtellern übermäßig erhoben worden ſind, weil ſie, an ſtatt ſie näher zu unterſuchen, den übertriebenen Lobſprüchen anderer nachzulallen bequemer fanden.

Man hat der babyloniſchen Gärten nicht gedenken können, ohne in eine Art von Erſtaunen zu fallen, ohne dabey zu wiſſen, worüber man erſtaunte. Bey einer nähern Betrachtung dieſer ſchwebenden Gärten aber verliert ſich ein großer Theil von ihrer wunderbaren Pracht. Man nehme auf einige Augenblicke an, daß die Beſchreibungen des Diodor, Lib. 2, Cap. 4, Strabo, Lib. 15, und Curtius, Lib. 5 Cap. 1, ihre hiſtoriſche Richtigkeit haben. Nach dieſen Schriftſtellern waren es künſtliche Erhöhungen, die unten auf Pfeilern ruheten, oben in dem aufgetragenen Erdreiche mit Bäumen bepflanzt, in verſchiedene Abſätze vertheilt, und durch eine gewiſſe Waſſerkunſt befeuchtet waren. Ich ſehe hier nichts anders, als ein Werk eines kühnen Geiſtes, der etwas Seltſames unternehmen wollte, ohne ſich von einer richtigen Beurtheilung leiten zu laſſen. Es war ein Werk, welches der Natur Trotz bieten ſollte, ein einzelnes gewagtes Werk und nicht wohl einer Nachahmung fähig. Noch weniger läßt ſich begreifen, wie es den Namen eines Gartens anders als in einem ſehr ungewöhnlichen Verſtande hat verdienen können. Aber wenn es nun auch mit der Glaub-

Glaubwürdigkeit dieſer Schriftſteller nicht gar zu ſicher ſtände? Nur der einzige verdächtige **Beroſus**, welcher gar zu gern die Seltenheiten ſeines Landes auf Koſten der Wahrheit erhebt, redet von den Gärten aus ſeinem eigenen Zeugniſſe; die andern berichten bloß nach andern; und ſelbſt **Curtius** ſcheint an ihrer Wirklichkeit zu zweifeln, da er ſie vulgatum Græcorum fabulis miraculum nennt. Vermuthlich befand ſich zu Babylon ein Hügel, der in verſchiedene Abſätze getheilt und mit hohen Bäumen bekleidet war; das Ungewöhnliche eines ſolchen Gegenſtandes in einem ebenen Lande erſchien einer erhitzten Phantaſie wunderbar, und die Sage machte daraus ein Wunder in der beſten Form. Was dieſer Vermuthung einen Grad der Wahrſcheinlichkeit mehr giebt, iſt das Stillſchweigen des **Herodot**. Er hatte Babylon ſorgfältig beſucht, er beſchreibt alle Seltenheiten der Stadt ausführlich: von den ſchwebenden oder hängenden Gärten aber ſchweigt er ganz; und nur Schriftſteller reden davon, die viel jünger ſind, als er.

Die babyloniſchen oder **hängenden Gärten**, werden, nebſt den babyloniſchen **Mauern**, für eins der ſieben Wunderwerke der Welt angegeben, und ich füge hier eine verkleinerte Zeichnung derſelben, aus des kaiſerl. Oberbauinſpectors, Joh. Bernh. **Fiſcher von Erlachen**, **Entwurf einer hiſtoriſchen Architectur**, Lpz. 1725, Quer-Regal-Fol. Tab. III, bey. Siehe **Fig.** 850.

Die **babyloniſchen Stadt-Mauern**, ſoll, wie **Cteſias** berichtet, die Königin **Semiramis**, nach dem Abſterben ihres Gemahls, des **Ninus**, ungefähr um das Jahr der Welt 1860, aus Ziegelſteinen und Harz haben erbauen laſſen. Die Stärke der Mauern war, wie **Curtius** und **Strabo** berichten, 30, nach dem **Plinius** und Andern aber, 50 Schuh, ſo daß auf denſelben zwey mit vieren in der Reihe beſpannte Wägen einander ausweichen könnten. Die Höhe war von 100 Werkſchuhen, außer den Thürmen, welche, wie **Strabo** meldet, noch 20, nach des **Plinius**, **Solinus** und **Martianus** Berichte aber, 200 Werkſchuhe hervor geraget. (**Plinius** rechnet noch dazu

dazu den Schuh 3 Zoll länger, als den römiſchen; und es ſcheint alſo in dem überſtimmten Strabo ein Verſehen zu ſeyn.) Der Umfang hatte bis 380 Stadien, wie Strabo rechnet, welches, wenn ein Stadium zu 625 Schuh gerechnet wird, mehr austrägt, als 60000 Schritte, welche Plinius angiebt. Hyginus iſt der einzige von den Alten, der ihnen weniger, als 360 Stadien, zugeleget hat. Dio Caſſius, Herodot und Apollonius ſteigen bis 400 und mehr Stadien, ſcheinen aber über die Schnur zu hauen; obgleich der noch heutige weite Umfang der aſiatiſchen Städte jenen glaublich machet, zumal da die Häuſer in Babylon nicht dicht an einander ſtanden, und inwendig auf einen Nothfall viel Ackerbau war. Doch dieſes alles ſchien dem großmüthigen Unternehmen der Königin keine Genüge zu thun, wenn ſie nicht ſowohl durch die Menge der Arbeiter ihre Macht, als durch die Beſchleunigung des Werkes ihre Anſtalt, zu erkennen gegeben hätte, indem ein jeder Tag gleichſam durch eine neue Erſchaffung, ein ganzes Stadium von der Mauer zu Stande gebracht haben ſoll. Nach des Herodot Erzählung, haben dieſe Mauern 100 Thore von Erz gehabt. Womit ſich die Königin dennoch nicht vergnüget, bis ſie ebenfalls zum gemeinen Nutzen den Tigrisfluß durch einen ſchiffreichen Canal in den Euphrat geleitet, und überdem zur Pracht die königliche Burg A, erbauet; welche Andere glaubwürdiger dem Belus zueignen; wie denn auch mehr als eine Semiramis geweſen, deren unterſchiedene Gebäude einer allein zugeſchrieben werden. Dieſe hatte 20 Stadien im Umfange, und in der Einfaſſung Thürme von 80 Schuh hoch, nahe an dem Euphrates B, welcher mitten durch die Stadt floß, in der Breite eines Stadii, und war nicht nur mit einer ſteinernen Schifflände nebſt herabgehenden Stiegen C, eingefaßt, ſondern auch mit einer herrlichen Brücke D geziert, an deren einen Seite obgedachtes Schloß gelegen, mit dreyfachen reich verzierten Thoren, und jenſeit der Brücke einem kleinern.

Die hängenden Gärten waren viereckig; jede Seite hatte 4 Jugera, d. i. (nach Plinius Berechnung ein Jugerum zu 240 Fuß gerechnet,) an 1000 Fuß lang; und ruheten oben über dem Schloſſe auf 20 zugewölbten Mauern E, welche 22 Fuß dick waren. Vor ſelbigen ſind in dieſem Riſſe 20 andere Arcaden in der Façade vorgeſtellt. Der Zugang zu der unterſten Terraſſe geſchah über eine abhängige Fläche F, welche der erſten Mauer an Höhe gleich war. Nach dieſem war der Proſpect durch unterſchiedene Terraſſen

raſſen einer Schaubühne ähnlich, daran der letzten Mauer Höhe 50 Fuß geweſen; ſo, daß an dieſen gleichſam in der Luft angelegten fruchbaren Baumgängen, und durch geheime Waſſerleitungen ſpringenden Waſſerkünſten, alles überirdiſch ſchien. An dem Schloſſe war eine von Ziegelſteinen erbaute Pyramide G, 1 Stadium hoch, und an jeder Seite 1 Stadium breit, des Ninus Grabmal, welches Xerxes ruinirt hat, Alexander der Große aber wieder zu repariren darum abgeſchreckt wurde, weil bloß zum Aufräumen der Steine 10000 Menſchen 2 Monate arbeiten mußten. Plinius und Diodor gedenken noch eines Tempels H, der dem Belus, als einem Jupiter, gewidmet geweſen iſt. Pauſanias und Herodot haben ihn noch geſehen. Nach des Letztern Berichte, war derſelbe nahe bey dem Schloſſe gelegen, von einem Baue, deſſen äußerliche Pracht der Salomoniſchen am nächſten kömmt, indem er an deſſen viereckigen Umfange jede Seite 2 Stadien lang gefunden hat, und in der Mitte einen Thurm, der mit 8 gleichſam auf einander geſetzten und durch auswendige Stiegen zuſammen geſetzten Thürmen ein Stadium hoch, in dem unterſten Abſatze aber ein Stadium weit geweſen iſt. Oben in der Spitze war ein kleiner Tempel und inwendig konnte man, vermittelſt einer Maſchine, ſitzend bequem hinauf gezogen werden. Diodor meldet noch, es habe dieſer Thurm den Chaldäern zum Obſervatorium gedienet.

Der in neuern Zeiten angelegten hängenden Gärten, wird weiter unten Erwähnung geſchehen.

Die Gärten der alten Perſer, welche nicht wenig im Alterthume ihr Lob hatten, verdienen allerdings dieſen Namen mehr, als die zu Babylon. Es ſcheint aber, daß ſie mehr natürlich angenehme Plätze und mehr Gegenden voll freywillig wachſender ſchönen Fruchtbäume, Pflanzen und Blumen, als Gärten, geweſen ſind, die nach einer beſtimmten Abſicht angelegt waren. Das Klima und Erdreich begünſtigten vorzüglich die herrlichen Gewächſe und Früchte, welche dieſem Lande eigenthümlich ſind. Der Fremde, der ſie auf ſeiner väterlichen Flur nicht geſehen hatte, wurde von ihnen deſto mehr bezaubert, je mehr neu und reizend er ſie ſowohl für das Auge, als auch für den Geſchmack,

ſchmack, fand. Und bald war der Ruhm der perſiſchen Gärten verbreitet. Die Beſchreibungen von ihnen, die auf uns gekommen ſind, haben mit andern aus dem Alterthume, die von den Gärten handeln, das Mangelhafte, daß ſie ſich bloß auf eine kurze Anzeige der Gegenſtände einſchränken, die Anordnung derſelben aber faſt ganz unberührt laſſen. Selbſt Xenophon erwähnt nur im Allgemeinen luſtiger Plätze oder Gärten, die er fruchtbar und ſchön nennt, und wobey er nur der Fruchtbäume und Wäſſerungen gedenkt, woraus Carlencas, und andere Schriftſteller ſeiner Art, Luſtſäle und prächtige Fontänen nach franzöſiſchem Geſchmack machen wollen. Die einzige Spur von einem Anfange der Kunſt, die ſich beym Xenophon findet, iſt der Garten des jüngern Cyrus zu Sarden in Lydien, worin Lyſander die Schönheit und Ordnung der Bäume, die in einer Quincunx geſtellet waren, bewunderte, weil er vermuthlich ſo etwas in Sparta, das ſeinen Feldbau von Sclaven beſorgen ließ, noch nicht geſehen hatte. Bey aller Vergleichung der vorhandenen Stellen der alten Schriftſteller, läßt ſich nichts anders mit Ueberzeugung erkennen, als daß die ſo gerühmten Gärten oder Paradieſe der Perſer Fruchtgärten geweſen ſind, die ihren Ruhm bloß der natürlichen Annehmlichkeit der Lage, und der Schönheit der Gewächſe, zu danken hatten.

Die Griechen bewohnten zum Theil Gegenden, welche zum Anbau der Gärten ſehr geſchickt und einladend waren. Die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes, ihre beſondere Empfindlichkeit gegen angenehme Eindrücke, ihr Hang zum Vergnügen und zur Abwechſelung, mußte ſie nicht weniger zur Liebe der Gärten reizen. Sie waren auch dagegen eben ſo wenig gleichgültig, als gegen die großen Schönheiten der Natur ſelbſt, wovon ihre Dichter die herrlichſten Nachbildungen hinterlaſſen haben. Allein, bey allem dieſen ſcheint es doch,

daß

daß ſie in den erſten Zeiten zu ſehr mit harten Bedürfniſſen beladen, in der Folge zu ſehr mit den Geſchäften der Staatseinrichtungen und des Krieges überhäuft, endlich für andere Künſte und vornämlich für Ergötzungen von einer ſtärkern und berauſchenden Art zu lebhaft eingenommen waren, als daß ſie Zeit und Ruhe genug hätten finden können, für den ſanftern Reiz der Gärten recht thätig zu werden. Ihre Gärten haben daher auch nie das Anſehen erreicht, zu welchem ſonſt die ſchönen Künſte bey dieſer Nation geſtiegen ſind. **Homer** beſchreibt, im 7ten Buche der Odyſſee, die Gärten des **Alcinous**, die man oft eben ſo unmäßig, als die babyloniſchen, erhoben hat, da doch ſonſt die ältern Scribenten keinem, als dem **Homer**, folgen konnten. Ihre Schönheit beſtand in Granaten-Feigen- und Oehlbäumen, und andern Arten von Bäumen; in einer gewiſſen Abtheilung, nach welcher den Fruchtbäumen, den Weinſtöcken und den ſo genannten Küchengewächſen beſondere Plätze angewieſen waren; in dem Waſſer, welches zur Befruchtung hin und wieder geleitet ward. Es ſcheint auch, daß die Bäume und übrigen Gewächſe in einer gewiſſen Ordnung und Symmetrie gepflanzt geweſen ſeyn, womit die Kunſt faſt überall ihren Anfang nahm und nehmen konnte, doch ohne daß ſie nachher auf dieſem Puncte hätte ſtille ſtehen ſollen. Man ſieht in dieſer Beſchreibung die erſte Entwickelung eines Gartens in der Auswahl der Bäume und Gewächſe, in der Sorgfalt für ihre Befruchtung, und in ihrer Stellung nach einer gewiſſen Ordnung, wodurch man ſich von der Wildheit der Natur zu entfernen ſuchte. Aber noch giebt dieſe Beſchreibung, ſo wie ſie da iſt, keinen großen Begriff von einem königlichen Luſtgarten. Man ſieht nichts weiter, als einen nützlichen Fruchtgarten in einem dazu beſonders abgetheilten Strich Landes. Dieſes Beyſpiel der Nutzbarkeit und Einfalt in den Gärten mußte den ſpätern

Grie-

Griechen, welche immer noch in dem **Homer** ihren Lehrer erkannten, beſtändig vor Augen ſchweben, und ihnen zur Regel werden, von welcher abzuweichen ſie ſich nach aller Vermuthung nicht erlaubten.

Erſt bey den Römern läßt ſich ein Standort nehmen, von welchem man einen ſichern Blick in die Gärten der Alten werfen kann. Man kennt ihre ſchwärmeriſche Neigung für den Aufenthalt auf dem Lande; man weiß, wie viele Gegenden ſie bebauet, wie viele herrliche Gebäude ſie aufgeführt haben, um ihren Enthuſiasmus für die ländliche Ruhe und Ergötzung zu befriedigen. Noch jetzt erinnern wir uns nicht ohne eine gewiſſe Fröhlichkeit an die kühle Lage von Präneſte, an Tiburs heitere und geſunde Höhen, an die Weſtwinde von Caprea, wo die herrliche Ausſicht nach dem neapolitaniſchen Meerbuſen entzückte, und ſelbſt den **Auguſt** reizte, hier zwölf prächtige Gebäude anzulegen, an ſo viele andere luſtige Berge und Vorgebirge, die der Römer im Sommer beſuchte; an Bajä in Campanien am Meere, wo ihn im Winter eine gelindere Wärme erquickte. Noch jetzt, ſage ich, reizt uns das zauberiſche Bild dieſer und vieler andern Gegenden, ſo voll von Villen und Gärten, daß damit wohl nirgends ein Erdſtrich ſo ſehr bedeckt geweſen iſt, als es damals Italien war.

Man muß Villen und Gärten, welche oft mit einander verwechſelt worden, unterſcheiden, wie ſelbſt die Römer in ſpätern Zeiten zwiſchen beyden den Unterſchied bemerkten, der ſich wirklich zwiſchen ihnen befindet. Weil man die Villen aus den Beſchreibungen der römiſchen Schriftſteller genauer kennt, als die Gärten, und jene auch mehr als dieſe auf gewiſſe beſtimmte Regeln gebracht zu ſeyn ſcheinen: ſo hat man zuweilen den eigenthümlichen Ruhm der Villen zugleich den Gärten zugetheilt, und dieſen eben ſo vielen Werth beygelegt.

Aus der verſchiedenen Art, wie die alten Schriftſteller der Villen und wie ſie der Gärten gedenken, läßt ſich vielleicht ein Beweis für die größere und geringere Vollkommenheit derſelben annehmen. Es werden nicht allein weit mehr Villen als Gärten, ſondern jene auch ausführlicher beſchrieben, da dieſe gemeiniglich nur eine kurze Anzeige und ein nur allgemeines Lob ihrer Fruchtbarkeit oder ihrer Annehmlichkeit erhalten. Wahrſcheinlicher Weiſe hatten doch wenigſtens in den ſpätern Zeiten, wie Plinius Nat. Hiſt. lib. 19. c. 20. und andere nicht undeutlich zu erkennen geben, die meiſten Villen ihre Gärten. Dieſes beſtärkt die Vermuthung, daß ſelbſt nach dem Begriffe der Römer ihre Gärten verhältnißmäßig eine weit geringere Vollkommenheit hatten, als ihre Villen.

Zu den Zeiten des Auguſt waren ſchon die herrlichſten Villen vorhanden; gleichwohl waren die Gärten noch weit entfernt, einen ſichern Anſpruch auf Luſtgärten zu machen. Virgil, Georg. lib. 4, v. 121, nennt bloß Roſenſtöcke, Endivien, Gurken, Narziſſen, Epheu, Myrthen, Bärenklau, als die Gegenſtände in einem Garten. Columella in der Vorrede zu dem Gedichte de cultu hort. merkt ausdrücklich an, daß der Gartenbau von den ältern Römern ſehr vernachläſſigt worden, und daß er erſt zu ſeiner Zeit in Aufnahme gekommen ſey. Er betrat daher eine Bahn, die ihm Virgil offen gelaſſen hatte; allein die Vorſchriften, die er in ſeinem kleinen Lehrgedichte vorträgt, ſo nützlich ſie auch ſonſt ſeyn mögen, betreffen doch nur den öconomiſchen Gartenbau. Indeſſen gedenkt er im 10ten Buche verſchiedener Blumen, die zur Schönheit der Gärten gerechnet werden, der Violen, Roſen, Lilien, Hyacinthen, Levkojen. Weiter aber ſagt Columella von irgend einer Anlage und Einrichtung eines Gartens zur Ergötzung eben ſo wenig etwas, als andere Schriftſteller, die von dem Landbaue und von den Villen handeln.

Nur allmählich erſt ward Italien mit den edlern Bäumen, welche von da in andere Länder von Europa weiter verpflanzt ſind, bereichert; denn aus größtentheils entfernten Gegenden mußten die Römer ſie ſuchen,

ſuchen, aus Syrien die Feigen, aus Meden die Citronen, aus Perſien die Pfirſichen, aus Afrika die Granaten, aus Cypern die Lorbeeren, aus Griechenland die Myrthen, aus Epirus allerley Arten von Aepfeln und Birnen, aus Armenien die Pflaumen, aus Pontus die Kirſchen u. ſ. w. Die Seltenheit ſowohl als die natürliche Schönheit dieſer Bäume mit dem angenehmen Geſchmacke ihrer Früchte mußten beſonders in der erſten Neuheit die Römer bezaubern, und ihnen die Gärten reizend machen, die mit ſolchen Pflanzungen allmählich erweitert wurden. Indeſſen ſind alle die Anzeigen, die uns von den römiſchen und ſelbſt von den lucculliſchen Gärten, die noch zur Zeit des Plutarch unter die koſtbarſten Güter der Regierung gerechnet wurden, übrig geblieben ſind, ſo allgemein, daß man ſich noch weniger von ihnen einen beſtimmten Begriff zu machen im Stande ſeyn würde, wenn der jüngere Plinius Epiſt. 17. lib. 2. und Ep. 6. lib. 5. uns nicht eine nähere Beſchreibung von ſeinen Gärten, obgleich nicht ſo ausführlich als von ſeinen Landhäuſern hinterlaſſen hätte.

Der Garten zu Laurentin war mit einem Baumgange (geſtatio) eingeſchloſſen, der hier mit Buchsbaume, dort mit Rosmarin eingefaßt war. An dem innern Umfange des Baumganges lag ein junger und ſchattiger Weingarten, der einen weichen und zum Gehen ſehr bequemen Boden hatte. Den Garten zierten viele Feigen- und Maulbeerbäume, weil der Boden dieſen Arten mehr als andern günſtig war; Im Garten lag ein Speiſeſal, aus welchem man, wiewohl entfernt von dem Proſpecte nach dem Meere, nicht weniger eine ſchöne Ausſicht genoß.

In der weitern Beſchreibung, worin Plinius vornämlich der Gebäude im Garten und um die Hauptwohnung her gedenkt, wird noch eines Gartenaltanes oder einer Erderhöhung erwähnt, die mit wohlriechenden Veilchen bepflanzt war. Etwas genauer hat er den Garten zu Tuſcum geſchildert, ohne Zweifel, weil er durch die Anlegung des Beſitzers, wie ausdrücklich bemerkt wird, mehr Schönheit für ihn erhalten zu haben ſchien. Zu den mancherley

Theilen dieſes Gartens gehörte ein offener freyer Platz oder erhabener Gang, der in vielerley Abſätze und Geſtalten getheilt, und mit Buchsbaume umfaßt war; etwas weiter davon ein ſanft abhängender Raſenteppich, auf welchem verſchiedene einander entgegen geſetzte Figuren von Thieren (der Anfang der Gartentändeley) mit Buchsbaume vorgeſtellt wurden; der Boden dazwiſchen war mit ſchönem Bärenklau geziert. Rings umher lief ein Spaziergang, der von dicken und auf verſchiedene Weiſe beſchnittenen grünen Bäumen eingefaßt war; nach dieſem folgte ein Baumgang nach Art eines Rennplatzes, welcher Buchsbaum von mancherley Form und niedrige geſchorne Bäumchen in ſich ſchloß. Alle dieſe Scenen waren von einer Mauer umgeben, die, mit Buchsbaume bedeckt, den Augen entzogen war.

In dem Verfolge der Schilderung kömmt Plinius bald auf die Gebäude, bald auf die übrigen Stücke, die zu dem Gartenplatze gerechnet werden können. Zu den erſten gehören vornämlich die Reitbahne, die Bäder, der Speiſeſal, das Schlafzimmer, wohin weder Sonnenhitze noch Geräuſch dringen konnte; von außen ſchlängelten ſich die Ranken des Weinſtockes an den Fenſtern hinauf, und inwendig war Auszierung von Marmor und Malerey von Vögeln, die auf den Zweigen ſaßen, unter welchen eine Quelle rauſchte; eine glückliche Ausſchmückung eines Gartengebäudes. In dem übrigen Theile des Gartenplatzes erſchienen bald Marmorbänke, die ſich zum Ausruhen darboten, bey welchen anmuthige Quellen umher rieſelten, die hie und da hingeleitet, das Grüne durch Wäſſerung belebten; bald ſpringendes Waſſer oder Fontainen, (oft fälſchlich für eine Erfindung der Neuern ausgegeben) die in marmorne Becken ſich ergoſſen; bald Wege, die von Buchsbaum durchſchnitten und eingefaßt waren. Außer den Proſpecten, die das Innere des Gartens ſelbſt verſchaffte, hatte man Ausſichten auf Weinberge, Felder, Wieſen, Berge, Wälder voll natürlicher Schönheit; Ausſichten, die den Aufenthalt im Garten ergötzender machen mußten, ohne daß eben dadurch ſeine Einrichtung ſelbſt zu einem Muſter erhoben werden könnte.

Wer ſelbſt unterſucht hat, der wird noch immer eingeſtehen, daß es ſehr ſchwer iſt, ſich von der Anlage und Verbindung aller Gegenſtände dieſes Gartens einen ganz beſtimmten Begriff zu machen; wenn man nicht

nicht etwa, wie Felibien, nach dem Modelle, welches man einmal von einem Garten ſich in den Kopf geſetzt hat, einen römiſchen Garten beurtheilen, und Geſtalt und Stelle der Sachen nach Willkühr ändern will.

Vom Gartenbau der Römer, ſ. C. G. Rößig Verſuche über die ökonomiſche Policey, nebſt einer Abhandlung über den Landbau der Römer, Lpz. 1779, 8. S. 124, fgg.

Die Römer hatten auch in der Luft ſchwebende oder hängende Gärten, Horti penſiles genannt. Dergleichen waren die Gärten des Tiberius, welche man hinſchieben konnte, wohin man wollte; auch konnte man ſolche zur Winterszeit unter das Dach bringen.

Chriſt. Adolph. Klotz. progr. de nemoribus in tectis ædium Romanorum. Jen. 1762, 4. 2 B.

Ge. Hier. Velſchii locus Athenæi, de hortis in navi Hieronis Regis Syracuſani expoſitus; de hortis Adonidis, & hortis penſilibus; ſt. in den Miſc. Nat. Cur. A. 1672, Obſ. 31.

Unter die hängenden Gärten kann auch das Mauſoleum Auguſti gerechnet werden, wovon viele Merkmale übrig geblieben ſind, welche man noch heutiges Tages in Rom ſieht. Es hatte ſchon vorlängſt Artemiſia, Königin in Carien, ihrem Gemahle Mauſolus ein prächtiges Grabmal aufrichten laſſen, und daſſelbe nach deſſen Namen Mauſoleum genannt. Gleicher Weiſe ließ Kaiſer Auguſtus für ſich und ſeine Familie an dem Campo Martio ein ſolches prächtiges Grabmal vom ſchönſten weißen Marmor zubereiten. Es ſtand auf einem mäßigen Hügel, welcher mit Gewölben unterbauet war, und da es nach fünf Auf= oder Abſätzen immer enger und ſpitziger zugieng, präſentirte es eine Pyramide, auf deren Spitze die Bildſäule des Kaiſers von Erz ſtand. Die breiten Gänge an den Aufſätzen bis oben hinaus, waren rings herum mit ſtets grünenden Bäumen beſetzt. Es hatte hinter ſich einen angenehmen Buſch mit lauter Alleen zum Spatzierengehen des Volkes, gegen den Campum Martium aber ein Thor, und auf deſſen beyden Seiten zween Obeliske, jeder von 80 Fuß hoch. Das Mauſoleum ſelbſt beſtand aus vielen Zimmern und Kammern, mit kleinen Fenſtern, worin eines jeden Aſche beſonders verwahrlich aufbehalten wurde. Man hat vor einiger Zeit noch die Ueberbleibſel davon, von ziemlicher Höhe, unter dem Namen Auguſta zeigen wollen, worauf oben ein Garten angelegt

gelegt geweſen, welcher zu ſeiner Zeit dem Hauſe der Herren Sodermi gehört habe. Siehe Fig. 851.

Veſtigi dell' Antichità di Roma, Tab. 36.

Welſch bemerkt, daß zu ſeiner Zeit zu Venedig und Genua ſolche Palläſte geſtanden, auf deren obern Theil luſtige Gärten angelegt geweſen. Weil zu Genua wenig platter Boden, und alſo zu Anlegung einiger Gärten wenig Platz vorhanden iſt, ſo beſchütten ſie, wenn das Haus die Laſt tragen kann, die Altane ihrer Häuſer mit Erde, welches deſto leichter angeht, weil die meiſten Häuſer an die Anhöhen der Hügel und Berge angebauet ſind.

In Verona findet man auf dem grünen Markte, Piazza dell' Erbe genannt, einen künſtlich erbaueten Pallaſt, welcher dem Grafen von Maſſei gehört. Oben auf deſſen flachen Dache oder Boden war ein Garten anzutreffen, in deſſen Felder Blumen und Bäume gepflanzt waren. Auch fanden ſich daſelbſt anmuthige Springbrunnen; und war beydes inwendig herum, wie auch auf der Bruſthöhe nach dem Markte zu mit künſtlichen Statüen beſetzt. Einen Abriß davon findet man in Jo. Eph. Volkamers *Continuation* der nürnbergiſchen *Heſperidum*, Nürnb. 1714, f.

Auch in Deutſchland findet man in der wegen des Religionsvertrages berühmten Stadt Paſſau an der biſchöflichen Burg und Reſidenz ein dergleichen künſtliches Gebäude, mit einem über Gewölbe und Zimmer angelegten ſchönen Garten. Einen Abriß davon ſtellt Fig. 852 a) dar.

No. 1. zeigt die Facciata, oder wie das Gebäude von unten anzuſehen iſt; 2, iſt ein grüner mit Raſen belegter Gang, in welchen man durch die Thür No. 3. aus den Zimmern tritt; 4, iſt die Thüre in das Ballhaus, wohin man aus dieſem Gange gelanget; 5, eine Gallerie von Werkſtücken oder eine Bruſthöhe, welche mit Orangerie und andern Gewächſen beſetzt iſt; 6, ein anderer langer Spaziergang, welcher ebenfalls mit Raſen belegt iſt; 7, iſt der Garten ſelbſt; 8, Gebäude, deren Fenſter nordwärts ſehen; die Süd- und Weſtſeiten dienen anſtatt einer Gartenmauer, und es ſind dieſelben insgeſamt mit Landſchaften zierlich bemalt; 9, eine Vertiefung, worin wieder 4 mit Buchsbaum beſetzte, auch mit Springbrunnen und Zwergbäumen gezierte Blumenfelder ſind; 10, der Thurm, ſo viel davon im Garten in das Geſicht kömmt; 11, das hochfürſtliche Schlafzimmer, woraus man vermittelſt einer Schnecken- oder Windeltreppe in den Garten, und von da durch eine andere

andere dergleichen Treppe unter den Garten hinweg in das Ballhaus kommen kann, ſo, daß beſagtes Gartenfeld völlig auf Untergebäuden lieget; 12, ein Theil der Reſidenz, ſo viel man in dem Garten ſieht.

Fig. 852 b) zeigt die zween Gärten, wie ſie, von der hochfürſtlichen Reſidenz aus, zu ſehen, mit Fontänen und allerley ſeltenen Gewächſen geziert, auch mit künſtlich gemalten Proſpecten verſehen ſind.

In Nürnberg iſt unter den öffentlichen Gebäuden, welche an Schönheit und Stärke andern nichts nachgeben, inſonderheit das Schloß, oder die auf einem etwas erhabenen Hügel gelegene kaiſerliche Burg, von da man die ganze Stadt überſehen kann, merkwürdig. An dieſer Burg hat Kaiſer Friedrich II. als ein großer Liebhaber des Gartenweſens, ebenfalls hängende Gärten zu ſeinem Vergnügen anlegen laſſen. Conrad Celtes meldet folgendes davon: Cæſar Fridericus, ut hortis plurimum ſe oblectare ſolebat, in ea arce penſiles ſibi hortos fieri fecit; pilis onus ſuſtinetur, altitudinem muri æquans, ſolumque ſuper ſtratum herbarum & arbuſculorum patiens eſt. Helius Eobanus Heſſus gedenkt dieſer hängenden Gärten in nachſtehenden Verſen:

Nec deſunt variis vernantes floribus boni,
Quales blanda Venus, tibi, pulcher Adoni, paravit;
Penſile ſuffultum ſtat opus nixumque columnis,
Quale apud Aſſyriam memorant Babylona fuiſſe,
Si tamen exiguis componere maxima fas eſt.

Nach ſo mannigfaltigen Revolutionen und Verheerungen, wodurch Italien viele Jahrhunderte hindurch entkräftet, und von ſeiner alten Fruchtbarkeit und Schönheit herab geſezt worden iſt, fieng es endlich ſpät wieder an, die Erquickungen des Friedens zu genießen. Die Freyheit, zu welcher ſich verſchiedene Städte wieder erhoben, der Reichthum, den der Handel verſchaffte, die Kenntniß und der Edelmuth einiger Päbſte und Fürſten erweckte allmählich die Liebe der ſchönen Künſte, und breitete in den Geiſtern mehr Heiterkeit, in den Empfindungen mehr Verfeinerung aus. Die ſchönen Künſte ſchritten bald einer Vollkommenheit nach der andern entgegen, nachdem ſie ſich nur erſt einmal aus den alten Ruinen hervor gearbeitet hatten. Nur blieb

bey dieſer faſt allgemeinen Wiedererweckung des Gefühls für das Schöne die Gartenkunſt noch lange vergeſſen. **Addiſon** in ſeinen Anmerkungen über Italien meint, daß die Franzoſen die erſte Einrichtung ihrer Gärten von den Italiänern genommen hätten; eine Meinung, für welche er die Beweiſe ſchuldig geblieben iſt. Vielmehr weiß man gewiß, daß **le Notre** ſelbſt den franzöſiſchen Geſchmack nach Italien gebracht hat; und dieſer Geſchmack iſt ſelbſt nach ſeiner Vermiſchung mit dem, was er von der Nation annahm, noch in den meiſten Gärten ſichtbar. **Volkmann**, deſſen Urtheil Glauben verdient, verſichert im 1. B. ſeiner Nachricht von Italien S. 58, daß die Gärten der Italiäner nicht das bedeuten, was ſie ſich davon einbilden. „Die Anlag, ſagt er, iſt ſimpler, als die von den franzöſiſchen: man findet aber auch keine ſolche prächtige Alleen, ſolche hohe Hecken, ſo viele kleine Cabinete und Abwechslungen darin; inzwiſchen gefallen ſie vielleicht den meiſten Reiſenden aus nördlichen Gegenden, beſonders wegen der Neuheit der Gewächſe, welche man bey uns vergebens ſucht; dahin gehören die verſchiedenen immer grünenden Bäume. Die Waſſerwerke ſind wirklich meiſtens bloße Spielwerke, wenn die Italiäner, die nichts beſſeres kennen, ſie gleich für unverbeſſerlich halten. Sie beſtehen größtentheils aus Fontänen, mit einem niedrigen dünnen Strahle, der auf allerley Art verändert werden kann, aus kleinen mit wenigem Waſſer verſehenen Caſcaden und dergleichen Stücken.“ Gleichwohl zeichnen ſich nach der Beſchreibung eben dieſes Schriftſtellers verſchiedene größere Gärten aus, um Turin die bey den Luſtſchlöſſern Venerie, Stupinigi und Vigne de la Reine; zu Florenz Boboli; zu Rom die vaticaniſchen Gärten, der ausgedehnte ludoviſiſche Garten, und die bey den Villen Corſini und Medicis — die ihre Schönheiten haben von der angenehmen Lage, den abwechſelnden Durchſchnitten, den maleriſchen Proſpecten, den Alleen, kleinen Luſtwäldchen, Blumenparterren, Raſenſtücken, Grotten, Statüen — welche allerdings die Nachahmung des franzöſiſchen Geſchmackes verrathen,

aber mit noch mehr kleinen Spielwerken angefüllt ſind. Es iſt hier noch nicht der Ort, von dieſen Gegenſtänden ein ausführliches Urtheil zu fällen. Italien iſt indeſſen voll ſowohl von edlen Landhäuſern, als auch von kleinern Luſthäuſern, worin man außerhalb der Stadt freye Luft ſchöpft, und die mit anmuthigen Weingärten umzogen ſind. Vornämlich ſind die lieblichen Gegenden um Meiland, Padua, Genua, Venedig — die romantiſchen Landſchaften des Meerbuſens von Neapel bis Portici, und ſelbſt verſchiedene Striche in Sicilien, von Villen und Luſtgärten verſchönert. Ich kann dieſes Land nicht verlaſſen, ohne noch einen Blick auf den Garten auf der Iſola bella, der berühmteſten unter den borromäiſchen Inſeln, zu werfen; einen Garten, deſſen Anlage auf einem vormals ganz unfruchtbaren Felſen faſt eben ſo einzig in ihrer Art iſt, als die von den babyloniſchen Gärten.

Der Garten zeigt ſich von weitem als eine Pyramide, weil er aus zehn Terraſſen beſteht, welche immer abnehmen, oder ſpitziger zuſammen laufen. Auf der oberſten, welche 60 Ellen über dem Meere erhaben, und 45 Schritt lang iſt, hat man eine herrliche Ausſicht. Sie iſt mit Quaderſteinen gepflaſtert, auf welchem das Regenwaſſer in den unten verborgenen Ciſternen geſammelt, und durch Röhren zu den Waſſerwerken geleitet wird. An den vier Ecken der oberſten und untern Terraſſen ſtehen große ſteinerne Statüen. Jede der neun untern Terraſſen hat einen breiten, mit Citronen, Pomeranzen und andern dergleichen Bäumen beſetzten Spaziergang, woran man das ganze Jahr durch Blüthen und Früchte ſieht. Die Myrthen- Lorber- und Pfirſichbäume bleiben im Winter frey ſtehen. Der ganze Garten liegt gegen Mittag; zu beyden Seiten ſind zwey ſchöne Gartenhäuſer in der Geſtalt von ein Paar Thürmen angebracht, deren untere Zimmer mit dem See in gleicher Linie liegen, und mit ſchönem rothen und ſchwarzen Marmor verziert ſind. Linker Hand des Gartens bemerkt man einen bedeckten auf ſteinernen Säulen ruhenden Gang, der mit Citronbäumen beſetzt iſt. Auf der andern Seite kömmt man in eine Allee mit fünffach ſtehenden großen Pomeranzenbäumen. Das Wohngebäude iſt

weitläuftig, von guter Architectur, und mit vielen Gemälden geziert. Das angenehmſte darin ſind die untern Zimmer, woran beſtändig die Wellen des Sees ſpühlen. Sie ſind als Grotten mit mancherley Muſchel- und Marmorwerk verziert; in den heißen Sommertagen kann man ſich keinen angenehmern Ort gedenken. Aus einer Grotte von bäueriſchem Werke ſteigt man vermittelſt einer doppelten Treppe auf die vorgedachte hohe Terraſſe. Hier genießt man eine Ausſicht, dergleichen wenig gefunden wird. Auf einer Seite liegen die Alpen, welche ſich in dreyfachen Abſätzen und Bergen erheben. Unten ſind ſie ſehr fleißig angebauet, in mehrerer Höhe mit Waldung beſetzt, und oben mit Eis und Schnee bedeckt. Inſonderheit iſt der Anblick des Morgens, wenn die erſten Sonnenſtrahlen von den Eisſpitzen zurück prallen, vortrefflich. Auf der andern Seite ſieht man über die große Fläche des Sees bis an das öſtliche Ufer, und gegen Norden ein fruchtbares Ufer, welches mit Weinbergen, Flecken und kleinen Städten beſäet iſt. Der Anblick des Sees iſt nicht weniger ſchön; außer dem hellen Waſſer und einer Menge von Waſſervögeln ſieht man den ganzen Tag über viele Fiſcherboote und kleine Schiffe, welche die Waaren zwiſchen der Schweitz und Italien hin und her führen, darauf herum ſegeln.

Volkmanns Nachrichten von Italien, 1. B. S. 291, fgg.

Die Verbindung der Alpen führt mich nach der Schweitz. Wenn die Natur ein Land gebildet hat, das mit einer erſtaunlichen Größe und Mannigfaltigkeit heroiſcher Gegenſtände eine vorzügliche Annehmlichkeit der Ausſichten vereinigt, ſo iſt es gewiß die Schweitz. Es ſcheint, daß die Natur hier gleichſam ganz Original hat ſeyn wollen, ſo kühn, ſo ſeltſam und auffallend iſt ihre maleriſche Manier: und auswärtige Landſchaftmaler, welche dieſe Gegenden nachbilden wollten, fühlten es bald zum Erſtaunen, wie weit der Character dieſer landſchaftlichen Proſpecte ſich über andere erhebt. Ich rede nicht von den wilden Gegenden, wo die Natur nichts als ihre Schreckniſſe und Schauer gehäuft hat, ſondern von den milden Strichen, die ſich durch eine Sammlung aller landſchaftlichen Schönheiten auszeichnen, die von dem Anblicke jener fürchterlichen Gebirge entweder entlegen ſind, oder nur in der Ferne ihren

ſchim-

ſchimmernden Gipfel ſich erheben, und vom äuſſerſten Horizonte her eine gewiſſe feyerliche Majeſtät verbreiten ſehen. Die beſtändige Abwechslung von Erhöhungen und Vertiefungen; die Hügel, die Berge, die Gebirge mit ihren Waldungen und Weiden, mit ihren grauen felſigen Höhen, gebrochenen Abſätzen und Waſſerfällen, mit ihren Dörfern und bebaueten Plätzen; die Seen und Flüſſe in den Ebenen; die Viehtriften; die einzeln zerſtreuten Hütten der Freyheit; die größtentheils kühnen Lagen der Städte und alter Schlöſſer; die reizenden Fluren voll Obſtbäume und Weingärten — alles dieſes vereinigt ſich, eine ſo unendliche Mannigfaltigkeit von ſchönen Proſpecten zu bilden, deren ſich nur wenig Weltgegenden rühmen können. Der Freund des Landlebens hat hier alſo einen weſentlichen Theil ſeines Vergnügens, eine zauberiſche Ausſicht, die er aus ſeinem Garten genießen kann. Die ſanften Abhänge der Berge bieten ihm die ſchönſten Lagen für Landhäuſer an, und von den Höhen herab eilt ihm das reinſte Waſſer freywillig entgegen. Weil die Natur ſich ſo mild gegen die Schweitzer beweiſt, ſo folgen ſie auch ihrem Winke. Ihre Gärten ſind faſt durchgehends Schauplätze wahrer natürlicher Schönheiten, entfernt von leeren Zierrathen und kleinen Künſteleyen. Viel ſpringendes Gewäſſer, Fruchtbäume, Weinreben, zuweilen ein Blumenbeet, erhöhete Raſenſitze, von welchen das Auge frey in die umher liegende Gegend ſchweifen kann, einige ſchattige Lauben, nur ſelten eine Statüe. — Indem Natur und Fleiß die Landſchaft umher zu verſchönern wetteifern, ſo begnügt man ſich mit dem Genuſſe dieſer Reizungen, und verachtet die eiteln Bemühungen, den Gartenplatz mit Tändeleyen zu füllen. Und wie viele herrliche Gegenden dieſes Landes ſind nicht mit Landhäuſern und Gärten bebauet! Die beyden Ufer des Zürcherſees, deren

Schön-

Schönheit nur ein Geßner in der Idylle, nur ein Aberli im Gemäde nachbilden kann, ſind zwiſchen einer Menge reicher Dörfer mit Landgütern und Luſtgärten bepflanzt. Hinter ihnen erhebt ſich ein langes Gebirge voll der fruchtbarſten Weinreben; noch höher erſcheinen Felder und Wieſen in der anmuthigſten Abwechslung; und Tannenwälder ſchließen den dunklern Geſichtskreis. Nicht weniger iſt die Gegend um den Genferſee mit Landhäuſern beſäet, die ſich unter ſo mancherley ſchönen Anſichten mit einem maleriſchen Reize heben, und in der Ferne auf das Auge des Reiſenden eine bezaubernde Wirkung thun.

Der Nationalgeſchmack der Franzoſen, der nach Tändeley und Schimmer haſchet, hat die Neigung zum Landleben faſt ganz bey der Nation vertilgt. Auch giebt die elende Bebauung der Felder faſt in allen Provinzen, und die Unterdrückung, die Armuth und der Schmutz, worin der Landmann lebt, wenig Anlockung. Die Gewinnſucht verſammelt die Menſchen in den Städten; Galanterie und Vergnügen der Geſellſchaft beſchäftigen die vornehmern Familien, und die von der erſten Claſſe ſind im beſtändigen Gedränge, um an den Hof zu kommen, und da die Eitelkeiten der Ehrſucht zu befriedigen. Der Schimmer des Hofes iſt für das Auge der Nation ſo blendend, daß ein Miniſter faſt kein größeres Unglück zu kennen ſcheint, wenn ihm die Veränderlichkeit des Cabinetes Gelegenheit giebt, auf ſein väterliches Landgut zurück zu kehren. Die Franzoſen haben daher in Vergleichung mit denjenigen Nationen, die auf eben der Stufe der Cultur ſtehen, wenig erhebliche Landhäuſer und Gärten. Denn die berühmten Gärten zu Verſailles, Marly, Fontainebleau u. ſ. w. ſind Gärten des Königs, nicht der Nation. Die Beſchreibungen derſelben ſind ſo häufig geworden,

den, (*) daß man es nicht mehr wagen darf, noch eine davon zu wiederholen. Hätte man ſich bemühet, mehr eine kritiſche Unterſuchung ihres Characters anzuſtellen, als übertriebene Lobſprüche zu verſchwenden; wären die Ausländer bedachtſam genug geweſen, nicht jeden Einfall des Franzoſen für Witz, jede Künſteley für Schönheit anzunehmen: ſo würden die Gärten des Königs von Frankreich ohne den rauſchenden Beyfall, den ſie erregten, ohne die unüberlegte Nachahmung, die ſie überall veranlaßten, ſich immer noch in einem billiger geſchätzten Werth erhalten haben. Das übermäßige Geſchrey blinder Bewunderer, welche Dinge für Gartenſchönheiten anſahen, die es nicht waren, oder ſie mehr erhoben, als ſie verdienten, mußte um ſo mehr den Widerſpruch der Kenner rege machen, je mehr der natürliche Geſchmack der Britten ſich auszubreiten anfieng. Es iſt kein leerer Tadel, was ſchon Laugier im Eſſai ſur l'Architecture, Par. 1753, 8. S. 276, fgg. und andere Männer geſagt haben, ſondern es ſind gegründete Einwürfe, die jeder machen mußte, der von ſolchen Dingen zu urtheilen fähig war. Man erkennt den falſchen Geſchmack der Franzoſen in der Gartenkunſt ſchon ſo ſehr, daß ſelbſt die witzigen Scribenten der Nation darüber zu ſpotten anfangen.

Einen ſehr feinen Spott darüber findet man in der Jolie Femme, ou la Femme du Jour, 12. 2 Theile, Paris 1769, wenn es erlaubt iſt, hier einen Roman anzuführen.

So

(*) Einige der vornehmſten davon ſind dieſe:
Deſcription de Paris, de Verſailles, de Marly, de Meudon, de St. Cloud, de Fontainebleau &c. par *Piganiol de la Force*, à Par. 1736, 1742. 12. 8 Bände.
Les delices de Verſailles, de Trianon & de Marly, par *Edelinck*, Paris 1713, 12. 1751, 8. 2 Bände.
Nouvelle deſcription de Verſailles & de Marly, Par. 1738, 8.
Die Statüen, Fontänen, Grotten u. ſ. w. ſind einzeln ebenfalls oft beſchrieben. Abbildungen von den franzöſiſchen Luſtſchlöſſern und Gärten findet man in großer Menge in *Mallet* Geometrie pratique, gr. 8. 4 Theile, Paris 1702, vornämlich im erſten Theile.

So wenig als der Franzoſe, liebt der Spanier das Landleben; aber nicht aus einerley Urſache. Bey jenem iſt es Leichtſinn und verwöhnter Geſchmack; bey dieſem eine ganz eigene Art von Trägheit, die man am nachdrücklichſten die ſpaniſche nennt, die theils in einer gewiſſen ſonderbaren Miſchung des Temperamentes, theils in Nationalvorurtheilen ihren Grund zu haben ſcheint. So fühllos iſt der Spanier gegen die Reizungen der Natur, daß er nichts als die Ergötzungen ſeiner Hauptſtadt kennt, nichts von angenehmen Landſitzen weiß, nicht einmal von ländlichen Luſtörtern in der Nachbarſchaft der Städte; alles liegt unbebauet, ſogar um Madrit ſieht man keine Luſthäuſer, keine Gärten; eine Sorgloſigkeit, die deſto unbegreiflicher iſt, je mehr natürliche Annehmlichkeiten das Land in ſeinem Schooße vereinigt. Die Gärten des Königs ſind alſo auch hier nur diejenigen, welche Aufmerkſamkeit verdienen. Man rühmt die Gärten des Eſcurials wegen der anmuthigen Lage, der großen Terraſſen, der vielen beſtändig laufenden Springbrunnen und des geräumigen Parks, der daran gränzt, und mit vielen ſeltenen Fruchtbäumen erfüllt iſt. Mehr erhebt ſich der Garten beym Schloß Ildefonſo. Natur und Kunſt haben ſich wetteifernd bemühet, daſelbſt überall Schönheiten zu verbreiten, und dieſen Garten zugleich prächtig und angenehm zu machen. Man findet in demſelben prächtig gezierte Springbrunnen, ſehr ſchöne Waſſerfälle, Canäle, Raſenſitze, Eſpaliers, bedeckte Gänge, Lauben, Grotten, Labyrinthe, Luſtſtücke und Hecken von Myrthen und Lorberbäumen; alles iſt aufs ſchönſte vertheilt, und thut die angenehmſte Wirkung. Das Waſſer kömmt von dem nächſten Gebirge, welches rings umher iſt, und macht, wo es zuſammen fließt, eine Art von Strom, der in ein großes Behältniß fällt. Viele Waſſerwerke beleben dieſen Garten. Die Alleen ſind ſehr lang; einige bis auf drey-

viertel Meilen, und faſt alle ſind mit Hecken beſetzt, die durch ihre Höhe und Dicke einen um ſo viel angenehmern Schatten machen, weil ſie mit verſchiedenen Statüen der niedern Bildhauerey geziert ſind, als: den Jahrszeiten, den Muſen u. ſ. w.

Briefe eines Italieners über eine 1755 angeſtellte Reiſe nach Spanien, Lpz. 1774, 8. S. 180, f.

Nichts aber ſcheint nach der Beſchreibung des **Baretti** in Spanien reizender zu ſeyn, als der Garten oder vielmehr Park von Aranjuez. „Ein Dichter würde ſagen, daß Venus und der Gott der Liebe ſich hier mit dem Catull und Petrarch berathſchlagen, um der Pſyche, Lesbia, Laura, oder einer ſpaniſchen Infantin einen Landſitz zu bauen. Stellen Sie ſich einen Park vor, der viele Meilen im Umfange hat, und von Alleen, welche 2 bis 3 Meilen lang ſind, an verſchiedenen Orten durchſchnitten wird. Jede dieſer Alleen beſteht aus zwo doppelten Reihen von Ulmen. Sie ſind ſo breit, daß 4 Wägen neben einander fahren können, und zwiſchen einer jeden doppelten Reihe fließt ein kleiner Canal von Waſſer, daher es ihnen niemals an Feuchtigkeit und friſchem Wachsthum fehlt. Zwiſchen dieſen Ulmen ſind die großen Plätze mit allerley Bäumen beſetzt, darin ſich viele tauſend Hirſche, Haſen, Kaninchen, Faſanen, Rebhühner und andere Vögel aufhalten. Der Park iſt mit einer Mauer umgeben; das Wild geräth indeſſen nicht in Verſuchung ihn zu verlaſſen, weil die ganze Gegend umher weder Schatten noch Weide hat. Der Tagus theilt dieſen Ort in zween ungleiche Theile. Das Schloß liegt im Mittelpuncte des Parks, und iſt zum Theil von einem Garten umgeben. Am Haupteingange des Gartens liegt ein aus vielen Abtheilungen beſtehendes Parterre, welches mit Buchsbaum und Myrthen eingefaßt, und mit allerley Arten europäiſcher und amerikaniſcher Blumen reichlich beſetzt iſt. In dem Parterre ſind 5 Waſſerſtücke angebracht. Rechter Hand des Parterre liegt eine Cascade, von der das Waſſer des Tagus über künſtlich gelegte Felſen herab fällt, und durch ein angenehmes Geräuſch das Ohr ergötzet: Andere Gegenden ſind mit Fontänen geziert. Von einer ſieht man 4 Obſtgärten, die ſo voll von Pomeranzen und Citronen hängen, daß die Heſperiden ſelbſt darüber neidiſch werden könnten. Man geht vermittelſt ſo ſchattiger Gänge dahin, daß man von keinen Sonnenſtrahlen getroffen wird.

Wenn

Wenn die Hitze im ganzen Garten groß iſt, ſo befindet man ſich hier im Kühlen. Von dieſen Obſtgärten kömmt man in das ſogenannte Bad der Venus. Dieſe Göttin iſt vorgeſtellt, als käme ſie aus dem Bade; das Waſſer tröpfelt von ihren Haaren in ein Gefäß von Marmor, welches die Liebesgötter halten. Bey den Fontänen ſieht man viele Statüen und andere Werke der Bildhauerkunſt. Nicht weit von der Fontäne des Neptun liegt ein anſehnlicher runder Raſenplatz, in deſſen Mitte vier große Bäume ſtehen, und der mit einer hohen dicken Hecke umgeben iſt, die ihn kühl und angenehm macht. Rechter Hand dieſes Platzes führt eine ſchöne Brücke von fünf Bögen über den Tagus, und jenſeits liegt wieder ein großer Obſtgarten. Von einer andern Brücke, die über einen kleinen Arm des Tagus geht, hat man auf der linken Seite des Fluſſes einen angenehmen Proſpect in einen nach der Natur wild wachſenden Wald. Vor der Brücke ſteht ein Pavillon, der durch die wild gepflanzten Bäume auf beyden Ufern und durch den Fluß, der hier mit ſtarkem Geräuſche an dem Felſen vorbey eilt, überaus reizend gemacht wird. Von dem Pavillon geht man in eine große Laube von Linden. Bey einem andern Platze, der mit unzähligen ausländiſchen Blumen beſetzt iſt, liegt das artige Gärtnerhaus, daran eine angenehme Wieſe ſtößt, die mit hohen und dicken Bäumen beſchattet iſt. Nicht weit von dem Gärtnerhauſe trifft man eine andere Cascade vom Waſſer des Tagus an, deſſen helle Fluth das Auge, und deſſen Geräuſch, welches bald ſchwach, bald ſtark iſt, das Ohr ergötzet. Bey derſelben liegt ein anderer Pavillon, deſſen Lage dem erſtern wenig nachgiebt; hinter ſich hat man die Cascade, und vorwärts die Fontäne des Herkules, die größte im Garten.“ **Baretti**, der ſo viel geſehen hat, und ſo gut zu urtheilen weiß, verſichert, daß er keinen angenehmern Aufenthalt kenne.

Reiſen durch England, Portugal, Spanien und Frankreich. Aus dem Engl. 1ſter Th. Lpz. 1772, 8. S. 411, fgg.

Der richtige Verſtand und der geſunde Geſchmack der Engländer macht ihnen das Landleben ſchätzbar. Das gelinde Klima, die natürliche Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes, der Wohlſtand der Felder und die Freyheit ſind nicht geringe Reizungen für dieſe Nation, wovon ein großer Theil ſo ſehr, als der Schweizer, das Landleben liebt. Die Gebirge, Berge, Thäler,

ler, Flüſſe, Waſſerfälle, Plantagen, Meierhöfe, Dörfer machen nach ihren Lagen und Abwechslungen viele Gegenden zu Urbildern der ſchönſten Leidenſchaftsgemälde. Und welche Annehmlichkeit hat nicht in unſern Zeiten die Cultur über dieſes Land ausgebreitet! Ueberall liegen adelige Sitze und Landhäuſer zerſtreut, welche beſonders nach dem Anfange dieſes Jahrhunderts größtentheils eine edle Architectur erhalten haben; und um dieſe Landhäuſer verbreiten ſich meilenlang die herrlichlichſten Parks, die alles in ſich vereinigen, wodurch die Natur, von der beſcheidenen Kunſt unterſtützt, einnehmen und bezaubern kann. Keine andere Nation kann Parks in einer ſolchen Menge und von einer ſolchen Schönheit aufweiſen, als die Engländer beſitzen und noch täglich anlegen. Arthur Young, (*) und der Ritter Whately, (**) haben uns von ihnen Beſchreibungen gegeben, woraus man ſich einen hinlänglichen Begriff machen kann. Auch in Scotland findet man allenthalben unglaublich viele ſchöne Landhäuſer, welche ſchön gebaut und wohl unterhalten ſind. Allein die Luſtgärten ſind nicht ſo gut angelegt, noch zu ſehr nach ſteifen Linien, und nicht mit der edeln Freyheit und groſſen Mannigfaltigkeit ländlicher Gegenſtände, wodurch die Parks in England ſo berühmt geworden ſind.

Die Ausſichten in den Niederlanden ſind ſehr wenig abwechſelnd und meiſtens durch Bäume eingeſchränkt; ſie umfaſſen einen kleinen Geſichtskreis und gar keine Berge; weswegen verſchiedene berühmte Landſchaftsmaler die Gegenden um Lüttich, Maſtricht und an den Ufern des Rheins ſuchten, die mehr maleriſche Pro-

(*) Arthur Youngs Reiſe durch die nördlichen Provinzen von England ꝛc. aus dem Engl. Lpz. 1772, gr. 8. 2 Theile.

(**) Betrachtungen über das heutige Gartenweſen. Aus dem Engl. Lpz. 1771, 8.

Proſpecte liefern. Indeſſen beleben die Canäle, die darauf hin und her ſegelnden Fahrzeuge, der Handel und die außerordentliche Geſchäftigkeit überall das Land, und bieten mancherley angenehme Auftritte dem Auge an. „In der That kann nichts anmuthiger ſeyn,„ ſchrieb die Lady **Montague**, (*) „als in Holland zu reiſen. Das ganze Land ſcheint ein ausgebreiteter Garten zu ſeyn; die Landſtraßen ſind wohl gepflaſtert, auf jeder Seite mit Reihen von Bäumen beſchattet und von breiten Canälen eingeſchloſſen, auf denen es von hin und her fahrenden Bothen wimmelt. Alle zwanzig Schritte geben die Ausſicht auf irgend ein Landhaus, und alle vier Stunden auf irgend eine feine Stadt, von einer ſo unerwarteten Nettigkeit, daß man davon ganz bezaubert wird.“ Die Landhäuſer an den Ufern der unzähligen Canäle, die ſo vielen Ueberfluß durch das ganze Land ausbreiten, ſind zierlich, ohne prächtig zu ſeyn; die reichſten Beſitzer leben darin mit einem Anſtande, der von Unmäßigkeit entfernt iſt, und ſich mit der Bequemlichkeit begnügt. Vornämlich zeichnen ſich die Gegenden von Haarlem nach Amſterdam, und von Katwyk bis Woerden, durch ſchöne Landhäuſer aus. Die Gärten ſind im franzöſiſchen Geſchmack angelegt. Selbſt in den berühmten Gärten bey den Luſtſchlöſſern zu Ryswyk, Hondslaardyl, Sorguliet, findet man zu viel zierliche Abmeſſungen und gekünſtelte Anlagen. Man weiß es übrigens, daß ein nicht geringer Vorzug der holländiſchen Gärten in den vortrefflichen Blumen und ſeltenen Gewächſen beſteht, die man mit eben ſo viel Koſten als Sorgfalt zieht.

Die holländiſchen Gärten ſind ſich ſo ähnlich, wie ihre Häuſer und Städte. Sie beſtehen aus lauter geraden Alleen und Hecken, figurirten Blumenbeeten und Gräſereyen, welche

(*) Briefe während ihrer Reiſen in Europa, Aſia und Afrika ꝛc. Lpz. 1764.

che mit Statüen von weißem Marmor beſezt ſind. Die Zierde der Hecken wird darin hauptſächlich geſucht, daß ſie in mancherley Geſtalt beſchnitten werden. Chineſiſche Arten von Gärten findet man allda gar nicht, und vermuthlich haben ſie ſolche deswegen nicht, weil die Engländer ihre meiſten Gärten alſo einrichten. Ihre Eiferſucht gegen die Engländer leidet es nicht, daß ſie etwas von ihren Gewohnheiten annehmen, oder dasjenige hochachten ſollten, was ein Engländer liebt.

20. St. der der gel. Beytr. zu den braunſchweig. Anzeigen, v. J. 1777, Col. 166, f.

Sollen wir noch einen Blick weiter werfen, ſo ſcheinen die Gärten der Türken nicht zu verdienen, daß wir ſie ganz unachtſam übergehen. Die Annehmlichkeiten des Canals bey Conſtantinopel ſind ihnen ſo reizend, daß ſie alle ihre Luſthäuſer an ſeinen Ufern bauen, und alſo zugleich die ſchönſten Ausſichten in Europa und Aſien haben. Einige Meilen um Adrianopel beſteht das ganze Land in Gärten, und die Ufer der Flüſſe ſind mit Reihen von Fruchtbäumen beſetzt, unter welchen die angeſehenſten Türken ſich jeden Abend beluſtigen; zwar nicht mit Spatzieren, welches ſie nicht lieben; ſondern kleine Geſellſchaften wählen ſich einen grünen beſchatteten Platz, über den ſie einen Teppich ausbreiten, trinken daſelbſt Kaffee, und haben gewöhnlich einen Sclaven bey ſich, der eine feine Stimme ſingt, oder auf einem Inſtrumente ſpielt. Die Harams oder Frauenzimmerwohnungen der Türken, die von dem öffentlichen Anblicke entfernt liegen, ſind gemeiniglich mit Gärten umgeben, in welche die Damen aus ihren Zimmern die Ausſicht haben. Dieſe Gärten, die mit hohen Mauern umſchloſſen ſind, haben nichts von Luſtſtücken, ſondern ſind mit hohen Bäumen bepflanzt, die einen anmuthigen Schatten und einen reizenden Anblick geben. In der Mitte des Gartens iſt der Chiosk, ein großes Zimmer, welches gemeiniglich mit einem ſchönen Brunnen in der Mitte pranget. Es iſt 9 bis 10 Stufen hoch, und mit vergoldetem Gitterwerke bezäunet, um welches ſich Weinreben, Jasmin und Geißblatt

winden, und eine Art von grüner Mauer machen. Rund um dieſen Ort ſind breite Bäume gepflanzt; er iſt die Scene ihrer Ergötzungen, und die Damen bringen daſelbſt die meiſten ihrer Stunden mit Muſik und Strickwerke zu.

Von den Gärten der heutigen Perſer giebt uns **Bruyn** (*) eine nicht ſo vollkommene Nachricht, als **Chardin.** (**) Jener ſchränkt ſich auf die königlichen Gärten zu Caſian und zu Perſepolis ein, lobt darin Blumen, Canäle, Fontänen, Gebäude, Cypreſſen, Granatbäume; ſagt, daß alles ſchön und groß angelegt ſey, und doch giebt ſeine Beſchreibung von dieſen Anlagen keinen hinlänglichen Begriff. Nach **Chardin's** zuverläſſigem Bericht, iſt die Gegend von Hyrcanien, die nach Morgen liegt, der ſchönſte Sammelplatz von Blumen, und eine immer blühende Flur, vornämlich vom September bis zu Ende des April. Das ganze Land iſt alsdann mit Blumen bedeckt, und dieſe Zeit iſt auch die beſte in Anſehung der Früchte; denn in andern Monaten wüthet eine außerordentliche Hitze und eine böſe Luft. Nach Medien und Arabien zu, bringen die Felder von ſelbſt Tulpen, Anemonen, Ranunkeln von dem ſchönſten Roth, und Kaiſerkronen hervor. In andern Gegenden, als um Iſpahan, wachſen die Jonquillen und Hyacinthen von ſelbſt; und man hat da Blumen während des ganzen Winters, viele Sorten von Narziſſen, Lilien, Violen von allen Farben, Nelken und Jasmin von einer Schönheit und einem Geruche, die alles übertreffen, was wir davon in Europa haben. Nichts fällt unter dieſen Gegenſtänden ſchöner in die Augen, als die Pfirſichbäume; die Blüthe bedeckt ſie oft ſo ſehr, daß das Auge keinen Durchgang finden kann.

(*) Reizen over Moſcovie door Perſie &c. Amſt, 1711, f. S. 131 und 523.
(**) Voyages en Perſe &c. Amſt. 1735, 4. To. 3. S. 27, f.

kann. In der That iſt Perſien das Vaterland der herrlichſten Blumen. Nach dem, ſetzt **Chardin** hinzu, was von der Anzahl und Schönheit der Blumen geſagt iſt, ſollte man leicht denken, daß es auch da die ſchönſten Gärten von der Welt gebe. Allein, nach einer Regel, die man ſehr allgemein findet, iſt da, wo die Natur fruchtbar und gefällig iſt, die Kunſt roher und unbekannter, wie in dieſem Falle mit den Gärten. Wo die Natur Gärten ſo vortrefflich bildet, da hat die Kunſt faſt nichts mehr zu thun. — Die Gärten der Perſer beſtehen gewöhnlicherweiſe in einer großen Allee, die den Garten theilt, die nach der Linie gezogen, und von Ahorn geſetzt iſt; mit einem Waſſerbehältniſſe in der Mitte, von einer dem Garten angemeſſenen Größe; auf den Seiten zwey kleinere Baſſins. Der Raum zwiſchen beyden iſt mit allerley Blumen beſäet, mit Fruchtbäumen und Roſenſträuchern bepflanzt; und hierin beſteht die ganze Verzierung. Man weiß nichts von Parterren, grünen Lauben, Labyrinthen und Terraſſen, und von den übrigen Zierden der europäiſchen Gärten. Dieſes kömmt beſonders daher, daß die Perſer nicht, wie wir, in ihren Gärten ſpatzieren, ſondern ſich begnügen, darin die Ausſicht und friſche Luft zu genießen; ſie ſetzen ſich daher bey ihrer Ankunft in den Garten an einem Orte nieder, und halten ſich da ſo lange auf, bis ſie wieder weggehen.

Die chineſiſchen Gärten ſind unſtreitig diejenigen in einem andern Welttheile, welche in den neuern Zeiten bey uns das meiſte Aufſehen gemacht haben. Nach der Beſchreibung, die der Engländer **Chambers** von den chineſiſchen Gärten gegeben hat, erhellet, daß dieſe Nation bey Anlegung und Verzierung ihrer Gärten die Natur zum Muſter nimmt, und ihre Abſicht dabey iſt, ſie in allen ihren ſchönen Nachläſſigkeiten nachzuahmen. Zuerſt richten ſie ihre Aufmerkſamkeit auf die Beſchaffenheit des Platzes, ob er eben oder abhängend

 iſt,

iſt, und ob er Hügel hat, ob er in einer offenen oder eingeſchloſſenen Gegend, trocken oder feucht iſt, ob er Quellen und Bäche, oder Mangel an Waſſer habe. Auf alle dieſe Umſtände geben ſie genau Achtung, und ordnen alles ſo an, wie es ſich jedesmal für die Natur des Platzes am beſten ſchickt, zugleich die wenigſten Unkoſten verurſacht; wobey ſie die Fehler des Landes zu verbergen, und ſeine Vortheile hervorleuchtend zu machen ſuchen. Da dieſes Volk ſich wenig aus den Spaziergängen macht, ſo trifft man bey ihm ſelten ſolche breite Alleen und Zugänge an, dergleichen man in den europäiſchen Gärten findet. Das ganze Land iſt in mancherley Scenen eingetheilt, und krumme Gänge, durch Büſche ausgehauen, führen zu verſchiedenen Ausſichten, die das Auge durch ein Gebäude oder ſonſt einen ſich auszeichnenden Gegenſtand auf ſich ziehen. Die Vollkommenheit dieſer Gärten beſteht in der Menge, Schönheit und Mannigfaltigkeit ſolcher Scenen. Die chineſiſchen Gärtner ſuchen, wie die europäiſchen Maler, die angenehmſten Gegenſtände einzeln in der Natur auf, und bemühen ſich dieſelben ſo zu vereinigen, daß nicht nur jeder für ſich gut angebracht ſey, ſondern aus ihrer Vereinigung zugleich ein ſchönes Ganze entſtehe. Sie unterſcheiden dreyerley Arten von Scenen, welche ſie lachende, fürchterliche und bezaubernde nennen. Die letzte Art iſt die, die wir romantiſch nennen; und die Chineſer wiſſen durch mancherley Kunſtgriffe ſie überraſchend zu machen. Sie leiten bisweilen einen rauſchenden Bach unter der Erde weg, der das Ohr derer, welche an die Stellen, darunter ſie wegſtrömen, kommen, mit einem Geräuſche rührt, deſſen Urſprung man nicht erkennt. Ein andermal machen ſie ein Gemäuer von Felſen, oder bringen ſonſt in Gebäuden, und andern in dem Garten angebrachten Gegenſtänden, Oeffnungen und Ritzen dergeſtalt an, daß die durchſtreichende Luft fremde und ſeltſame Töne her-

vor

vor bringt. Für dieſe beſondere Partien ſuchen ſie die ſeltenſten Bäume und Pflanzen aus; auch bringen ſie in denſelben verſchiedene Echo an, und unterhalten darin allerhand Vögel und ſeltene Thiere. Ihre fürchterliche Scenen beſtehen aus überhängenden Felſen, dunkeln Grotten und brauſenden Waſſerfällen, die von allen Seiten her von Felſen herab ſtürzen. Dahin ſetzen ſie krumm gewachſene Bäume, die vom Sturme zerriſſen ſcheinen. Hier findet man ſolche, die umgefallen mitten im Strome liegen, und von ihm dahin geſchwemmt ſcheinen. Dort ſieht man andere, die vom Wetter zerſchmettert und verſengt ſcheinen. Einige Gebäude ſind eingefallen, andere halb abgebrannt, und einige elende Hütten, hie und da auf Bergen zerſtreut, ſcheinen Wohnſtellen armſeliger Einwohner zu ſeyn. Nach Scenen von dieſer Art folgen insgemein wieder lachende; und die chineſiſchen Künſtler wiſſen immer ſchnelle Abwechslungen und Gegenſätze ſich wechſelsweiſe erhebender Scenen, ſowohl in den Formen als Farben, und im Hellen und Dunkeln zu erhalten. Wenn der Platz von beträchtlicher Größe iſt und eine Mannigfaltigkeit der Scenen erlaubt, ſo iſt insgemein jede für einen beſondern Geſichtspunkt eingerichtet; wenn dieſes aber des engen Raumes halber nicht angeht, ſo ſuchen ſie dem Mangel dadurch abzuhelfen, daß die Partien nach den verſchiedenen Anſichten immer andere Geſtalten annehmen. Dieſes wiſſen ſie ſo gut zu machen, daß man dieſelbe Partie aus den verſchiedenen Ständen gar nicht mehr für dieſelbe erkennen kann. Man findet daher alle Arten von optiſchem Betrug hier angebracht, Malereyen auf künſtlich zubereitetem Grunde, die aus einem Geſichtspunkte eine Gruppe von Menſchen, aus einem andern ein Thiergefecht, aus einem dritten Felſen, Waſſerfälle, Bäume, Gebirge, und aus dem vierten Tempel, Säulengänge und eine Menge anderer ergötzender Objecte abbilden. Moſaiſche Arbeit findet

man häufig in den Zimmern der Gebäude dieſer Gegenden, die vielleicht in der Nähe betrachtet, nichts als Stücke Marmor zu ſeyn ſcheinen, die ohne Ordnung eingelegt ſind, die aber von einem gewiſſen Standorte Menſchen, Thiere, Gebäude oder Landſchaften vorſtellen. Hin und wieder ſind mit großer Kunſt angeordnete Perſpective, entweder von Gebäuden oder ſelbſt von ganzen Proſpecten, welche auf die Weiſe hervor gebracht werden, daß die Tempel, Brücken, Fahrzeuge, oder andere Objecte kleiner und kleiner ſind, und ſchwächere ins Graue fallende Farben haben, je weiter ſie entfernt ſcheinen ſollen, und daß die Bäume je weiter von dem Geſichtspunkte ebenfalls von ſchwächerm Grün und kleinerm Wuchs ausgeſucht werden, als die im Vordergrunde ſind, ſo, daß man aus einem gewiſſen Standpuncte eine beträchtliche Entfernung zu ſehen glaubt, wo in der That doch nur eine geringe iſt. In großen Gärten bringt man Scenen, die ſich für jede Tageszeit ſchicken, an, und führt an bequemen Stellen Gebäude auf, welche ſich zu den verſchiedenen, jeder Tageszeit eigenen Ergötzlichkeiten ſchicken. Weil das Klima in dieſem Lande ſehr heiß iſt, ſo ſucht man viel Waſſer in die Gärten zu bringen. Die kleinen werden, wenn es die Lage geſtattet, oft ganz unter Waſſer geſetzt, daß nur wenig kleine Inſeln und Felſen hervor ſtehen. In großen Gärten findet man Seen, Flüſſe und Canäle. Nach Anleitung der Natur werden die Ufer der Gewäſſer verſchiedentlich behandelt; bald ſind ſie ſandig und ſteinig, bald grün und mit Holz bewachſen, bald flach mit Blumen und kleinen Geſträuchen bekleidet, bald mit ſteilen Felſen beſetzt, welche Höhlen und Klüfte bilden, in die ſich das Waſſer mit Ungeſtüm wirft. Bisweilen trifft man darin Fluren, worauf zahmes Vieh weidet, oder Reißfelder, die bis in die Seen hinein treten, zwiſchen denen man in Kähnen

herum

herum fahren kann, an. An andern Orten findet man Büſche von Bächen durchſchnitten, die kleine Nachen tragen. Ihre Ufer ſind an einigen Orten dergeſtalt mit Bäumen bewachſen, daß ihre Aeſte von beyden Ufern ſich in einander ſchlingen, und gewölbte Decken ausmachen, unter welchen man durchfährt. Auf einer ſolchen Fahrt wird man insgemein an einen intereſſanten Ort geleitet, an ein prächtiges Gebäude, etwa auf einen terraſſirten Berg, an eine einſame Hütte auf einer Inſel, an einen Waſſerfall, an eine Grotte. Die Flüſſe und Bäche der Gärten nehmen keinen geraden Lauf, ſondern ſchlängeln ſich durch verſchiedene Krümmungen; ſind bald ſchmal bald breit, bald ſanft flieſſend, bald rauſchend. Auch wächſt Schilf und anderes Waſſergras darin. Man trifft Mühlen und hydrauliſche Maſchinen darauf an, deren Bewegung den Gegenden ein Leben giebt.

Wenn man ſich gleich verwundern muß, wie ein Volk, welches ſonſt faſt nichts von den ſchönen Künſten kennt, und in Anſehung ſeines Geſchmacks ſo weit zurück ſteht, auf eine ſo gute Anlage der Gärten kommen können: ſo ſcheint der Bericht des de Chambers, der ſelbſt in China mit ſeinen Augen geſehen hat, die Sache faſt außer Zweifel zu ſetzen. Indeſſen, da dieſer Bericht in vielen Stellen die ſinnreichſten Gemälde der Phantaſie und die wunderbarſten Feenbezauberungen enthält, ſo möchte vielleicht nur einem Theile davon hiſtoriſche Wahrheit zukommen. Ja, man möchte faſt vermuthen, daß Chambers, wenn er ſich nicht durch die Erzählungen ſpäterer Reiſenden hat hintergehen laſſen, dasjenige, was er ſelbſt geſehen hat, nur zum Grunde gelegt habe, um darauf ein Ideal nach ſeiner eigenen Einbildungskraft aufzuführen, und dabey ſeinen Landsleuten, die noch zu ſehr dem alten Geſchmacke anhiengen, einen Wink auf eine neue Bahn zu geben. Uebrigens muß man geſtehen, der Chineſer folgte allein der Natur; und man weiß, daß die Schritte gemeiniglich da am ſicherſten ſind, wo man von keinen falſchen Wegweiſern von dem Pfade der Natur abgeleitet wird. Wenn es wahr iſt, daß die Engländer durch die chineſiſchen Gärten auf die ächte Spur des Natürlichen in Anſehung ihrer Parks geleitet ſind, ſo iſt es auch nicht zu läugnen, daß ſie ſchon vorher manche richtige Aufklärungen

über dieſen Gegenſtand von ihren eigenen Schriftſtellern erhalten hatten. Es iſt dabey offenbar, daß nicht allein in den chineſiſchen Gärten, ſelbſt nach den ſchmeichelhaften Beſchreibungen, viel Uebertriebenes, Spitzfindiges und Abgeſchmacktes herrſcht, worüber ſich wohl eben kein Kenner der Nation verwundern wird, ſondern daß auch verſchiedene neuere Schriftſteller die Gärten mit einem unbegränzten und gar zu parteyiſchen Lobe erheben. Selbſt die copirten Beſchreibungen enthalten manche Widerſprüche und ſind mit Zuſätzen überladen, die ihnen eine günſtige Phantaſie geſchenkt hatte, die ihnen die Wahrheit aber mit einer gerechten Hand wieder entreißt. War es denn nicht genug zu ſagen, daß manches Natürliche in den chineſiſchen Anlagen Nachahmung oder Aufmerkſamkeit verdiene?

Deſings of chineſe buildings, furniture, dreſſes, machines and utenſils, engraved by the beſt hands. from the original drawn in China, by Mr. *Will. Chambers*, tho which is annexed a deſcription of their temples, houſes, gardens &c. Engliſch und Franzöſ. Lond. 1757, gr. fol. 18. B. u. 21, K. T.

Account of the chineſe gardening, extract from *Chambers* deſings &c. ſt. im Lond. Magaz. for May 1757, S. 230—232, Franz. überſ. u. d. T. Deſcription des jardins chinois, par Mr. *Chambers*, im Journ. étranger, Sept. 1757, S. 88—96.

Of the art of laying out Gardens among the Chineſe, by Mr. *Chambers*, ſt. im Gentlem. Magaz. for May 1757, S. 216—219. Deutſch überſ. u. d. T. Die Kunſt, Gärten anzulegen bey den Chineſern, im 3. St. des 1. B. des Brem. Magaz. 1758, 8. S. 405—416.

Sur les jardins de la Chine. Extrait des deſcriptions, qu'en a fait Mr. *Chambers*, ſt. im Journ. oecon. Mai 1762, S. 237—240.

Eb. Deſſel. diſſertation on oriental gardening, Lond. 1772, gr. 4. 94. St. ſiehe Hrn Prof. Beckmann phyſ. oecon. Biblioth. 4. B. Gött. 1774, 8. S. 252—257.

Beſchreibung der chineſiſchen Gärten aus Sir Chamber's diſſ. on oriental gardens, v. D. Mancard, ſt. im 12. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1774, Col. 185—192.

Ueber die orientaliſche Gartenkunſt. Eine Abhandlung aus dem Engliſchen des Hrn. Will. Chambers, Gotha, 1775, 8. 5. B.

Beſchreibung der Gärten und Luſthäuſer des Kaiſers von China bey Peking; von v. Attiret, einem franzöſiſchen Miſſionär, welcher in dieſen Häuſern für den Kaiſer malt; aus *Dodsley's* fugit. Pieces, Vol. 1, P. 1. überſ. im 2. St. des 3. B, des neuen Brem. Magaz. 1770, 8. S. 399423.

In

In den übrigen Weltgegenden trifft man wenig Gärten von Erheblichkeit an, aus leicht begreiflichen Urſachen. Shaw, im 1. Th. ſeiner Voyages à la Haye 1743, 4. S. 92 und 295, rühmt indeſſen die Hügel und Thäler in den umliegenden Gegenden von Algier, die voll von Landhäuſern und Gärten ſind, wohin die reichen Einwohner der Stadt ſich während des Sommers begeben. Die Landhäuſer von einer ſchimmernden weiſſen Farbe und mit Fruchtbäumen bedeckt, haben eine ſehr angenehme Wirkung auf das Auge, wenn man ſie vom Meere erblickt. Die Gärten bringen eine große Menge von Früchten und Kräutern hervor, und ſind von Quellen und Bächen durchwäſſert, welches in einem ſo heißen Lande von vielem Vortheil iſt. Sie ſind aber nichts weniger als regelmäßig, ohne Plan und Anlage; eine Vermiſchung von Fruchtbäumen, von Gartengewächſen und von Getreide durch einander; man weiß hier nichts von Parterren, Blumenbeeten, Alleen.

Es würde leicht ſeyn, mit den Reiſebeſchreibern noch manchen entlegenen Erdwinkel, noch manche ferne Inſel zu durchirren, um den Menſchen mit dem Anbaue ſeiner Gärten beſchäftigt anzutreffen. Allein, nachdem wir ſchon in die vornehmſten Gegenden des Erdbodens welche durch Gärten merkwürdig ſind, einen Blick geworfen haben, ſo würden wir wohl nicht viel mehr als Gleichförmigkeit oder Dürftigkeit vorfinden. Denn auch in den Gärten zeigt es ſich, wie gern der menſchliche Witz die Bequemlichkeit der Nachahmung nützt. In manchen Winkel der andern Welttheile hat der Europäer ſeinen Geſchmack hinüber getragen. Indien hat in ſeinen ſchönſten Gegenden Gärten, welche mit den unſrigen völlig übereinſtimmen, die Bäume und Gewächſe ausgenommen. Unter andern Himmelsſtrichen winkt noch die Natur dem blödſinnigen Menſchen vergebens; ſie läßt aus einem fruchtbaren Boden Blumen, wohlriechende Gewächſe, anmuthige Bäume vor ſeinen Augen

gen empor wachſen, ſie läßt Quellen zu ſeinen Füßen hinrieſeln, und Schatten ſich zu ſeinem Haupte hinneigen, ohne daß er ihre freundliche Einladung verſtehen lernt.

Auch ohne eine ſcharfſinnige Beobachtung fällt es gleich bey der erſten Betrachtung der meiſten heutigen Gärten in die Augen, daß der Geſchmack derſelben ſich ſo übereinſtimmig auf einen Punkt zuſammen gezogen hat. Eine große Einſchränkung und Einförmigkeit, eine genaue und zierliche Abmeſſung aller natürlichen und künſtlichen Gegenſtände, eine regelmäßige und ſymmetriſche Anordnung derſelben, ein Ueberfluß von willkührlichen Verzierungen; dies iſt der weſentliche Theil von dem Character der Gärten, ſo wie man ſie jetzt ſieht. Denn die mancherley kleinen Spielwerke und ängſtlichen Verunſtaltungen ſind mehr zufällig; wenigſtens werden ſie nicht überall ſo häufig angetroffen.

Man hat behaupten wollen, daß dieſe Einſchränkung, Einförmigkeit, Regelmäßigkeit, und Symmetrie, welche in den Gärten herrſchend geworden ſind, und die man nicht unrichtig unter dem Namen des franzöſiſchen Gartengeſchmacks zuſammen gefaßt hat, wirklich eine Nachahmung der Gärten der Alten ſey, und daher ohne allen Tadel ſeyn müſſe; zween Irrthümer in einer Behauptung. So nachläſſig auch die Schriftſteller der mittlern Zeiten in Aufbewahrung der Nachrichten geweſen ſind, welche die Gartenkunſt betreffen: ſo weiß man doch, daß dieſer Geſchmack vor dem Zeitalter des le Notre nicht ſichtbar geworden iſt. Die vorhergehenden Jahrhunderte waren der Anlegung der Luſtgärten wenig günſtig. Dieſe, wenn ſie den Namen ſchon hätten verdienen können, zeigten noch überall Spuren einer Wildniß, die weit entfernt war, ſich abgemeſſenen Regeln zu unterwerfen. Man ſchränkte ſich auf den Anbau nützlicher Gewächſe, auf Waſſer und Schatten, und

die

die nothwendige Reinlichkeit ein. Wie hatte man denn eben damals die Gärten der Alten zum Muſter nehmen können, die wir noch jetzt nach ſo mancherley darüber angeſtellten Unterſuchungen und Aufklärungen nicht einmal ſo genau kennen gelernt haben, daß wir einen ganz zuverläſſigen Begriff davon angeben könnten? Und wenn der heutige Geſchmack der Gärten nach den römiſchen ſich wirklich hätte bilden können, wäre denn dieſes ſchon Beweis genug, daß er richtig und unverbeſſerlich ſey? In wie manchen Fächern der ſchönen Künſte ſind wir nicht von den Alten unterſchieden, haben wir uns nicht freywillig von ihnen entfernt, und ſie ſogar übertoffen! Der jüngere Plinius hat zwar ſchon einige Spielwerke mit dem Buchsbaume in ſeinen Gärten angebracht; (*) aber wer wird ihn deswegen loben? Ein ſehr ſeltſames Vorurtheil iſt es, das mit dem herauf gefoderten Schatten des Alterthums unſere Gartenanlagen feyerlich machen will.

Man braucht nicht zu falſchen Muthmaßungen und zu unnatürlichen Umwegen ſeine Zuſlucht zu nehmen, wo man die Wahrheit in der Nähe finden, und auf dem geraden Pfade zu ihr kommen kann. Wenn ſich ſogleich mit dem Zeitalters des le Notre eine faſt allgemeine Veränderung mit den Gärten ereignete, ſo darf man wohl die Urſachen davon nicht erſt in der Ferne ſuchen. Dieſer Mann trat zu einer Zeit auf, wo die Wiſſenſchaften und Künſte, gleichſam durch eine allgewaltige Erſchütterung des Genies erweckt, ihrer Wiederherſtellung entgegen eilten. Er arbeitete für einen Monarchen, auf

(*) Das unerträglichſte Beyſpiel davon iſt dieſes: Alibi ipſa Buxus intervenit in formas mille deſcripta, litteris interdum quæ modo nomen domini dicunt, modo artificis, Lib. V. Ep. 6. Bald iſt eine kleine Aue zu ſehen, bald ein zierliches Krautſtück mit Buchsbaum beſetzt, worin entweder der Name des Kaiſers, oder des Gärtners verzogen ſteht.

auf welchen ganz Europa aufmerkſam war. Er legte Gärten mit einer Regelmäßigkeit und mit einer Pracht an, wovon man weder die eine noch die andere in irgend einem Lande bisher geſehen hatte. Er bepflanzte mehr als eine Gegend mit ſolchen Gärten, wobey er nicht ſelten den Eigenſinn der Natur mit ungeheuern Koſten überwältigte. Er übte beynahe die ganze letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts hindurch ſeine Kunſt nicht allein in Frankreich, ſondern auch in Italien. Der allgemeine Ruf des franzöſiſchen Geiſtes vermehrte den Ruhm dieſer Gärten. Man kannte ſchon damals nichts ſchöneres, als was Frankreich erfunden hatte. Man nahm von da Wiz, Wiſſenſchaften und Sitten in dem größten Theile von Europa an. Man ſah dieſe Gärten und erſtaunte, weil man ſolche Anlagen noch nirgends angetroffen hatte. Die zurückkehrenden Reiſenden unterſtützten durch mündliche Erzählungen die Nachrichten, welwelche die geſchäftigen Schriftſteller der Nation davon überall verbreiteten. So ward der franzöſiſche Geſchmack herrſchend; und wer wird ſich darüber verwundern? Man trifft ihn überall in Italien, in Holland, in Spanien, in Deutſchland, in Norden, ſelbſt in den ältern Zeiten in England, (*) an. Faſt überall hat er aus den Gärten Laubſtädte, aus den Wegen Straßen, aus den Hecken Mauern mit Pfeilern, Wölbungen und Schwibbogen, aus einzelnen Bäumen Pyramiden, Obeliske oder andere ſeltſame Figuren geformt; faſt überall das genaueſte Ebenmaß und die ſorgfältigſte Regelmäſſigkeit eingeführt, wo eine Laube der andern, eine Statüe der andern zuwinkt, wo Freyheit, Mannigfaltigkeit und ſchöne Unordnung von der Genauigkeit ganz verſchlungen ſind.

Die

(*) Delices de la Grande-Bretagne &c. par *Beeverell*, Leide 1707. Tom. 5. wo eine Menge von Riſſen und Abbildungen der ältern engliſchen Gärten vorkömmt.

Die Urſachen, welche zu Ausbreitung dieſes Geſchmacks beygetragen hatten, trugen auch allerdings dazu bey, daß er ſich ſo lange in ſeinem Anſehen erhielt. Allein, mit ihnen vereinigten ſich noch einige andere. Die kleinern Eigenthümer glaubten dem Beyſpiele der Fürſten folgen zu dürfen; die Nachahmung vervielfältigte die Copien, und man fieng bald an ſich zu überreden, daß das, was man ſo allgemein ſich ausbreiten ſah, keiner Verbeſſerung mehr bedürftig ſey. Man nahm, wiewohl ſehr unrichtig, als eine Grundregel an, daß ein Garten, wegen der nahen Verbindung mit dem Gebäude, den Vorſchriften der Baukunſt unterworfen ſeyn, und in demſelben nicht weniger Ebenmaß, Symmetrie und Genauigkeit herrſchen müſſe. Die Lehrer der Baukunſt, welche die Gartenkunſt mit in den Bezirk ihrer Regeln hinein zogen, verbreiteten eben dieſes Vorurtheil; und dieſes war deſto nachtheiliger, da ſie faſt die einzigen Schriftſteller waren, die von der Anlage der Gärten handelten. Die Landſchaftmaler wagten es nicht, ſich dieſem Geſchmacke entgegen zu ſetzen, vielmehr nahmen ſie auch noch da, wo ihnen freye Wahl überlaſſen war, ihre Ideen von den Gartenſtücken, die ihnen vor Augen lagen, und vergaßen in dieſem Theile der Nachahmung auf das Vorbild, die Natur, achtſam zu ſeyn.

Endlich erhob ſich ein neuer Geſchmack in den Gärten, der engliſche, der dem franzöſiſchen faſt ganz entgegengeſetzt iſt.

Nicht gar lange iſt es, daß in eben den Gegenden, in welchen er ſich auszubreiten angefangen hatte, die Gärten nach der ganz alten Art von Anlage abhängig waren. **Bacon** und **Temple** hatten zwar verſucht, einen reinern Geſchmack einzuführen; es verriethen aber doch ihre Vorſchriften noch immer, daß ſie ſich nicht ganz von der Gewalt der alten Mode hatten los-

reißen

reißen können. **Addiſon**, im 414. St. des Zuſchauers, klagte noch über die zu große Zärtlichkeit und Zierlichkeit der brittiſchen Gärten, über die Bäume, die als Kugeln, Kegel und Pyramiden geſchnitten waren, über die an allen Büſchen und Pflanzen gar zu ſichtbaren Merkmale der Scheere. Von dem Beyſpiele eines entfernten Volkes veranlaßt, oder von den Aufklärungen ſeiner eigenen Schriftſteller unterſtützt, und von ſeinem eigenen Genie aufgefodert, brach **Kent**, ein Mann, deſſen Talente noch unter uns ſo wenig bekannt zu ſeyn ſcheinen, nach dem Anfange dieſes Jahrhunderts zuerſt die Bahn. Er verließ die gemeine Regelmäßigkeit, weil er einſah, wie ſehr ſie ermüdete, und zuletzt gar Ekel erregte. Er bemerkte, daß die Natur die Symmetrie nur in kleinen Körpern, nicht aber in großen Stücken Landes, liebe, daß ſie in ihren angenehmſten Werken Mannigfaltigkeit und eine ſchöne Unordnung herrſchen laſſe. Er fühlte die unwiderſtehlichen Eindrücke, welche große und angenehme Gegenſtände der Natur in einer feinen und kühnen Anordnung auf die Seele beweiſen, und daß dieſe Eindrücke weit rührender und unterhaltender ſeyn, als alle diejenigen, welche keine zierliche Anlagen hervor bringen. Er wählte für die Abwechslung die gebogene Linien; gab den Bächen und Wäſſern einen ſich krümmenden Lauf; bepflanzte die Anhöhen, ohne ſie zu ebenen; verſchönerte natürliche Buſchwerke, ohne ſie zu zerſtören; zog grünende Raſen einem ſandigen Platze vor; eröffnete dem Auge eine Menge reizender Ausſichten, worin es ſich frey ergötzen konnte; veredelte einen anmuthigen Hain mit Gebäuden; kurz, **Kent** fand den Garten, wo er ihn ſuchte, in der Natur. Seinen Anlagen folgte nicht allein der verdiente Beyfall; es folgten auch mehr Künſtler, die auf der eröffneten Bahn weiter fortſchritten. Und England

land ward das Vaterland der ſchönſten Gärten oder Parks. (*)

Bey allen Vorzügen dieſer Parks, die man aus den Beſchreibungen eines Young und anderer erkennen kann, bey der Auswahl der ſchönſten Gegenſtände der Natur, denen die Kunſt nur mit beſcheidener Hand zu Hülfe kömmt, bey den freyen, anmuthigen und edlen Scenen und Anordnungen, iſt es indeſſen nicht zu läugnen, daß ſelbſt die brittiſche Parks ihre Fehler haben. Man könnte faſt ſagen, daß hier das Natürliche, ſo wie in den franzöſiſchen Gärten, das Künſtliche, übertrieben wird. Die gar zu beſorgte Liebe des Natürlichen wird nicht allein Verſchönerungen der Kunſt, die noch immer zuläſſig ſind, ſo gar manchen Gegenſtänden der Natur ſelbſt feindſelig. Man will nicht ſchöne Fruchtbäume ſondern lieber wilde Stämme ſehen: man verwirft Alleen, gerade Gänge, Blumenbeete, die bey der gehörigen Anlage und Einſchränkung nichts haben, was wider das Natürliche ſtreitet; man vermiſcht nicht ſelten aus Hang zur Neuheit faſt alle ausländiſche Bauarten in den Gebäuden eines einzigen Parks durch einander; man erweitert den Platz ſo ſehr, daß er nicht mehr ein Garten, ſondern eine ganz verſchönerte Landſchaft, wird, u. ſ. w.

Wir haben in Deutſchland nicht das überflüſſige Land, auch nicht die großen Summen der brittiſchen Lords, um im Allgemeinen eine Nachahmung ihrer Parks wünſchen zu dürfen. Auch iſt es dem Deut-
ſchen

(*) Park bedeutet gemeiniglich bey uns einen bey einem fürſtlichen oder andern größern Garten abgeſonderten Platz für das Wild, welches gehäget wird; eine Wildbahn. In dieſer eingeſchränkten Bedeutung wird hier das Wort nicht gebraucht; man verſteht vielmehr darunter einen Garten von größerm als gewöhnlichem Umfange, und von einer edeln natürlichen Anlage, oder vielmehr eine durch die Kunſt verſchönerte Landſchaft.

ſchen nicht anſtändig, in ſeinen Gärten bloßer Nachahmer zu ſeyn, ihm, der andere Nationen in ſo mancher Wiſſenſchaft und Kunſt übertrifft. Es iſt alſo weit von mir entfernt, blinde Nachahmung anzurathen; da er Geiſt und Erfindung genug hat, um ſich ſeinen eigenen Weg zu wählen. Alles ohne eigene Prüfung, ohne eigene Ueberzeugung, daß es wahr und ſchön ſey, aufnehmen und nachahmen, weil man es bey andern ſieht, das iſt ſclaviſche Nachfolge. Aber vor andern Nationen dieſes oder jenes aufnehmen, was man ſelbſt nach angeſtellter Ueberlegung für wahr und ſchön erkennen und billigen muß, was man ſelbſt bey ſeinem Klima, bey ſeinen Landeseinrichtungen, bey ſeinen Bedürfniſſen anwendbar findet, das iſt vernünftiger Gebrauch der Kenntniſſe. Auf ſolche Weiſe läßt ſich in der Gartenkunſt auch manches nutzen, was wir bey andern Nationen antreffen. Alſo nicht bloße Nachahmung ſo wenig des engliſchen als des franzöſiſchen Gartengeſchmackes, obgleich, wenn es doch nicht ohne Nachahmung ſeyn könnte, der erſte weit eher, als der letzte, der Nachahmung werth wäre.

So ſehr ich auch von der Richtigkeit der Grundſätze, nach welchen die engliſchen Gärten und Parks angelegt ſind, überzeugt bin: ſo wünſche ich doch, daß die Begierde ſie unmittelbar nachzuahmen, aufs höchſte nur die deutſchen Fürſten befalle, wenn etwa die übermäßige Liebe zur Jagd, der einige unter ihnen ſo ſehr ergeben waren, einmal ſanfteren Ergötzungen zu dem Gartenbau Platz machen ſollten. Denn, wenn die Begierde, Gärten oder Parks im engliſche, Geſchmacke anzulegen, bis zu dem begüterten Edelmanne oder gar, bis zum wohlhabenden Bürger ſich ausbreiten ſollte, ſo muß nothwendig eine von beyden folgenden Unbequemlichkeiten entſtehen. Entweder, ein Bürger von Geſchmack wird in einem Küchengarten von einem halben Quadratmorgen, ganz Stowe oder Wentworth (zwey, wegen ihrer Parks ſehr berühmte Oerter) concentriren wollen, und alsdann wird der engliſche Geſchmack im Gartenweſen ohne ſeine Schuld lächerlich, wenn man Tempel 8 Fuß lang, auf einem Berge 20 Fuß lang, aufgerichtet,

oder hinter einer auf Bretern gemalten Ruine einen Kuhſtall und in einem zur Ausſicht hingeſetzten Obelisk einen Abtritt findet. Oder jeder Gutsbeſitzer wollte, von glänzenden Ideen verführt, ſein halbes Ackerland in einen Park verkehren; alsdann würde dieſer Geſchmack ſchädlich und landverderblich werden. Selbſt engliſche Patrioten haben in Schriften, ſchon öfters über den Schaden geklagt, den die große Anzahl weitläuftiger Parks dem Ackerbaue verurſachen. Ich werde weiter unten des Eigenſinnes der Engländer erwähnen, daß ſie aus den größten Gärten die Obſtbäume verbannen, und dafür lieber wilde Bäume aufnehmen.

Variations dans le goût des jardins de l'Angleterre, ſt. im Nouvelliſte œcon. & litter. To. III. p. Nov. & Dec. 1754, S. 136—139.

Schreiben an Büffon, von dem Mangel des Geſchmacks in den engliſchen und franzöſiſchen Gärten, ſt. im 64. St. der hannov. Beytr. z. N. und Vergn. v. J. 1761.

Neue Anmerkungen über den merklichen Fehler an engliſchen und franzöſiſchen Gärten, und von dem Geſchmack, der darin herrſchen ſollte, ſt. im 102. St. derſ. v. e. d. J.

Schreiben an Büffon, von dem Geſchmacke der Engländer an dem Gartenbaue und Anpflanzen der Bäume; von den vielen vortrefflichen Büchern, die ſie über dieſe Materie haben ꝛc. ſt. im 94. St. derſ. v. J. 1762.

Das engliſche Gärtchen, ſ. Hrn. R. R. Möſer patriotiſche Phantaſien, 2. Th. Berl. 1778. gr. 8. S. 335—337.

Wir wollen zwiſchen beyden Arten des herrſchenden Geſchmackes einen Mittelweg, nach der Anweiſung des berühmtern Hrn. Prof. Hirſchfeld, verſuchen, und ſehen, wie weit wir auf demſelben fortrücken können.

Man kann drey Arten von Gärten unterſcheiden: Parks, Gärten im eigentlichen Verſtande, und kleine Luſtgärten bey den Häuſern in den Städten und Vorſtädten.

Die Parks ſind gleichſam Landſchaftsgemälde im heroiſchen Styl; eine Zuſammenſetzung ſolcher Objecte, worin von der Natur und Kunſt alles entlehnt iſt, was ſie Großes haben, Berge, Felſen, hohe Waldung, Waſſerfälle, Flüſſe, kühne Gebäude oder Ueberbleibſel davon, Grabmähler, Pyramiden, Tempel. Wir laſſen dieſe Parks der Britten, für welche der Rit-

ter **Whately** (*) ihnen eine ſchöne Theorie gab, in der Ferne liegen, da ſie keiner allgemeinen Nachahmung bey uns fähig ſind, auch ihre Nachahmung in mancherley Betracht, wie kurz vorher erwähnt worden iſt, nicht anzurathen ſeyn dürfte.

Es bleiben für uns die *Gärten im eigentlichen Verſtande*, und die *kleinern Luſt-Gärten*, übrig. Jene ſollen den Landſchaftgemälden ähnlich ſeyn, die dem größten Theile nach im landmäßigen Styl ſind, und von dem Heroiſchen nur ſelten etwas und dann mit Beſcheidenheit annehmen, ſich am meiſten mit Einfalt und Schönheit ländlicher Gegenſtände ſchmücken, aber auch die gefällige Hand der Kunſt, die ſie mit ihren Werken aufputzen will, nicht eigenſinnig zurück ſtoßen. Die kleinen Luſtgärten gleichen den Blumenſtücken in der Malerey; ſie ſind dem Raume nach eingeſchränkt, und begnügen ſich Auftritte der blühenden Natur mit Anmuth und Zierlichkeit im Kleinen darzuſtellen.

Bey dieſen beyden Arten von Gärten iſt ihre Beſtimmung unterſchieden. In den kleinen Luſtgärten hat man gemeiniglich den Genuß der Luft, der Kühlung der Freyheit, und eines bequemen Spazierganges zur Abſicht; und nach dieſer Abſicht wird ihre Anlage einzurichten und zu beurtheilen ſeyn. Je leichter und je mehr ſie den Genuß der angezeigten Vortheile gewähren, deſto vollkommener ſind ſie. Regeln von be=

(*) Obſervations on modern Gardening, illuſtrated by deſcriptions, 1770, 8.

Man hat gefragt, warum die Engländer, wenn ihre Parks ſo ſchön wären, ſie nicht in Kupferſtichen zeigten? Canot hat den Park zu Kew abgebildet, und der große Park zu Windſor iſt nach ſeiner letzten Verſchönerung in 8 Proſpecten von Sandby, Maſon, Vivarez und Roocker in Kupfer geſtochen. Die beſten brittiſchen Parks ſind noch zu neu, und werden noch jährlich mehr verſchönert. Mehr Schwierigkeit iſt die Abbildung eines Parks, als eines franzöſiſchen Luſtgartens unterworfen. Ueberdies befinden ſich die Künſtler in der Hauptſtadt, und die ſchönſten Parks in den entlegenen Provinzen.

beſonderer Erheblichkeit laſſen ſich nicht für ſie angeben; man überläßt ſie alſo lieber der Willkühr des Eigenthümers.

Die Beſtimmung der kleinen Luſtgärten tritt mit in die Beſtimmung der Gärten im eigentlichen Verſtande über; auch in dieſen ſucht man den Genuß der friſchen Luft, der Kühlung, der Freyheit, des bequemen Spazierganges; aber dieſe Vortheile erhalten hier eine merkliche Erweiterung. Außerdem ſind dieſe Gärten noch einer neuen und wichtigern Beſtimmung fähig, die ihnen zum Vorzug vor den kleinern Luſtgärten eigen iſt, wodurch ſie ſich über ſie erheben. Sie ſollen nämlich vermittelſt der Kräfte ihrer Gegenſtände recht fühlbare Eindrücke auf die Sinne und die Einbildungskraft machen, und dadurch eine Reihe lebhafter angenehmer Empfindungen erwecken; eine Wirkung, welche die kleinen Luſtgärten bey der Einſchränckung des Platzes und dem Mangel erheblicher Objecte nicht in dem Umfange zu erreichen fähig ſind. Eine ſolche Art von Gärten iſt es, die wir hier zum Gegenſtande haben; und die Abſicht der Regeln, die hier vorgetragen werden ſollen, geht dahin, den Gärten eine ſolche Anlage und Einrichtung vorzuzeichnen, daß ſie ihre höhere Beſtimmung wirklich erfüllen können. Dieſe ihre höhere Beſtimmung, die in einer vortheilhaften Wirkung auf die Einbildungskraft und auf die Empfindung des Menſchen beſteht, erweitert und veredelt ſehr den Geſichtspunct, aus welchem ſie betracheet werden können, erhebt ſie in die Claſſe würdiger Kunſtwerke und unterwirft ſie daher den Regeln des Geſchmackes und der Schönheit, denen ſie ſonſt nicht ſo ſtrenge unterworfen ſeyn würden.

Es erhellet leicht bey dem erſten Anblicke dieſer Wendung, daß Gärten, welche dieſen Namen verdienen ſollen, der Mode und der bloßen Willkühr entriſſen werden. Es iſt nicht mehr die Frage, was ſie

geweſen ſind oder noch ſind, ſondern was ſie ſeyn müſſen, wenn ſie ganz die glückliche Wirkung thun ſollen, deren ſie bey einer verſtändigen Einrichtung fähig ſind. Man ſpiele mit den kleinen Luſtgärten bey den Häuſern, ſo viel und ſo lange man will. Aber Gärten in der wahren Bedeutung erheben ſich über blinden Einfall und phantaſtiſche Künſteley, und folgen nur dem Zurufe der Vernunft und des Geſchmackes.

Der Garten ſoll alſo auf die Einbildungskraft und auf das Empfindungsvermögen vortheilhaft wirken; und dieſes ſoll der Gartenkünſtler vermittelſt der Gegenſtände, die ihm eigenthümlich zugehören, veranſtalten. Dieſe ſind Gegenſtände der ſchönen ländlichen Natur, die ſie ihm anbietet, die er aufſtellen ſoll. Er muß daher zuvörderſt ſolche Gegenſtände der ſchönen Natur ſammeln und auswählen, die eine vorzügliche Kraft haben, die angegebenen Wirkungen hervor zu bringen; er muß dieſen Gegenſtänden eine ſolche Ausbildung geben, und ſie in eine ſolche Verbindung und Anordnung bringen, daß dadurch ihr Eindruck verſtärket werde. Dadurch verändert ein Platz den Namen einer bloß natürlichen Gegend, und fängt ſchon an in einen Garten überzugehen. Dieſes war das erſte allgemeine Geſetz des Gartenkünſtlers.

Weil aber der Garten, als ein Werk der Kunſt, des Genies und des Fleißes, die Phantaſie und Empfindung ſtärker bewegen ſoll, als eine bloß der Natur überlaſſene Gegend: ſo ſoll der Künſtler der Eindruck der natürlichen Gegenſtände, die er mit Uiberlegung und Geſchmack geſammelt, ausgebildet und mit einander verbunden hat, dadurch zu heben ſuchen, daß er übereinſtimmende künſtliche Gegenſtände darunter miſche und mit dem Ganzen verknüpfe. Dieſes war das zweyte allgemeine Geſetz des Gartenkünſtlers.

Beyde Hauptgeſetze entſpringen, wie zween Bäche, aus einer einzigen Quelle, und laufen neben einander fort,

fort. Dieſe Quelle iſt der Grundſatz: Bewege durch den Garten ſtark die Einbildungskraft und die Empfindung, ſtärker, als eine bloß natürlich ſchöne Gegend bewegen kann. Rufe daher die natürliche Schönheit der Landſchaft herbey: rufe aber auch die Kunſt, damit ſie jene durch ihre Mitwirkung mehr erhöhe.

Nach dieſem Plan, dem man wenigſtens nicht abſprechen kann, daß er ungekünſtelt und einfach iſt, ſcheinen ſich in einer an einander hängenden Reihe die Regeln von ſelbſt zu entwickeln, denen die Gartenkunſt, als eine ſchöne Kunſt betrachtet, folgen muß.

I. *Von Gegenſtänden der ſchönen ländlichen Gegend überhaupt.* Die Gartenkunſt kann ſich in gewiſſer Abſicht mit Recht eines merklichen Vorzuges vor den übrigen ſchönen Künſten rühmen. Sie iſt Kunſt, und doch iſt keine ihrer Geſchwiſter gleichſam mehr in die Natur ſelbſt eingeflochten, als eben ſie. Sie giebt das mannigfaltige und große Vergnügen ländlicher Scenen ganz, was der Landſchaftmaler nur theilweiſe gewähret; ſie giebt es auf einmal, was der ſchildernde Dichter nur durch eine fortſchreitende Folge ſeiner Bilder nach und nach erweckt. Sie rührt nicht durch den langen Umweg der Nachahmung; ſie ergreift unmittelbar die Sinne, ſchlägt gerade zu an die Organe unſerer Empfindung, durch die Herbeyführung wirklich gegenwärtiger Gegenſtände, ohne ſie erſt durch Hülfe der Wiedererinnerungskraft und der Imagination wahrnehmen oder fühlen zu laſſen.

Weil die Gartenkunſt ſo genau mit der Natur verbunden iſt, daß ſie ſelbſt nichts anders als die Natur in einer abgeänderten Geſtalt zu ſeyn ſcheint: ſo iſt ihr erſter und vornehmſter Beruf, ſich mit Gegenſtänden der ſchönen Natur zu beſchäftigen. Dieſe ſind von verſchiedener Art und von verſchiedenen Kräften; ſie haben alſo auch verſchiedene Wirkungen auf den Menſchen, wovon uns Beobachtung und Empfindung über=

überzeugen, und wozu der Urheber der Natur ihnen die nöthige Richtung zu geben nach dem Plan der vollkommenſten Weisheit nicht überſehen könnte. Die Gegenſtände der ſchönen Natur liegen vor dem Menſchen ausgebreitet; ſie haben mannigfaltige Kräfte und Eigenſchaften, wodurch ſie ihn rühren können; und die Werkzeuge ſeiner Sinne ſind dazu harmoniſch gebildet, ihre Eindrücke aufzufangen, und durch eine weitere Fortpflanzung derſelben die Einbildungskraft in Bewegung zu ſetzen, und durch die Erſcheinung angenehmer Bilder die Empfindung zu beleben.

Die Gegenſtände der ländlichen Natur haben mehr als einen Weg, auf welchen ſie die Wirkungen ihrer Eigenſchaften zur Seele bringen und ihre Empfindſamkeit reizen. Der vornehmſte Weg iſt das Geſicht, der vollkommenſte und ergötzlichſte unter allen Sinnen. Durch das Auge nehmen wir die Lage oder den Ort der Gegenſtände, die Geſtalt oder Form derſelben, ihre Farben und ihre Beweglichkeit wahr; ſo viel beſondere ſinnliche Schönheiten in allen dieſen enthalten ſeyn können, ſo viel können von dem Auge aufgefaßt werden. Unter den übrigen Sinnen, welche für die Annehmlichkeiten der Natur gebildet ſind, tritt das Gehör am nächſten hervor, welches die harmoniſchen Töne empfängt. Der Geruch, der die ſüßen Ausdünſtungen der Pflanzen und Gewächſe aufnimmt, ſcheint der letzte zu ſeyn, wenn man ihm nicht noch allenfalls den gröbern Sinn des Gefühles, der die Erfriſchungen der Luft genießt, beygeſellen will. Durch alle dieſe Zugänge ſtrömen die ländlichen Schönheiten und Annehmlichkeiten der Natur, welche der Garten in ſich vereinigt, mehr oder weniger in die Seele ein. Der Eindruck, den die Gegenſtände auf einen Sinn machen, kann durch die Mitbewegung noch eines andern oder mehrerer Sinne zugleich verſtärket werden. Die Begriffe meherer Sinne, die übereinſtimmen, preiſen den Gegenſtand ſtärker

ker an. Ein Hain, voll jungen Laubes und heiterer Ausſichten, ergözt mehr, wenn wir darin zugleich das Lied der Nachtigalle, das Gemurmel eines Waſſerfalles hören, wenn zugleich ein friſcher Veilchenduft uns entgegen wallet.

Es iſt in der Macht des Gartenkünſtlers, durch das Auge, durch das Ohr und durch den Geruch zu ergötzen. Allein, weil die Ergötzung aller dieſer Sinne in gleichem Grade theils nicht ganz von ihm abhängt, theils auch wegen der Verſchiedenheit der innern Vollkommenheit der Sinne ſelbſt nicht ſo geſuchet werden ſoll: ſo iſt es ſein Beruf, ohne gänzliche Zurückſetzung des Geruches, für das Auge und Ohr, am meiſten aber für das Auge zu ſorgen. Er ſoll alſo vornämlich ſichtbare Schöhnheiten der ländlichen Natur aufzuſtellen ſich bemühen.

Die *natürlichen Gegenſtände für das Auge* ſind von verſchiedenen Kräften und Eigenſchaften, wodurch ihre gartenmäßige Vollkommenheit näher beſtimmet werden kann.

1. Zuvörderſt **Lage und Ort**, wo ſich die Gegenſtände befinden. Im allgemeinen *Ebenen, Anhöhen, Vertiefungen*; ſie ſchränken bald die Anſichten der Gegenſtände ein, erweitern ſie bald, vervielfältigen und erheben ſie. Alle dieſe Arten von Lagen können dem Gartenkünſtler ſo wenig gleichgültig ſeyn, als ſie es dem Landſchaftsmaler und der Natur ſelbſt ſind. Sie geben eine vortreffliche Hülfe, *Mannigfaltigkeit* und Abwechſelung zu erreichen.

Die Ebenen, Anhöhen und Vertiefungen können theils durch ihre Ausdehnung und Größe, theils durch ihre gegenſeitige Verhältniſſe, theils durch ihre Verbindungen unter einander, ſehr unterſchieden und abwechſelnd ſeyn. Dieſe Lagen helfen den Gegenſtänden ſelbſt den *Character ihrer beſondern Lage* beſtimmen. *Heiterkeit* und *Anmuth* herrſchet auf der Anhöhe, *Ein*-

ſamkeit und Ruhe in der Vertiefung; das Offene, Freye und Luſtige auf jener, und in dieſer das Verſchloſſene Oede, Melancholiſche. Die Ebene giebt mit dem Begriffe der Bequemlichkeit auch den Begriff des Ungezwungenen. Es kömmt vornämlich bey der Anlage der natürlichen ſowohl als der künſtlichen Gegenſtände darauf an, daß der Gartenkünſtler dieſe Beurtheilung des natürlichen Characters der Lagen nicht aus der Acht laſſe.

2. Er merke ſodann auf die *Eigenſchaften* der Gegenſtände, woraus gartenmäßige Vollkommenheit entſpringt.

Größe iſt darunter die erſte. Wir haſſen Einſchränkung, und lieben Ausdehnung und Freyheit; eine unläugbare urſprüngliche Stimmung der Seele, für welche die Erfahrung ſtark genug redet. Das Anſchauen kleiner Vorwürfe auf einem abgezirkelten Platze, wie bald ſättigt es nicht und erregt Ekel! Wie erquickend iſt dagegen nicht der Anblick einer ganzen Landſchaft, der Berge, Felſen, breiten Gewäſſer, Waldungen! Wie ſehr erweitert ſich nicht die ganze Seele, ſpannet alle ihre Kräfte an, arbeitet um alles zu umfaſſen, wenn ſich die Ausſicht auf den Ocean vor uns eröffnet, oder wenn in einer hellen Winternacht die gränzenloſe Schöpfung voll leuchtender Planeten und brennender Fixſterne ſich unſerm Auge zu entwickeln ſcheint! Die Liebe des Menſchen zum Großen, die ſeine höhere Beſtimmung anzukündigen ſcheint, wirkt ſo ſtark und ſichtbar, daß an ihrer Wahrheit nicht mehr geweifelt werden kann. Der Genuß der Größe giebt der Einbildungskraft und dem Geiſte eine Nahrung, die eine Art von Allgenügſamkeit mit ſich führt; man erhebt ſich von dem gewöhnlichen niedrigen Standorte hinauf zu einer höhern Sphäre der Bilder und der Empfindung; man fühlt es, daß man nicht mehr der alltägliche Menſch, ſondern ein Weſen von einer Kraft

und Beſtimmung iſt, die weit über den Punct, auf welchen wir ſtehen, hinaus ragt.

Die Landſchaft ſcheint mehr, als der Garten, von der Natur beſtimmt zu ſeyn, uns die Ergötzungen, die aus Größe entſpringen, zu gewähren. Allein, auch dieſer ſoll uns dieſe Ergötzungen um ſo mehr zu verſchaffen ſuchen, je mehr er eine beſondere Verbindlichkeit hat, den Menſchen auf eine ſeiner Würde gemäßige Art zu beſchäftigen. Er iſt freylich eingeſchränkter, als die freye Landſchaft; aber noch immer kann er durch die höhern Empfindungen der Größe einnehmen.

Größe im landſchaftlichen Verſtande, ſchließt Ausdehnung der natürlichen Gegenſtände, alſo auch Ausdehnung des Raumes in ſich, worin ſie ſich befinden. Es ließe ſich vielleicht noch eine andere Art, nämlich intenſive Größe, annehmen. So würde z. B. ein Eichenhain durch den Vorzug ſeiner Stämme mehr groß ſeyn, als ein Weidengebüſch, wenn gleich dieſes ſich in einem weitern Umfange, als jener, ausbreitete.

Mit der Größe iſt **Mannigfaltigkeit** verwandt. Wenn jene Ausdehnung der Theile hat, ſo hat dieſe Verſchiedenheit und Abänderung der Theile. Durch harmoniſche Verbindung von Größe und Mannigfaltigkeit entſteht das vollkommenſte Werk in der Landſchaft und auf dem Gartenplatze. Die Mannigfaltigkeit ſcheint faſt noch unentbehrlicher für das Bedürfniß des Geiſtes, als die Größe. Einerley Gegenſtände die immer unverändert vor den Augen da liegen, eine ewige Stellung, eine ewige Monotonie, eine ewige Einfärbigkeit, ſind nicht bloß ermüdend, ſie führen eine Art von geheimer Marter bey ſich. Man laufe zwiſchen einförmigen Hecken hinauf und herunter, dann wieder hinauf und wieder herunter, dann noch einmal vorwärts, noch einmal zurück; überdrüſſig des beſtändigen Zurückwanderns nimmt man, auch wenn noch kein Schwindel da iſt, gern die erſte beſte Bank in Beſitz.

Weil

Weil aber die verſchiedenen und abändernden Theile, woraus Mannigfaltigkeit entſteht, zugleich gewiſſe Grade der Ausdehnung haben können: ſo kann auch eine nähere Vermiſchung der Größe und Mannigfaltigkeit entſpringen. Indeſſen ſind beyde noch ſo weſentlich unterſchieden, daß ſie keiner Vermengung ausgeſetzt ſind. Endlich iſt die Mannigfaltigkeit nicht bloß auf die Gegenſtände ſelbſt eingeſchränkt, ſondern erſtreckt ſich auf die verſchiedenen Seiten und Geſichtspunkte, woraus die Gegenſtände erblickt werden. Ein einzelnes Gebäude, ein einzelner Baum ſo gar, kann in der Abſicht gleichſam vervielfältiget werden; eine Kunſt, welche nirgends ſorgfältiger beobachtet wird, als in den neueſten engliſchen Parks.

Von Schönheit erhalten Größe und Mannigfaltigkeit ihre letzte Vollkommenheit. Der Gartenkünſtler ſoll alſo nach dem Beyſpiele der Natur bedacht ſeyn, den ausgedehnten und abändernden Theilen ſo viel Schönheit mitzutheilen, als ſie fähig ſind. Wenn Schönheit, nach der Meinung einiger Kunſtrichter, in den Eigenſchaften der Gegenſtände beſteht, wodurch ſie ſinnliches Wohlgefallen erwecken, ſo würde ſchon in Größe und Mannigfaltigkeit ein Theil der Schönheit liegen. Allein, Schönheit kann noch für ſich, abgeſondert von Größe und Mannigfaltigkeit, betrachtet werden; und wir wollen hier landſchaftliche Schönheit, die zugleich gartenmäßige Schönheit iſt, von allen übrigen Gattungen, die man noch etwa von Schönheit angeben möchte, unterſcheiden.

Es ſcheint, daß landſchaftliche Schönheit ſich auf zween weſentliche Puncte, auf Farbe und Bewegung, vereinigen läßt.

In der Proportion kann, überhaupt gerechnet, allerdings Schönheit ſeyn; nur ſcheint das Schöne des Pflanzenreiches nicht nothwendig durch Proportion beſtimmt zu werden; dem ungeachtet könnte doch vielleicht

noch

noch aus der Form, die in den bildenden Künſten einen ſo weſentlichen Theil der Schönheit beſtimmt, auch landesſchaftliche Schönheit, wiewohl in einer abgeänderten Wendung, entſpringen. Denn genau abgemeſſene Verhältniſſe aller einzelnen Theile zu einem Ganzen hat die Natur in dem menſchlichen Körper, dem wichtigſten Gegenſtande für den bildenden Künſtler, beobachtet und zur Nachbildung vorgeſchrieben; allein in den Anlagen reizender Landſchaften, wo ſie ſich in den weiten Maſſen auch mehr Freyheit, als in einzelnen Werken, die ſie vollkommen ausarbeiten wollte, überlaſſen konnte, hat ſie die Genauigkeit der Verhältniſſe nicht ſo ſorgfältig beobachtet. Wer kann ſagen, daß in den Bekleidungen eines Felſen, die hier aus hohen Tannen, dort aus niederm Geſträuche, und da wieder aus Moſe beſtehen, genaue Beobachtung der Verhältniſſe, oder daß in den Stämmen eines Waldes, in den Auslagen und Verbreitungen ſeiner Zweige, in den Farben ſeines Laubes, eine ſolche Uebereinſtimmung herrſche, nach welcher überall die Gründe angegeben werden könnten, warum dieſe Lage, dieſe Ausbildung nur dieſe und nicht eine andere ſeyn dürfe? Welcher Kunſtrichter des Schönen, wird die natürliche Anordnung einer Landſchaft unter ſolche feſtſtehende Regeln zu bringen wagen, als es die ſind, womit wir die Werke eines **Raphael** und **Michael Angelo** richten? Es ſcheint ohne Widerſpruch wahr zu ſeyn, daß bey der Anordnung der Landſchaften die Natur im Allgemeinen eben nicht darauf gerechnet hat, durch eine beſtimmte Form der Gegenſtände Schönheit zu geben, weil Gegenſtände einer Art unter ſo ſehr verſchiedenen und entgegen geſetzten Formen noch immer einer unverfälſchten Empfindung als ſchön erſcheinen. Wir finden einen Hain ſchön, welcher ſchlanke Bäume hat; einen andern nicht weniger, der mit niedrigen Stämmen verſehen iſt; er wölbe ſich zu dichten Schatten, oder er laſſe durch geräumige Oeffnungen

das Spiel des Sonnenlichtes durchfallen, er wird uns immer einen frohen Anblick abfordern. Der Fluß verbreite ſich in einem ausgedehnten Bette durch das Thal hin, oder er falle in verſchiedenen Abtheilungen ſeines Waſſers vom Hügel herab; er wird in beyden Fällen ſeinen Anſpruch auf Schönheit behaupten. Wenn alſo in landſchaftlichen Gegenſtänden durch die Form Schönheit erhalten werden ſoll, ſo ſcheint es, daß dieſes durch gebogene und gekrümmte Linien geſchehen kann. Die gerade Linie iſt in der Landſchaft nicht ſchlechterdings und ganz ohne Schönheit. Allein, gewiß iſt es, daß gebogene Linien eine empfindbare Schönheit gewähren, einen ſtärkern und länger anhaltenden Eindruck machen. Ein Wald, der über einige Hügel und Thäler fortläuft, und zu den Seiten, bald hie bald da einen Arm ausbreitet, iſt unſtreitig ſchöner, als ein anderer, der gleichſam nach der Schnur abgemeſſen in einer Ebene ruhet. Man kann ſagen: hier iſt es Abwechſelung, woraus Schönheit entſteht: allein die gebogene Linie iſt es ja eben, welche Abwechſelung hervor bringt.

Sichtbarer iſt es, daß die Farbe einen weſentlichen Theil der landſchaftlichen Schönheit ausmacht. Die Farbe iſt gleichſam eine Art von Sprache, womit die lebloſen Gegenſtände der Natur zu dem Auge reden; eine Sprache, welche überall und in jedem Winkel des Erdbodens verſtändlich iſt. Durch die Farbe erhalten die Gegenſtände eine große Gewalt über die Empfindung; ſie erregen dadurch das Gefühl der Freude, der Liebe, der Ruhe und andere Bewegungen ſo mächtig, daß man leicht wahrnimmt, daß die Gartenkunſt eben ſo wohl vortheilhafte Wirkungen von den Farben gewinnen kann, als die Natur ſelbſt ſie zu dieſer Abſicht gebraucht. Es iſt wahr, die Natur hat eine erſtaunliche Mannigfaltigkeit von Farben, die durch Erhöhung und Mäßigung, durch Feuer, und ſanftere Helle, durch

Mi-

Miſchungen und Verſchmelzungen, durch abwechſelnde und unerwartete Einfälle des Lichtes, durch Spiel und Wiederſchein ein Schauſpiel vorſtellen, welches das Auge in der weiten Schöpfung nicht prächtiger oder ſchöner finden kann. Und dieſen Schauplatz der Farbenergötzung eröffnet die Natur nicht bloß dem Landſchaftmaler, ſondern auch ſeinem Nebenbuhler, dem Gartenkünſtler. Man werfe das Auge auf eine reiche Blumenflur, beſonders wenn das königliche Geſchlecht der Tulpen blühet. Was für eine wunderbare Mannigfaltigkeit und Miſchung und Herrlichkeit der Farben! Es iſt kaum zu begreifen, wie der Britte ſein ſonſt ſo empfindliches Auge dieſen Schönheiten verſchließen, und ſie aus ſeinen Parks verbannen kann, da indeſſen der Holländer ſie als den höchſten Reiz der Gärten anſieht. Wenn gleich ein Garten ohne Blumen ſchön ſeyn kann, und ein mit den herrlichſten Blumen erfüllter Platz noch kein Garten iſt: ſo bietet doch die Natur allein ſchon durch die Farben der Blumen, wenn wir auch nicht auf ihre balſamiſche Ausdüftungen achten wollten, ſo viel Ergötzung an, daß man, ohne ungerecht zu ſeyn, ſie im Garten nicht ganz vernachläſſigen kann.

So groß auch die Farbenpracht im Blumenreiche iſt, ſo wird ſie doch von einem andern Schauſpiele noch übertroffen. Dieſes Schauſpiel das erhabenſte und ſchönſte der uns ſichtbaren Natur, auch in Anſehung der Farben, iſt die Morgenröthe und die untergehende Sonne, mit den unendlich abwechſelnden Erſcheinungen, die ſie begleiten; ein Schauſpiel, welches die größten Dichter zu den vortrefflichſten Beſchreibungen entzückte, das einen Lucas van Uden und einen Claude Gillee, und neben ihnen ſo viele maleriſche Genies zu Nachbildungen begeiſterte, ſo weit ſie nur der Kunſt erreichbar waren: aber auch ein Schauſpiel, welches ſelbſt gröbern Werkzeugen des Auges ſeine Schönheit empfindbar eindrückt. Man kann diejenigen Landhäuſer und Güter, welche durch umſtehende Gebäude Mauern oder hohe Bäume, der freyen Ausſicht auf dieſes höchſte Schauſpiel der Natur beraubt ſind, wohl nicht anders

als

als mit einem geheimen Mitleiden anſehen. Möchte doch nie der Baumeiſter und der Gartenkünſtler vergeſſen, dem Auge die Oeffnung zu laſſen, wodurch es den Genuß des herrlichſten Anblickes in der Schöpfung gewinnen kann!

Aber außer der kurzen Pracht an Farben in dem Blumenreiche und in dem Auf- und Untergange der Sonne, hat die Natur für eine zwar weniger herrliche, allein dauerhaftere Schönheit der Farben in der allgemeinen Bekleidung der Landſchaft geſorget. Das Grüne, wohlthätig ſtärkend und erquickend für das Aug, iſt die Hauptfarbe der ſchönen Landſchaft. Aber, welche unendliche Abwechſelung dieſer Farbe durch Erhöhung, Verminderung und Verſchmelzung, ſchon in einer einzigen kleinen Landſchaft, und zwar nicht bloß durch die Wirkung der allmählich entweichenden und duftigen Ferne, ſondern durch die Wirkung des gegenwärtigen Lichtes in den nahen und nächſten Gegenſtänden, in niedrigen Kräutern, in höhern Pflanzen, in Gebüſchen und Bäumen! Und hier überläßt die Natur dem Gartenkünſtler nicht allein, durch eben die Mannigfaltigkeit und Abwechſelung des Grüns zu reizen, wodurch ſie in der Landſchaft reizt; ſie verſtattet ihm ſogar, durch eine ſorgfältigere Miſchung der Farben, ſie in dem nachläſſigern Entwurfe ihrer großen und freyen Werke zu übertreffen, und durch eine neue Verbindung ein neues Ganze hervor zu bringen, welches gleichſam ein Gemälde von höherer Vollkommenheit darſtellt.

Zur beſondern Schönheit der Farben gehört Helle und Lebhaftigkeit; das Gemäßigte, wie ſanftes Blau, Roſenroth, Violet; Abwechſelung mit unmerklichen Abänderungen und ſanft fortſchreitenden Verbindungen.

Wenn das Feuer der Farben dem Gartenkünſtler nur in der Pflanzung einiger Blumenarten erreichbar ſcheint, ſo kann er dagegen weit mehr durch Reinigkeit und Helle der Farben einnehmen. Das Feuer der Farben

ben erzeugt Freude, die Helle Heiterkeit. Das Gemäßigte in den Farben giebt Erquickung und liebliche Empfindung der Ruhe, wie das Violet, oder milde Fröhlichkeit, wie das lichtere Blau und Roſenroth. Abwechſelung giebt durch das fortſchreitende Vergnügen Unterhaltung, und beſchützt den Genuß vor Ermüdung.

Aus den bisher angezeigten Bemerkungen laſſen ſich folgende allgemeine Haupt-Geſetze ableiten, welche der Garten-Künſtler in Abſicht auf die Farbengebung zu beobachten hat.

1. Er vermeide Einfärbigkeit, und wiſſe, daß er gerade der Anweiſung der Natur entgegen handele, wenn er nur einerley Grün wählt.
2. Er denke nie, daß es gleichgültig ſey, die Farben ſeiner Pflanzen, Stauden und Bäume durch einander zu werfen, wie es der Zufall fügt, ſondern daß Ueberlegung und Wahl erfordert wird, wenn er vermittelſt der Farben eine glückliche Wirkung auf das Auge hervor bringen will.
3. Er ſorge vornämlich für Helle und Lebhaftigkeit der Farbe, um Heiterkeit zu erwecken. Dieſe Gattung der Farbe muß daher nicht allein beſonders die nächſtſtehenden Gegenſtände beleben, ſondern auch die herrſchende, die Hauptfarbe ſeines ländlichen Gemäldes ſeyn.
4. Er unterſcheide diejenigen Partien ſeines Platzes, die entweder nach der natürlichen Lage und Beſchaffenheit, oder nach der Beſtimmung und nach dem künſtlichen Character, den man ihnen durch Bearbeitung, durch Hinſtellung der Gebäude geben will, eine andere Farbe erfordern. Der abſeitige Weg in ein Gebüſch mag ſich mit weniger muntern Grün beſchatten. Dunkles und ernſthaftes Laub verlangt die Grotte und die Eremitage zu ihrer Umhüllung.
5. Er ſtudire die Sympathie der Farben, und ſuche unter verwandten Gattungen eine ſolche Miſchung und Verbingung hervor zu bringen, daß eine vollſtändige Harmonie daraus entſtehe. Er merke nicht bloß, welche Wirkung die Verbindung der Farben in der Nähe, ſondern auch, welche ſie in einer gewiſſen Entfernung thue.
6. Er gebe, ſo viel als möglich, ſeinen Gegenſtänden, den natürlichen ſowohl als den künſtlichen, einen ſolchen Ort, eine ſolche Stellung, daß ſie entweder durch die geradezu gehende Erleuchtung, oder durch die gebrochenen Einfälle

des Sonnenlichtes, wie es Lage und Abſicht zulaſſen und erfordern, ſich in einer größern Schönheit erheben. Eine Regel von Wichtigkeit, wogegen aber faſt täglich angeſtoßen wird! Er ſtelle die vom Thaue befeuchtete Blumenmenflur dem Morgenlichte entgegen, und laſſe das Bad im Gebüſche von den ſanften Blicken der entweichenden Sonne vergolden.

Das Sonnenlicht bietet eine Menge von unerkannten Schönheiten für die Gartengegenſtände an. Man begnügt ſich zu wiſſen, daß man ihm wehren kann, um Schutz vor den heißen Strahlen zu erhalten; man denkt mit einer geheimen inſtinctmäßigen Sorge, die auch der Bewohner des Waldes beſitzt, auf Bequemlichkeit. Allein man vergißt, wie man das gemäßigte Licht zur Verſchönerung der Gegenſtände herbey locken und vertheilen kann; eine Kunſt, die der Gartenkünſtler dem Landſchaftmaler nicht überlaſſen ſollte!

In Bewegung kann überhaupt ſchon Schönheit ſeyn, weil darin Mannigfaltigkeit und Abwechſelung Statt findet. In landſchaftlichen Gegenſtänden iſt die Bewegung unentbehrlich, wenn ſie einen dauerhaften Eindruck machen ſollen. Die herrlichſte Ausſicht in eine reizende Gegend wird bald anfangen uns ſchwächer zu beſchäftigen, wenn ſie lauter ruhende und unbewegliche Gegenſtände enthält, wenn nichts erſcheint, das die einförmige Stille unterbricht und irgend ein Leben verkündiget. Dieſe Bemerkung haben die größten Landſchaftsmaler verſtanden, die doch, in Anſehung der hervorzubringenden Bewegung, dem Gartenkünſtler weit nachſtehen müſſen, die Bewegung bloß andeuten, nicht aber vor die Empfindung bringen können. Sie beleben daher ihre Landſchaften bald mit Hirten, bald mit Reiſenden, bald mit einer umher irrenden Heerde, bald mit dem Fluge der Vögel; ſie laſſen den Wind in dem Laube wehen, den Waſſerfall ſtürzen, und aus den Hütten Rauch empor wallen; kurz, ſie vergeſſen nichts, was in ihren nachgebildeten Landſchaften den Begriff der Bewegung und des Lebens erzeugen kann. Weit mehr ſoll der Gartenkünſtler auf ſeinen Platz wirkliche Bewegung zu bringen ſuchen, weil

weil das Vorbild der Natur und das Bedürfniß ſeines Werkes, zur Gewinnung einer höhern Kraft, ihn dazu auffodert. Man findet gemeiniglich auch in den kleinſten Gärten ſpringendes Waſſer, nicht, wie ich glaube, um allemal in dieſem Stücke die größern Gärten nachzuahmen, ſondern weil man es wirklich fühlt, wie viel Leben und Anmuth die Bewegung giebt. In der That erfriſcht nichts mehr, als Bewegung in landſchaftlichen Gegenſtänden; der ſchönſte Baum gewinnt noch einen neuen Reiz, wenn ein ſanfter Wind in ſeinen Blättern ſpielt. Wenn der Gartenkünſtler das Vergnügen der Bewegung erhalten will, ſo muß er hauptſächlich auf folgende Puncte ſeine Aufmerkſamkeit richten.

1. So viel von ſeiner Wahl abhängt, ſuche er zu ſeinem Garten einen Platz aus, bey welchem die umliegende Gegend bewegliche Ausſichten (Vues mouvantes) gewährt; Ausſichten auf Dörfer, auf Hügel, Felder und Wieſen, wo Heerden weiden und der Landmann arbeitet, auf Seen und Flüſſe, die von ſegelnden Fahrzeugen und Fiſchern belebt werden, auf Landſtraßen in der Ferne, die mit hin und her wandelnden Figuren bedeckt ſind, u. ſ. w.
2. Will er im Garten ſelbſt Bewegungen anbringen, ſo ſuche er ſie in Gegenſtänden, die, ihrer Natur nach, einer Bewegung fähig ſind. Er vermeide alſo die gewöhnlichen Kinderſpiele und Künſteleyen, wodurch man unbewegliche Gegenſtände in Bewegung zu ſetzen ſucht, in der falſchen Meinung, dadurch eine gartenmäßige Verzierung hervor zu bringen.
3. Weil zu viel oder zu ſtarke Bewegung zerſtreuet oder betäubt: ſo bemühe er ſich um eine gemäßigte Bewegung. Ein brauſender Waſſerfall, welcher durch den ganzen Garten ſtark vernommen wird, ſtört die Empfindung der ſanftern Schönheiten, welche die übrigen Gegenſtände einflößen. Die tobenden Waſſerkünſte ſind oft eine Art von Ungeheuern in den Gärten geworden. Ein gelinder Waſſerfall hingegen erfriſcht das Auge und das Ohr durch ſeine Bewegung.
4. Er überlege, durch welche Mittel er Bewegung und Leben hervor bringen kann. Nicht alles hat ihm die Na-

tur überlaſſen; nicht alles iſt auch gleich ſchicklich, was er liefern kann. Die Bewegung der Luft und der Wolken, wodurch die Natur die Schöpfung allmählich belebt, behielt ſie ſich vor; aber ſie verſtattet ihm, ſeinen Platz durch andere Mittel zu beleben. Er kann das Waſſer bald ſtärker, bald gelinder fließen, es von Abſätzen ſich hinunter wälzen oder von jähen Anhöhen herab ſtürzen laſſen; er kann es leiten und vertheilen, wo er will. Er kann durch ſeine Blumen, Schaaren von buntgegeſchmückten Inſecten, durch ſeine Schatten ganze Geſchlechter von Vögeln locken, die durch Umherfliegen und Geſang den Garten beleben. Es giebt eine Art der Bewegung für das Auge, eine andere für das Ohr; und beyde nicht bloß zu erhalten, ſondern ſie auch in einem Zeitraume mit einander zu verbinden, iſt in der Macht des Gartenkünſtlers.

Vornämlich ſind es die Geſchlechter der Thiere, womit die Natur ihre ſchönen Landſchaften belebt. Der Gartenkünſtler verſäume alſo nicht, ihr darin nachzufolgen! Er locke am meiſten wildes Geflügel in ſeine Reviere, durch Schatten, durch Waſſer, durch Zurücktreibung der gewöhnlichen Nachſtellungen. Gern wird die Nachtigall, die Wachtel, die Lerche, und ſo mancher andere einheimiſche Vogel in unſern Gärten, unter dem Schutze des Gaſtrechtes, ſeine Wohnung nehmen, ſeine junge Brut verpflegen, und bald ſich in zahlreiche Familien ausbreiten. Und welche anmuthige Geſellſchaft und Aufheiterung, ſich überall von froh herumfliegenden melodiereichen Vögeln, oder doch von ſolchen Geſchlechtern, die durch ihre Geſtalt und Farben ergötzen, umgeben zu ſehen! Wer die gefiederten Sänger aus ſeinem Garten verbannt, oder ihnen doch nicht Anlockung und ſichern Aufenthalt verſchaffet, der muß gar keinen Begriff von der Wolluſt der Bewegung haben, die er ihm dadurch raubet. Es iſt nicht bloß das Vergnügen, es iſt auch Ruhm für den Gartenbeſitzer, durch freundliche Begegnung das furchtſame Geflügel zu einem Grade der Zahmheit zu gewöhnen. Wilde Thiere, die ſchädlich ſind, und durch den Anblick oder durch die Idee ihrer Gegenwart die angenehmen Eindrücke des Gartens ſtören, ſind von ihm und ſo gar aus ſeiner Nachbarſchaft zu entfernen.

4. Die Wirkung der Schönheit, ſie mag aus Farbe oder Bewegung entſpringen, iſt dieſe, daß ſie

mit dem Augenblicke, worin ſie ſich in die Einbildungskraft ergießt, lebhaftes Vergnügen erweckt.

Allein, es giebt von den Gegenſtänden, ihrer Lage und in ihrer Verbindung noch Eigenſchaften, wodurch ſie weniger lebhaft vergnügen, wodurch ſie nicht bezaubern, ſondern nur einnehmen. Dieſe Eigenſchaften ſind Anmuth und Lieblichkeit. Sie ſind mit Schönheit ſo lange verwandt, daß es ſchwer iſt, die Familienzüge ſo genau zu entwickeln, um jede Perſon für ſich durch beſtimmte Merkmale unterſchieden darzuſtellen. Zwiſchen Anmuth und Lieblichkeit iſt der Zwiſchenraum ſo unmerklich, daß er ſich kaum bezeichnen läßt. Indeſſen ſcheint uns eine geheime Stimme des feinern Gefühles zu verſtehen zu geben, daß Lieblichkeit ein feinerer Grad von Anmuth ſey, und tiefer, als dieſe, in den innern Sinn eindringe; daß das Anmuthige mehr die Phantaſie, das Liebliche aber mehr die Empfindungskraft berühre. Da ſich aber hier kein deutlicher Unterſchied entwickeln läßt, ſo wollen wir hier unter Anmuth und Lieblichkeit einerley Sache begreifen. Das Anmuthige iſt von dem Großen, Erhabenen, Prächtigen und Schönen unterſchieden. Seine Eindrücke ſind viel ſchwächer; aber ſanft und erheiternd. Es ſtärkt zwar nicht, wie eine nahrhafte Speiſe; aber es giebt eine Erfriſchung, wie auf einer wohlbeſetzten Tafel ein Aufſatz von milden Früchten. Die Schönheit gebietet; die Anmuth ſchmeichelt ſich ein. Bey dem Anmuthigen liegt alſo eine gewiſſe Mäßigung zum Grunde; Mäßigung in Licht und Farbe; Mäßigung in der Bewegung, er ſey Bewegung für das Auge oder für das Ohr. Der Regenbogen in dem vollen Glanze ſeiner Farben iſt ſchön; er iſt anmuthig in der allmählichen Erlöſchung ſeines Schimmers. Die freyen Strahlen der Morgenſonne ſind ſchön; anmuthig aber, wenn ſie gebrochen durch die grünen Blätter einer Laube fallen. Das glühende Gold der Abendſonne am

weſtlichen Himmel iſt ſchön; anmuthig aber der Wiederſchein, das Spiel des Lichtes, der dazwiſchen aufſteigende Duft, womit ſie die Landſchaft überſtreuet. Die farbenreiche Tulpe iſt ſchön; das beſcheidene Veilchen, anmuthig. Der Waſſerfall iſt ſchön; die murmelnde Quelle, anmuthig. Der frohe Schlag der Nachtigalle, ſchön; ihr Seufzer in der Abenddämmerung, anmuthig.

Bey der Gartenkunſt iſt eine Beobachtung zu bemerken, die in Anſehung des Anmuthigen einen allgemeinen Grundſatz an die Hand giebt. Wir finden, daß die Natur aus dem Anmuthigen und Lieblichen ſelten allein ein ganzes Gemälde entwirft, ſondern, daß ſie es unter dem Großen, Mannigfaltigen und Schönen vermiſcht. Nach dieſer Anweiſung ſuche der Gartenkünſtler anmuthige und liebliche Gegenſtände in der Natur für ſeinen Platz aus, ſehe ſie nicht als ein Ganzes, ſondern nur als Theile an, und vereinige ſie als ſolche mit dem übrigen wichtigern Vorrathe, woraus er ſein Werk bilden will.

Neuheit giebt eine der lebhafteſten Bewegungen, und faſt mehr als Schönheit und Größe; ſie kann theils in dem Gegenſtande ſelbſt, theils aber auch in der Art der Erſcheinung eines Gegenſtandes, liegen. Unterſcheidet man Neuheit des Ganzen, und Neuheit in den Theilen und zufälligen Veränderungen; ſo ſieht man leicht, daß in einem weitern Verſtande und mit größerm Rechte landſchaftliche Gegenſtände durch Neuheit bewegen können. Freylich rührt uns ein Gegenſtand mehr, der ganz neu für uns iſt, als ein anderer, bey dem wir bloß in den Theilen und Veränderungen Neuheit antreffen; allein, doch bringt dieſe ihre Bewegung hervor. Ein Wald iſt kein neuer Gegenſtand für uns; allein, mit dem jungen Laube, womit er ſich im Frühlinge bekleidet, nimmt er für uns den Reiz des Neuen an. Eine Roſe iſt nichts Neues für uns; allein,

lein; wie ergetzt uns nicht die erſte aufgebrochene Knoſpe, die wir am Roſenſtocke finden! Die Natur läßt an den Gegenſtänden, die wir täglich vor Augen haben, auch täglich Veränderungen erſcheinen, durch deren Neuheit die Gegenſtände eine anziehende Kraft behalten. Welche Menge von neuen Erſcheinungen im ganzen Pflanzenreiche und ſelbſt an einer einzigen Blume! Solche Gegenſtände ſoll alſo der Gartenkünſtler ſuchen, in welchen die Natur ſelbſt durch eine ununterbrochene Fortwirkung immer neue Veränderungen hervor bringt. Sind ſie nicht weit über die todten Kunſtwerke erhöht, zu welche man gemeiniglich ſeine Zuflucht nimmt, wenn man einen Garten durch etwas Neues anmuthig machen will?

Allein, weil Neuheit auf gewiſſe Weiſe durch den Geſichtspunkt erhalten werden kann, aus welchem man einen Gegenſtand erblickt, und weil die Natur auch auf dieſem Wege Neuheit verſchafft: ſo darf auch der Gartenkünſtler dieſes Mittel der Ergötzung nicht mit Gleichgültigkeit anſehen. Daß auch in Abwechſelung und Bewegung Neuheit ſeyn kann, iſt leicht zu begreifen.

Mit dem Neuen iſt das Unerwartete zwar nicht einerley, aber doch nahe verwandt. Die Wirkung des Neuen bey angenehmen Gegenſtänden iſt Verwunderung, welche beluſtiget; die Wirkung des Unerwarteten bey eben einer ſolchen Art von Gegenſtänden iſt Ueberraſchung, ein lebhafteres Gefühl, welches in einem höhern Grade beluſtiget. Der Gegenſtand, welcher angenehm überraſchen ſoll, muß nothwendig auch die dazu erforderlichen Eigenſchaften und Beſchaffenheiten beſitzen; und hiebey wird man auch leicht eingeſtehen, daß keine andere als ſolche Gegenſtände ſich für die Beſtimmung des Gartens ſchicken, indem widrige, eckelhafte und fürchterliche Ueberraſchungen nicht damit überein ſtimmen. Da Ueberraſchung aus der unerwarteten oder plötzlichen Erſcheinung eines Gegenſtandes

entſteht, und indem ſie auf einmal die gewöhnliche Folge unſerer Ideen unterbricht, ſich durch eine ſtarke Bewegung äußert: ſo iſt ſie als ein vortreffliches Mittel anzuſehen, die Eindrücke eines Gartenplatzes, der dazu freylich Ausdehnung und viel natürliche Anlage haben muß, zu erhöhen.

Weil das öftere Wiederſehen einerley Gegenſtände und die längere Bekanntſchaft mit ihnen, auch in den angenehmſten Gegenden, allmählich den Geſchmack an denſelben ſchwächt, (eine gewöhnliche Wirkung, welche nicht in den Dingen, ſondern in der Einrichtung unſerer Natur, ihren Grund hat!): ſo muß das Unerwartete dem Geſchmacke wieder eine Stärke geben. Die Beobachtung dieſes Geſetzes iſt nicht ohne Schwierigkeit; und ſelbſt das, was das erſtemal unerwartet war und als unerwartet überraſchte, iſt es das zweyte und drittemal nicht mehr, wenigſtens nicht in dem Grade, wie vorher. Die ganze Fülle der Ueberraſchung gewährt die wunderbar bildende Natur mehr dem Reiſenden in größern Landſchaften, beſonders in denen, die viele Hügel und Berge haben, wie die Schweitz. Allein, weil doch der Gartenkünſtler daran arbeiten ſoll, daß die Gegenſtände nicht bloß unterhaltend bleiben, ſondern auch lange und ſtark beſchäftigen: ſo ſoll er keine Gelegenheit verſäumen, wo er angenehm überraſchen kann. Hiezu kömmt noch die Betrachtung, daß, wenn auch die erſte Bewegung ſich wieder verliert, doch immer eine angenehme Wiedererinnerung zurück kehrt, ſo oft wir an den Ort kommen, wo die Ueberraſchung geſchah, oder den Gegenſtand ſehen, der dieſe Wirkung auf uns hatte. Und wenn ein erheblicher Aufwand alljährlich für einen Garten gemacht werden kann, ſo wird es leichter ſeyn, durch manche Veränderungen die Wirkung der Ueberraſchung zu erhalten, ohne dem eigenthümlichen Character des Gartens Eintrag zu thun.

Aus vielen Bemerkungen entſpringen die allgemeinen Regeln für den Gartenkünſtler.

1. Er mache nie ſeine Anlagen ſo, daß bey dem erſten Anblike der Plan des Ganzen auf einmal in die Augen fällt. Er laſſe nicht überſehen, oder errathen, welche Scene jedesmal folgen werde. Je mehr er verbergen kann, deſto lebhafter wird die plözliche Erſcheinung bewegen. Wo man am wenigſten vermuthete, da iſt die Ueberraſchung am angenehmſten.
2. Er ſehe auf die Gegenſtände, Lagen, Ausſichten u. ſ. w. wodurch er überraſchen will. Es iſt nicht genug, daß ſie angenehm, und überhaupt, gartenmäßige Empfindungen zu erwecken, geſchickt ſind; ſie müſſen auch erheblich, ausgewählt, hervorſtechend ſeyn. Das Gemeine, wenn es auch noch ſo plözlich erſcheint, bringt nur eine geringe Wirkung hervor.
3. So wird auch ohne Mannigfaltigkeit und Abwechſelung die Wirkung nur ſchwach ſeyn. Wenn nach einem Gegenſtande, welcher überraſchte, eben derſelbe oder ein ähnlicher wieder erſcheint: ſo hat er ſchon den größten Theil ſeiner Kraft für uns bewieſen, und wir gehen, weniger bewegt, oder gar gleichgültig, vorüber. Viele und mannigfaltig verſchiedene Gegenſtände, alle in einer unerwarteten Erſcheinung, erzeugen eine an einander hängende Reihe der angenehmſten Bewegungen, die unſere Seele weit über ihren alltäglichen Empfindungskreis hinaus heben.
4. Aber ſorgfältig hüten ſoll ſich der Gartenkünſtler, daß er, aus Liebe zur Ueberraſchung, nicht auf ſpitzfindige Erkünſtelungen, auf Spielwerke und Dinge falle, die unter der Würde eines Gartens ſind, in welchem nicht weniger, wie in jedem andern Werke der Kunſt, geſunde Vernunft und reiner Geſchmack herrſchen ſoll.

6. Contraſt, eine Art von Abwechſelung, die aus der Vergleichung eines Gegenſtandes mit einem andern ihm unähnlichen entſpringt, iſt ein Mittel, ſehr lebhafte Bewegungen hervor zu bringen, und den Wirkungen der Gegenſtände ſtärkern Nachdruck zu geben. Die Natur bedient ſich deſſelben in ihren herrlichſten Landſchaften; und verſtändige Maler haben in ausgedehnten Stücken mit Vortheil ihre Vorbildung genutzet.

nutzet. Die Natur zeigt wenig Landſchaften, in welchen der Contraſt ſo hervorſtehend iſt, als die Gegend um Neapel, von welcher **Brydone** in ſeiner Reiſe durch Sicilien und Malta (wovon eine deutſche Ueberſetzung zu Leipzig 1774 heraus gekommen iſt) eine vortreffliche Schilderung geliefert hat. Eben dieſe Anleitung nun, welcher der Landſchaftsmaler folgt, muß auch der Gartenkünſtler ſich empfohlen ſeyn laſſen.

Zuvörderſt finden, in Anſehung der Hervorbringung des Contraſtes, folgende allgemeine Bemerkungen Statt.

1. Nur in größern Landſchaften, und nicht in einer abgezirkelten ländlichen Gegend, ergezt eigentlich die Natur durch den Contraſt der Gegenſtände. Der Garten, worin Bewegungen dieſer Art hervor gebracht werden ſollen, muß daher von einem nicht geringen Umfange ſeyn. Auf einem kleinen Platze Contraſt ſuchen, würde Ueberladung, und alſo Verwirrung werden.
2. Man ſuche nicht zu ängſtlich, und nicht überall, Gegenſtellung in den Gärten anzubringen. Die Beobachtung der Natur lehrt uns, daß ſie ſich einer gewiſſen bedächtigen Nachläſſigkeit überläßt, wenn ſie Gegenſtände mit einander in einen Contraſt ſetzt, und daß ſie nicht an allen Stellen Ungleichheit und auffallende Abſtechung hinzulegen bemühet iſt, ſondern oft eine Reihe von ähnlichen Scenen fortlaufen läßt. Das Widerſpiel würde nur zu dem Seltſamen und Gezwungenen verleiten.
3. Der Contraſt kann theils bey Gegenſtänden, die von einer ganz entgegen geſetzten Art und Beſchaffenheit ſind, theils auch bey Gegenſtänden von einer andern Art, welche nur in Anſehung ihrer Eigenſchaften unähnlich ſind, Statt haben. Die erſte Art des Contraſtes wirkt freylich ſtärker, allein auf einem Gartenplatze iſt dieſelbe mit vieler Vorſicht anzubringen, weil der Gartenkünſtler ſich leicht verirren kann; Gegenſtände aufzuſtellen, die nicht mit dem Ganzen harmoniren, und wohl gar die Hauptbewegung ſtören. Dieſer Contraſt herrſchet vornämlich in Landſchaften, und kann auch in ausgedehnten Parks ſehr leicht ſeine Stelle erhalten. Die andere Art des Contraſtes iſt in den Gärten gewöhnlicher, aber von einer ſchwächern Wirkung. Man ſuche, ſo viel es der Raum und die Beſtimmung

des Gartens, die man nie aus dem Geſichte verlieren ſoll, verſtatten, beyde Arten des Contraſtes geſchickt mit einander zu vereinigen.

4. Weil man oft der erſten Art des Contraſtes gar zu anhängig war, ſo ſind dadurch die ſonderbarſten Uebertreibungen entſtanden. Man wollte gewiſſe romantiſche Scenen der Natur nachmachen, die ſie nur hie und da als Spiele ihrer Laune zu bilden pflegt, und man verfiel in das Abgeſchmackte; zumal da man anfieng aus demjenigen, was bey der Natur nur ſeltene Erſcheinung iſt, ein eigenes Hauptwerk zu machen. Dieſer Tadel trifft nicht unſere gewöhnliche Gärten, die noch weit davon entfernt ſind, ſondern einige Parks der Engländer und der Chineſer, am meiſten aber der letztern. Daß dieſe die Gegeneinanderſetzung nach der Zügelloſigkeit des Orientaliſchen Geſchmackes übertreiben, darüber darf man ſich nicht wundern; aber wohl darüber, daß Chambers dieſe Ausſchweifung billiget.

Die fürchterlichen Scenen der Chineſer, deren oben, S. 183, Erwähnung geſchehen iſt, ſind eine Zuſammenſetzung düſterer Gehölze, tiefer der Sonne unzulänglicher Thäler, überhängender unfruchtbarer Felſen, dunkler Höhlen und ungeſtümer Waſſerfälle, welche ſich von allen Seiten von den Bergen herab ſtürzen. Die Bäume ſind übel geſtaltet, aus ihrem natürlichen Wachsthume heraus gezwungen, und, dem Anſcheine nach, von der Gewalt der Gewitter zerriſſen. Einige ſind ausgeriſſen und hemmen den Lauf der Ströme; andere ſind wie vom Bliz verbrannt und zerſchmettert. Die Gebäude ſind Ruinen, oder halb vom Feuer verzehrt, oder durch die Wuth der Gewäſſer weggeſpühlt. — So weit möchte alles dieſes noch leidlich ſeyn; und ſo weit hat man auch zum Theil in einigen brittiſchen Parks die Nachahmung ſchon getrieben. Aber nun! Fledermäuſe, Eulen, Geyer und alle Raubvögel flattern in den Gehölzen umher; Wölfe und Tieger heulen in den Wäldern; halb verhungerte Thiere ſchleichen über die Heiden; Galgen, Kreuze, Räder und alle Torturwerkzeuge kann man von den Landſtraßen her ſehen. In dem ſchrecklichen Innern der Wälder, wo die Wege uneben und mit Unkraut bewachſen ſind, ſtehen dem Gotte der Rache geweihete Tempel. Neben allen dieſen ſieht man ſteinerne Pfeiler mit Beſchreibung tragiſcher Begebenheiten, und allerhand ſchreckliche Handlungen der Grauſamkeit. Dazu kommen abgelegene Oerter, die mit ko-

loſ-

loſſiſchen Figuren von Drachen, hölliſchen Furien, und andern gräslichen Geſtalten angefüllt ſind. — Was Chambers mehr davon erzählt, zeugt, wie dieſes von einer Ausſchweifung, die vielleicht nirgends weiter getrieben iſt. Das Seltſamſte iſt, daß dieſe Scenen des Schreckens deswegen angelegt werden, um die Wirkungen der angenehmen Auftritte durch den Contraſt zu heben.

Wenn es gleich nicht zu vermuthen iſt, daß unſere träge oder mäßigere Einbildungskraft jemals zu einer Art ſolcher Ausſchweifungen ſich verirren ſollte: ſo verdient doch hier bemerkt zu werden, daß alle Gegenſtände von der fürchterlichen Gattung ſich nicht mit der Beſtimmung des Gartens vertragen, man mag ſie aus bloß zufälligen Grillen ergreifen, oder aus Liebe der Neuheit und des Contraſtes wählen. Auch die, welche nur einen geringen Grad des Fürchterlichen enthalten, laſſen ſich ſelbſt auf größern Plätzen ſo ſchwer in eine glückliche Verbindung mit dem Ganzen bringen, daß man ſie eher abrathen, als zulaſſen muß.

Es giebt in den meiſten Gärten Verzierungen, die zwar nicht zu dem Fürchterlichen, doch zu dem Widrigen gehören; die Nachbildungen von Land- und Meerungeheuern, von Rieſen, Herkuleſſen, Wallfiſchen u. d. gl. Als man ſie einführte, war man weit entfernt, irgend eine Art des Contraſtes dadurch hervor bringen zu wollen; man ergriff ſie, weil man zur Zeit nichts beſſeres bey der Hand hatte, oder weil man glaubte, daß bey einem Baſſin auch nothwendig ein Seethier, welches Wallfiſch heißt, abgebildet ſeyn müſſe. Indeſſen war es ein Schritt näher nicht bloß zum Widerſinnigen, ſondern auch die edlere Wirkung eines anmuthigen Platzes zu verderben.

Doch ich komme wieder zu dem wahren Contraſte in gartenmäßigen Gegenſtänden. Home giebt darüber im 1. Th. der Grundſätze der Kritik, S. 400 folgende richtige Vorſchrift: „Die Bewegungen, welche durch die Gartenkunſt erreget werden, ſind aufs beſte ſo ſchwach, daß man ſich jedes Vortheiles bedienen ſollte, um ſie zu ihrer äußerſten Stärke zu bringen. Man kann ein Stück Landes zu großen, lieblichen, muntern, zierlichen, wilden, melancholiſchen Scenen anlegen. Wenn dieſe verſchiedenen Scenen in einem Fortgange geſehen werden, ſo muß man die großen mit den lieblichen, die regelmäßigen mit den wilden, die muntern mit den melancholiſchen contraſtiren; ſo daß immer eine Bewegung auf die entgegengeſetzte folge. Ja, man

„man erhöht das Vergnügen noch, wenn man den Fortgang „durch rauhe unangebauete Striche ſowohl, als durch weite „unbeſchränkte Proſpecte unterbricht, die an ſich ſelbſt unan„genehm ſind, aber in dem Fortgange das Vergnügen für die „angenehmen Gegenſtände erhöhen. Wir haben hierin die Na„tur zur Führerin, die oft ihre ſchönſten Landſchaften mit „rauhen Felſen, kothigen Sümpfen, dürren und ſteinigen Heiden untermengt.“ So weit hat Home Recht. Aber bald nachher verführt ihn ſeine Theorie zu Vorſchlägen, welche übertrieben ſind. Gärten bey großen Städten nämlich ſollten einen Schein von Einſamkeit haben. Dagegen müſſe ein Garten in einem öden Lande mit der Einſamkeit der Gegend in Contraſt gebracht werden; keine Tempel, keine dunkle Gänge, ſondern ſpringende Wäſſer, Cascaden, lebhafte, muntere, ſchimmernde Gegenſtände. Ja, man ſollte ſogar in einem ſolchen Garten die Nachahmung der Natur vermeiden, und ihm das Anſehen einer außerordentlichen Kunſt und Regelmäßigkeit geben, um die geſchäftige Hand der Menſchen ſehen zu laſſen. — Dieſes iſt eine von den blendenden willkührlichen Forderungen, die Home macht, um die Anwendbarkeit ſeiner ſonſt ſo tiefſinnigen Theorie durchzuſetzen. Hier iſt aber nicht allein Widerſpruch mit ſeinen übrigen Grundſätzen von der Gartenkunſt, ſondern auch eine Behauptung, der bey aller anſcheinenden Wahrheit noch immer andere Gründe ſich entgegen ſetzen. So wenig als irgend ein für ſich beſtehendes Werk der Kunſt deswegen von ſeiner ihm eigenthümlichen Einrichtung ganz abweichen darf, um den Regeln eines andern Werkes, womit es in einer zufälligen Verbindung ſteht, anhängig zu werden: ſo wenig darf die Nachbarſchaft einer Stadt oder die Beſchaffenheit einer Gegend eine weſentliche Veränderung in der Anlage eines Gartens verurſachen. Würden Gärten bloß zur Ausſchmückung einer Gegend oder einer Landſchaft, bloß für die Ergötzung der Reiſenden angelegt, und zwar mit einer ſolchen Ausdehnung, daß allein nur die Eindrücke einer Gegend durch den Garten gehoben werden ſollten: ſo würde jener Vorſchlag ſeine Richtigkeit haben. Alsdann aber wäre der Garten nur als ein Mittel, die Landſchaft zu verſchönern, nicht aber als ein Werk, welches für ſich beſteht, anzuſehen. Soll der Garten ſeinen eigenen Grundſätzen unterwürfig ſeyn, ſo kann er nicht von den Eigenſchaften eines ihm benachbarten Gegenſtandes eine Veranlaſſung nehmen, ſeine innere Einrichtung darnach umzuändern. Wo ſollte man die wahren Regeln der Kunſt ſuchen, wenn ſie erſt der Willkühr überlaſſen wer-

werden? Der Garten iſt nicht bloß wegen der Gegend da; bey der gehörigen Anlage iſt er ein Werk, welches ſeinen eigenen Umkreis beſchreibt, und darin ſeinen eigenen Werth enthält.

7. Noch eine allgemeine Bemerkung iſt nicht aus der Acht zu laſſen, ehe wir zu der Betrachtung der einzelnen Theile der Gartentheorie kommen. Die Gegenſtände der ſchönen Natur bringen, ſowohl einzeln, als auch in der Verbindung mit andern, mancherley Arten angenehmer Bewegungen hervor. Es iſt ſchon angezeigt, welche Wirkungen Größe, Mannigfaltigkeit, Schönheit in Farbe und Bewegung u. ſ. w. überhaupt erzeugen. Jede Eigenſchaft eines Gegenſtandes, jede Lage und Anſicht deſſelben machen ihre ſichere Eindrücke. Die Natur hat gewiſſen Gegenden, und den ſich darin befindenden Gegenſtänden, den Character der Munterkeit, der Fröhlichkeit, der Melancholie, der Traurigkeit der Ehrfurcht, und ſelbſt der Andacht u. ſ. w. ſo deutlich eingedrückt, daß ein Gartenkünſtler, der dieſes überſehen wollte, ſeinen Beruf gar zu ſehr verkennen würde. Man merke alſo zuerſt auf die einfache Bewegung, welche jeder natürliche Gegenſtand, und jede beſondere Lage deſſelben ſchon für ſich heror bringt. Man merke ſodann auf die Verhältniſſe der Bewegungen einzelner Gegenſtände gegen einander, auf ihre größere und geringere Zuſammenſtimmung, auf ihre Gränzen, wo die Harmonie gleichartiger oder verwandter Empfindungen anfängt, und wo eine Abweichung anhebt. Wo Gegenſtände von verſchiedenen Wirkungskräften auf einmal wahrgenommen werden werden, da entſteht auch eine zuſammengeſetzte Bewegung. Dieſe hervor zu bringen, kann leichter, als eine einfache, mißlingen: aber ſie iſt auch, wenn ſie glücklich zutrifft, von einer viel größern Stärke. Der Gartenkünſtler, welcher Gegenſtände von viel und mannigfaltiger Kraft aufſtellt, muß nicht weniger

niger wie andere Künſtler verſtärkte Bewegung zu erreichen ſuchen. Er muß daher in der Wahl ſeiner Gegenſtände darauf ſehen, daß ſie, ſie mögen auf einmal oder im Fortgange erſcheinen, von einer ſolchen Art ſeyn, daß ſie ſich nicht zerſtören, nicht ſich ſelbſt widerſprechen, ſondern vielmehr durch die Verwandtſchaft ihrer Eindrücke ſich freundſchaftlich unter einander verbinden. Jeder Gegenſtand und jede Richtung deſſelben ſey ſo, daß bey der Mannigfaltigkeit und Gegenwart anderer Gegenſtände, die zugleich wahrgenommen werden, doch immer die Eindrücke aller gleichſam in einer ungeſtörten Linie auf einen Punct zuſammen laufen, wo ſie ſich durch ihre Miſchung erheben und verſtärken. Die beſondern Abſichten dieſer Harmonie können in dem Garten faſt eben ſo verſchieden ſeyn, wie in einer ſchönen natürlichen Landſchaft ſelbſt. Aber ohne die Sorgfalt, die verſchiedenen Eindrücke zu einem Ganzen zu ſammeln und zu verbinden, würde der Garten nie den Character gewinnen, den er als ein Werk des verſtändigern Geſchmackes haben ſoll, nämlich Einheit, ohne welche alle Mannigfaltigkeit überladend und unbedeutend wird.

II. *Von der Anlage, Ausbildung und Verbindung der natürlichen Gegenſtände auf einem Gartenplatze.* Die Natur liefert zuvörderſt dem Gartenkünſtler den Platz, auf welchem er bauet; ſie giebt ihm ferner *Baumwerk, Blumen, Raſen* und *Waſſer* als Materialien; zwiſchen den bepflanzten und den offenen Theilen müſſen *Wege* ſeyn, die nach allen Scenen des Gartens hinführen. Es iſt alſo zunächſt zu unterſuchen, was der Gartenkünſtler in Anſehung dieſer natürlichen Gegenſtände zu beobachten hat, da den künſtlichen Gegenſtänden noch einige Betrachtung gehört. Man ſieht leicht, daß man bey dieſen Dingen vor allen anfangen muß, um auf die Entwickelung der beſondern Regln der Gartenkunſt zu kommen, indem

dem ſich hier Schritt vor Schritt eröffnet, was für einzelne Beobachtungen und Verrichtungen der Künſtler unter beſtändiger Rückſicht auf die Beſtimmung des Gartens anzuſtellen hat.

1. Der Gartenplatz iſt gleichſam die Leinwand, welche der Gartenkünſtler bemalt; die erſte Unterſuchung betrifft alſo die Beſchaffenheit deſſelben. Daß man zu einem Garten keine Gegend wählen müſſe, die eine ungeſunde Luft hat, die von benachbarten faulenden Sümpfen und Moräſten verdorben iſt, die ganz in der Tiefe liegt, oder aus lauter dürrer Sanderde beſteht; die nur erſt durch Hülfe vieler Mühe und Koſten zu einiger Verſchönerung zu erheben iſt; die entweder gar keine freye Ausſichten gewinnen kann, oder mit nichts als elenden Heiden und ſterbenden Geſträuchen rings umher umſchloſſen iſt: das darf hier nicht erſt erinnert werden. Die Erforderungen der Geſundheit, der Bequemlichkeit und der gemeinen Ergötzung, ſind ſo auffallend, daß man nur aus Mangel des Menſchengefühles gegen ſie verſtoßen kann.

Bey der Wahl des Platzes kömmt es auf wenig Vorſchriften an, wenn man alles das voraus ſetzt, was ſchon nach der gemeinen Gartenöconomie bekannt iſt, z. B. daß man zu den Pflanzungen einen fruchtbaren Boden, Waſſer in der Nähe u. ſ. w. haben muß.

1) Aus mehr als einer Urſache iſt für den Garten eine Gegend, welche ſchon natürliche Schönheit hat, zu ſuchen. Sie begeiſtert das Genie des Gartenkünſtlers, welcher gleichſam unter den Augen der reizenden Natur arbeitet, die ihm Vorbild iſt, mit der er wetteifern ſoll. Sie erleichtert die Mühe und Koſten der Anlage, indem ſie in Boden, Bäumen, Gebüſchen und Waſſer die Materialien reichlicher verſchaffet. Sie erhöhet die Wirkung der innern Einrichtung durch die Eindrücke, welche die Ausſichten umher machen, welche nirgends reizender ſind, als wenn ſie aus einem

Garten, der ſchon an ſich angenehm iſt, betrachtet werden können. Alſo, ſo viel als geſchehen kann, freye, heitere und abwechſelnde Ausſichten in der Nachbarſchaft des Gartens. Allein ſie müſſen nicht überall ganz vor Augen liegen, nicht aus allen Theilen des Gartens nach ihrer völligen Größe wahrgenommen werden, weil ſie ſonſt die Wirkung der Gartenſcenen ſehr unterbrechen würden. Die Ausſichten in die Ferne ſind alſo bald zu verſchließen, bald zu eröffnen, bald nach dieſem, bald nach jenem Geſichtspuncte abzuändern, ſo daß dadurch nicht nur ihre eigene Wirkung gehoben und vervielfältiget, ſondern daß dieſe auch in eine Uebereinſtimmung mit den mannigfaltigen Auftritten im Garten ſelbſt gebracht werde. Dieß iſt eine weſentliche Regel, welche der Gartenkünſtler nie überſchreiten muß. So würde z. B. bey einer Eremitage eine völlig eröffnete heitere Ausſicht nicht an ihrem Orte ſeyn. Aber auch bey Anlegung der Gartenſcenen ſelbſt muß man auf die Eigenſchaft des Theiles der benachbarten Gegend, wohin der Proſpect gerichtet iſt, Rückſicht haben; zumal da es leichter iſt, daß ſich der Garten nach der Gegend, als daß ſich die Gegend nach dem Garten bequeme, wenn man nicht mit den umherliegenden Gegenſtänden ſolche gewaltſame Veränderungen, dergleichen ſich oft der Britte erlaubt, vornehmen will. Alles kömmt überhaupt darauf an, daß die innern Proſpecte des Gartens mit den äußern Proſpecten der Gegend in eine ſolche Verbindung geſetzt werden, daß kein Widerſpruch entſtehe, ſondern vielmehr eine ſo ſehr als möglich vereinte und verſtärkte Wirkung erzeugt werde.

Hat die Gegend hie und da Ungleichheiten und Gegenſtände, welche ſeltſam abſtechen, ſo kann ſie vortreffliche Veranlaſſungen zum Contraſt geben; wie ein glänzendes Blumenbeet, dem ein benachbarter dürrer und felſiger Hügel gegen über liegt, ſich mehr in ſeiner Schönheit hebt.

2) Ein Plaz, der nur aus einer Ebene beſteht, iſt nicht ſehr zum Garten geſchickt, weil er an ſich zu viel Einförmigkeit hat, und die künſtlichen Abänderungen zu viel Koſten erfordern. Man wähle eine Gegend, die zwar nicht ganz ohne Ebenen ſeyn darf, weil dieſe immer brauchbar ſind, die aber doch auch natürliche Erhöhungen, Vertiefungen, und überhaupt mancherley Abſätze hat. Eine ſolche Grundlage enthält nicht allein ſchon an ſich Abwechslung; ſie iſt auch überaus behülflich, den Gartenſcenen, die darauf angelegt werden ſollen, mehr Abänderung und mehr Eindruck zu geben. Es iſt Klugheit, von der Natur alle Vortheile anzunehmen, die ſie zur vollkommnern Anlage eines Gartens anbietet.

3) Der Gartenplaz muß von einem nicht geringen Umfange ſeyn. Die Größe deſſelben beſtimmt viel die ganze innere Anlage und Einrichtung aller Scenen. Je weiter der Umkreis iſt, deſto mehr wird, ihn zu nutzen, von dem Genie und der Einſicht des Gartenkünſtlers erwartet. Ausgedehnt aber muß der Gartenplaz ſeyn, damit die verſchiedenen Auftritte nicht über einander gehäuft werden, ſondern ſich allmählich folgen, und die Bewegungen nicht verwirren, ſondern nach und nach in einer harmoniſch fortſchreitenden Reihe hervor bringen. Ein Plaz, welcher gar zu ſchmal iſt, auch wenn er eine weite Strecke gerade fortläuft, hat, um einen ſchönen Garten aufzunehmen, mancherley Unbequemlichkeit. Er muß, ſo viel als möglich, Ausdehnung von allen Seiten haben.

4) Man unterſuche den natürlichen Character einer Gegend, worin man einen Garten anlegen will, um ſich nach dieſem Character zu bequemen, und von ihm allen Gebrauch zu machen, der nur verſtattet wird. Man ſoll der Natur folgen, nicht aber ſie mit vergeblicher Mühe und Koſten verderben, und, in der Abſicht zu verſchönern, ſeltſame Verunſtaltungen erzwingen.

Man ſoll den Plan zur Anlegung eines Gartens nicht nach einem einzelnen Modelle, welches gefallen hat, entwerfen, ſondern beſtändig Rückſicht auf die beſondere Beſchaffenheit der Gegend nehmen, worin man bauet. Bey dieſer Vorſicht wird man mehr der Natur getreu bleiben; und mehrere Gärten werden ſchön ſeyn, ohne genaue Copien zu werden.

Der natürliche Character einer Gegend kann einfach oder zuſammengeſetzt ſeyn. Er kann entweder ganz einſam, lebhaft, ernſthaft, munter, lachend u. ſ. w. oder aus einer Vermiſchung von dieſen Eigenſchaften zuſammengeſetzt ſeyn. Berge und hohe Waldung geben Ernſt und eine gewiſſe feyerliche Größe; dicke Gehölze, Einſamkeit; kleine zerſtreute Hügel, fließende Bäche, blumige Wieſen, Lebhaftigkeit und Heiterkeit. Die Nachbarſchaft der umliegenden Gegenſtände breitet den Einfluß von ihrem Character über den beſtimmten Gartenplatz, welcher zwiſchen ihnen ruhet, aus. Viel kann die Kunſt hier durch Aushauung, Erhöhung, Vertiefung, Verpflanzung und andere Mittel der Abänderung bewirken; aber ſie muß es nie wagen, durch gar zu gewaltſame Umkehrungen die Anlagen der Natur zu zernichten, da keine davon ſo leicht ſo ſonderbar iſt, die ſich nicht mit geſunder Ueberlegung und Geſchmack glücklich anwenden ließe.

Nicht weniger, als die Gegenſtände, beſtimmt die natürliche Lage in Abſicht auf Ebene, Erhöhung und Vertiefung, wie ſchon erinnert iſt, den Character einer Gegend.

Ein zuſammengeſetzter Character einer Gegend hat einen ſichtbaren Vorzug vor einem einfachen, zumal für einen Garten von einer weiten Ausdehnung. Man merke ſodann auf die natürlichen Abtheilungen dieſes Characters, um darnach die nöthigen Ausbildungen und die Anlegung der Scenen an ihrem Orte ſo zu treffen, daß eine jede mit dem Character der Stelle, wo ſie ſich befindet, genau überein ſtimme. Denn eben aus der Beobachtung dieſer Regel kann erſt die ſchickliche Verbindung der verſchiedenen einzelnen Charactere eines Gartenplatzes, und daher die Vollkommenheit des Ganzen entſpringen.

5) Es iſt Pflicht des Gartenkünſtlers, natürliche Fehler ſeines Platzes, welche die Natur bey ihren gröſſern Beſtrebungen immer liegen laſſen konnte, zu verſchö-

ſchönern oder zu verſtecken, doch ohne eine zu weit getriebene ängſtliche Sorgfältigkeit. Alles aufputzen und ſäubern wollen, beweiſet, daß man Kleinigkeiten ſchätze, wie man nur das Wichtige ſchätzen ſollte; beweiſet, daß man nicht weiß, wie ſehr oft geringe Nachläſſigkeiten nicht nur mit der Wirkung der Schönheit beſtehen können, ſondern auch, von ihr abgeſondert, einen gewiſſen Theil des Natürlichen, welches immer gefällt, fehlen laſſen würden.

6) Nicht genug kann es eingeſchärft werden, daß man ſich vor unnöthigen Verwüſtungen der natürlichen Gegenſtände, die man auf ſeinem Gartenplatze findet, zu hüten habe. Viele glauben, daß ſie erſt alles wegräumen müſſen, was die Natur wachſen ließ, ehe ſie ihre Anpflanzungen anfangen können; und die Erfahrung zeigt, daß ſie weit früher und glücklicher ihre Abſicht erreicht haben würden, wenn ſie der Natur mit mäßigern Abänderungen und Zuſätzen zu Hülfe gekommen wären. Unterdeſſen daß die neuen Anpflanzungen nicht gedeihen, oder nur langſam zu einer gewiſſen Vollkommenheit gelangen, wird man über den Entwurf müde, oder ändert von Zeit zu Zeit, bis ſo viel geändert iſt, daß dem Werke nicht mehr geholfen werden kann. Vieles, was bey dem erſten Anſcheine Ueberfluß oder ſelbſt Hinderniß ſcheint, läßt ſich bey näherer Betrachtung geſchickt in den Plan einflechten. Ein Baum, der ein halbes Jahrhundert zu ſeinem ſchönen Wuchſe brauchte, wird oft, nicht ohne eine Art von Verbrechen, einer Kleinigkeit wegen weggehauen. Was eine angenehme Ausſicht merklich unterbricht, oder gar Widerſpruch erreget, das haue man weg; ſo wie überhaupt der Gartenkünſtler, welcher pflanzt, auch den Beruf hat, alles fortzuſchaffen, was zu ſtörriſch iſt, um ſich auf irgend eine Weiſe mit dem Plane ſeiner höhern Verſchönerung vereinigen zu laſſen. Nur ohne eine ſolche Nothwendigkeit verderbe man nichts.

Daß

Daß der Herzog von Antin ein ganzes ſchönes Gehölz auf einmal umfällen ließ, um bloß einem augenblicklichen Einfalle Ludewigs des XIV. aufzuwarten, iſt eine bekannte Anekdote, die zur Beſchämung ähnlicher niederträchtiger Hofſchmeichler länger bekannt zu bleiben verdient.

7) Ueber die Gränzen des Gartenplatzes laſſen ſich keine beſtimmte Vorſchriften ertheilen, da ſie theils nach der Beſchaffenheit der Gegend, theils nach der Einrichtung des Gartens ſelbſt einer großen Abänderung unterworfen ſind. So viel läßt ſich indeſſen allgemein behaupten, daß ſie nicht unter eine gewiſſe abgemeſſene Forme, z. B. von Viereck u. d. gl. zu zwingen ſind; daß ſie nicht zu merklich abgeſtochen und genau in das Auge leuchten müſſen; daß ſie angenehmer ausfallen, wenn ſie ſich allmählich in die mehr nachläſſige Landſchaft verlieren, ohne daß durch Mauer oder Graben ein gar zu deutliches Gränzzeichen vorgelegt wird.

2. Unter den natürlichen Materialien, die der Gartenkünſtler zu bearbeiten hat, nimmt Baumwerk in der weiteſten Bedeutung die erſte Stelle ein. Der Künſtler ſoll theils das auf ſeinem Platze ſchon vorhandene Baumwerk zu der vollkommenſten Beſtimmung ſeines Werkes zu bilden, theils es da, wo es fehlt, und für das Ganze erforderlich iſt, durch Anpflanzung hervor zu bringen ſuchen. Zum Baumwerke gehören Stauden, Gebüſche, Bäume; dieſe können auf eine mannigfaltige Art zuſammen geſetzt, geordnet und ausgebildet werden. Hieraus entſtehen Alleen, Hecken, Lauben, welche mehr der Kunſt folgen, und kleine Gruppen, Luſtwäldchen oder Haine und Wildniſſe, welche mehr der freyen Natur überlaſſen ſind. Wir wollen weder jene, die bey der nöthigen Beſtimmung ihren Werth haben, mit dem Engländer verwerfen, noch dieſe mit ihm zu ſehr erheben, da auf einer ſicherern Mittelſtraße beyde Arten der mehr künſtlichen und der mehr natürlichen Anordnung mit einander beſtehen

 kön-

können, und zwar ſo, daß eine glückliche Wirkung des Gartens nicht verfehlt wird.

Zuvörderſt werden dieſe Bemerkungen dem Gartenkünſtler dazu behülflich ſeyn können. 1) Sowohl bey dem Baumwerke, welches ſchon da iſt, als auch bey demjenigen, welches durch Anpflanzung hervor gebracht wird, muß Freyheit in der Bearbeitung und Anlage herrſchen: eine Freyheit, wie die Natur ſie in ihren ſchönſten Gegenſtänden liebt. Etwas anders iſt es, den Naturgewächſen durch Pflege und durch Abſonderung ſchädlicher oder widriger Auswüchſe, durch Beförderung ihres Wachsthumes und ihrer Schönheit zu Hülfe kommen; etwas anders, gewaltſame Formen und Umbildungen in ſie hinein zwingen. Nirgends iſt die Kunſt eckelhafter, als da, wo ſie natürliche Gegenſtände zu verkünſteln ſich beſtrebet. Der Baum in der freyen und nachläſſigen Ausbreitung ſeiner Zweige und Blätter wird jedes unverwöhnte Aug reitzen; aber er muß mißfallen, ſobald er unter der frechen Hand gemeiner Gärten in Kegel, Pyramiden, Blumentöpfe und andere widerſinnige Geſtalten verkünſtelt wird. Wahrlich, nicht weiter kann man die kindiſche Tändeley bringen, als ſie in Anſehung der Bäume in vielen Gärten ſchon getrieben iſt. Nicht bloß mit der Verunſtaltung einzelner Bäume begnügte man ſich; man dehnte ſie auch auf ganze Gruppen aus; man legte von Gebüſchen Cabinete, Speiſeſäle, Klöſter, Theater, Amphitheater, Triumphbogen, und hundert Spielwerke mehr an, in der falſchen Meinung, dadurch gartenmäßige Schönheiten hervor zu bringen.

2) Die Natur hat in Geſträuchen und Bäumen eine große Mannigfaltigkeit in Anſehung der Geſtalt, der Farbe und des Wuchſes gelegt. In dem Laube allein, welche unendliche Abwechslung der Größe, der Länge und Breite, des Lichtes und Schattens, der Steifigkeit und Beweglichkeit! Schon durch die bloße

Auf-

Aufſtellung mehrerer Arten von Bäumen kann der Gartenkünſtler ohne Mühe Mannigfaltigkeit hervor bringen. Durch die geſchickte Verbindung aber entſpringt erſt eine Mannigfaltigkeit, welche mehr ſein Werk iſt. Wenn alſo verſchiedene Arten von Gebüſchen und Bäumen auf eine ſolche Weiſe mit einander vereinigt werden, daß dadurch für das Auge eine erhöhete Ergözung über die Verhältniſſe der Ausdehnung, der Geſtalt und der Farbe bewirkt wird: ſo thut der Künſtler einen Schritt weiter, als die bloße rohe Natur; ſo handelt er als ein Mann von Geſchmack.

3) Zu dieſer Mannigfaltigkeit können die Frucht- oder Obſtbäume nicht wenig beytragen, die man theils aus den brittiſchen Parks nicht ohne Beleidigung ihrer Vorrechte ganz verbannet, theils bey uns an abgeſonderten Orten zu verbergen ſuchet. Warum ſoll ſich ein Kirſchbaum nicht eben ſo frey zeigen dürfen, als eine Hagebuche? Nicht bloß durch die Schönheit des Laubes gefallen die meiſten Fruchtbäume ſo gut, als die wilden Bäume; ſie gewinnen vor ihnen noch einen Vorzug durch die Schönheit der Blüthe und der Früchte. Man erinnere ſich, ohne weitläuftiger Erklärungen zu bedürfen, nur an die Fruchtbäume, welche in den deutſchen Gärten gewöhnlich gezogen werden. Welche ſchöne Mannigfaltigkeit, welche Malerey und welcher lieblicher Contraſt, wenn ſie mit Ueberlegung und Geſchmack unter den wilden Bäumen gemiſcht würden! Dieſer Vorſchlag mag den Gartenkünſtler zu weiterm Nachdenken, und ſodann zur geſchickten Ausführung leiten. Aber ohne genaue Rückſicht auf die Zeit und Dauer des ausſchlagenden und fortblühenden Laubes der wilden Bäume, und auf die Zeit und Dauer der Blüthe und Früchte der darunter gemiſchten Obſtbäume, würde nur eine ſeltſame und eckelhafte Verwirrung an die Stelle einer harmoniſchen Ergözung treten.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen wollen wir nunmehr zu einigen beſondern Regeln gehen, welche in Abſicht ſowohl des einfachen als auch des zuſammengeſetzten Baumwerkes der Beobachtung werth ſcheinen.

Einzelnes Gebüſch und einzelne Bäume ſind nicht wohl als Gegenſtände, die für ſich erheblich wären, anzuſehen; als Mittel betrachtet, werden ſie mehr wichtig, indem ſie bald die Proſpecte verdecken, bald zerſchneiden, bald mannigfaltiger machen. Es kömmt alſo auf die Beurtheilungskraft des Gartenkünſtlers an, um ſie zu dieſen Beſtimmungen auf eine verſtändige Art zu gebrauchen.

Erheblicher ſind die Zuſammenſetzungen des Baumwerkes; als: die Alleen oder Gartengänge, Hecken, Lauben ꝛc. Von den erſtern habe ich bereits im I. Th. S. 499—513 das Nöthige beygebracht; und in Anſehung der letztern wird an ſeinem Orte ein gleiches geſchehen.

Die Zuſammenmiſchung und Verbindung mehrerer Bäume und mehrerer Gattungen derſelben iſt in der Beobachtung der Natur gegründet, und die älteſte Kunſt durfte damit nicht weniger den Anfang machen, als mit den Anpflanzungen nach einer gewiſſen beſtimmten Ordnung. Wenn der Quincunx auch wohl eben nicht die allererſte Ordnung geweſen ſeyn mag, ſo iſt es doch diejenige, wovon wir zuverläſſig wiſſen, daß ſie von den Alten geliebt wurde, und welche von den Perſern auf die Römer gekommen zu ſeyn ſcheint. Nach dieſer Ordnung waren die Alleen der Römer, wenn man ſie ſo nennen kann, gepflanzt: die kleinern Hecken aber ſind, vornämlich nach ihrer jetzigen Einrichtung, von den Franzoſen erfunden, und von ihnen allmählich weiter ausgebreitet.

1) Man hat gerathen, Alleen und Hecken, als mehr künſtliche Anordnungen, in der Nähe des Wohnhauſes anzulegen, und den Garten, je weiter er ſich

ausdehnt, von ſolchen Anordnungen befreyet, in das mehr Nachläſſige und Wilde ſich verlieren zu laſſen. Die Regel hat gewiſſermaßen ihre Richtigkeit; allein es iſt eben nicht unumgänglich nothwendig, ſich genau an dieſelbe zu binden. Zuweilen kann es Bedürfniß der Bequemlichkeit, zuweilen Bedürfniß der Schönheit verlangen, eine kleine Allee in einer Entfernung von dem Wohngebäude und mitten unter Wildnißen anzulegen. Das Unerwartete und der Contraſt können ihr da einen vorzüglichen Werth ertheilen. Ueberhaupt vergeſſe man bey allen dieſen einzelnen Regeln nicht, daß es bey Gartenſcenen ſehr viel auf die Verbindung ankömmt, und daß die Verbindung unendlich verſchieden ſeyn kann, ohne deswegen weniger als eine andere, die man geſehen oder ſich nach einer beſondern Idee gebildet hat, ſchön zu ſeyn.

Aber ermüdend und ſelbſt eckelhaft wird ein Garten, der aus nichts als Alleen und Hecken beſteht. Sie müſſen, wenn ſie gefallen ſollen, nur einen kleinen Theil des Gartenplatzes ausfüllen. Alleen, welche auf den Seiten freye Oeffnungen haben, und durch die obere Umwölbung vor Hitze und Regen ſchützen, ſind mehr werth, als dicke Hecken, welche durch die Verſperrung etwas Aengſtliches, und durch die Umformung in Wände etwas Widriges erhalten. Mehr frey gezogen, mehr ihrem nachläſſigen Wuchſe überlaſſen, gefallen ſie mehr, weil ſie der Natur näher treten.

Die Höhe der Alleen hat unſtreitig viel Angenehmes für das Auge und für die Seele; ſie erfriſcht und erhebt das Gefühl. Je weiter ſich die Länge der Alleen erſtreckt, für deſto ſchöner pflegt man ſie gemeiniglich zu halten. Allein eine gar zu ausgedehnte Länge ermüdet durch das Leere des unmeßbaren Raumes. Das Auge verliert ſich in das ſcheinbare Gränzenloſe, ohne durch einen aufſteigenden Gegenſtand zur Beſchäftigung aufgehalten zu werden; und die unangenehme Empfin-

dung, die das Leere einflößt, wird durch Scenen, die am Ende unkenntlich in der Dämmerung liegen, nicht viel gemildert.

Niedrige und dunkle Alleen, die man oft bey uns mit dem Namen philoſophiſcher Gänge zu bezeichnen pflegt, müſſen aus leicht begreiflichen Gründen nie in einem Garten häufig, noch da, wo ſie verſtattet werden, zu lang ſeyn. Nur ſelten können ſie überhaupt mit Schicklichkeit angebracht werden. Die Melancholie, die ſie nach ihrer Einrichtung erwecken, iſt oft nicht viele Grade von dem Fürchterlichen oder Schauervollen, welches außer dem Bezirke der Gartenbeſtimmung liegt, entfernt. Sodann müſſen ſie mit den Partien oder Scenen, wozu ſie führen, und mit welchen ſie verbinden, überein ſtimmen, z. B. mit einer Grotte, einer Einſiedeley, einem Bade. Zuweilen kann auch die Dunkelheit eines bedeckten Ganges, indem an ſeinem Ausgange eine heitere und lachende Ausſicht plötzlich hervor bricht, ein Mittel der Ueberraſchung werden.

2) Man wird leicht zugeſtehen, daß die mehr natürlichen Arten der Anordnung des Baumwerkes der Beſtimmung eines Gartens mehr gemäß ſind, und alſo auch mehr als jene künſtliche Zuſammenſetzungen angebracht werden müſſen. Sie laſſen ſich am bequemſten unter kleinen Gruppen, Luſtwäldchen oder Hainen und Wildniſſen zuſammen faſſen, wenn man ſich nicht zu ängſtlich an dieſen oder jenen herrſchenden Begriff aus der weitläuftigen franzöſiſchen Gartenterminologie oder an gewiſſe Eintheilungen hält, welche der Engländer eingeführt hat. Der Unterſchied iſt ſchon durch die Benennung bemerkbar, oder wird es doch durch die folgende Erläuterung werden; vor welcher noch zu bemerken iſt, daß dieſe Arten der Zuſammenſetzung nicht, wie einige glauben, erſt in den neuern brittiſchen Parks geboren ſind, ſondern ſchon zum Theile in den Gärten der Alten und ſpäter auch, doch mit einer Abänderung, in den franzöſiſchen Gärten vorhanden geweſen. Ohne in hiſtoriſche Kleinigkeiten weitläuftig einzudringen, und ohne Anhängigkeit an dieſe oder jene Erklärungsart wollen wir der Natur dieſer Gegenſtände einige Schritte nachgehen.

Die

Die kleinen Gruppen können bald mehr bald weniger zuſammengeſetzt ſeyn; von 5 bis 15 oder 20 Bäumen, über welche Anzahl jedoch die Gruppe nicht wohl hinaus ſteigen zu dürfen ſcheint, ohne ſich in ein Luſtwäldchen zu verlieren. Dieſe Gruppen können entweder als für ſich beſtehende, oder aber als verbindende Gegenſtände angeſehen werden. Im erſtern Falle werden mehrere einander zugeordnet, die unter ſich übereinſtimmen, und ein gewiſſes Ganzes ausmachen; im andern Falle ſind ſie Hülfsmittel, welche die Gartenſcenen näher zuſammen bringen, die Beſtimmungen einzelner Theile kenntlicher machen, die fortlaufende Linie unterbrechen, die Proſpecte vervielfältigen u. ſ. w. Beyde Arten von Gruppen erhalten nicht allein von der Freyheit der Anordnung und von den luftigen Zwiſchenräumen viele Anmuth; ſie verſtatten auch in der Miſchung der dicken und dünnen, der hohen und niedrigen Stämme, der weitern oder geſperrtern Zuſammenſetzung und des verſchiedenen Laubes eine ſehr große Mannigfaltigkeit. Sowohl der Ort, wo ſie anzubringen ſind, als auch die beſondere Manier der Ausbildung muß der Beurtheilungskraft des Künſtlers überlaſſen werden, da allgemeine Regeln, die nicht nach einem beſtimmten Gartenplatze und ſeinen Scenen abgemeſſen ſind, in der Ausführung nur leicht mißleiten könnten.

Wenn mehrere Gruppen an einander gefügt werden, ſo entſtehen Luſtwäldchen oder Haine. Doch ſcheinen dieſe von jenen noch in gewiſſer Abſicht unterſchieden zu ſeyn. Die Luſtwäldchen laſſen niedrige und hohe, oder von beyden vermiſchte Stämme, gerade Stämme und dazwiſchen geſtreutes Gebüſch zu; Haine aber erfordern mehr feine, geſchlanke und wohl gezogene Bäume, die dabey wenigſtens von einer mittelmäßigen Höhe ſind, nicht zu enge geſetzt, von wildem am Boden kriechenden Geſträuche gereinigt, hin und wieder

der mit freyen, durchſichtigen und hellen Oeffnungen. Nach dieſem Unterſchiede fällt den Hainen mehr Cultur und ausgewählte Schönheit zu, als den Luſtwäldchen.

Schon in dem angezeigten Charactere eines Haines liegt ein Theil der Regeln, die man bey ſeiner Anpflanzung wahrzunehmen hat. Außerdem iſt darauf zu ſehen, daß die Bäume nicht zu weit von einander ſich verlieren, wodurch ſie nur ein Haufe von einzelnen Bäumen, nicht aber, wie ſie ſollen, eine ganze Pflanzung ausmachen würden. Ferner ſind dazu ſolche Arten von Bäumen zu erwählen, die ein heiteres und liebliches Laub haben, und deren Aeſte nicht zu tief herab hängen. In ihrer Stellung iſt zur Gewinnung angenehmer Wirkungen für das Auge Abwechslung bey einer gewiſſen Ordnung, jedoch ohne eine völlige Regelmäßigkeit, ohne eine augenſcheinliche Gleichheit der Abſtände zu beobachten. Ihre Verbindung muß der Abſicht folgen, bald einen dicken Schatten, bald freye Strahlen des Lichtes, bald einen gebrochenen Sonnenblick, der mit der Dämmerung ſtreitet, und auf dem Boden ſpielt, zu verſchaffen. Weil der Spaziergang in einem ſolchen Haine ſehr angenehm iſt: ſo muß auch dem Boden die dazu erforderliche Bequemlichkeit nicht fehlen. Ein grüner Weg iſt hier ſchicklicher, als ein mit Sande beſtreuter und ſorgfältig geſchmückter Gang, dergleichen man in den franzöſiſchen Luſthainen nicht entbehren zu können ſcheint. Daß endlich Haine nur auf einem Gartenplatze von weitem Umfange anzulegen ſeyn, davon darf wohl nicht erſt der Grund entwickelt werden.

Unter Wildniſſen verſtehe ich hier kleine Haufen von mancherley Gebüſche und niedrigem Strauchwerke, welches allenfalls mit einigen Bäumen vermiſcht iſt, ohne Cultur dem natürlichen Wuchſe und ſeiner freyen Unordnung ganz überlaſſen. Sie ſind alſo von vorgedach-

dachten Gruppen, Luſtwäldchen und Hainen merklich unterſchieden. Wenn gleich Wege durchgebrochen ſeyn mögen, ſo ſind die Wildniſſe doch nicht eben für den Spaziergang beſtimmt. Sie dienen vornämlich als Mittel zur Unterbrechung und zum Contraſt. Nach einer Reihe von anmuthigen Theilen und nach einem kurzen Auftritte der Regelmäßigkeit beweiſen ſie ihre gute Wirkung. Sie müſſen aber von ſelbſt aus der natürlichen Beſchaffenheit des Gartenplatzes entſpringen, oder doch mehr freywillig entſpringen, als mit irgend einer bedächtigen Wahl zuſammen gepflanzt zu ſeyn ſcheinen. Nicht alſo an fruchtbaren, ſondern an unwirthbaren und abgelegenen Orten, an einem langſam fließenden Waſſer, welches hin und wieder durch einen verſteckten Fall ein dumpfes Gemurmel erreget.

Außer dieſen Betrachtungen über die verſchiedenen Arten des Baumwerkes und die daraus entſpringenden einzelnen Regeln ihrer Anlage und Ausbildung ſcheinen noch zwo Bemerkungen hieher zu gehören. Das Baumwerk dient dem Gartenkünſtler theils zu Schattenwerken, theils zur Malerey. Das erſte erfordert die Bequemlichkeit, und das andere die Schönheit. Beyde liegen in der Beſtimmung des Gartens vereinigt.

Zu viel und zu wenig Schattenwerk iſt ſowohl ein Fehler in einzelnen Theilen als in dem Ganzen. Der Schatten iſt nicht immer da ſchicklich, wo er angenehme Kühlung giebt. Die Beſchaffenheit des Platzes und der Scene muß zur Entſcheidung dienen. Die mancherley Wirkungen des Schattens, die der Landſchaftmaler der Natur ablauſcht, ſollten dem Auge des Gartenkünſtlers noch weniger unbemerkbar bleiben.

Die Malerey, der höhere Beruf des wahren Gartenkünſtlers, daß er nicht bloß auf einzelne Gegenſtände und auf einzelne Proſpecte und deren Wirkung, ſondern auf die Zuſammenſtimmung aller Theile, auf den Ausſchlag des Ganzen ſehe. Ueberall, wo er Baumwerk anpflanzt, oder wo er es ausbildet, vergeſſe er nie zu überlegen, wie die vortheilhafteſten Wirkungen der Farben und Schattirungen ſowohl in der Nähe bey einzelnen Scenen beſonders, als auch in den Geſichtspuncten, wo ganze Theile aus einer gewiſſen Entfernung auf einmal wahrgenommen werden, zu erreichen ſeyn.

3. Daß Blumen wegen der Schönheit der Farben ſehr angenehme Gegenſtände auf einem Gartenplatze ſind, iſt ſchon oben erinnert worden; und ich füge hier demjenigen, was von den Blumengärten im V. Th. S. 779, fgg. geſagt iſt, und eigentlich die Gärtnerey betrifft, noch Folgendes, welches eigentlich zur Gartenkunſt gehört, bey.

Weil Blumen ein ſo herrliches Schauſpiel für das Auge geben, und zugleich durch ihren Wohlgeruch ſo erquickend ſind, ſo würde es unrecht ſeyn, ſie aus der Nachbarſchaft und von dem Anblicke der Menſchen zu entfernen, oder ſie wohl gar hinter Hecken und Geſträuche zu verbergen. Obgleich Blumenbeete hie und da in dem Garten an ſchicklichen Stellen zerſtreuet werden können, ſo iſt doch die Gewohnheit zu billigen, nach welcher ſie in der Nähe des Wohnhauſes, um welches ohnedies etwas mehr Cultur und erhöhete Annehmlichkeit herrſchen muß, wie auch um Lauben und andere Oerter, wo man ſich öfter aufhält, angelegt zu werden pflegen.

Daß der Platz, wo auserleſene Blumen gezogen werden, Einfaſſung habe, und überhaupt eine mehr ſorgfältige Ordnung und Cultur zeige, iſt gewöhnlich und recht. Aber die altväteriſche Weiſe, die Blumenbeete in hundert kleine Theile zu zerſchneiden, und in künſtliche Figuren, welche nachgeahmtes Laub- und Blumenwerk vorſtellen, umzuformen, iſt ein zu kindiſches Spielwerk, als daß ſie entſchuldiget und gebilliget werden könnte. (ſ. Th. V. S. 773, f.) Addiſon nannte die Verfertiger der franzöſiſchen Blumenbeete Sonnetmacher in der Kunſt; ein wahrer und nicht zu harter Titel! Die Wirkung, welche eine ſchöne Blumenflur hat, gewinnt durch die gezierte Ausbildung der Beete nicht allein nichts, ſie wird ſogar oft durch die widrigen Künſteleyen, die ſich dem Auge zugleich entgegen drängen, zerſtreuet und geſchwächt. Und warum zu ſo vielen mächtigen Schönheiten

heiten der blühenden Natur ein Behältniß von ſo ſelt-ſamen Zierrath? Man trage die liebliche Weintraube auf ihren eigenen reinlichen Blättern auf; man reiche ſie in einer zierlichen Paſtetenforme; und merke, wo ſie am meiſten anlockt.

Wenn ausgeſuchte Blumenarten, anſtatt auf abgezirkelten Beeten gepflanzt zu ſeyn, zuweilen nachläſſig, und hin und her in einem Boden von kurzem Graſe angebracht, und mit artigen Feldblümchen vermiſcht würden: ſo müßte ein ſolches Stickwerk auf einem grünen Teppiche durch Mannigfaltigkeit und Contraſt von einer ſehr angenehmen Wirkung ſeyn.

Die Erziehung und Pflege der Blumen iſt das Geſchäft des Gärtners; die Malerey mit den Farben und Schattirungen der Blumen iſt das Werk des Gartenkünſtlers. Die verſchiedenen Geſchlechter der Blumen in eine gewiſſe Symmetrie ſtellen, das weiß man bey uns gut genug; aber noch nie oder nur ſelten hat man daran gedacht, daß ſich durch Miſchung der Höhe, Größe und Farben, ſowohl der Gewächſe als auch der Blüthe, ein vortreffliches Gemälde hervor bringen läßt, welches aber ein feines Auge, genaue Kenntniß des Colorit und Beurtheilung erfordert, ehe es mit einiger Vollkommenheit erſcheinen wird. Hier iſt ein neues Feld der Beobachtungen und des Studiums des Gartenkünſtlers. Er kann durch das Lebhafte und Friſche den Blumenmaler weit übertreffen, da ihm die Natur ſelbſt ihre Hand bietet, um ſie zu führen; allein die beſtändigen Veränderungen, welche täglich auf dem Schauplatze der Blumenflur vorgehen, verlangen auch von ihm eine ſehr ſorgfältige Achtſamkeit und eine fortdauernde Ueberlegung. Er merke vornämlich auf die Gewächſe, welche gleichzeitig hervor kommen; und wenn er frühere oder ſpätere mit ihnen verbindet, ſo überlege er vorher, welche Wirkung der Unterſchied der Staudenſtämme, der erſt empor keimenden oder

ausſchlagenden Blätter und Knoſpen und Blüthe mit denen, die alsdann im vollen Flore ſtehen, hervor bringen würde. Was rankig wächſt, unbedeutende Farben hat, rauh und dürftig an Blättern iſt, ſchickt ſich nicht ſehr zur Malerey der Blumenflur. Die feinſten und lieblichſten Farben müſſen dem Auge am nächſten ſeyn; die ſtärkern und leuchtenden mehr in der Ferne. Man ſteige von dem Weißen zum Strohgelben, vom Fleiſchfarbenen zum Roſenrothen, vom Violetten zum Dunkelblau, vom Goldgelben zum Purpurrothen. Das Graue, Braune oder Grüne der Stämme, die Verſchiedenheit des Grüns der Blätter, die Formen und Lagen ſowohl von dieſen als auch von den Blumen ſelbſt, alles dieſes muß in Betrachtung gezogen werden. Die Uebergänge müſſen nicht plötzlich, ſondern ſanft und fortſchreitend ſeyn, die lichtern Farben ſich mit den dunkeln freundſchaftlich zuſammen geſellen. Eine Menge von andern kleinern Regeln wird die Prüfung eines geübten Auges und anhaltende Beobachtung von ſelbſt an die Hand geben. Und dieſe Art der Aufmerkſamkeit auf die liebenswürdigen Geſchlechter der Blumen und auf die Verſchönerung ihrer Wirkungen wird den Umgang mit ihnen, welcher an Veranlaſſung ſelbſt zu lehrreichen Betrachtungen ſo reich iſt, auch unterhaltender und anziehender machen.

Die Orangerien, die in unſern heutigen Gärten ſo gewöhnlich ſind, verdienen hier gelegentlich noch ein Wort. Man verſteht darunter den ſämtlichen in und bey einem Garten befindlichen Vorrath von Citronenbäumen, Pomeranzenbäumen, und in weiterer Bedeutung auch von allen ausländiſchen Bäumen und Gewächſen, welche in dem Gewächshauſe aufbewahrt werden. Daß ihnen eine vorzügliche Schönheit eigenthümlich ſey, iſt nicht zu läugnen; allein man macht mehr aus ihnen, als man ſollte, wenn man glaubt, daß kein deutſcher Garten ohne eine reiche Orangerie ſchön

ſeyn

ſeyn könne; ein Wahn, welcher oft den kleinſten Beſitzer beherrſcht. Einige Orangenbäume in der Nähe des Wohnhauſes ſind, der Geſtalt, des balſamiſchen Geruches der Blüthe, und des Goldes der Früchte wegen, ſehr angenehm. Aber die Unterhaltung einer großen Orangerie in Deutſchland iſt nicht allein deswegen zu widerrathen, weil ſie ſehr koſtbar iſt, viele Wartung erfordert, und oft den nützlichen Gartentheilen die beſte Erde raubt, ſondern auch, weil die Orangenbäume unter uns nur kranke Fremdlinge ſind, die, unſerer rauhern Luft ungewohnt, ſich immer nach den Gewächshäuſern, ihren Spitälern, ſehnen. Wie viele ſchöne Gewächſe und Bäume haben wir nicht, die in unſerm Klima ſich vortrefflich befinden, und uns Ergötzung genug geben, ohne daß wir nöthig hätten, mit Koſten und Mühe ausländiſche Pflanzen herbey zu holen, die faſt immer ſiechen und ſo leicht ſterben!

Es ſey mir erlaubt, hier auch zugleich dasjenige, was bey dem Kaufe und Verkaufe der Landgüter, imgleichen bey Abſonderung des Lehens und Erbes, in Anſehung der Orangerien, Rechtens iſt, hinzu zu fügen.

Bey dem Kaufe und Verkaufe der Landgüter, iſt die Orangerie als ein Zubehörungsſtück des Gartens anzuſehen, und muß daher, wenn ſie nicht von dem Verkäufer ausdrücklich vorbedungen wäre, dem Käufer überlaſſen werden. Denn, weil das vorhandene Gewächs- oder Treibhaus ohne dieſelbe ganz unnütz und unbrauchbar ſeyn würde, ſo entſteht daraus die rechtliche Vermuthung, daß ſolche zum immerwährenden Gebrauche des Gartens, und mithin auch des Landgutes, beſtimmt ſey.

Eine ganz andere Bewandtniß hingegen hat es mit der Orangerie in Anſehung des Lehens, indem die Rechtslehrer in dergleichen Succeſſionsfällen die Orangerie nicht dem Lehensfolger, ſondern den Allodialerben zuerkennen. Es läßt ſich, wenn man die Sache in genaue Erwegung zieht, eine gegründete Urſache, warum es in Anſehung des Lehens hierunter anders, als bey einem Kaufe, gehalten werden ſolle, ſehr ſchwer ausfündig machen. Denn, daß das Gewächshaus, wenn die Orangerie ſelbſt davon getrennet wird, un-

nütz und unbrauchbar bleibe, iſt in beyden Fällen, es möge das Gut dem Lehensfolger anheim fallen, oder verkaufet werden, immer einerley Wahrheit. Da nun dieſes der Grund iſt, warum dem Käufer die Orangerie überlaſſen werden muß; ſo iſt nicht abzuſehen, warum ſolches nicht auch bey einer Lehensfolge von gleicher Wirkung ſeyn ſollte.

Man beruft ſich zwar auf den Leg. 245 ff. de verbor. ſignif. in welchem ſolches gewiſſermaßen entſchieden ſeyn ſoll; allein, wenn man gedachtes Geſetz in dem römiſchen Geſetzbuche ſelbſt nachſchlägt, ſo findet man nichts weniger, als eine dieſem Falle anpaſſende Entſcheidung darin. Es redet dieſes Geſetz nur von ſolchen Zierrathen, welche nicht zum Weſen des Hauſes gehören, ſondern bey demſelben gar füglich getrennet werden können. Die Orangerie aber iſt, wie vorgedacht, ein weſentliches Stück in Anſehung des Gewächshauſes, indem ſolches ohne dieſelbe gänzlich unbrauchbar, und einem Steinklumpen gleich zu achten iſt. Will man hiebey ſeine Zuflucht zu dem römiſchen Rechte nehmen, ſo iſt der Lex. 26. ff. de inſtr. viel deutlicher und entſcheidender, dergeſtalt, daß es, wenn man denſelben zum Grunde leget, faſt nicht mehr bedenklich fallen kann, die Orangerie, nach den Meinungen des Labeo und Trebatius, dem Lehen beyzulegen; wenigſtens wird ein Jeder finden, daß dieſes Geſetz der Sache weit angemeſſener, als der oben angeführte Lex. 245. ff. de verb. ſignif. iſt.

Außerdem hat man auch Orangerien, die nicht bloß in Gefäßen aufbehalten werden, ſondern bey welchen die Stämme, gleich andern Bäumen, ordentlich in das Erdreich eingewurzelt ſind, ſo daß ſie den Sommer hindurch frey ſtehen, gegen den Winter aber überbauet werden. Bey ſolchen kann ihre immerwährende Beſtimmung zum Garten, und mithin auch zum Lehengute, nicht weiter zweifelhaft ſeyn. Denn ſie, bey dieſer Beſchaffenheit, von dem Orte ihrer Beſtimmung wegbringen, und an einen andern ausſetzen zu wollen, würde natürlicherweiſe ihr gänzliches Verderben und ihre Vernichtung nach ſich ziehen.

Auf dieſe Art von Orangerien ſcheint Javolenus, in dem angeführten L. 26. ff. de inſtr. ſein Abſehen gehabt zu haben; wenn er den vorhin erwähnten Meinungen des Labeo und Trebatius alsdann ebenfalls beypflichtet, „wenn die Luſtbäume dergeſtalt mit dem Hauſe verbunden wären, daß ſie beſtändig dabey bleiben müßten.“

Von

Von der jetzt erwähnten Art findet man zwar die Orangerien nur ſelten; indeſſen ſind doch auch die Gefäße, welche bey den gemeinen, nur etwas wichtigen Orangerien zur Erhaltung der Stämme erfordert werden, von ſolcher Größe und Schwere, daß ſie nicht anders, als mit vielen Koſten, von einem Orte zum andern gebracht werden können. Allein, nicht nur der Transport ſolcher Orangerien fällt ſehr koſtbar und beſchwerlich, indem ein Baum, der auch nur einen Fuß im Durchſchnitt des Stammes, und dabey eine verhältnißmäßige Krone hat, wegen der dazu nöthigen, großen, und mit Erde angefüllten, auch mit Eiſen beſchlagenen Kaſten, nicht unter 6 Pferde, und zwar nur auf eine kurze Diſtanz, fortgeſchaffet werden kann; ſondern es befindet ſich auch die ganze Orangerie dabey in ſehr großer Gefahr, dem größeſten Theile nach zu verderben und auszugehen, welches wegen der vielen Erſchütterungen, ſo die jungen Wurzeln unter dem Transporte auszuſtehen haben, leicht von ſelbſt zu ermeſſen iſt.

Zieht man alles dieſes in Erwegung, ſo kann man ſich faſt nicht anders vorſtellen, als daß des Erblaſſers Meinung dahin gerichtet ſey, daß die Orangerie bey dem Gute beſtändig bleiben ſollte. Man wird hierin noch um ſo mehr beſtärket, wenn man betrachtet, daß eine ſolche Orangerie, wenn ſie nicht an dem Orte ihrer Beſtimmung bleiben, ſondern fortgeſchaffet werden ſollte, nicht allein ſelbſt zu Schanden gehen, ſondern auch der Transport davon faſt mehr, als dieſelbe an ſich werth iſt, koſten würde; dieſes aber wäre von dem Anleger derſelben ſehr unrichtig gedacht, indem ein jeder ſeine neue Werke eher erhalten, als vernichtet wiſſen will. Von dem verſtorbenen Lehnsbeſitzer aber iſt, der Billigkeit nach, zu vermuthen, daß er richtig und nicht ſo verkehrt gedacht habe; man kann alſo auch ſeinen Handlungen keine andere Deutung, als nach einer ſolchen vernünftigen Denkungsart, geben.

Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß nach der faſt durchgehends eingeführten Obſervanz, die gewöhnlichen Orangerien zu dem Erbe gerechnet werden, welches aber der Billigktit nicht gemäß iſt. Dem Gute wird dadurch eine Zierde und Annehmlichkeit entriſſen, den Allodialerben aber wenig damit genutzet, indem in unſern Tagen der allgemeine Geldmangel auch einen Mangel an Orangeriekäufern verurſachet, und ſie daher öfters für ein Spottgeld verkaufet wird, wenn nicht der künftige Beſitzer ſolche aus gutem Willen durch einen Vergleich an ſich löſen will.

Ueberhaupt kann die Wegnehmung oder Zurücklaſſung der Orangerie nur bey ſolchen Lehen, die unter dem ſächſiſchen Rechte ſtehen, von Wirkung ſeyn. Denn auf dieſen dürfte der Lehensfolger, wenn ſie als ein Zugehör des Lehens anzuſehen wäre, den Land- und Allodialerben deshalb keine Vergütung widerfahren laſſen. In den unter dem gemeinen Lehenrechte ſtehenden Lehen müßte zwar der Lehensfolger das Erbe deshalb befriedigen; da es aber in deſſen freyen Wahl ſteht, ob er die Orangerie gegen Bezahlung behalten, oder ſolche den Allodialerben überlaſſen will, und ſich in unſern Zeiten wohl nicht ſo leicht Jemand, ſie nach der Taxe des wahren Werthes zu bezahlen, entſchließen wird, ſo wird es doch in den meiſten Fällen nur eine Kleinigkeit betragen, welche die Leztern durch ein gütliches Abkommen dafür zu erwarten haben.

Oeconomia forenſis, 2. Band, Berl. 1776, 4. S. 345; und 4. Band, 1778, S. 119, fgg.

4. Freye und offene Plätze, ſind in einem Garten nicht allein der Geſundheit und Bequemlichkeit wegen nöthig; ſie ſind auch einer beſondern Anmuth und Schönheit für das Auge fähig. Sie erheitern, nach dem Umherwandeln in einer ſchattigen Gegend, durch Himmel und Luft. Sie erfriſchen in den kühlen Stunden des Morgens und Abends, oder nach einem Sommerregen, indem die Wolken über unſerm Haupte umher ſchweben und ihre liebliche Malereyen bilden, verändern, auslöſchen. Sie eröffnen den Anblick der längern Strahlen und der Spiele des Regenbogens. Sie enthüllen auf einmal unvermuthete Proſpecte, und laſſen in ihrem Raume mancherley Scenen zu, die ihren Reitz ungemein vervielfältigen und erheben können.

Anmuthiger ſind ſolche Plätze, wenn ſie grüne freye Raſen, als wenn ſie ſo genannte Parterre vorſtellen, die in mancherley ſonderbare Geſtalten geſchnitten, mit Buchsbaum umfaßt, und hier und da mit gefärbten Steinchen, Muſcheln und andern kindiſchen Spielwerken angefüllt ſind. Doch franzöſiſche Parterre, zumal mit dem Pomp der neuern Zuſätze beladen, verdienen keine Vergleichung mit den freyen und edlen

Raſen,

Raſen, welche uns die Natur eher, als das Beyſpiel des Engländers, vorgezeigt hat. Denn, wenn man die Raſen für eine Erfindung des Engländers hält, wie einige ſie dafür gehalten haben, ſo bedenkt man nicht, daß ſie ſchon lange vorher ſelbſt in den Gärten vorhanden geweſen ſind, aber nur erſt in den neuern brittiſchen Parks eine ſchönere Ausbildung gewonnen haben.

Je lebhafter das Grün iſt, deſto anmuthiger ſind, überhaupt betrachtet, die Raſen. Auch hier laſſen ſich mannichfaltige Schattirungen anbringen, wozu, außer der natürlichen Beſchaffenheit des Graſes, die Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens und ihre verſchiedene Abänderungen, ſehr viel beytragen können. Ein vollkommen ebener Raſen, zumal wenn er ganz leer von andern Gegenſtänden iſt, ermüdet bald nach der erſten Erfriſchung, die er gegeben hat. Augenſcheinliche künſtliche Verunſtaltungen, z. B. in Wälle, Feſtungen u. d. gl. ſind zu weit von der Beſtimmung des Gartens entfernt, als daß ſie auch nur geduldet zu werden hoffen könnten. Die Anordnung der Raſen muß überhaupt frey und ungekünſtelt ſeyn, und ſich beſonders nach der Lage des Platzes und der Auftritte richten, die ihn umgeben. Sie müſſen vornämlich nach verſchloſſenen Scenen und dunkeln Schattenwerken folgen, weil ſie, vermöge ihrer Natur, den Begriff der Freyheit und Heiterkeit geben.

Iſt ein Raſen von einem weiten Umfange, ſo wird ſeine Wirkung mehr durch Unterbrechungen gehoben, als wenn der ausgedehnte leere Raum in ſeiner ganzen Auswickelung da liegt. Zu den Unterbrechungen können theils künſtliche Gegenſtände, als: Gebäude und Statüen u. ſ. f. theils Gruppen von Bäumen, dienen. Dadurch wird auch das Einförmige, welches ſonſt ein ſolcher Platz hat, mehr vermindert, und mehr Belebung hervor gebracht. Die Anmuth der grünen Raſen kann mit dem Laube der Bäume in einen

Contraſt gebracht werden. Eine überaus angenehme Malerey entſpringt, wenn Fruchtbäume mit ihrer vollen Blüthe hin und wieder das friſche Grün des Bodens beleben.

Ein Mehreres von dieſer Materie wird in dem Art. Raſenſtück vorkommen.

5. Das Waſſer iſt ſelbſt in Anſehung der Anmuth ein unentbehrlicher Theil, und zur Verſchönerung eines Gartens verſchiedener Bildungen und Abänderungen fähig. Fließendes Waſſer giebt überhaupt einen erfriſchenden Anblick, und ein Garten kann von einem kleinen vorüber eilenden Fluſſe oder einem nahen Waſſerfalle viele Annehmlichkeiten gewinnen. Schon in der Ferne gefällt ein Gewäſſer; es belebt eine ganze Landſchaft, erheitert den Schatten, und nimmt nach ſeiner Lage, Ausdehnung und Geſtalt mancherley vortheilhafte Verbindungen mit andern Gegenſtänden an. Seine Größe, die verſchiedenen Arten ſeiner Bewegung, und die beſondern Eigenſchaften, die es von dem Character der Gegend und der Lage annimmt, haben zuſammen eine Kraft, mancherley angenehme Eindrücke auf die Seele zu machen. Weit mehr Anmuthiges hat der geſchlängelte oder gekrümmte Lauf eines fließenden Waſſers, als ein in gerader Linie gezogener Graben, worin es verſchloſſen ſeinen einförmigen Weg zu nehmen gezwungen iſt. Ein Bach hin und her an ſchickliche Stellen hingeleitet, bald ſtärker fließend, bald ſanfter dahin ſchleichend, hier offen und hervor ſchimmernd, dort verloren, hier flach, dort mit höhern Ufern von grünem Raſen oder mit überwölbendem Buſchwerke bekleidet, bildet eine der angenehmſten Scenen, die wider Vermuthen nur ſelten in den Gärten gefunden wird. Sie läßt zugleich eine der ſchönſten Verzierungen, nämlich kleine Brücken, zu, die einen ſolchen Platz dem Mannichfaltigen und dem Freyen der Natur näher bringen; und das eine holde Melancholie einflöſ-

ſende Gemurmel der Waſſerfälle, die man von den Bächen mit leichter Mühe anlegen kann, iſt doch wohl auch etwas werth. Die Gärten der Schweitz haben von dieſer Seite viele Vorzüge, da die in dieſem Lande ſo freygebige Natur ihnen von den Bergen faſt überall den nöthigen Vorrath von Waſſer zufließen läßt.

Außer dem Waſſer, welches zu den Springbrunnen gebraucht wird, ſchränkt man ſich gemeiniglich in unſern Gärten nur auf ſtehende Teiche ein. Allein auſſer dem, daß ſtehendes Waſſer keine, oder doch nur eine ſehr geringe, Erfriſchung für das Auge hat, iſt es, ſowohl der für die Geſundheit ſchädlichen Ausdünſtungen, als auch der Beſchwerlichkeit des Ungeziefers wegen, welches es hervor bringt oder an ſich zieht, mehr zu entfernen, als zu dulden. Will man Fiſchhälter im ſtillſtehenden Teiche haben, ſo mag man ſie an einem etwas entfernten Orte anlegen. Auch im fließenden Waſſer, welches mit der Beſtimmung eines Gartens mehr überein ſtimmt, laſſen ſich mancherley Arten Fiſche unterhalten, die durch den Anblick ihrer Spiele und durch die kleinen Beſchäftigungen des Fanges ländliche Ergetzung anbieten.

Die erſte und nothwendige Regel in Anſehung der durch Waſſer zu bewirkenden Anmuth erfordert, daß man ihm Abänderung ſowohl durch Leitung nach verſchiedenen Scenen hin, als auch durch die Beſchaffenheit ſeiner Größe und ſeines Laufes, verſchaffe. Es muß nie an einer Stelle ganz verſchloſſen ſeyn, noch ein immer gleich breites Beet, noch einen beſtändig einförmigen Lauf haben, ſondern durch geſchickte Vertheilung und durch einen bald kleinern, bald größern Strohm, bald ruhigern bald ſtärkern Fortlauf die Mannichfaltigkeit vermehren helfen.

Flüſſe gehören für die ausgebreitete Landſchaft. Streicht ein nicht zu breiter Arm von einem Fluſſe zufälligerweiſe durch den Gartenplaz, ſo laſſen ſich ihm manche Vortheile abgewinnen. Doch ſind Bäche, welche ohnedieß mehr in der Gewalt des Menſchen ſind, wegen ihrer größern Bequemlichkeit zu anmuthigen Vertheilungen, und wegen der vorzüglichen Fähigkeit

digkeit ihres Characters, zur Beſtimmung des Gartens mitzuwirken, am meiſten zu ſuchen.

Die Bäche, die entweder ſehr klein und ſchmal, oder in lauter einzelne einander ähnliche Theilchen zerſchnitten ſind, geben keine wahre Verſchönerung. Im lezten Falle erregen ſie ſo gar Verwirrung, zumal wenn eine Menge ſolcher Theilchen auf einmal in die Augen fällt. Ein anderer Uebelſtand entſteht, wenn man in der Abſicht, die gerade Linie zu vermeiden, und Krümmungen des Laufes zu verſchaffen, auf gar zu gezirkelte Wendungen fällt, welche ein künſtliches und widriges Anſehen haben.

Große Bäche können ſchon für ſich anmuthige Proſpecte bilden, indem ſie bald hier bald dorthin ihren Lauf nehmen und verändern, ihre Fläche bald frey und als den hellen Spiegel der Sonne und Wolken zeigen, bald durch grünes Gebüſch leichtbeſchattet hervorſchimmern laſſen. Vornämlich aber dienen die Bäche, den Character der Oerter und Scenen, mit welchen ſie in Verbindung geſezt werden, mehr zu heben, indem ſie die Munterkeit, die Freude, die Melancholie, den Ernſt, u. ſ. w. vermehren helfen können.

Bey Grotten muß der Lauf des Waſſers verſtekt und ſein Geräuſch murmelnd ſeyn. **Unter Ruinen** muß daſſelbe dumpftönend in verſchiedenen Abſätzen zwiſchen Riſſen und Geſträuchen herunter fallen. **Zwiſchen ernſthaften und dunkeln Garten-Scenen**, welche Betrachtungen der Einſamkeit gewidmet ſind, muß es ſchläfrig und langſam dahin ſchleichen. **In einem offenen und heitern Luſthaine**, muß daſſelbe ſeinen Lauf mannichfaltig krümmen, hervor glänzen und ſich mit einem geſchwindern Gange und mit lebhafterm Geräuſche wieder verbergen. **Um eine hellgrüne Laube und um ein Blumenbeet**, ſey es luſtig forteilend, laut rieſelnd über kleine Abſäze hin, ſich kräuſelnd und ſpielend, in einem klaren, durchſichtigen und reinen Boden, auf welchem Kies und natürliche Steinchen von verſchiedenen Farben ſchimmern mögen.

Waſſerfälle in einem Garten, vornämlich wenn er nicht einen ſehr ausgedehnten Umfang hat, müſſen kleiner und mäſſiger ſeyn, nicht das Getöſe, die Gewalt, den Ungeſtüm haben, womit ſie oft in der Landſchaft erſcheinen, und Schrecken und Schauer in die Seele ſtürmen. In den weiten engliſchen Parks können ſie allerdings Größe und Stärke annehmen, weil theils der mehr ausgebreitete Raum es verſtattet, theils ſich da die Empfindung des Erhabenen, die ſie hervor bringen, leichter mit den übrigen Scenen in Verbindung ſezen läßt.

Ein

Ein wüthend brüllender Waſſerfall in einem Garten aber würde zu merklich die ſanftern Eindrücke der andern Gegenſtände zerſtören. Von mäßigen Waſſerfällen ſucht man lieber wenige ſchöne, als viele ganz kleine, die keine Wirkung mehr haben, in ſchicklichen Gegenden anzulegen. Ihre Schönheit kann ſehr abwechſelnd und mannigfaltig ſeyn. Man kann ſie einfach laſſen; man kann mehrere mit einander verbinden. Man kann ſie durch rauhe Felſen ernſthafter, durch grünes Buſchwerk anmuthiger machen. Man kann ihnen von der Sonne, und beſonders von den Strahlen ihres Unterganges, ein liebliches Schauſpiel des Lichtes und der Farbenmiſchungen zufallen laſſen.

Von Anlegung der Waſſerfälle ſelbſt, hat man an ſeinem Orte eine umſtändlichere Anzeige zu erwarten.

6) Was die Garten-Wege oder Gänge betrifft, ſo hat man, in Anſehung des Baues, der Feſtigkeit und Bequemlichkeit derſelben, vorzüglich auf die Beſchaffenheit des Klima und des Erdbodens Rückſicht zu nehmen. In Anſehung einer geſchmackvollen Anlage, ſind überflüſſige Gänge, z. B. bey einer offenen Ebene, wo keine Hinderniſſe den Gang aufhalten, ekelhaft; der Mangel derſelben hingegen an Stellen, wo ſie erfordert werden, iſt verdrießlich. Man ſchadet dem Eindrucke der Gartenſcenen, ſowohl wenn man ihrer zu viel oder zu wenig anleget, als auch wenn ſie nicht gerade an denen Orten, wo ſie nöthig ſind, angetroffen werden. Die vornehmſte Beſtimmung der Gänge iſt, daß ſie zu allen merkwürdigen Scenen hinführen. Allein, mit dieſer Beſtimmung vereinigt ſich noch eine andere, nämlich daß ſie eine ſolche Wendung nehmen müſſen, bey welcher nicht allein überhaupt Abwechſelung und Mannichfaltigkeit genoſſen wird, ſondern auch die beſten Proſpecte bald auf einmal, bald allmählich, in der vortheilhafteſten Enthüllung erſcheinen, hingegen der Anblick mißfälliger Auftritte ganz verdeckt bleibt. Die Anlage der Wege erfordert alſo eine ſorgfältige Aufmerkſamkeit auf die Geſichtspuncte, aus

welchen auf denſelben die Gegenſtände in die Augen fallen.

Nach der Lage und Beſchaffenheit nicht nur des Bodens, ſondern auch der Gartenſcenen ſelbſt, müſſen die Wege bald in der Tiefe verweilen, bald mit den Anhöhen ſich erheben, bald eine gerade Linie fortlaufen, bald ſich krümmen, bald von einem ſchmalern, bald von einem breitern Umfange ſeyn, und dadurch eine gewiſſe Abwechſelung ſchon in ſich enthalten. Hat man ein beſtändiges Augenmerk auf den Genuß der Ausſichten, und der angenehmſten Wirkungen aller Auftritte, ſo kann es nicht ſchwer ſeyn, die Gänge glücklich anzulegen. Durch das Gegentheil wird man in Anſehung dieſes Punctes vielfältig fehlen, und gemeinen Gärten ähnlich bleiben, die ihre Wege hinwerfen, wo es ihnen einfällt, oder wo der Boden und die Schnur die erſte beſte Bequemlichkeit dazu anbieten. Es iſt demnach widerſinnig, wenn ſich der Garten nach Gängen, die ſchon vor ſeiner völligen Einrichtung entworfen ſind, bequemen muß. Dieſe können erſt alsdann wohl angeleget und gehörig beſtimmet werden, wenn alle Theile und Scenen des Gartens ihre vollkommene Anpflanzung und Ausbildung erhalten haben.

Weil die Gänge nur ein Hülfsmittel, nicht aber ein Hauptwerk in den Gärten ſind, ſo iſt es eine ſehr unſchickliche Anlage, wenn viele derſelben, an ſtatt hier und da verdeckt zu ſeyn, auf einmal hervor brechend in die Augen fallen, und eine Art von Nachahmung der Stadtgaſſen vorſtellen. Außerdem ſind die Gänge an ſich zu unerhebliche Gegenſtände, als daß ſie verdienten, beſonders zur Schau ausgeſtellet zu werden.

Wenn Gänge nur die nöthige Bequemlichkeit haben, ſo dürfen ſie nicht unter einem ſo ängſtlichen Ausputze der durch das kleinſte emporſprießende Gräschen ſchon beleidiget wird, gehalten werden. Sie ſollen

nicht den ſaubern Böden in unſern Putz= und Staats= zimmern gleichen, ſondern vielmehr einen Theil von dem Sorgloſen und Nachläſſigen haben, welches die ländliche Natur nicht nur über ihre eigene Werke, ſondern auch über Scenen der Kunſt, die mit ihr verbunden ſind, auszubreiten pflegt. Endlich muß ſich auch die größere oder geringere Bearbeitung der Wege nach den Auftritten richten, zwiſchen welchen ſie liegen, oder zu welchen ſie hinleiten.

Um das in den Gartengängen hervorkeimende Gras zu erſticken, dürfte man nur dieſelben dick mit Salz beſtreuen; denn, Salz in gehöriger Menge unter die Erde gemiſcht, befördert das Wachsthum aller Pflanzen, der Ueberfluß deſſelben hingegen verhindert es. Da aber dieſes Mittel zu koſtbar iſt, ſo nehme man Bökelwaſſer von geſalzenem Fleiſche oder von Häringen, gieße ſolches über den Weg hin, und vermiſche es, wenn es zu ſcharf iſt, mit etwas gemeinem Waſſer. Wenn eine ſtarke Sonnenhitze oben eine Kruſte von Salzkryſtallen anſchießen macht, löſe man dieſe mit friſch übergegoſſenem Waſſer auf, mit welchem alsdann das Salz ſich in den Boden hinein zieht. Man wird dadurch nicht allein das Aufkeimen des Graſes verhindern, ſondern zugleich die Inſecten von ſolchen Gängen abhalten, wenn man damit einige Jahre lang continuiret.

Journ. oecon. v. J. 1765.
Berl. Samml. 1. B. S. 372.

III. Von den künſtlichen Gegenſtänden auf einem Gartenplatze. Auch unbelebte Gegenſtände können den Reitz natürlicher Schönheiten erhöhen helfen, wenn ſie nur, ihrer Natur und Beſchaffenheit nach, mit der Beſtimmung eines Gartens harmoniren, nicht bloß mit dem beſondern Orte, wo ſie ſich befinden, ſondern auch mit der Wirkung des Ganzen zuſammen treffen, und die angemeſſene Ausbildung, Stellung und Einſchränkung haben. Die herrlichſte Landſchaft gewinnt nicht allein durch ein Gebäude von edler Architectur, ſondern auch ſelbſt durch eine Hütte, eine Brücke ꝛc. ſehr viel an Eindruck.

Ein Theil der künſtlichen Gegenſtände, die in einem Garten gewöhnlich oder ſchicklich ſind, iſt mehr Nothdurft und Bequemlichkeit; ein anderer Theil mehr Verzierung. Zuweilen kann einerley Gegenſtand an einem Orte Bedürfniß, und an einem andern bloße Verſchönerung ſeyn.

Zu den künſtlichen Gartengegenſtänden gehören vornämlich Gebäude, Ruinen, Grotten, Brücken, Statüen, Inſchriften und Monumente, und Waſſerkünſte.

In ſehr ausgedehnten Gärten machen Gebäude eine nicht geringe Zierde aus. Aber ſie können nicht bloß zur Anfüllung eines Platzes, nicht bloß zur Bezeichnung oder zur Verſchönerung der Proſpecte dienen, welches in der That eine zu unerhebliche Beſtimmung ſeyn würde; ſie können nicht bloße Gegenſtände, ſondern müſſen Gegenſtände von einer beſtimmten Bedeutung ſeyn, und einen Character haben, der mit dem Character ſowohl des Landes, als auch des beſondern Ortes, den ſie einnehmen, harmonirt. Sie ſind ſehr geſchickt, den Character der Scenen nicht nur deutlicher anzuzeigen, ſondern ihm auch einen ſtärkern Nachdruck, und einen Anſtrich, der ſie ſchnell über das Ganze verbreitet, zu geben. Sie können die Anmuth, die Malancholie, die Einfalt der Auftritte, unter welchen ſie liegen, ungemein erheben. Man hat aber nicht bloß auf die Lage, ſondern auch auf die Art der Gebäude ſelbſt, zu achten. Eine Einſiedlerwohnung auf einem freyen Platze, würde eben ſo unſchicklich ſeyn, als eine türkiſche Moſchee in unſern Gärten. Wenn gleich einigen Britten die Vermengung der mancherley ausländiſchen Bauarten in ihren Parks gleichgültig ſcheint, ſo fallen ſie doch dadurch in einen offenbaren Widerſpruch; und dieſer Widerſpruch erweckt, ſo bald er empfunden wird, eine ganze Folge von verdrießlichen Bewegungen in der Seele. Die Tempel,

pel, welche ſie in ihren Parks eingeführt haben, können, wenn man nicht in das Unſchickliche fallen will, in kleinen Gärten ſchlechterdings nicht nachgeahmet werden. In den weiten und herrlichen Parks Britanniens, auf Anhöhen in den Hainen, in einſamen und feyerlichen Gegenden, thun ſie eine vortreffliche Wirkung, indem ſie den Eindruck des Edeln und Großen verſtärken. Wenn ſie gleich, nach unſern veränderten Religionsbegriffen, einen Theil ihres Intereſſe verloren haben, ſo können ſie doch durch die Architectur, die Lage und die Verbindung mit andern Gegenſtänden, noch immer von einer guten Wirkung ſeyn. Sie verlangen übrigens einen Ort, der dem mythologiſchen Character der Gottheit, der ſie gewidmet ſind, nicht widerſpricht, und ſind den Geſetzen der ſchönen Baukunſt unterworfen. Die Tempel der Venus, der Mutter der Erzeugungen, des Bacchus, des Pan, der Freundſchaft, der alten Tugend, der Muſe des Hirtengedichtes, wie in dem berühmten Park zu Stow in England, ſind mehr dem Character der Gärten gemäß, als die Tempel der Juno, des Mars- und anderer, auch wenn dieſe als bloße Gegenſtände, und des Proſpectes wegen, aufgeführet werden ſollten. Die chineſiſchen Tempel, die man in verſchiedenen brittiſchen Parks antrifft, beweiſen, daß man oft bey der Aufnahme eines fremden Geſchmackes mehr aufnimmt, als man aufnehmen ſollte. Eine reinliche Fiſcherhütte an einem vorüber fließenden Gewäſſer, ſollte ſie nicht an dieſem Orte mehr gefallen, als der herrlichſte Tempel, weil ſie hier mehr natürlich iſt?

Die Gebäude in einem Garten ſind vormals hauptſächlich als Gegenſtände in Abſicht auf das Ganze und auf ihre Beywirkung zur Verſtärkung des Eindruckes der übrigen Gartenſcenen betrachtet worden. Allein, Gartengebäude ſind auch als Gegenſtände anzuſehen, die ſchon an ſich ſelbſt erheblich ſind, ſowohl der Bequemlichkeit, als auch des Vergnügens wegen, welches ſie gewähren.

Ein Garten muß nur ſehr wenig Gebäude haben, nicht damit überladen ſeyn. In einem Garten von nicht gar zu großem Umfange, ſind 2 bis 3 künſtliche Lauben oder Gemächer ſchon völlig hinreichend. Sie müſſen mit dem Orte, wo ſie angeleget werden, und mit den Scenen, wovon ſie zunächſt umgeben ſind, nach Bauart, Größe und Ausdehnung überein ſtimmen; ſelbſt der Anſtrich iſt nicht gleichgültig, ſondern muß ſich nach ihrer beſondern Beſtimmung und nach ihrer Lage bequemen.

Mehrere Gebäude dürfen nicht, wie in einer Stadt, in einer ſymmetriſchen Verbindung mit einander ſtehen, noch von einerley äußerm Anſehen und innern Einrichtung ſeyn. Ueberhaupt lege man ſie an ſolchen Orten an, wo man gern länger verweilt, in der Nachbarſchaft der angenehmſten Partien und der heiterſten Proſpecte. Unvermuthet gefunden ergetzen ſie doppelt, und halb beſchattet größtentheils mehr, als wenn ſie ganz frey ſtehen. Sind ſie bloße Zufluchtsörter, und nicht Gegenſtände, die ihre Einflüſſe über das Ganze mittheilen ſollen, ſo iſt es ohnedieß ſchicklicher, ſie zu verdecken. Doch können dieſelben zuweilen ſich auf einer Anhöhe und im vollen Lichte zeigen; alsdann aber müſſen ſie ſich auch an vorzüglicher Schönheit der Architectur heben.

Bey allen Gartengebäuden muß Pomp und Ueberfluß an Zierrathen ſorgfältig entfernt ſeyn, und eine leichte, freye und anmuthige Architectur herrſchen. Man hüte ſich, daß man nicht, durch das Beyſpiel des Engländers verführt, in deſſen Parks ſich zuweilen in einem Proſpecte ein Wohnhaus von edler Architectur, ein Obelisk, ein gothiſcher Thurm, ein römiſches Monument und ein chineſiſcher Tempel vereinigen, auf eine ſeltſame Vermiſchung verſchiedener fremder Bauarten verfalle; eine Ausſchweifung, die ſelbſt der ſcharfſinnige Whately ausdrücklich in einem Garten verſtattet wiſſen will, und die gleichwohl ſo auffallend iſt, daß ſie nicht einmal Nachſicht finden ſollte.

Auch nach der Beſchaffenheit der Tageszeiten, und zur Gewinnung eines reichern Genuſſes der einer jeden von ihnen beſonders eigenen Annehmlichkeiten, würden ſich kleine Gartengebäude vortheilhaft anlegen und einrichten laſſen. Auf ſolche Anlagen iſt man zuweilen durch einen Zufall gekommen. Nur ſelten hat man ſie bisher mit Bedacht gewählt, ob ſie gleich ſo viel zum Vergnügen beytragen können, und dem Künſtler eine neue Gelegenheit zur Beſchäftigung ſeines Genies eröffnen.

Künſt=

Künſtlich hingelegte Ruinen von Gebäuden in Gegenden, wo niemals ſolche Gebäude geſtanden haben, können nur eine kurze Täuſchung hervor bringen; der Betrug entdeckt ſich bald, und der Eindruck iſt verſchwunden. Auf einer Reiſe durch Italien und Großgriechenland in der angenehmſten Geſellſchaft eines Volkmann und Riedeſel, läßt man ſich gern von ihnen zu den Ruinen hinführen, die auf dem Grunde und Boden des Alterthumes liegen; aber in einem engliſchen Park die erkünſtelten Ueberbleibſel eines Gebäudes, welches zu Athen ſtand, und deſſen Reſte nur da geſuchet werden können; welcher Widerſpruch des Gegenſtandes, des Ortes und der Zeit! Und welche Wirkung, die daher entſpringt! Will man Bilder der Zerſtörung aufſtellen, warum denn eben ſo weit geſuchte? Warum nicht lieber die, welche die Natur anbiethet, und welche der Gegend eigenthümlich ſind? Wo wirklich Ruinen, auch gothiſche, vorhanden ſind, da mag man ſie liegen laſſen. Aber auch ſodann kein künſtlich zubereiteter, kein geſchmückter Zugang zu ihnen! Nach ſteilen oder verwilderten Wegen unerwartet erblickte Trümmer und Gemäuer, beſchäftigen die Phantaſie auf eine fühlbare und nützliche Art. Zurückerinnerung an die vergangenen Zeiten, und ein gewiſſes mit Melancholie vermiſchtes Gefühl des Bedauerns, welches dieſe Zurückerinnerung begleitet, ſind die allgemeinen Wirkungen der Ruinen. Aber dieſe Wirkungen können von dem beſondern Character, von dem verſchiedenen Alter, von der vormahligen Beſtimmung, von der oft deutlichen, öfters ungewiſſen Einrichtung und Geſtalt, von der Lage, von den hier und da halb vertilgten Aufſchriften eines verfallenen Gebäudes, und von andern Umſtänden, die auf Begebenheiten und Sitten hinwirken, mannichfaltige Modificationen annehmen. So erwecken die Ruinen eines Bergſchloſſes, eines Kloſters, eines alten Landſitzes, ſehr abge-

änderte Bewegungen, noch mehr abgeändert durch die Betrachtung der Zeit und anderer Umſtände, die an ſich ſo vielfältig unterſchieden ſeyn können. Wenn alſo Ruinen, die in einer Gegend wirklich vorhanden ſind, in einen Gartenplatz, der freylich nicht einge-ſchränkt ſeyn muß, hinein gezogen werden: ſo wird ein geſchickter Gartenkünſtler ſie nicht bloß mit dem Ganzen in eine gute Verbindung zu bringen, ſondern auch ihre Wirkungen zu erhöhen wiſſen, z. B. durch Unterbrechungen oder Umwölbungen mit Bäumen und Gebüſchen, die ihnen zuweilen ſchon die Natur gab.

Soll man gothiſche oder griechiſche Ruinen anbringen? Ich glaube, die erſtern; weil ſie den Triumph der Zeit über die Stärke anzeigen: ein melancholiſcher, aber nicht unangenehmer Gedanke! Griechiſche Ruinen bilden uns vielmehr den Triumph der Barbaren über den Geſchmack ab; ein trauriger und niederſchlagender Gedanke!

Um ſich von der Geſtalt der Ruinen einen deutlichern Begriff zu machen, liefere ich hier, als ein Muſter einer geſchickten Anlage derſelben, den Proſpect des dem königlichen Schloſſe Sansſouci gegenüber auf einem Berge befindlichen Baſſins, und der um daſſelbe erbaueten Ruinen, wohin man in der Hinterſeite gedachten Schloſſes eine Ausſicht hat. Siehe Fig. 853.

Die Schönheit der Grotten gründet ſich nicht allein auf den Ort, der ihnen angewieſen wird, ſondern auch auf ihre Einrichtung und mehr nachläſſige als ſorgfältige Zuſammenſetzung. Sie erfordern einige Entfernung von dem öffentlichen Anblicke, eine einſame und ſchattige Lage, weil ſie, ihrer Natur nach, Melancholie und Nachdenken einflößen, in der Nachbarſchaft eines murmelnden Gewäſſers, bey rohen Felſen und Buſchwerk. Nur darf der Ort nicht eben, wie manche glauben, ganz verſperrt und aller Ausſicht beraubt ſeyn. Die innere Einrichtung muß die größte

größte Einfalt und einen Anſtrich von dem Nachläſſigen und Unordentlichen haben, welches die Natur mit einer gewiſſen bedächtigen Sorgloſigkeit liegen zu laſſen ſcheint. Die ſchönſten Basreliefs von Muſcheln ſind hier Fehler. Nichts widerſpricht dem geſunden Geſchmacke mehr, als Grotten, die in gerader Linie, gegen ein Blumenbeet hervorſtechend angelegt ſind, oder an allen Ecken des Gartens offen in die Augen fallen, oder beym Eingange mit künſtlichen Treppen und Säulen, inwendig mit Malereyen, geſchmückt ſind; eine Mode, die noch in vielen Gärten geſchätzt wird. Alle gekünſtelte und ſorgfältige Nachbildungen, wie bey den berühmten Grotten dú Meudon und Vaux, welche von Architectur ſtrotzen, ſind wider die Anweiſung der Natur, die ſolche kleine Werke nicht mühſam ausbildet, ſondern nur flüchtig entwirft. Endlich müſſen Grotten ſehr ſelten angebracht werden, weil ſie ſich ſelbſt in ihrer natürlichen Heimath, in gebirgigen Gegenden, nur ſelten zeigen. Siehe auch den Art. Grotte.

In größern Gärten, die von fließendem Waſſer durchſchnitten werden, ſind kleine Brücken nicht allein zur Verbindung der getrennten Theile nöthig; ſie können auch als Verzierungen betrachtet werden, welche die Abwechſelung vermehren, und gute Proſpecte bilden helfen. Sie müſſen aber nur da angeleget werden, wo entweder die Bequemlichkeit ſie erfordert, oder wo ſie einen anmuthigen Anblick geben können. Da ſie in Gärten gemeiniglich nur über kleine Gewäſſer hingehen, ſo müſſen ſie, außer der nöthigen Feſtigkeit eine gewiſſe Leichtigkeit und Beſcheidenheit haben, und vertragen hier nicht den Pomp der Schwibbogen und Säulenordnungen, noch die Kunſt der Sculpturverzierungen. Auch ein Steg von einigen Bretern mit einer gemeinen Lehne über einen Bach hingelegt, wird an einem etwas nachläſſigen und buſchigen Orte ſchon

anmuthig genug ſeyn. Indeſſen kann auch oft der Character der Scene, zu welcher eine Brücke führt, entſcheiden, ob dieſe ganz einfältig, oder etwas geſchmückter mit einer gewiſſen Bedeutung vorbereiten ſoll. So würde z. B. zu einem ſchönen Luſthauſe eine artig angelegte Brücke, eine eingefallene ſteinerne zu Ruinen leiten. Wo mehrere Brücken angebracht werden, da muß man vornämlich die Einförmigkeit ihres Anſehens zu vermeiden ſuchen.

Es iſt nicht zu läugnen, daß gute Statüen in den Gärten, mit Einſicht gewählt und geſtellt, dem Auge und der Einbildungskraft manche angenehme Unterhaltung mehr geben, manche ſüße Empfindung mehr erwecken, etwas geſellſchaftliches haben, und überhaupt die Anmuth eines Platzes auch für Zuſchauer von geringerm Geſchmacke erhöhen können. Sie gehören in dieſer Abſicht zu den anſtändigen Verzierungen der Gärten, ob ſie gleich ſehr entbehrlich ſind. Indeſſen pflegt man in dieſem Puncte gemeiniglich Fehler, ſo wohl wider die edle Einfalt der Gärten, als auch wider den Character des Ortes, zu begehen. Es giebt Gärten, worin der Künſtler oder Eigenthümer es als eine vorzügliche Schönheit angeſehen zu haben ſcheint, daß eine Statüe die andere berührt, und wo die gedrängte Menge derſelben verurſachet, daß man den Ort, der dadurch unkenntlich geworden iſt, vergießt und ſich in eine Bildergallerie verſetzt glaubt. Dieſes Uebermaß widerſpricht den erſtern Regeln der Schicklichkeit und der Simplicität, wenn auch übrigens die zu häufigen Statüen vom ſchönſten Stil wären, und ſelbſt zwiſchen ihnen und dem Orte kein Widerſpruch bemerkt würde. Das andere Vergehen läuft wider den Character der Scene, und iſt noch gewöhnlicher. Es werden Statüen aufgeſtellt, welche nicht allein gar keine Verwandtſchaft mit den Ideen und Empfindungen, die ein wohl angelegter Garten erwecken ſoll, haben, ſondern auch je-

jeden Eindruck davon ſtören helfen. Einem begeiſterten Liebhaber mag es gleich viel ſcheinen, ob er ein Werk aus dem beſten Zeitalter der Kunſt in einem Cabinete, oder in einer Gallerie, oder auf irgend einem offenen Platze, betrachten kann. Aber hier muß doch die Sache aus dem wahren Geſichtspuncte angeſehen werden. Es iſt nicht zu begreifen, was die Bildſäulen des Jupiter, Neptun, Mars, Herkules, der Juno, Minerva, und verſchiedener anderer, deren ausführlichſte Mythologie noch immer in einer weiten Entfernung von der Natur und dem Gebrauche eines Gartens liegen bleibt, an einem ſolchen Orte bedeuten ſollen. Eine geringe Betrachtung wird ſie zu den unüberlegten Zierrathen hinſtellen, die auch eine allgemeine Mode und der Beyfall des größten Haufens nicht rechtfertigen kann. So hat, um nur ein Beyſpiel von einer ähnlichen Art anzuführen, der ludoviſiſche Garten zu Rom, welcher für einen der ſchönſten in Italien gehalten wird, ſo gar Statüen, welche gefangene barbariſche Könige und ſelbſt den Nero, vorſtellen. Man hat dieſen falſchen Geſchmack noch weiter getrieben; man hat mehr als einmal den Neptun in einer Allee, und den Vulkan nicht weit von einer Fontäne hingeſtellt, und iſt gerade in den Fehler gefallen, welchen **Horaz** rüget. (*)

Es iſt nicht der Mühe werth, ſich bey ſolchen Auswüchſen einer ungeſunden Beurtheilungskraft weiter aufzuhalten, und zu zeigen, wie elend ſie ſind. Für die Beybehaltung einiger andern Statüen des Alterthumes läßt ſich indeſſen ein Wort reden; vorausgeſetzt, daß die Arbeit gut iſt, und daß ſie mit Schicklichkeit geſtellet werden. Wer wird ſich eben beleidigt finden, wenn er neben einem Blumenbeete die Flora,

 den

(*) Qui variare cupit rem prodigialiter unam,
Delphinum ſylvis appingit, fluctibus aprum.

den Bachus bey einem Weingeländer, unter den Früchten die Pomona, in einem in Gehölz und Waldung verwildernden Gebüſche die Diana, an einem zum Baden bequemen Orte eine Gruppe der Venus, ihrer Nymphen, und Liebes-Götter, belauſcht von einem Satyr, erblickt! Selbſt die perſonificirten angenehmeren Jahrszeiten, die Göttinn des Friedens, des Ueberfluſſes, können als ſchickliche Verzierungen eines Gartens angeſehen werden.

Seit einiger Zeit haben die Engländer angefangen, in ihren Gärten Statüen berühmter Männer ihrer Nation aufzuſtellen. Das Verdienſt hat allerdings einen Anſpruch auf eine ſolche Art von Belohnung. Der Nachkömmling verweilt vielleicht vor dem Bildniſſe, überdenkt eine ganze Reihe von ſchönen oder großen Thaten oder Beſtrebungen, wird gerührt, zur Nacheiferung hingeriſſen, vergießt wohl ſelbſt eine Thräne, die den aufkeimenden edeln Entſchluß befruchtet; vielleicht giebt auch die Einſamkeit, die hier rings umher und mehr als anderswo herrſcht, ſeiner Betrachtung mit der Ruhe mehr Stärke, und beſchleunigt die Thätigkeit. Wenn dieſes auch nicht immer die Wirkung der Bildniſſe verdienſtvoller Männer iſt, ſo kann ſie es doch ſeyn, und iſt es oft geweſen, wo, anſtatt eines flüchtigen Begaffers, ein empfindſamer Betrachter hinzu trat. Indeſſen gehören den Statüen der Helden, der Patrioten, der Verbeſſerer, der Aufklärer des Vaterlandes, mehr freye als verborgene Scenen; ſie ſcheinen ſchicklicher an öffentlichen Plätzen in den Städten, um die Schlöſſer der Fürſten, um die Palläſte der Großen her, wo die Würde des Ortes ihrem Character beyſtimmt, und ſie dem Volke mehr in das Auge fallen. In den Gärten würden Statüen der Dichter, welche die ſchöne Natur beſangen, und der Landſchaftmaler, an ihrer Stelle ſeyn. Sollte dieſer Gedanke irgendwo einige Anwendung finden, ſo wird der Deutſche doch wohl ſo patriotiſch geſinnt ſeyn, ſeinem Genius vor auswärtigen den Vorgang zu laſſen.

In kleinen Gärten aber ſind keine Statüen anzurathen. Sie erfordern ſowohl Verzierungen, als auch, um von einer glücklichen Wirkung zu ſeyn, Plätze, welche ausgedehnt und mit mannigfaltigen gegenſtänden bereichert ſind. Weil man an dieſe Regel nicht dachte,

und

und es dabey für gleichgültig hielt, ob die Figuren groß oder klein wären: ſo hat man in manchen Privatgärten aus den Statüen ein bloßes Marionettenſpiel gemacht.

Nach den Gebäuden machen Statüen vornämlich in den Gärten der Italiäner, Franzoſen und Deutſchen bisher eine gewöhnliche Verzierung aus, die in den freyen Parks der Britten und in den geſchmückten Blumengärten der Holländer ſeltener vorkömmt.

Daß ſchon die Römer die Statüen in ihren Gärten liebten, darüber wird man ſich nicht wundern, wenn man weiß, wie vielen Werth bey ihnen überhaupt die Werke der Bildhauerkunſt in ſo mancherley Betracht hatten, und wie ſehr beſonders ihre Liebe zur Pracht darin eine Befriedigung ſuchte. In den älteſten Zeiten begnügten ſie ſich mit einer Statüe des Priap in der Mitte der Gärten. (*) Columella (**) errinnert, daß man nicht die Kunſtwerke eines Dädalus, Polyclet oder anderer berühmter Bildhauer ſuchen, ſondern ſich begnügen ſolle, den Priap ganz einfältig gearbeitet aufzuſtellen. Auch die Bildſäulen der Satyren wurden, wie Plinius (***) berichtet, als Bildſäulen der Schutzgötter, in den Gärten gebraucht, ſo wie nach einer Bemerkung des Vitruv, (****) die Alten in die Zimmer, wo ſie ſich im Frühlinge, im Sommer und im Herbſte aufhielten; ſolche Bilder ſtellten, welche auf die Jahrszeiten eine gewiſſe Beziehung hatten. In den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaiſern, wo die Liebe der Kunſtwerke ein Theil des herrſchenden Luxus ward, brachten die Römer von der Menge der ſchönen Statüen, die aus Griechenland nach Italien kamen, ohne Zweifel auch viel in ihre Gärten.

Die Unſchicklichkeiten, welche in Anſehung der Statüen in unſern Gärten gewöhnlich begangen werden, ſind ſchon im Vorhergehenden getadelt worden. (*****) Eine andere iſt die elen-

(*) Pomoſisque ruber cuſtos ponatur in hortis
Terreat ut ſæva falce Priapus aves.
TIBULLUS.

(**) De cultu hort. v. 29, ſq.

(***) Hiſt. nat. lib. XIX. c. 4.

(****) Lib. VII, cap. 5.

(*****) Man wird nicht leicht Gärten finden, die mit einem Pompe und Ueberfluſſe von Statüen ſo ſehr überladen wären, als die von Verſailles, Marly, und andere Gärten des Königs von Frankreich.

elende Arbeit, von welcher die meiſten ſind. Wenn man bedenkt, wie wenig erhebliche Werke der Bildhauerkunſt Deutſchland von eigenen Künſtler ſelbſt an ſeinen vornehmſten Höfen aufzuweiſen hat; wie weit wir in der Verewigung unerer einheimiſchen Verdienſte durch vortreffliche Statüen, von der Hand der Nation gearbeitet, gegen Italien und Frankreich noch zurück ſtehen: ſo darf man ſich eben nicht verwundern, daß die meiſten ſo genannten Statüen in unſern Gärten nur gemeine aus Stein oder Holz ſehr grob gehauene Klöze ſind. Da Werke der Bildhauerkunſt ſehr entbehrliche Verzierungen der Gärten, und ſchöne Statüen ſo ſelten und koſtbar ſind: ſo ſollte man ſie entweder den Fürſten überlaſſen; oder, wenn man einen fürſtlichen Aufwand machen kann, nur gute, und keine ſchlecht gearbeitete Gegenſtände dieſer Art aufnehmen. Von dem reichſten Landbeſitzer bis auf den kleinſten Handelsmann in einem Flecken herrſcht oft der Wahn, daß Klumpen, die man Statüen nennt, erforderlich wären, um einen Garten recht ſchön nennen zu können; daher ſo viele unerträgliche Puppenſpiele und unförmliche Klöze; ein Herkules einen halben Fuß hoch niedlich aus Bley gebogen; ein Bacchus aus einem Eichenſtamme, wie ein baumhoher und betrunkener Bauerknecht gebildet, und andere ekelhafte Vorſtellungen mehr, die zuweilen wider Vermuthen ſelbſt in adelichen Gärten aufſtoßen.

Ein edler Gebrauch läßt ſich indeſſen von ſchönen und mit Ueberlegung an ſchicklichen Orten aufgeſtellten Statüen in den Gärten machen. Einen Luſtwald bey Sansſouci und dem neuen Schloſſe, (wo der königliche Philoſoph noch jetzt, unter erhabenen Betrachtungen ruhend, die Lorbeer des Helden vergeſſen würde, wenn nicht der Gedanke, ein Schutzgott des deutſchen Reiches und der Unterdrückten zu ſeyn, überwiegender geweſen wäre!) zieren hin und wieder antike Statüen griechiſcher und römiſcher Weltweiſen, und andere prächtige Denkmäler des Alterthumes. Wer empfindet nicht das Anſtändige und Feyerliche einer ſolchen Scene!

Als Friedrich der Große aus dem erſten und zweyten ſchleſiſchen Kriege, mit Lorbeern gekrönt, zurück kehrte, wollte er im Schoße der Ruhe und der Muſen die Früchte ſeiner Siege und des dadurch erlangten Friedens genießen. Er zog alle Künſte des Friedens in ſein Land, und vornämlich nach Potsdam, wo er ſich einen Sitz der Ruhe, des häuslichen Lebens, der ſchönen Natur und der Muſen, ſelbſt ſchuf. Dieſe, die größten Werke der Baukunſt enthaltende, königliche Anlage, nämlich Sansſouci und das neue Schloß bey Sansſouci, welche ihr ganzes Daſeyn dem Geiſte des großen Erbauers zu danken hat, macht ein eigenes Revier bey Potsdam aus, und iſt um deſto bewundernswürdiger, da vorher nichts als Wieſen, Sumpf, Gebüſch und Feld, daſelbſt war. Sansſouci ward von dem Jahre 1745 zu bauen angefangen, und das neue Schloß, als das letzte, mit dem Jahre 1769 beſchloſſen. Der ganze Diſtrict beträgt in ſeiner Länge an 6000 rheinländiſche Fuß.

Den Proſpect des königl. Luſtſchloſſes und Gartens Sansſouci, findet man Fig. 854. Das Schloß liegt auf einem Berge. Der König trug, im J. 1744, dem Baumeiſter F. W. Dieterichs auf, dieſen Berg, wie er jetzt iſt, in ſechs Abſätzen abtragen und mit Mauern einfaſſen zu laſſen; welcher auch dieſe Arbeit in demſelben Jahre vollführte. Der Berg iſt 60 Fuß hoch, enthält ſechs Terraſſen, und eben ſo viel ſteinerne Treppen in der Mitte, welche an den Seiten Gras-Rampen haben. Jede Terraſſe iſt 10 Fuß hoch; es ſind 168 Vertiefungen, voll Obſt. Der Rand jeder Terraſſe hat eine Bruſt-Hecke von Obſtbäumen, mit voranſtehendem Taxus. Im Sommer wird die Orangerie, welche außerordentlich ſchön und ſehr zahlreich iſt, auch hieher geſetzt. Wenn man die Terraſſen erſtiegen hat, ſteht man gerade vor dem Schloſſe; man hat alsdann auf beyden Seiten Wälder von Lerchen-Tannen- Acacien- und andern ausländiſchen Bäumen; vor jedem Walde ſteht eine marmorne Gruppe, und dahinter in halben Rundungen 6 moderne Büſten aus Italien, deren Köpfe von weißem, und die Gewänder von rothem Marmor ſind. Rechts iſt

die Gruppe der liegenden Flora mit einem Genius, nebſt einem gleichfalls ſchönen Fußgeſtelle, von C. Adam 1749 zu Berlin; und dahinter 6 Büſten: Julius Cäſar, Auguſt, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero. Links die Gruppe der Cleopatra mit einem Amor, von C. Adam 1750 zu Berlin; mit den 6 Büſten: Galba, Otto, Vitellius, Veſpaſian, Titus, Domitian. Zu den beyden Seiten des Schloſſes ſind Laubengänge, vor welchen 8 antike Büſten aus der Polignacſchen Sammlung, nebſt 6 Vaſen von ſächſiſchem Porzellan ſtehen. Zu Ende der Laubengänge ſind Cabinete von eiſerner Gitterarbeit, mit vergoldeten Zierrathen und Kindergruppen oben darauf. In dem rechter Hand liegenden, iſt eine der vortrefflichſten ehernen Antiken, die ganz erhalten ſind: Antinous, in der Stellung, wie er ſich in den Nil ſtürzen will.

Das Schloß iſt nach der Idee Sr. Majeſtät ſelbſt gebauet worden. Es iſt von einfacher Architectur, und hat nur ein Stockwerk. Die Vorderſeite deſſelben iſt nach dem Garten; an derſelben ſind 36 Caryatiden, zwiſchen jedem Fenſter zwo, die das Geſims tragen. Das Gebäude hat in der Mttte eine runde Ausbeugung, deren Dach mit einer kleinen offenen Kuppel verſehen iſt; und auf jedem Ende wieder eine Rundung. Die Brüſtung auf dem Geſimſe trägt Vaſen und Kindergruppen. Die Hinterſeite hat drey große, von Bruchſteinen gemauerte, Auffahrten. Die mittelſte derſelben geht in die Colonnade hinein, die aus 88 gereifelten korinthiſchen Säulen beſteht, welche in zwo Reihen von einem *Corps de Logis* bis zum andern in halben Zirkeln herum gehen; zwiſchen den Säulen wird im Sommer auch Orangerie geſetzt. Die Colonnade iſt oben bedeckt, und die Brüſtung hat gleichfalls Vaſen und Kindergruppen. Noch ſind an der Gartenſeite in Niſchen an den Ecken zwo ſchöne marmorne Antiken aus der Polignacſchen Sammlung. Zur rechten Seite des Schloſſes, doch etwas mehr vorwärts und etwas niedriger,

ger, liegt die Bildergallerie. Vor derſelben ſtehen 18 Statüen von weißem Marmor, 8 Fuß und 10 Zoll hoch, die Künſte und Wiſſenſchaften vorſtellend. Zwiſchen den Statüen ſtehen 6 runde marmorne Vaſen, 6 Fuß und 10 Zoll hoch, und 3. F. 10. Z. breit, mit bleyernen Schlangen. Linker Hand des Schloſſes, in gerader Linie mit der Bildergallerie, liegt das ehemalige Orangeriehaus, jetzt das Cavalierhaus genannt. Dieſes Gebäude diente ehemals im Winter, ſeinem Namen gemäß, zur Aufbewahrung der Orangerie, und im Sommer zum franzöſiſchen Komödien- oder Operettentheater. Allein, ſeit 1771 hat der König dieſes Gebäude von außen der Bildergallerie ähnlich machen laſſen, ſo, daß es jetzt gleichfalls einen Vorſprung und eine Kuppel hat. Vor dieſem Hauſe ſtehen 26 Statüen, von Künſtlern in den karrariſchen Steinbrüchen gearbeitet. Inwendig hat dieſes Gebäude ſchöne Zimmer, die mit Antiken, Gemälden und andern Koſtbarkeiten geziert ſind. Der ganze Anblick des Schloſſes, nebſt der Bildergallerie auf einer, und dem Orangenhauſe auf der andern Seite, und den Terraſſen davor, iſt ungemein ſchön. In der Hinterſeite nach der Colonnade heraus, hat man eine Ausſicht auf einen Berg, welcher der Hühnen- oder Heinken-Berg heißt, worauf, wie oben S. 256, erwähnt worden iſt, ein großes Baſſin angelegt iſt, und um daſſelbe mancherley Ruinen erbauet ſind; wovon er auch ſchon der Ruinen-Berg heißt. Von dem ehemaligen Orangenhauſe (welches hier, auf dem Proſpecte, noch nach dem alten Zuſtande vorgeſtellt iſt,) rechts, ſchon außerhalb des Gartens, iſt das neue Orangeriehaus mit einem Flügel, ein ſehr groſſes geräumiges Gebäude; auch ſind hier, mit dem alten Orangeriehauſe faſt in gleicher Richtung, noch einige Treibhäuſer; ferner vorwärts Wohnungen für Gärtner, und hinterwärts ein Gebäude, welches ebenfalls Orangerie faſſet. In dieſer Gegend liegt auch eine ruſtike offene Grotte, nit der Statüe einer Fluß-Göttin.

Vorn im Garten iſt ein großes Baſſin von italiäniſchem und ſchleſiſchem Marmor. In der Mitte iſt Thetis nebſt Tritonen und Delphinen, aus vergoldetem Bley. Um dieſes Baſſin ſind 8 ganz vortreffliche marmorne Statüen, und 4 eben ſo ſchöne marmorne Gruppen dazwiſchen, mit Basreliefs, die ſich auf die Figuren der Gruppen beziehen. In den 4 Abtheilungen des großen Parterre, vergoldete bleyerne Gruppen auf marmornen Fußgeſtellen. Links vom Baſſin führt ein Gang zu einer Brücke, die ſich durch ein Gewicht von ſelbſt aufzieht; vor derſelben ſteht das Bruſtſtück des Paolo Jordanzio, Herzogs von Bracciano, von rothem Porphyr. Jenſeit der Brücke, am Ende einer Allee, ſtehen an beyden Seiten Sphinxe mit Amorn, aus karrariſchem Marmor. Hier iſt ein anderer Eingang zum Garten. Gleich dahinter, außerhalb des Gartens, findet man rechts und links die Wohnungen der königl. Gärtner, Treibhäuſer zu Obſt, Melonen, Pfirſichen, Wein, Ananas, Piſang ꝛc.; und noch weiter links der königliche Küchengarten, welcher ebenfalls Treibhäuſer hat.

Der Hauptgang von vorgedachtem großen Baſſin, führt quer durch eine fünffache Allee zu einem groſſen Bosquet. Darin iſt eine Rundung, um ein marmornes Baſſin, mit marmornen Bänken. In derſelben ſtehen 8 Statüen von vergoldetem Bley, auf weißmarmornen Fußgeſtellen. Linker Hand von da bringt ein Gang des Bosquets zu einer marmornen italiäniſchen Statüe, rechter Hand aber zu einem halben Laubengang; die Niſchen und Sitzbänke ſind von Gitterwerk. Rechts vor dieſem halben Laubengange ſind 3 Niſchen, gleichfalls von Gitterwerk mit vergoldeten Guirlanden; die mittelſte derſelben iſt groß, die zu den Seiten ſind kleiner, und enthalten zwo bleyerne und vergoldete Statüen, Flora und Pomona. An dem halben Laubengange ſtoßen die Quartiere der Kirſchbäume, und dadurch iſt ein gerader Gang zu dem oben beſchriebenen ehemaligen Orangeriehauſe. Von der Rundung kömmt man gera-

radeaus zu einem Salon, wo 8 Muſen (*) aus karrariſchem Marmor von Chriſt. Glume ſtehen. Dieſer Salon hat Stern-Alleen durch das Bosquet. Hinterwärts rechts nach dem halben Laubengange, links nach einer weißmarmornen Vaſe mit Basreliefs, am Waſſer; geradeaus rechts nach einer ovalen Rundung, wo eine ſehr ſchöne große Vaſe von karrariſchem Marmor ſteht. Links, zu einer halben Rundung, worin 4 ſchöne Vaſen von karrar. Marmor ſind, imgleichen 2 gleiche Statüen, von Bouchardon, nach Antiken im Capitol gearbeitet. Geradeaus von da am Waſſer ſteht die ſchöne Venus. (**) mit dem ſich anſchmiegenden Amor, von Papenhoven, von karrariſchem Marmor.

Der Reh- oder Faſanengarten, iſt ein Wald, der nur durch die Kunſt etwas gelüftet und geordnet iſt, und eine Menge Faſanen enthält. Durch dieſen angenehmen Park, in wahrem großen Geſchmack angelegt, mit vielen amerikaniſchen und andern fremden Gewächſen beſetzt, und der voll vortrefflicher Partien iſt, läuft erſtlich der Hauptgang gerade aus, und dann rechts und links ſehr geſchlängelte Gänge, die ſich durch Wälder von den ſchönſten Bäumen winden, oft unerwartet zu großen und reizenden An-

(*) Auf dieſe 8 Muſen hat Lieberkühn folgende merkwürdige Verſe gemacht:

> Acht Muſen ſeh ich hier — Doch ach!
> Die neunte fehlt. Hat Glume ſie vergeſſen?
> Nein; nur er konnte nicht der letzten Schönheit meſſen
> Denn die folgt ungeſehn dem großen Friedrich nach.

(**) Sie iſt vornämlich durch Kleiſt's Beſingung berühmt geworden; ſiehe deſſen Werke, Berl. 1778. S. 110, 111.

Anlagen bringen, und hin und wieder vortreffliche Ausſichten auf Wieſen, Waſſer, Hügel, und andere Anlagen, gewähren.

Die Gärten der königlichen Anlage zu Sansſouci ſtehen unter der Aufſicht von ſechs Gärtnern und einem Planteur. Einer derſelben hat den alten Küchengarten daſelbſt, die dortigen Treibhäuſer, und eine Glaswand zu Obſt, von 650 Fuß lang, zu beſorgen. Ein anderer hat den größten Theil des Gartens zu Sansſouci; ferner 1200 Ananaspflanzen in drey Quartieren, 3344 Fuß lange Glaswände mit doppelten Spalieren, und 5742 Fuß Spaliere ohne Glas unter ſeiner Aufſicht. Der dritte beſorgt die Melonerie, die ganze Partie vor der Bildergallerie bis zum Canal, den Weinberg, 1800 Fuß Glaswände, und 1776 Fuß Spaliere, ohne Glas. Der vierte, die Orangerie von Sansſouci, die an 800 Stämme enthält, und Sommers, in Art eines Amphitheaters, auf die 6 großen Terraſſen geſetzt wird; ferner die größten Kirſchtreibereyen. Der fünfte, die Piſangbäume, an 200 Stück, in vier Quartieren. Der ſechſte iſt bey dem neuen Schloſſe angeſetzt, beſorgt daſelbſt die 140 Stück große, und aus den ſtärkſten Stämmen, die in Deutſchland zu finden ſind, beſtehende Orangerie; den Weinberg am Belvedere mit 1674 Fuß langen Glaswänden zu Azaroläpfelbäumen aus Italien; und 590 Fuß Spaliere ohne Glas. Der Planteur beſorgt die irregulären Pflanzungen im Garten, nebſt einigen Plantagen in Potsdam, und die Alleen daherum. Dazu kömmt noch ein ſiebenter Gärtner, welcher den königl. Luſtgarten in Potsdam, und einige Plantagen daſelbſt, unter ſeiner Aufſicht hat.

Man zählt im ganzen Garten von Sanſouci an freyſtehenden Obſtbäumen, ohne die Spaliere, 3000 Stück.

Die Beſoldung der ſieben Gärtner und des Planteurs, beträgt jährlich 2820 Rthlr. Der jährliche Etat, um die in den königl. Gärten und Plantagen nöthigen Arbeiten zu beſtreiten, beträgt jährlich 4045 Rthlr. ohne die alle Herbſt vorzunehmenden Reparaturen, die dem Könige jährlich vorgeleget und von ihm beſonders bezahlet werden.

Ausführlichere Nachrichten von dem königl. Schloſſe Sansſouci und dem neuen Schloſſe, nebſt den dazu gehörigen Gärten, Park und Gebäuden, findet man in des königl. Gärtners, F. Z. Salzmann Erklärung eines in Kupfer geſtochenen Hauptplans von Sans-Souci und Neuen Palais, wie auch allen dazu gehörigen Gebäuden und Gartenpartien, Potsd. 1772, 8. 3. B.; in Matthi. Oeſterreichs Beſchreibung aller Gemälde, Antiquitäten, und anderer koſtbarer und merkwürdiger Sachen, ſo in den beyden Schlöſſern von Sansſouci, wie auch in dem Schloſſe zu Potsdam und Charlottenburg enthalten ſind, Berl. 1773, gr. 8. 7. B.; in eben deſſ. Deſcription & explication des Groupes, Statues, Buſtes & Demi-Buſtes, Bas-Reliefs, Urnes & Vaſes de marbre, de bronze & de plomp, antiques, auſſi bien que des ouvrages modernes, qui forment la Collection de S. M. le Roi de Pruſſe; l'on y indique la place, où chacune de ces Pieces ſe trouve à preſent, celle qu'elles occupoient autrefois, & les Collections, dont elles font partie; on y joint des details hiſtoriques & des remarques ſur les Artiſtes modernes qui ont travaillé pour le Roi, à Berl. 1774, gr. 8. 9. B. welche von mir überſetzt, u. d. T. Beſchreibung und Erklärung der Gruppen, Statüen, ganzen und halben Bruſtſtücke, Basreliefs, Urnen und Vaſen von Marmor, Bronze und Bley, ſowohl von antiker als moderner Arbeit, welche die Sammlung Sr. Majeſtät, des Königs von Preußen, ausmachen ꝛc. zu Berlin, 1775, auf 10. B. in gr. 8. herausgekommen iſt; wie auch in Hrn. Fr. Nicolai Beſchreibung der königlichen Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam, und aller daſelbſt befindlichen Merkwürdigkeiten, Berl. 1779, 8. S. 909—952.

Sollte man irgendwo einmal anfangen, den Vorſchlag ins Werk zu ſetzen, verdienſtvollen Männern aus unſerer Nation, und inſonderheit Dichtern, welche die ſchöne Natur beſungen haben, und Landſchaftmalern Sta-

Statüen in unſern Gärten zu widmen: ſo würden ſie nicht nur einen Theil von einem eigenen Nationalcharacter, ſondern auch eine Kraft zu weit lehrreichern Unterhaltungen gewinnen, als alle die gewöhnlichen Copien von Statüen des Alterthumes nicht geben können. Aber ſodann müßte auch ein **Andreas von Schlüter** und ein **Balthaſar Permoſar** nicht mehr ſo ſelten unter uns auftreten.

Nahe bey dem Wohngebäude werden Statüen am beſten in einer ſymmetriſchen Ordnung aufgeſtellt: in dem Garten ſelbſt aber am vortheilhafteſten hin und wieder einzeln vertheilet, nachdem es der Ort und die natürlichen Gegenſtände verſtatten. Auch können zuweilen an einer dazu geſchickten Gartenſtelle ganze Gruppen von Statüen mit guter Wirkung angeleget werden. Allein nur ſelten ſind ſie ausdrücklich anzurathen, weil man dabey leicht in mancherley Unſchicklichkeiten fallen kann. Zwey Beyſpiele, wie ſolche Gruppen mit Glück angeordnet worden ſind, verdienen hier vorzüglich eine Erwähnung.

Das erſte findet ſich in den ſo genannten elyſäiſchen Feldern des Gartens zu Stowe in England, welcher zwar, da er zuerſt nach der alten Weiſe angelegt und nachher allmählich hin und wieder verſchönert worden iſt, im Ganzen bey weitem nicht an andere neuere Parks reicht, aber einen ſo bekannten Namen hat, daß ihn faſt ein jeder unſerer Schriftſteller ergreift, wenn er irgend einen ſchönen Garten namhaft machen will. Die elyſäiſchen Felder werden von einem angenehmen Bache durchſtrömet. Die Bäume ſtehen ſo zerſtreut und dünn in denſelben herum, daß ſie ganz licht und luftig ſind. An dem einen Ende öffnen ſie ſich gegen ein größeres Waſſer und eine ausgedehntere Flur. Die Einfaſſung iſt ſehr oft unterbrochen, um weit entlegene Gegenſtände zu zeigen, welche durch die Art, wie ſie erſcheinen, ein weit entfernteres Anſehen bekommen. Der Ein=

Eingang iſt unter einem doriſchen Schwibbogen, welcher auf eine Oeffnung durch die Bäume trifft. Inwendig ſind die Tempel der alten Tugend und der brittiſchen Helden; der eine liegt hoch, der andere ſteht tief in dem Thale, nahe bey dem Waſſer. Beyde ſind mit den Bildern der Männer, die ſich im Kriege, im Staate oder in der Gelehrſamkeit am meiſten berühmt gemacht haben, geziert. Den Werth der Tapferkeit in den elyſäiſchen Feldern zu beſtimmen, und ſie mit Vorſtellungen ſolcher Männer anzufüllen, die ſich am meiſten um das menſchliche Geſchlecht verdient gemacht haben, iſt ein ſowohl dem Orte als den Fabeln der Dichter angemeſſener Gedanke; und die Menge der Bilder, welche hier aufgeſtellt worden, ſtimmt mit dem Character überein. Einſamkeit iſt niemals unter die Reize von Elyſium gerechnet worden; man hat es vielmehr allezeit als die Wohnung der Freude geſchildert. In dieſer Nachahmung harmonirt ein jeder Umſtand mit dieſem eingeführten Begriffe. Die Lebhaftigkeit des Baches, welcher durch das Thal fließt; der Schimmer von einem andern, welcher ſich jenem nähert, um ſich mit ihm zu vereinigen; das von dem Waſſer zurück geworfene muntre Grün des Graſes, und die in demſelben ſich ſpiegelnden Bruſtbilder der brittiſchen Helden; die Verſchiedenheit der Bäume, der Glanz ihres Laubwerkes, ihre Ordnung, vermöge welcher ſie ſich alle deutlich von einander unterſcheiden, indem ſie über die kleinen Ungleichheiten des Bodens hie und da herum zerſtreut ſind; die Mannigfaltigkeit ſowohl der innern als äußern Gegenſtände, welche die Scene verſchönern und beleben: dieſes alles zuſammen genommen, giebt ihr eine Munterkeit, welche ſich die Einbildungskraft kaum vorſtellen, noch das Herz größer wünſchen kann.

Eine andere, nicht weniger glückliche Verbindung von gartenmäßigen und nationalen Statüen, iſt in dem

dem ſchönen Garten bey dem königlichen Luſtſchloſſe Friedensburg, nicht weit von Kopenhagen, anzutreffen. Dieſen Garten, der in einer reizenden Gegend liegt, und von einer mit Alleen durchgebrochenen Holzung, welche die herrlichſten Ausſichten bildet, umgeben iſt, verſchönert das ſo genannte Normannsthal, welches **Friedrich** *V.* nach ſeiner eigenen Erfindung anlegen ließ. In der Mitte des Thales erhebt ſich zwiſchen vier Raſen eine hohe marmorne Säule; um den Platz laufen in der Runde wohlgewachſene und in einer zwiefachen Ordnung geſetzte Bäume; zwiſchen dieſen ſind 32 ſteinerne Statüen, wovon eine jede mit dem Fußgeſtelle viertehalb Ellen hoch iſt, aufgerichtet. Um das ganze Thal ſchlängelt ſich eine Holzung mit einer angenehmen Wildniß, die an einigen Stellen durch Alleen eröffnet iſt. Die Statüen bilden norwegiſche Landleute von beyden Geſchlechtern in ihren Jagd- und Fiſchereybeſchäftigungen, oder häuslichen Arbeiten und Tugenden, und dabey nach ihren verſchiedenen Kleidungsarten, ſo wie ſie in den Provinzen oder Stiften des Königreiches angetroffen werden, mit einer ſehr großen Abwechſelung, ab. (*) Die Anlage dieſes Normannsthales hat nicht nur viel Neues, ſondern verdient auch, wegen des Nationalen, Aufmerkſamkeit. Wenn auf abgeſonderten Gartenplätzen eine Sammlung von Statüen geſetzt werden ſoll, ſo iſt es überaus ſchicklich, wenn ſie nach Zeit und Nation mit einander harmoniren, und durch eine nähere Verbindung mit den Zeitgenoſſen mehr Intereſſe und Einfluß erhalten. Und welche Empfehlung und Aufmunterung für eine Nation, wenn ein ſo weiſer und menſchenfreundlicher

(*) Die Statüen ſind von Hrn. Grund, königl. Hof- Bild- und Steinhauer gearbeitet, welcher auch eine Beſchreibung dieſes Normanns-Thales in däniſcher und deutſcher Sprache, 1773, zu Kopenhagen herausgegeben, wozu Hr. Heckel die Abbildungen von allen Statuen geliefert hat.

licher König vor ſeinen täglichen Anblick die Bildniſſe ſeiner geliebten Unterthanen hinzuſtellen würdiget, um ſich an dem Andenken ihrer guten Eigenſchaften und ihrer nützlichen Beſchäftigungen zu ergötzen!

Es fragt ſich: ob bey Abſonderung des Lehens und Erbes, die in den Gärten befindlichen Statüen bey dem Lehen bleiben, oder dem Erbe anheim fallen? Schon Ulpian hat L. 12, §. 23. ff. de instr. dieſe Frage deutlich entſchieden, indem er die befeſtigten für Zubehörungsſtücke erklärt, die nicht befeſtigten aber zu dem Hausrath, welcher unſtreitig den Allodialerben zuſtändig iſt, zählet.

Andere Arten der Monumente, von einer glücklichen Arbeit, und nur ſelten und an den ihr zugehörigen Orten angebracht, ſind ſehr geſchickt, die Eindrücke der Gartenſcenen zu erheben und vielfältig zu veredeln. Schon lange hat der Britte Urnen eines Thomſon, Pope, und anderer würdigen Männer, in melancholiſchen Revieren ſeiner Parks hinzuſtellen angefangen. Gellert iſt in Deutſchland noch der erſte, dem Hr. Prof. Oeſer in einem Garten ein Monument dieſer Art errichtet hat, welches des Dichters und Künſtlers gleich würdig iſt. Es iſt daſſelbe von weißem ſächſiſchen Marmor, und ziert den Wendleriſchen Garten in Leipzig (*). Und in Berlin hat vor einigen Jahren der berühmte Hr. O. C. R. Büſching, ſeiner erſten Gattinn, gebornen Dilthey, einer kaiſerlichen gekrönten Dichterin, bey ihrer Grabſtätte in ſeinem Garten, in der Königsvorſtadt, ein Monument von weißem carrariſchen Marmor, mit einer von unſerm großen Dichter, Hrn. Prof. Ramler verfertigten Inſchrift, mit ſtark vergoldeten römiſchen Buchſtaben, errichten laſſen (**), und

(*) Gellerts Monument. Lpz. 1774. 8.

(**) Eine Abbildung davon, findet man in der zum Gedächtniß der Frau Polyxene Chriſt. Auguſte Büſching, geb. Diltbey, von ihrem Freunde und Ehemann, Ant. Frid. Büſching, herausgegebenen Schrift, 2te Ausgabe, Berl. 1777. gr. 8. 5 und ein halb B.

und hiedurch nicht nur ein Denkmal ſeiner ehelichen Liebe geſtiftet, ſondern auch ein Beyſpiel einer über Gewohnheit und Vorurtheile ſich erhebenden, edeln Verzierung und weiſen Anwendung der Gärten dargeſtellt. Wenn wir nach dem Beyſpiele der Alten die Kraft der Denkmäler mehr ſchätzen lernten, ſo würden ſelbſt manche Gegenden unſerer Gärten mit dem Genuſſe der ländlichen Annehmlichkeiten, die Erweckung des Andenkens an ein ſchönes oder nützliches Verdienſt und die Unterhaltung moraliſcher Empfindungen verbinden können. Es koſtet wenig Ueberlegung, um auf eine mit dem wahren Geſchmacke übereinſtimmende Weiſe einen Garten, den Aufenthalt des Vergnügens, zugleich hie und da zu einer Schule der Weisheit einzurichten. Weit geſchickter und anſtändiger ſind dazu Monumente von der angeführten Art, als der ſeltſame Einfall in den Gärten zu Verſailles, durch Fontänen äſopiſche Fabeln vorzuſtellen, deren Bedeutung man doch erſt durch Inſchriften in der Nähe aufzuklären ſich genöthigt fühlte.

Andere in größern Gärten gewöhnliche Verzierungen ſind ganz von der Beſchaffenheit, daß ſie ſich gar nicht mit dem Character, welcher einem Garten als eigenthümlich zugehört, vereinigen laſſen. Was ſollen Triumpf-Bogen, Obeliske und andere Arten von Pfeilern in einem Garten, auch wenn er ſich mit der Größe ſeines Beſitzers hebt? Dieſe Gegenſtände gehören für öffentliche Plätze, vornämlich für ſolche, die in der Nähe prächtiger Gebäude liegen, wo ſie den Eindruck von Würde, Erhabenheit und Regelmäßigkeit verſtärken können; aber mit der Beſtimmung und der edeln Simplicität der Gärten harmoniren ſie nicht. Ein Triumphbogen in einem Garten iſt beynahe das, was eine grüne Laube mitten auf einem öffentlichen Platze in der Stadt ſeyn würde. Vaſen und Urnen, zumal an einem frey liegenden Orte oder um ein Blumen-

menbeet, ſtellen einen abgeſchmackten Auftritt dar. In öden und ſchattigen Gegenden eines ſehr ausgedehnten Gartens mögen ſie eine Stelle erhalten; ſie mögen da die Bewegung einer ſanften Melancholie etwas verſtärken, wenn ſie nur nicht gar häufig angebracht, und durch den Mangel der nöthigen Merkmaale von einer unbeſtimmten Bezeichnung ſind.

Von den Sinnbildern und Inſchriften, machte man, vornämlich in den ältern Zeiten, einen ſonderbaren Gebrauch in den deutſchen Gärten. Die äußern und innern Wände der Luſthäuſer, und ſelbſt die Auſſenſeiten anderer Gegenſtände bemalte man mit Bäumen, Blumentöpfen, Fontänen, Tänzen u. ſ. w. um durch dieſe Bilder eine Andeutung des Vergnügens zu geben; man ſetzte daneben eine Menge elender halb lateiniſcher, halb deutſcher Verſe, die oft ſo weit hergeholt und ſo fremd waren, daß man ſich verwundern mußte, wie ſie an einen Ort hinkommen können. Dieſer Geſchmack verdiente deſto mehr Tadel, je mehr er das Nützliche der Inſchriften ganz verdrängte, und ſie von ihrer edeln Beſtimmung, die ſie bey den Alten hatten, herab ſetzte. Mit einer geſunden Beurtheilung hat ſie der Britte in ſeine Parks eingeführt. Wenn gleich Inſchriften nicht nothwendig ſind, indem die Schönheiten eines Gartens ſehr geringe oder zweydeutig ſeyn müſſen, wenn ſie erſt dadurch unterſtützet und aufgekläret werden ſollten: ſo können ſie doch auch in Gärten manche gute Wirkung auf die Einbildungskraft und auf das Herz thun, ſie mögen hiſtoriſch oder moraliſch ſeyn, oder auf die beſondere Annehmlichkeit des Ortes hinweiſen. Vorausgeſetzt, daß ſie nicht mühſam geſucht, ſondern durch die Beſchaffenheit der Scene ſelbſt veranlaßt ſcheinen, einen erheblichen Inhalt haben, mit der Kürze eine Deutlichkeit verbinden, die keiner langen Nachforſchung und Ueberlegung bedarf, keine zerſtreuende Nebenumſtände bezeichnen, und ſich ſelbſt im

Ganzen unter einander nicht durch eine Vermengung der Zeiten und Länder widerſprechen: ſo müſſen ſie ſich auch für den eigentlichen Character der Gegend ſchicken, und ſeinen Einfluß durch die Zugeſellung verwandter Begriffe zu verſtärken vermögend ſeyn. Nach dieſen Bemerkungen wird es hier billig der eigenen Beurtheilung und der Erfindungskraft des Kenners überlaſſen, welche Inſchriften er für einſame, muntere, liebliche, freye, ernſthafte Oerter wählen, und aus welcher Quelle er ſie ſchöpfen will.

Malereyen an den äußern Seiten von Gebäuden, Thüren, Mauern, Wänden, Bretern, und andern Gegenſtänden in einem Garten, als: Abbildungen von Proſpecten, Vögeln, Blumen, Jagden u. d. gl. ſind überflüſſige und unſchicklich angebrachte Verzierungen, weil die Nachahmung der Natur in einer ſo nahen Verbindung mit ihr ſelbſt nur eine ſehr geringe Wirkung thun kann, oder ſie wohl gar ganz verfehlt. Ludewig XIV. mißbrauchte in gewiſſem Verſtande das ſchönſte Genie des berühmten Blumenmalers **Fontenay**, ſowohl da er ihn auf den bleyernen Einfaſſungen der Behältniſſe des Gartens zu Marly, worin er zu ſeinem Vergnügen Karpfen unterhielt, Blumen malen und alle Jahr aufs neue ausbeſſern hieß, als auch da er auf den Einfall gerieth, zur Ausfüllung einer Heckenlücke, von weißem Blech geſchnittene und am hölzernen Gitterwerke befeſtigte Blätter in der Geſtalt und Farbe wie Buchenblätter auf beyden Seiten von ihm bemalen zu laſſen. In welche ſeltſame Künſteleyen verliert man ſich nicht, wenn man einmal von der Natur ſich loszureißen eigenſinnig entſchloſſen iſt!

Der anſtändigen Verſchönerung eines Gartens durch fließende Bäche und ihre Leitungen, iſt oben, S. 246, f. Erwähnung geſchehen. Auch bey den **Waſſerkünſten**, ſind die Vorrechte der Natur gegen die Eingriffe eines falſchen Geſchmackes zu ſichern. Wenn gleich die Gärten ſowohl aus Bedürfniß, als auch zur Verſchönerung, Waſſer erfordern, ſo ſcheinen doch emporſteigende Waſſerſäulen etwas gar zu gekünſteltes zu haben. Waſſerfälle gränzen weit näher an das

das natürliche, zumal wenn ein etwas roher Felſen, worüber das Waſſer ſtürzt, zum Grunde liegt, dabey auch nicht ein ſolches Uebermaß von üppigen Verzierungen und ſymmetriſchen Künſteleyen, wie z. B. bey den berühmten Cascaden zu St. Clou und zu Fontainebleau herrſcht, angebracht wird. Wenn indeſſen hohe Springwaſſer beybehalten werden ſollten, ſo müßte doch das Grottenwerk von Muſcheln oder Seethieren in der Tiefe angeleget werden, nicht der fluthenſpeyende Wallfiſch in der Höhe aufgeſtellt ſeyn, oder wohl gar auf einer Ruhebank hingeſtreckt liegen; ein lächerlicher Fehler, der manche Gärten verunſtaltet! Auch dürfte das Waſſer weder von menſchlichen noch von thieriſchen Figuren, die natürlicherweiſe kein Waſſer geben, oder doch damit keine Verbindung haben, geworfen werden.

So bekannt auch ſchon dem gemeinen Menſchenverſtande dieſe Regeln vorkommen müſſen, ſo vielfältig ſind doch die Vergehungen wider dieſelben. Der Garten der berühmten Villa Eſtenſe bey Rom, hat eine etliche hundert Schritt lange Waſſerallee, wo auf beyden Seiten mehr als drey hundert Adler, und ſo gar Blumentöpfe, Waſſerſtrahlen ausſpritzen. So darf man auch nur in den Gärten zu Verſailles die Fontänen der Latona, des Apollo, der Fama, der Ceres, des Bacchus und der Flora ſehen, um von dieſer Seite einen ſehr elenden Geſchmack zu bemerken, den ſelbſt alle Pracht nicht verbergen kann. Was kann z. B. abgeſchmackter ſeyn, als Löwen und Rehe neben einander, jene in der Raubbegierde, dieſe in der Flucht vorgeſtellt, auf einmal wie durch ein Wunderwerk verwandelt, Waſſer empor werfen zu laſſen! Weniger bedenklich hätte der ſcharfſinnige Home im ſeinen Grundſätzen der Kritik, S. 367, bey der Gewohnheit, Statüen von Fiſchen zu Stützen für ein Waſſerbecken zu brauchen, ſeyn dürfen; denn wenn auch der unbearbeitete Stein eine Stütze ſeyn kann, ſo tritt doch gleich eine offenbare Unſchicklichkeit ein, ſo bald dieſer Stein die in Geſtalt eines Fiſches, der ſeiner Natur nach nicht ſtützen kann, und durch den Anſchein eines unverdienten Leidens eine unangenehme Empfindung erregt, umgeformet wird. Wie ſinnreich der Franzoſe in ſolchen Verzierungen ſeyn kann, lehrt die Fontäne der Pyramide in den Gärten zu Verſailles, wo

gerade auf der oberſten Stufe vier Krebſe zu Stützen angebracht worden ſind. Nicht leicht wird man einen feinern Einfall von dieſer Art finden können. — Und Seethiere in den Gärten? Dieſe Vermengung deſſen, was allein dem Meere zugehört, mit dem, was dem Lande eigen iſt, ſcheint wenigſtens ſehr ſonderbar; und warum denn eben eine ſolche Vermengung in den Gärten? Rinnt nicht ſchon ein klares Gewäſſer von dem Abhange eines grünenden Hügels anmuthig genug herunter? Wird es reizender, wenn es von einem Seethiere, deſſen bloße Geſtalt ſchon fürchterlich iſt, oder wenigſtens die fürchterliche Erinnerung an ſeine wilde Natur und an die Geſchichte ſeiner Feindſeligkeiten gegen den Menſchen erneuert, empor geſtürmet wird? Oder muß nicht vielmehr der Anblick ſolcher Gegenſtände dazu dienen, die angenehme Bewegung, welche ein lebendiges ſanft murmelndes Waſſer erweckt, zu ſtören? Können ſich täuſchende Eindrücke dieſer Art mit der wahren Beſtimmung der Gärten vertragen? Und wenn auch der nachgebildete Wallfiſch oder ein anderes Seethier in einem weiten Waſſerraume nicht unnatürlich ſcheinen würde: iſt er es denn noch in einem Baſſin, deſſen kleiner Umfang von allen Seiten beuſert auf einmal in die Augen fällt, das von hohen Lauben und Hecken beſchattet wird? Weg mit den ſchrecklichen Seeungeheuern aus den Gärten, auch wenn ſie le Notre empfiehlt, und Ludewig der Große ſie billigt!

Springbrunnen, die aus den alten Gärten Italiens in die neuern Gärten dieſes Landes und ſodann weiter ſich ausgebreitet haben, ſind eine angenehme Erfriſchung in warmen Himmelsſtrichen; in nördlichen Gegenden ſind ſie mehr bloße Nachahmungen, und mehr entbehrlich, zuweilen durch Dunſt und Feuchtigkeit den nahen Gebäuden und ſelbſt der Geſundheit ſchädlich; doch ſehr mäßig angebracht und frey von den gewöhnlichen Verunſtaltungen der Behältniſſe, mögen ſie immer zu einiger Ergötzung dienen. Aber wer wird nicht lieber dem mehr natürlichen Laufe, Falle und Geräuſche eines reinen und hellen Baches den Vorzug geben?

Zu den Luſtgärten rechne ich auch den Wintergarten. Ein Wintergarten iſt bisher wohl mehr in der Idee einiger brittiſcher Schriftſteller geblieben, als daß man

man irgendwo dergleichen anzulegen ſchon angefangen hätte. Bacon (*) ſcheint der erſte zu ſeyn, der einen beſondern für die Wintermonate beſtimmten Garten angegeben hat, und zwar lange vor dem Addiſon, dem man dieſe Ehre beylegte, vermuthlich weil man ſeinen Zuſchauer mehr kannte. „Ich glaube“, ſagt Bacon: „daß in den (königlichen) Gärten beſondere für jeden „Monat des Jahres beſtimmte Gärten angelegt wer„den müſſen, in welchen die Pflanzen, welche den Mo„nat blühen und wachſen, gezeuget werden. Für den „Ausgang des Novembers, den December und den „Januar, muß man die Pflanzen wählen, welche den „ganzen Winter hindurch grün ſind; dergleichen ſind „die Stechpalme, der Epheu, der Lorbeerbaum, Wach„holderbaum, die Cypreſſe, der Eibenbaum, der Buchs„baum, die Fichte, die Tanne, Rosmarin, Lavendel, „Sinngrün mit weißer, purpurfarbener und himmel„blauer Blüthe, und blaue Lilien in Abſicht auf die Blät„ter, Pomeranzen, Limonien- und Myrthenbaum, „wenn ſie in den Gewächshäuſern aufbehalten werden, „und Majoran, der an der Mauer und der Sonne ent„gegen ſtehen muß“ u. ſ. w. Man ſieht, daß dieſer Vorſchlag freylich noch wenig beſtimmt war. Addiſon bildete im 477 St. des Zuſchauers, die Idee etwas mehr aus. „Die Wände“, ſagt er: ſind mit Epheu „an ſtatt der Weinreben bedeckt. Der Lorbeer, der „Spindelbaum und die Palmen, nebſt vielen andern „Bäumen und Pflanzen von eben der Art, wachſen ſo „dicht darin, daß man ſich keinen lebhaftern Schatten „einbilden kann. Die glühende Röthe der Beeren, „womit ſie zu dieſer Zeit behangen ſind, ſcheint mit dem „Grün ihres Laubes einen Wettſtreit anzuſtellen.“ Home (**) gab dem Gedanken von einem Wintergarten

(*) Bacons moraliſche, politiſche und öconomiſche Verſuche ꝛc. aus dem Lat. überſetzt, Bresl. 1762, 8. S. 213.
(**) Grundſätze der Kritik. Neue Ausg. 2ter Th. S. 496.

ten eine noch weitere Ausdehnung als **Addiſon**, und Whately (*) ſetzte endlich verſchiedene Regeln der Anlage hinzu. Von dem, was beyde darüber vortragen, will ich das Vornehmſte mit einander zu vereinigen ſuchen, und einige Zuſätze darunter miſchen, die vielleicht zur nähern Beſtimmung und zur bequemern Anwendung dieſer Vorſchläge auch unter uns dienen können.

Ein Ort, wo eine Familie das ganze Jahr hindurch wohnt, iſt ſehr mangelhaft, wenn nicht ein Theil deſſelben ſo eingerichtet iſt, daß man da auch im Winter friſche Luft ſchöpfen, einen ſchönen Tag frey genießen, und ſich durch einen Spatziergang Bewegung und Ergötzung verſchaffen kann. Die Beſchaffenheit des Klima macht ein ſolches Bedürfniß noch eindringender. In Frankreich, und noch mehr in Italien, hat, wie bekannt iſt, der Winter bey weitem nicht die Rauhigkeit, wie in England und Deutſchland. Die angenehme Jahrszeit währet hier, und beſonders in Nieder-Sachſen, kaum 6 Monate hindurch. In den andern Monaten will man doch auch nicht immer eingeſchloſſen ſeyn, ſondern ſich eine für die Geſundheit ſo unentbehrliche Bewegung im Freyen machen, wenn man nur Bedeckung vor der Witterung hat. Wir haben alſo einen nähern Beruf, einen Gartenplatz für den Winter einzurichten.

Im Frühlinge und Sommer blühet die Natur überall. Der Genuß ihrer Reize iſt ſo unſchuldig und erquickend, daß wir einen Theil davon gern auch in diejenigen Monate ausdehnen, welche gewöhnlich davon entblößt ſind, oder ganz entgegen geſetzte Scenen darſtellen. In einem bequemen Wintergarten läßt ſich in gelinden und hellen Tagen, die in die rauhern Monate

(*) Betracht. über das heutige Gartenweſen, S. 314—316. Auch Chambers erwähnt der Winter-Scenen in den chineſiſchen Gärten; S. 24 und 25 der deutſchen Ueberſetzung.

te oft einfallen, ein Theil von den Annehmlichkeiten des Sommers genieſſen. Das Grüne hat alsdann einen neuen Reiz für das Auge. Die heitern und warmen Stunden, welche uns die Sonne ſchenkt, ſind deſto erfreulicher, je flüchtiger ſie ſind. Und eine kleine Geſellſchaft von Vögeln, die in den immer grünen Bäumen umher flatterte, oder ſich auf den Zweigen in ein gelaſſeneres Gefliſter vereinigte, würde zwar kein vollkommenes Bild des Frühlinges, aber doch ein ſolches geben, welches in den Ernſt der Jahrszeit eine gewiſſe Heiterkeit miſchte, und nicht wenig anmuthig wäre.

Die Beſtimmung eines Wintergartens, der ſich weit von einem Sommergarten entfernt, iſt ſehr eingeſchränkt. Bequemlichkeit zum Genuß der friſchen Luft und zum Spatziergang iſt das vornehmſte, das man bey ihm ſuchet. Hiezu gehört, daß er von dem Wohnhauſe nicht zu entfernt, der Platz, wo er liegt, der Sonne offen, aber vor rauhen durchziehenden Winden geſichert, ſein Boden trocken und daher etwas erhöhet ſey, und die nöthige Bedeckung wenigſtens an einigen Theilen nicht fehle.

Die Annehmlichkeit des Wintergartens, die zu ſeiner Bequemlichkeit hinzu tritt, beſteht in den mancherley Arten von immer grünen Gebüſchen und Bäumen, die freylich auch, wegen ihrer dicken Verwahrung vor Winden, zum Theil zur Bequemlichkeit gehören. Es iſt eine augenſcheinlich nothwendige Regel, nur ſolche Bäume zu wählen, die ihr Laub beſtändig und in den rauheſten Monaten behalten.

Man kann die verſchiedenen Arten dieſer Bäume in eine ſolche Ordnung ſetzen, daß ſie ſo gut, wie andere Bäume, die ihr Laubwerk verlieren, angenehme Miſchungen von Grün hervor bringen. Ein benachbarter Küchengarten, wo Scenen der Arbeit faſt durch alle Monate fortlaufen, kann durch den Anblick der ge-

genwärtigen Beſchäftigung und durch die Erwartung eine angenehme Unterhaltung geben. Ein Blumenbeet, wo frühzeitige Blumen gezogen werden, die ihre Keime aus der hart gefrornen oder halb beſchneyten Erde hervor drängen, ein nahes Gewächshaus, welches beſonders für dieſen Theil des Jahres gehört, können eine nicht geringe Ergötzung für den Wintergarten liefern. Man ſehe vornämlich auf die Bäume und Stauden, die unter unſerm Klima im Winter beſtändig grünen, wohin vornämlich der Taxus, die Rothtanne, die Weißtanne, der Buchsbaum, die Wachholderbeerſtaude, die Hülſen (ilex aquifolium,) die ſtachelige Geniſte, der gemeine Lorbeerbaum und der Kirchlorbeerbaum gehören.

Von Anlegung eines **Blumengartens im Winter**, ſiehe Th. V, S. 750, fgg.

Ich beſchließe dieſe Gedanken über den Wintergarten, und die ganze bisherige Abhandlung von den Luſtgärten, mit einer eben ſo feinen als richtigen Bemerkung, die an den Lord Kaym einer ſeiner Freunde ſchrieb: „Wir richten unſern Plan im Le„ben gemeiniglich nur auf glückliche Umſtände ein, und bereiten „uns ſelten, ſehr ſelten auf die Widerwärtigkeit. Wir bringen „dieſen Hang ſogar in die Anlage unſerer Gärten, wir bauen „nur die fröhlichen Zierrathen des Sommers an, und finden „an keinen Pflanzen Geſchmack, als die durch milden Thau und „angenehmen Sonnenſchein aufblühen. Wir verbannen den „ſchrecklichen Winter aus unſern Gedanken, wo wir den Man„gel des wohlthätigen Einfluſſes der Sonne doppelt empfinden, „weil wir dem durchdringenden Nordwinde und der ſchneiden„den Kälte ausgeſetzt ſind. Weiſe iſt der Gärtner, ſowohl im „metaphoriſchen als buchſtäblichen Verſtande, der ſich ein freund„ſchaftliches Dach gegen die Dezemberſtürme beſorget, und die „Pflanzen, welche dieſe traurige Jahrszeit beleben und zieren, „anbauet. Der iſt kein Philoſoph, der nicht in die Gänge der „Stoiker ſich zurück ziehen kann, wenn der Garten des Epicurs „verblüht iſt. Der iſt zu ſehr Philoſoph, der die Blumen und „Gerüchte des Sommers verbannen will, um beſtändig unter „Cypreſſenſchatten zu ſitzen.“

Ich eile zur Betrachtung der übrigen Arten von Gärten, als: der Baumgärten, Küchengärten, oeconomiſchen Gärten, und botaniſchen Gärten. In Anſehung der erſtern, werde ich vornämlich den Garten=Bau auf dem Lande zum Augenmerk haben.

Der Gartenbau iſt wohl unſtreitig, in Anſehung der Nothwendigkeit und Nutzbarkeit, dem Getraidebaue am nächſten zur Seite zu ſetzen; und da die Gartenfrüchte eben ſo wohl, als die verſchiedenen Arten des Getraides, in der Oberfläche des Erdreiches erbauet werden, ſo iſt im eigentlichen Verſtande beydes ein Gegenſtand des Ackerbaues.

Ungeachtet die prächtigen, bloß zur Vergnügung der Sinne gereichenden Luſtgärten einem Gutsbeſitzer und Landmanne keinen weſentlichen Nutzen gewähren, oder derſelbe doch durch die darauf zu verwendenden Erhaltungskoſten gar weit überwogen wird, und daher auch die Anlegung derſelben, in dieſer Betrachtung, als unnütz und ſchädlich zu verwerfen iſt: ſo hindert dieſes doch nicht, daß nicht bey einem Landgarten auch das Ergötzliche und Anmuthige zugleich mit dem Nützlichen und Nothwendigen verbunden werden könnte; nur müſſen letztere allemal die Oberhand behalten. Das wahre ſinnliche Vergnügen beſteht, bey einer jeden Sache, in der Wahrnehmung einer genauen und richtigen Ordnung. Wo unſer Auge dieſes findet, da wird es ergötzet und mit Beluſtigung belebet. Wie leicht aber kann nicht auch in einem bloßen Küchengarten dergleichen beluſtigende Ordnung beobachtet werden! Und iſt nicht das freche Wachsthum von allerley nutzbaren, nach einer gewiſſen ſchicklichen Ordnung gepflanzten, Gartengewächſen ſchon an und vor ſich für gründlich denkende Wirthe ein angenehmes Schauſpiel? Hätte auch außerdem ein Gutsbeſitzer an der Erzeugung eines ſchönen Blumenflores ein beſonderes Gefallen, ſo würde ihm ebenfalls in einem bloßen

Küchengarten, auf den zur Ordnung deſſelben gehörigen Rabatten, und einigen zu ſolchem Ende bequem angebrachten Blumenſtücken, ohne daß dazu auſſerordentliche Koſten nöthig wären, hierunter ein Genügen geſchehen können. Schon bloß zu dem nothwendigen und nützlichen Gartenbau wird an den meiſten Orten ein eigener Gärtner erfordert. Warum ſollte nicht durch dieſen auch der Anbau von allerley Blumenwerk mit beſorget werden können? Sein Gehalt darf, da er ſolches in den Nebenſtunden, ohne Verſäumniß ſeiner Hauptgeſchäfte mit verrichten kann, deshalb nicht erhöhet werden. Der wenige Platz und Dünger, welcher dazu erfordert wird, iſt ebenfalls eine Kleinigkeit, die nicht in Betrachtung kommen kann. Ueberhaupt würde das ſonſt ſo viele Annehmlichkeit bey ſich führende Landleben in eine wahre Sclaverey verwandelt werden, wenn ein Gutsbeſitzer und Landmann auch nicht einmal die unſchuldigſten, auf eine erlaubte, von der Natur ſelbſt dargebotene, Ergötzung gehende Neigungen zu befriedigen befugt ſeyn ſollte. Nur muß das bloß Ergötzende niemals das Nothwendige und Nützliche verdrängen; und ein jeder vernünftiger Landwirth hat, wenn er dieſen ſeinen Neigungen ein Genügen thun will, ſeine Kräfte und Vermögensumſtände dabey wohlbedächtig zu Rathe zu ziehen, und den erſtern, nach dem Verhältniſſe der letztern, das gehörige Ziel zu ſetzen. Nur allein unter dieſer Einſchränkung, iſt das bloß Ergötzende bey den Landgärten zu erlauben. Und weil dieſes, wie weit darunter ohne Verletzung der Wirthſchaft ſelbſt gegangen werden kann, die landwirthſchaftliche Klugheit einem Jeden an die Hand geben muß: ſo betrachte ich hier bloß den Gartenbau, in ſo fern derſelbe nothwendig und nützlich iſt.

Nothwendig iſt der Gartenbau allenthalben; und es wird wohl kein Landgut anzutreffen ſeyn, bey welchem

chem derſelbe völlig entbehrlich wäre. Die Nothwendigkeit des Gartenbaues hat in der völligen Unterhaltung ſowohl der Menſchen als auch des Viehes, ihren Grund.

Die aus den Gärten genommen Vorkoſten und Gemüſe, ſind, bekannter Maßen, die Hauptſpeiſen des Landmannes. Die Speiſung des Geſindes würde doppelt koſtbar fallen, wenn nicht deſſen Sättigung hauptſächlich durch die zubereiteten Gartenfrüchte bewerkſtelliget werden könnte. Nicht allein zur Sommerszeit, ſondern, bey einer klugen und vernünftigen Wirthſchaftseinrichtung, auch den ganzen Winter hindurch, machen ſelbige bey der Speiſung des Dienſtvolkes die Hauptſache aus.

In denjenigen Ländern, wo das Geſinde nicht an das Gartenwerk gewöhnet iſt, wovon ein großer Theil von Schleſien zum Beyſpiel angeführet werden kann, empfinden die Gutsbeſitzer dieſe Speiſungslaſt in doppeltem Maße. Denn obwohl der Unterhalt, den das Geſinde daſelbſt bekömmt, gegen andere Gegenden an und vor ſich ſehr ſchlecht und elend iſt: ſo wird doch durch die täglichen Klöße und Mehlſuppen eine große Menge Getraide verzehret, welches, wenn das Dienſtvolk mehr an die Gartenſpeiſe gewöhnet wäre, erſparet werden und zum Verkauf beſtimmt bleiben könnte.

Nicht allein aber zum Unterhalt der Menſchen, ſondern auch des Viehes, iſt der Gartenbau in einer jeden Landwirthſchaft nothwendig. Schon die Erziehung des jungen Federviehes, kann ohne Beyhülfe von allerley in den Gärten wachſenden Kräutern und Blättern nicht füglich geſchehen. Hauptſächlich aber äußert ſich dieſe Nothwendigkeit in Anſehung der melken Kühe. Wer von dieſem Theile der Viehzucht einen wahren Nutzen ziehen will, der muß auf einen hinlänglichen Vorrath von allerley Gartengewächſen bedacht ſeyn; denn die Erfahrung lehrt, daß ſolche nicht allein ein geſundes und nahrhaftes Futter abgeben, ſondern auch die Kühe in einen vorzüglich milchreichen Zuſtand ſetzen.

Alle

Alle andere Fütterungsmittel thun bey weitem nicht die Wirkung bey dieſer Viehart, welche man von den Gartenfrüchten, wenn ſie mit Vernunft und in gehöriger Ordnung angewendet werden, wahrnimmt. Einige Arten von Gartengewächſen zeigen ſich zwar hierunter wirkſamer, als andere; indeſſen ſind ſie doch insgeſammt zu dieſem Entzwecke höchſt nützlich. Ja das bloße ausgegätete Unkraut, und beſonders die in dem Gartenlande ſo häufig wachſenden Quecken (Päden) ſind, wenn ſie von Sand und Unflath gehörig gereinigt werden, ein weit kräftigeres und mehr zur Milch ſchlagendes Futter, als das beſte Wieſengras.

Vornämlich ſind die Gartenfrüchte, in Anſehung des melken Rindviehes, an denen Orten, wo die Stall- und Brühfütterung eingeführt iſt, unentbehrlich. Bey einer großen Heerde geht es zwar nicht füglich an, daß dieſelbe den ganzen Sommer hindurch mit lauter Gartengewächſen unterhalten werden könnte; die bekannten Futterkräuter, und hauptſächlich der beſonders in unſern Gegenden ſich hiezu am beſten ſchickend rothe ſpaniſche Klee, müſſen bey der Sommer-Stallfütterung freylich die Hauptſache ausmachen. Indeſſen ereignet ſich nicht ſelten, daß die Futterkräuter in ihrem ſonſt gewöhnlichen ſchnellen Wachsthume durch eine widrige Witterung aufgehalten werden, wodurch ein Gutsbeſitzer, der die Stallfütterung eingeführt hat, in eine nicht geringe Verlegenheit gerathen würde, wenn er nicht, aus einer klugen wirthſchaftlichen Vorſicht, auf einen reichlichen Anbau von allerley Gartengewächſen bedacht geweſen wäre. Durch dieſe muß er gleichſam die Lücken, welche ihm in der Stallfütterung durch die widerige Witterung gemacht worden ſind, ausfüllen, und das Vieh ſo lange, bis die ſich verſpäteten Futterkräuter wieder heran gewachſen ſind, erhalten.

Der Gartenbau iſt, in Anſehung des melken Rindviehes, nicht bloß im Sommer zur Erleichterung des Stallfutters nothwendig. Auch im Winter, und zwar alsdann vornämlich, ſind die erzeugten Gartenfrüchte ein eben ſo nothwendiges als nützliches Futter. Schon gleich im Herbſte, wenn der Klee, und die übrigen zur Fütterung beſtimmten Kräuter ein Ende nehmen, würde der Abfall in der Milch zu ſtark ſeyn, wenn man das Vieh ſofort auf das trockne Winterfutter ſetzen wollte. Um dieſes zu verhüten, iſt ein hinlänglicher Vorrath von allerley Wurzelwerk und andern Gartengewächſen unentbehrlich. Durch dergleichen Abwechſelung des Futters wird das Vieh weiter

in ſeiner Unterhaltung noch Nutzbarkeit zurück geſe-
zet, vielmehr lehrt die Erfahrung, daß ſich daſſelbe dabey von friſchem zu vermelken, d. h. mehrere Milch, als vorhin, zu geben pflege.

Da nicht alle Gartengewächſe in Anſehung der Dauer von gleicher Beſchaffenheit ſind: ſo erfordert es die in allen, auch den geringſten Wirthſchaftstheilen nöthige Klugheit, daß diejenigen Arten, die am wenigſten dauern, zum erſten verfüttert, die andern aber bis zuletzt aufgehalten werden. Bey Beobachtung dieſer Regel, wird einem aufmerkſamen Landwirthe nicht allein ſein ſämmtliches Gartengewächs zu Nutzen kommen, und er ſich nicht bloß an eine Gattung deſſelben binden dürfen, ſondern auch das Vieh ſelbſt hat von dieſen Abwechſelungen immer eine neue Erfriſchung zu erwarten, und es wird daſſelbe weit beſſer gedeihen. Dieſen Vortheil kann man noch dadurch erhöhen, wenn man die Verfügung machet, daß die beſten und kräftigſten Arten der Gartengewächſe, welche ohnehin gemeiniglich am längſten dauern, bis zuletzt verſparet werden.

Nächſt der Nothwendigkeit des Gartenbaues auf dem Lande, kömmt auch deſſen Nutzbarkeit in Betrachtung, worunter ich den baaren Ertrag, welcher aus dem Verkaufe der Gartenfrüchte erwartet werden kann, verſtehe. Bey der ganzen Landwirthſchaft geht der letzte Zweck auf die Vermehrung der baaren Einnahme. Wenn nun ſelbige durch den Verkauf von allerley Gartenfrüchten befördert werden kann, ſo bleibt wohl kein Zweifel übrig, daß ein vernünftiger Gutsbeſitzer ſeinen Gartenbau nicht bloß auf das Nothwendige einſchränken, ſondern denſelben auch als eine Quelle der Einkünfte ſelbſt anſehen und betreiben müſſe.

Da bey allen Wirthſchaftsbetrieben jederzeit ein genaues und richtiges Verhältniß zwiſchen der Einnahme und Ausgabe beobachtet werden muß: ſo iſt ein

glei-

gleiches auch bey dem Gartenbaue, wenn man ihn als einen nutzbaren Wirthſchaftstheil in Betrachtung ziehen will, nöthig. Zur Erzeugung der Gartenfrüchte, ſie beſtehen worin ſie wollen, wird durchgehends der beſte Theil des bey einem Gute befindlichen Erdreiches erfordert. Billig muß daher ein vernünftiger Ueberſchlag gemacht werden, ob die Lage und die übrigen Umſtände des Ortes von dem Gartenbaue einen reichern Ertrag hoffen laſſen, als man ſonſt, wenn der dazu beſtimmte Platz ein Gegenſtand des Getraidebaues bliebe, davon zu erwarten haben würde. Denn es iſt allemal unrichtig gedacht, wenn man einen Theil ſeines Feldes dem Getraidebaue entziehen will, ohne mit einer zuverläſſigen Gewißheit überzeugt zu ſeyn, daß die darauf zu gewinnenden Gartenfrüchte eine ſtärkere und reichlichere Einnahme gewähren können.

Daß der Gartenbau mit vieler Arbeit und mit vielen Koſten verknüpft ſey, iſt einem Jeden, der dieſen Wirthſchaftstheil nur einiger Maßen kennt, zur Genüge bekannt. Einen Morgen mit Gartenfrüchten zu beſtellen, verurſachet viermal ſo viel Koſten, als wenn derſelbe bloß zum Getraidebau genutzet wird. Bey einer vernünftig angeſtellten Vergleichung, ob von den Gartenfrüchten, oder ob von dem Getraide mehr wahrer Nutzen zu hoffen ſey, muß alſo nicht bloß auf die baare Einnahme geſehen, ſondern vornämlich auf die bey einem jeden zu verwendenden Koſten Rückſicht genommen werden. Läßt man ſich hiebey an einem leichtſinnigen und nur obenhin gemachten Ueberſchlag begnügen, ſo kann man dadurch in ſeiner Rechnung gar ſehr betrogen werden. An einem Orte, wo auch nur ein ſehr mäßiger Abſatz von Gartenfrüchten iſt, kann zwar ein mit Gartenfrüchten bebaueter Morgen gar leicht mehr, als ein mit Getraide beſäeter, einbringen. Bey einer genau angelegten Berechnung der Koſten aber, wird ſich öfters augenſcheinlich zeigen, daß

daß der übrig bleibende reine Ertrag von den Gartenfrüchten geringer, als der von dem Getraidebaue, ſey. In ſolchen Fällen nun giebt es die geſunde Vernunft, daß den Gartenbau über die Grenzen der Nothwendigkeit auszudehnen, nicht nützlich erachtet werden könne.

Der obige Satz, daß die Erzeugung der Gartenfrüchte viermal ſo viel Koſten als der Anbau des Getraides, erfordere, iſt ſo wenig übertrieben, daß man, wenn man alles, was zur Erzeugung und Wartung der Gartengewächſe nöthig iſt, in genaue Erwegung zieht, ſolchen eher erhöhen, als vermindern muß. Zuvörderſt iſt es ſchlechterdings nothwendig, daß das Gartenland, wenn es tüchtig zubereitet ſeyn ſoll, durchgehends ein, auch wohl zweymal gegraben, und nach drey oder vier Jahren gar von neuem riolet werden müſſe. Wenn nun der zum Getraide beſtimmte Acker nur drey höchſtens viermal gepflüget werden darf, ſo wird dadurch der große Unterſchied zwiſchen den Garten- und Ackerbeſtellungskoſten ſchon allein offenbar. Hienächſt bedarf das Getraide, wenn es einmal geſäet und in die Erde gebracht iſt, weiter keiner Pflege noch Wartung. Wie viel Mühe und Arbeit aber die Gartenfrüchte, auch mitten unter ihrem Wachsthume, durch Gäten und Behacken verurſachen, weiß ein jeder, der nur die geringſte Kenntniß von dem Gartenbaue hat. Das bloße Gäten allein iſt eine Arbeit, welche faſt den ganzen Gartenbau vereckelt, und die doch, wenn man ihnen erzeugen will, nicht unterlaſſen werden kann, wodurch aber manche unangenehme Ausgabe veranlaſſet wird.

Aus vorſtehenden Gründen hat ein Landwirth, welcher den Gartenbau über die Gränzen der Nothwendigkeit ausbreiten, und als einen nutzbaren Wirthſchaftstheil betreiben will, dabey vornämlich auf das Verhältniß der bey ſeinem Gute befindlichen Handdienſte zu ſehen. In ſo weit, als die eigenen Dienſte zur Beſtreitung des Gartenweſens, ohne Verkürzung der Hauptwirthſchaftsgeſchäfte hinreichend ſind, wird der Gartenbau an den meiſten Orten allemal rathſam und nützlich bleiben. Inſonderheit ſchicken ſich hiezu die Weiberdienſte, welche öfters zu andern Wirth-

ſchaftsgeſchäften unbrauchbar ſind, am beſten. Denn das Graben und Gäten, welches in dem gemeinen Gartenbaue die meiſte Mühe verurſachet, ſind Arbeiten, welche dem Weibervolke am beſten von der Hand gehen. An Orten alſo, wo es viel dienſtbare Häusler- und Einliegerweiber giebt, kann der Gartenbau vorzüglich getrieben und ausgebreitet werden, indem man dadurch dieſe Art von Dienſten am beſten nutzet. Iſt hingegen ein Mangel an Dienſtvolke, oder daſſelbe zur völligen Beſtreitung des Gartenbaues nicht hinlänglich, ſo, daß die meiſten dazu erforderlichen Arbeiten mit baarem Gelde bezahlet werden müſſen: ſo iſt und bleibt der von Erzeugung der Gartengewächſe zu erwartende wahre Nutzen allemal zweifelhaft. Unter ſolchen Umſtänden wird bey den Gartenfrüchten (worunter ich in dieſem Falle hauptſächlich die ſogenannten Unterfrüchte verſtehe,) nach einer genau angelegten Koſtenberechnung, eher Schaden als Vortheil heraus kommen.

Da das Nothwendige dem Nützlichen allemal vorgezogen werden muß, ſo verſteht ſich auch von ſelbſt, daß, wenn hinlängliche Handdienſte vorhanden ſind, ſolche zuvörderſt zu dem nothwendigen Gartenbaue angewendet werden müſſen; und erſt alsdann, wenn dieſer vollbracht iſt, kann ein Ueberſchlag, ob und wie viel von dieſen Handdienſten zum nützlichen Gebrauche übrig bleiben, gemachet, und darnach die Ausbreitung deſſelben beſtimmet werden.

Auch ſogar die Erzeugung der in der Haushaltung für Menſchen und Vieh nothwendigen Wurzel- und Kohlgewächſe iſt an denen Orten, wo es an hinlänglichen Handdienſten fehlt, und ſolche Gewächſe beſonders für das Vieh in großer Menge anzubauen ſind, bloß in den Gärten zu erzwingen nicht rathſam. Die Erfahrung lehret, daß auch auf dem Felde in fetten und tief gepflügten Brachäckern allerley Kohl- und Wurzelwerk mit Nutzen gebauet werden kann. Weil nun dieſes mit weit wenigern Koſten, als der gewöhnliche Gartenbau, verknüpft iſt: ſo giebt es die Vernunft ſelbſt

ſelbſt an die Hand, daß man in den vorbenannten Fällen dieſen Weg vorzüglich erwählen und einſchlagen müſſe. In allen denen Gegenden, wo die Wirthſchaft mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit getrieben wird, und man beſonders für die reichliche Unterhaltung des Viehes die gehörige Sorgfalt trägt, findet man bereits einen großen Theil des Feldackers mit dergleichen nothwendigen Kohl- und Wurzelgewächſen beſäet und beypflanzt.

Der Anbau der für das Vieh nöthigen Kohl- und Wurzelgewächſe in dem Felde, iſt bey großen und weitläuftigen Viehwirthſchaften nicht allein rathſam, ſondern auch gewiſſermaßen nothwendig. Auch bey dem größten Ueberfluſſe an Handdienſten, würde es doch, wenn die zu einem ſtarken Kühviehſtande nöthigen Wurzel- und Kohlgewächſe bloß durch den gewöhnlichen Gartenbau erzeuget werden ſollten, nicht nur zu koſtba , ſondern auch an und vor ſich unmöglich fallen.

Ein ungegründeter und unerheblicher Einwand iſt es, wenn man gedachter Verfügung die darausentſtehende Verkürzung der Brachweide entgegen ſetzen will. Bey Einführung der Stallfütterung iſt auch weniger Weide nöthig, und durch 10 mit Kohl- und Wurzelwerk bebauete Morgen können 100 und mehr ſonſt nöthig geweſene Morgen Weide reichlich erſetzet werden.

Nicht allein in Anſehung der Arbeitskoſten erfordert der gewöhnliche Gartenbau einen ſtärkern Aufwand, als ſonſt zur Erzeugung des Getraides und anderer Feldfrüchte nöthig iſt, ſondern es nimmt auch derſelbe eine weit größere Menge von Miſt und Dünger hinweg. Wenn man von ſeinen Getraideackern, bey einer ununterbrochenen ſechsjährigen Düngung, noch die beſten und reichſten Aerndten erwarten kann, ſo wird man hingegen von einem Garten, welcher eben ſo lange auf friſche Bedüngung warten ſoll, nichts als Mühe und vergebenen Schweiß zum Lohne haben. Viele Gartengewächſe erfordern faſt alle Jahre eine friſche Düngung; die meiſten alle zwey Jahr; und nur wenige giebt es, welche man noch in der dritten Tracht mit Nutzen erzeugen kann. Die Gartenfrüchte ſind

auch nicht etwa mit der ſchlechteſten Düngungsart zufrieden, ſondern wollen, wenn ſie gerathen und den erwarteten Nuzen bringen ſollen, mit dem beſten und fetteſten Miſte, verſorget ſeyn. Ein Morgen Gartenland erfordert gewiß, in einer Zeit von ſechs Jahren, eben ſo viel Miſt, als ſonſt zu drey Morgen bloß zum Getraidebau gewidmeten Ackerfelder gehört. Hieraus erhellet, wie ſchädlich ein übertriebenes Gartenwerk dem Ackerbaue werden kann. Wie nöthig und vernünftig iſt es daher, daß ein Landwirth bey Anlegung ſeiner Gärten, zuvörderſt auf den Düngungszuſtand ſeiner Aecker Rückſicht nehme, und, ob auch dieſe darunter leiden möchten, wohl überlege! Nur allein an ſolchen Orten, wo ein ſtarker Viehſtand, folglich ein Ueberfluß an Dünger vorhanden iſt, kann die Ausbreitung des Gartenbaues für vortheilhaft erachtet werden. Inzwiſchen iſt nicht zu läugnen, daß ein auf alles aufmerkſamer Landwirth, der ſich auch in das Kleine der verſchiedenen Wirthſchaftstheile einläßt, noch immer Mittel und Wege, auch ohne Verkürzung des Getraidebaues, einen nutzbaren Gartenbau in gehöriger Düngung zu erhalten, ausfindig zu machen, im Stande ſeyn werde.

Ein aus allerley geſammelten Unrathe angelegetes Düngermagazin, wozu im IX. Th. S. 692, fgg. Anleitung gegeben worden iſt; das fleißige Zuſammenwerfen des Gaſſenkothes und der Erde von den Miſthöfen; das Ausgraben der Schaf- und Rindviehſtälle; die Vermiſchung des Tauben und Hühnermiſtes mit einer hinlänglichen Quantität von Erde; die Erde des ausgegäteten und verfaulten Unkrautes aus den Gärten; der Schutt von Ziegelſteinen und alten Gebäuden; das aus den Scheunbanſen ausgeräumte kleine Gemüll, und andere dergleichen außerordentliche Düngungsmittel mehr, machen es bey einem jeden Landwirthe möglich, ſeinen Gartenbau, ohne Nachtheil der Ackerbemiſtung, zu erweitern. Wollten ſich gleich einige dieſer Düngungsarten nicht zur Erzeugung der Gartenfrüchte ſchicken, ſo können ſie doch allemal zu dem Getraidebaue mit großem Nutzen angewendet werden, und man kann dagegen ſo viel von dem gewöhn-

lichen

lichen Viehmiſte an das Gartenwerk wenden. Bey einer ſolchen Umwechſelung der Düngungsarten, kann beydes, der Garten- und der Getraidebau, ohne daß einer durch den andern einen Eintrag leide, gar füglich beyſammen beſtehen. Es können zwar dieſe Düngungsmittel ſchon ohnehin dem Acker zu Nutze kommen; allein da in den wenigſten Wirthſchaften darauf gerechnet wird, ſondern es blos ein außerordentlicher und Nebenvortheil für beſonders aufmerkſame Wirthe iſt: ſo muß man es auch, der Billigkeit nach, ihrer Willkühr, ob ſie ſolchen dem Garten- oder dem Getraidebaue widmen wollen, überlaſſen.

Soll aus der Erzeugung der verſchiedenen Gartengewächſe und Gartenfrüchte kein bloßer Scheinnutzen, ſondern ein wahrer und weſentlicher Vortheil entſtehen: ſo iſt vor allen Dingen nöthig, daß dieſelben einen zureichenden Abſatz haben, auch in einem billigen und verhältnißmäßigen Werthe verloſet werden können. Die Menge derſelben möge noch ſo groß ſeyn, und ihre Beſchaffenheit ſo vortrefflich ſeyn, wie ſie will, ſo wird doch aus allen daran verwandten Koſten nicht der geringſte Nutzen erwachſen, wenn es an hinreichenden Abnehmern und einem verhältnißmäßigen Preiſe fehlt. Bey Beſtimmung des nutzbaren Gartenbaues muß alſo nothwendig die Lage des Ortes und der Gegend in Betrachtung gezogen werden. Daß auf Landgütern, die nahe an einer vollkreichen Stadt belegen ſind, der nutzbare Gartenbau doppelt rathſam ſey, davon können die bey Berlin und andern dergleichen großen Städten liegenden Dörfer zum Beyſpiel dienen; und in einer ſolchen vortrefflichen Lage kann auch ein bloß durch baare Ausgaben erzwungener Gartenbau einen wahren Nutzen gewähren.

Zwar können nicht alle Landgüter dergleichen glückliche und vortheilhafte Lage haben; indeſſen giebt es doch in allen Ländern und Provinzen mittelmäßig bevölkerte Städte, wodurch den Gartenfrüchten auf den nächſtbelegenen Landgütern ebenfalls ein guter Abſatz und billiger Preis verſchaffet wird. Auch hier iſt die mehrere Anbauung der Gartengewächſe als eine wirklich nützliche Sache anzurathen.

kann gleich daſelbſt nicht ſo viel, als in den großen Hauptſtädten, davon verloſet werden, ſo wird doch allemal ein verhältnißmäßiger Nutzen heraus kommen.

Nicht allein aber große und volkreiche Städte ziehen einen reichlichen Abſatz von allerley Gartenfrüchten nach ſich, ſondern es kann auch ſolches durch gewiſſe ganze Gegenden, in welchen das Klima keinen hinreichenden Gartenbau erlaubet, geſchehen. Zum Beyſpiel hievon dient das ſchleſiſche Gebirge. Einem jeden, der das Herzogthum Schleſien kennt, iſt bekannt, in was für einer Menge das auf dem platten Lande erzielte Gartengewächs in den benachbarten Gebirgsörtern abgeſetzt wird. Denn, da in dem Gebirge der ſpät eintretende Frühling, und der ſich zeitig einſtellende Winter, die nöthigen Gartenfrüchte weder in gehöriger Menge noch in erforderlicher Güte zu erzeugen erlauben: ſo müſſen die dortigen Einwohner das darunter benöthigte in den benachbarten Gegenden ſuchen und kaufen.

In dem Innern der Provinzen aber, und auf Landgütern, welche blos mit kleinen Landſtädten, die ſchon vorhin mit eigenem Gartenwerke genugſam verſorget, umgeben ſind, große und weitläuftige Gärten, in der Abſicht, einen baaren Nutzen davon zu ziehen, anzulegen, iſt eine wahre wirthſchaftliche Thorheit. Die **Nothwendigkeit** des Gartenbaues bleibt zwar auch daſelbſt einerley, in Anſehung der **Nutzbarkeit** aber fällt dieſer Wirthſchaftstheil an ſolchen Orten ganz hinweg.

Die **Abſicht eines Gartens** iſt ſowohl, zur Nahrung dienliche fremde oder ausländiſche Pflanzen durch ſorgfältige Wartung unter unſerm Himmelsſtriche zu erziehen, als auch einheimiſche wild wachſende Gewächſe durch Fleiß und ſorgfältigen Bau zu veredeln. Gartenfrüchte müſſen daher ſorgfältiger gepfleget werden, als Feldfrüchte; der Boden muß ſorgfältiger gewählet, mehr bearbeitet und beſſer gedünget werden. Man bearbeitet ihn durch Graben, u. ſ. f. Man dünget ihn mit guten alten Thiermiſte, Holzerde u. d. gl. Zu ſehr zarten Gewächſen ſind Miſtbeete, und im Winter Gewächshäuſer nöthig. Die Gewächſe müſſen bey einfallender Dürre begoſſen, und einige vor allzu ſtarker Hitze verwahret werden. Durch dieſe und andere Mittel

tel wird die Abſicht erreicht, einheimiſche Gewächſe zu veredeln, und der Lüſternheit ſchmackhafter zu machen, und ausländiſche, an ein milderes Klima gewöhnte Gewächſe fortzupflanzen. Die Fortpflanzung geſchieht bey den meiſten durch den Samen; bey einigen mit mehrerm Vortheil durch Keime und Ableger. Die jungen Pflanzen werden verſetzt; nur leiden ſolches nicht alle, z. B. nicht die mit ſpindelförmigen oder knolligen Wurzeln.

Die vornehmſten bey uns gangbaren Gartengewächſe welche zur Nahrung der Menſchen gebauet werden, ſind: 1) Kohlgewächſe, deren Blätter und zarte Stängel gekocht zur Speiſe dienen. Dieſe werden in ein gedüngtes Land geſäet, und hernach verpflanzt. Dahin gehören: der weiße und rothe Kopfkohl, der Savoyerkohl, der Braunkohl, der Blumenkohl, der Broccoli, und der Kohlrabi, mit ſeinen eßbaren Knollen über der Wurzel; ferner der Spinat, die Melde, und die Winterkreſſe. 2) Wurzelgewächſe, deren Wurzel eßbar ſind, und welche entweder ſpindelförmige oder knollige Wurzeln haben. Sie erfordern ein warmes, ſandiges, das Jahr vorher gedüngtes, zuweilen auch ein feuchtes Land. Dahin gehören: die Möhren oder Carotten, mit ihren Unterarten, die Rüben, Paſtinaken, Zuckerwurzeln, Peterſilie und Sellerie, der Kümmel, ſo fern er durch die Wartung eßbare Wurzeln bekömmt, die Rübenrapunzel, die Scorzonere, Haferwurzel, der Mangold oder die Bete mit ihren Unterarten, die Rettige und Radießchen, die Kartoffeln, Erdäpfel und Erdnüſſe. 3) Zwiebelgewächſe, mit eßbaren Zwiebeln, welche theils durch den Samen, theils durch Zertheilung und Verſetzung der Zwiebeln, fortgepflanzet werden. Man hat davon: die gemeine Zwiebel, den Knoblauch, die Rocambole, Schalotte, den Porree, den Perllauch, den Schnittlauch, und den Johannislauch. 4) Sa-

latgewächſe, deren Blätter ungekocht mit Eſſig und Oehl gegeſſen werden. Dergleichen ſind: der gewöhnliche Salat oder Lattich mit ſeinen Unterarten, die Rapunzel, die Kreſſe, die Eichorie, und die Endivie. 5) Hülſenfrüchte, deren eßbaren Samen in Hülſen wachſen. Dieſe ſind: die Faſeolen oder Vitsbohnen mit ihren Unterarten, die großen oder Feldbohnen, die Erbſen und Linſen mit ihren Unterarten, wovon auch einige auf den Feldern als Feldfrüchte gebauet werden. 6) Aepfelkräuter, deren äpfelförmige fleiſchige Samencapſeln eßbar ſind. Dieſe ſind: der Kürbiß, die Gurke, und die Melone. 7) Spargelkräuter, deren erſte hervorkeimende Wurzelſproſſen gegeſſen werden. Dahin gehört vornämlich der Spargel. Auch die Hopfenkeime werden auf dieſe Art gegeſſen. 8) Blumenfrüchte, mit eßbaren Blumenboden wovon wir nur die Artiſchocke und die Cardone haben, obgleich manche andere Pflanzen auf dieſe Art genutzet werden könnten, z. B. die Sonnenblume, die Wegediſtel, die Eberwurz ꝛc. 9) Beerenkräuter, welche ihrer eßbaren Beeren wegen gebauet werden. Von dieſer Art iſt beſonders die Erdbeere. Andere Arten, als: Johannis- Stachel- und Himbeeren ꝛc. gehören zu den Stauden. 10) Gewürzpflanzen, welche nicht ſowohl zur Speiſe, als vielmehr zur Würzung derſelben dienen. Unſere Gärten liefern deren eine groſſe Menge, die aber, ſeitdem die hitzigen und ſchädlichen oſtindiſchen Gewürze unſern Gaumen verderbt haben, zum Theil ſehr herab gewürdiget worden ſind. Es ſind: der Majoran, der Kerbel, der Dill, der Anieß, der Senf, der Coriander, der Schwarzkümmel, die Baſilien, die türkiſche Meliſſe, das Löffelkraut, die Borragen, der Portulak, der Fenchel, der Kümmel, das Pfefferkraut, der Thymian, den Dragun, der Beyfuß, der Sauerampf, die Tripmadam, die Meliſſe, der Jſopp, die Krauſemünze, der Poley, der Wermuth,

der Rainfarren, der Meerfenchel, die Pimpinelle, die Salbey, die Raute, die Stabwurz, der Lavendel, der Rosmarin u. ſ. w.

Die meiſten dieſer Gewächſe ſind ausländiſche, welche die Lüſternheit aus einem fremden Himmelsſtriche unter den unſrigen verpflanzt hat. Indeſſen haben wir eine Menge einheimiſcher, welche bei uns wild wachſen, und deren Theile eine geſunde und nahrhafte Speiſe gewähren könnten, und in manchen Ländern wirklich gewähren, wenn ſie durch fleißige Wartung veredelt würden. Hier iſt ein kleines Verzeichniß derſelben: Als Kohlgewächſe: die Ochſenzunge, die Schlüſſelblumme, die Ackerwinde, der weiße Gänſefuß, die Bärenklau, der Gerſch (Aegopodium *Linn.*), die taube Neſſel, die Schweinskreſſe, die Bitterkreſſe, der Hederich, der Ackerſenf, das Saukraut (Hypochaeris *Linn.*), die Sumpfdiſtel, das Kratzkraut (Cnicus *Linn*). die Wege= oder Bergdiſtel (Onopordon), die Neſſel, die Zaunrüben, der breite Wegerich u. ſ. f. Als Wurzelgewächſe: die Queke, das Beinweil, das Schweinsbrod (Cyclamen *Linn.*) der Kälberkropf, der Wegetritt, die knollige und ſchwarze Erde (Orobus tuberoſus und niger *Linn.*) der Bocksbart, die große Bergklette, die Eberwurz, das Knabenkraut, das Pfeilkraut, die doldenförmige Vogelmilch (Ornithogalum umbellatum *Linn.*) Als Salatgewächſe: der große Baldrian, der Scharbock (das Feigwarzenkraut, Ranunculus Ficaria *Linn.*) die Schweinskreſſe, die Gänſediſtel. Als Spargelkräuter: der gute Heinrich, die Mannstreu (Eryngium Linn.) u. ſ. f.

Die ſogenannten Küchen= Kraut= Kohl= oder Krätzgärten Fr. Jardin potager, ſind beſtimmt, uns mit Unterfrüchten, oder Küchenkräutern und Wurzelwerk, zur Ernährung der Menſchen und des Viehes zu verſorgen. Die Beſtellung der Küchengärten iſt dermaßen bekannt, daß man wenig Bauerweiber antrifft, die

ſich hierin nicht einer Geſchicklichkeit rühmen ſollten, welche man ihnen auch nicht durchgängig abſprechen kann. Eine ganz andere Frage aber iſt es: ob die Gärten nach vernünftigen Maßregeln beſtellet, ob die am reichlichſten lohnenden und am beſten abzuſetzenden Gewächſe, in gehöriger Menge und auf die vortheilhafteſte Art erbauet, die weniger vortheilhaften hingegen nur zur Nothdurft, in der Haushaltung, erzogen werden?

Zuvörderſt iſt ſowohl bey den Küchen- als auch Obſtgärten, ein für jede Fruchtart ſich ſchickendes Erdreich nöthig. Indeſſen hat ein Garten, welcher unmittelbar hinter dem herrſchaftlichen Hauſe, oder doch in Nähe deſſelben, angebracht iſt, aus mancherley Urſachen einen großen Vorzug; nicht der bloßen Annehmlichkeit wegen, die einem Gutsbeſitzer dadurch zuwächſt, ſondern wegen wahrer, und in das Weſentliche der Landwirthſchaft einſchlagender Vortheile. Daß der Gutsherr einen nahe liegenden Garten öfter, als einen entfernten, beſuchet und beſuchen kann, iſt ganz natürlich. Ein nur etwas munterer und an dem Gartenweſen Vergnügen findender Landwirth bringt ſeine von andern wichtigern Wirthſchaftsgeſchäften ledige Stunde in einem nahe belegenen Garten zu, bey welcher Gelegenheit manche Unordnungen entdecket, und verſchiedene nützliche und gute Dinge angeordnet werden. Dieſer öftere Gartenbeſuch fällt bey einem entfernt liegenden gemeiniglich hinweg, indem der durch die Beſorgung anderer Wirthſchaftsgeſchäfte ſchon ermüdete Landwirth ſich dieſes Vergnügens unter ſolchen Umſtänden weit ſeltener theilhaftig machen, und folglich ſeinen Gartenbau nicht ſo genau beobachten kann. Wenn der Gärtner mit ſeinen ihm zur Hülfe gegebenen Arbeitern die Herrſchaft in der Nähe weiß, und ihr Fleiß oder ihre Saumſeligkeit öfters ſchon aus den Fenſtern überſehen werden kann: ſo iſt kein Zweifel, daß die

Gartengeſchäfte dadurch einen weit hurtigern Betrieb bekommen, da hingegen bey einer entfernten Lage der Gärten die Hälfte der Zeit ſowohl von dem Gärtner, als den beſtellten Arbeitern, in Müßiggang zugebracht wird. Endlich ſind auch die entfernten Gärten den auf dem Lande in Anſehung der Eßwaaren ſo gewöhnlichen Diebereyen weit mehr, als diejenigen, welche unter einer beſtändigen herrſchaftlichen Beobachtung liegen, ausgeſetzt. Die Obſtgärten befinden ſich hiebey in doppelter Gefahr.

Wenn es aber, bey Anlegung eines Küchengartens, weder der Raum noch die übrigen Wirthſchaftsumſtände verſtatten wollen, daß derſelbe unmittelbar hinter dem herrſchaftlichen Wohnhauſe angeleget, und dadurch die ſo eben angezeigten Vortheile verſchaffet werden können: ſo iſt doch wenigſtens ein ſolcher Platz dazu zu erwählen, welcher an und vor ſich eine geſchickte, und den Küchengewächſen, die darin erzeuget werden ſollen, gemäße Lage und Beſchaffenheit hat.

Ein tauglicher Küchengarten muß weder zu hoch, noch zu tief liegen; denn die gar zu große Trockenheit ſowohl, als auch übermäßige Feuchtigkeit, iſt den darin zu erzielenden Gewächſen ſchädlich. Man erwähle, ſo viel als möglich, einen vollkommen ebenen Platz, auf welchem weder Anhöhen noch Niederungen angetroffen werden, dazu. Es ſind ſolche Ebenen nicht allein nicht ſo vielen innern Fehlern, als die Anhöhen und Niederungen, ausgeſetzt, ſondern man erſparet auch dabey, in Anſehung des bey einer ungleichen Oberfläche nöthigen, hier aber wegfallenden Planirens, viele Koſten. Vor allen Dingen hüte man ſich, ſeinen Garten an einem naſſen Orte und in einem Quellgrunde anzulegen; denn dieſe Lage iſt für alle Arten der Gartengewächſe höchſt ſchädlich. An frühzeitige Erzeugung der Gewächſe in einem ſolchen Garten iſt faſt gar nicht zu denken, indem das Erdreich ſelten vor den May zum

Gra-

Graben und Zubereiten trocken genug iſt. In dürren Jahren widerſteht zwar ein ſolcher Garten der übermäſſigen Trockenheit mehr als andere, und es dürfen die darin gepflanzten Gewächſe nur ſelten begoſſen werden; in naſſen Jahren hingegen iſt derſelbe faſt ganz unbrauchbar, weil die ſtets in dem Erdreiche hängende Näſſe das Wachsthum der Pflanzen mehr, als die ſtärkſte Dürre, hindert.

Hat das naßartige Weſen bloß in der niedrigen Lage des Ortes ſeinen Urſprung, ſo kann ſolches zwar durch Erhöhung und Ueberfahrung mit anderm Erdreiche einigermaßen wieder verbeſſert werden; indeſſen verurſachet dieſes doch, wenn man einen andern Plaz dazu hätte beſtimmen können, unnöthige Koſten. Sind aber in dem Grunde des Gartens ſelbſt Quellen verborgen, ſo kann der Sache ſchwerlich abgeholfen werden.

Bey Anlegung eines jeden, und alſo auch eines Küchengartens iſt dahin zu ſehen, daß derſelbe ſeine Lage gegen Mittag bekomme, damit er von der erwärmenden und alles belebenden Sonne überall getroffen werden könne. In dürren Sommern ſcheint zwar die brennende Sonne den Gartengewächſen öfters mehr Schaden, als Vortheil, zu ſtiften, indem ſie theils verwelken, und theils in ihrer Art klein bleiben; allein es gehört dieſes zu den außerordentlichen Fällen, welche keinen Grund zu allgemeinen Regeln abgeben können; und hienächſt iſt auch das Verwelken und Kleinbleiben der Gartengewächſe in dürren Sommer nicht ſowohl eine Wirkung der Sonnenhize, welche niemals ſchädlich iſt, ſondern es rührt ſolches vielmehr von dem Mangel des Waſſers und der nöthigen Feuchtigkeit und von dem unterlaſſenen Begießen, her. Soll daher das ſo nöthige Gartengeſchäft des Begießens ohne viele Koſten und mit einer gewiſſen Bequemlichkeie geſchehen: ſo iſt ſchon bey Anlegung darauf Rückſicht zu nehmen, ob auch in der Nähe genugſames Waſſer, womit die Gewächſe bey langem Ausbleiben des Regens begoſſen und erfriſchet werden können, vorhanden ſey.

Die Natur bietet hiezu nicht immer die Hand, und man muß ſich auch, um keine naſſe und quellgründige Oerter zu wählen, dabey wohl in Acht nehmen. In Gegenden, wo Teiche und Sümpfe in der Nähe ſind, hat man allemal ſchädliche Quellen zu befürchten. Man würde daher, wenn man dieſen Umſtand nicht wohl vorher prüfet, gar leicht durch Vermeidung eines kleinen Uebels in ein noch größeres gerathen. Iſt man aber durch eine angeſtellte Unterſuchung, hierunter keine Gefahr zu laufen, überzeugt, ſo gereicht es zu einer ganz beſondern Bequemlichkeit, wenn die Anlage des Gartens dergeſtalt eingerichtet werden kann, daß der vorhandene Teich in die Mitte deſſelben zu liegen komme, weil alsdann die, zumal in großen Gärten, vielen Zeitverluſt, Mühe und Koſten verurſachende Arbeit des Begießens in allen Stücken ſehr erleichtert wird. Sollte aber dieſes durch die natürliche Lage zu erzwingen nicht möglich ſeyn ſeyn: ſo muß man auf andere bequeme Mittel, ſeinem Garten das nöthige Waſſer verſchaffen, bedacht ſeyn. Kann man gleich nicht durch Teiche und andere Behältniſſe das benöthigte Waſſer in den Garten bringen, ſo iſt doch ſolches durch Brunnen und Plumpen gar wohl möglich. Die Kunſt unſerer heutigen Brunnengräber iſt ſo weit geſtiegen, daß ſie das Waſſer, und wenn es auch noch ſo tief läge, finden und durch geſchickt angebrachte Plumpen herauf bringen können. Kann dieſes gleich nicht ohne Koſten geſchehen, ſo gehören dieſe doch mit dem größten Rechte zu den nothwendigen und unumgänglichen Ausgaben. Entweder der ganze Gartenbau muß unterbleiben, oder es muß zur Anſchaffung des benöthigten Waſſers die erforderliche Verfügung getroffen werden.

Daß ein ſolcher Brunnen, um mehrerer Bequemlichkeit willen, in der Mitte des Gartens anzubringen ſey, verſteht ſich von ſelbſt. Da auch die Erfahrung lehret, daß das aus den Plumpen oder Brunnen friſch

herauf kommende Waſſer ſehr viele Kälte an ſich hat, und zum unmittelbaren Gebrauche des Begießens der Gewächſe untauglich iſt: ſo muß bey einer Gartenplumpe entweder ein großes Faß befindlich ſeyn, worin man das eingeplumpte Waſſer, ehe es zum Begießen gebraucht wird, einige Stunden ſtehen läßt, damit es die Brunnenkälte verliere, oder aber, man läßt ſich auf die im IV. Th. S. 143 angezeigte Art eine Ciſterne anlegen. Will man die Sache, beſonders bey lange anhaltender Dürre, noch mehr verbeſſern, ſo darf man nur unter das in dem vorgedachten Faſſe befindliche Waſſer von Zeit zu Zeit etwas kurzen Schweinemiſt miſchen, und dieſe Maſſe bey dem Begießen jederzeit fleißig umrühren. Durch dieſes Mittel wird nicht allein den Pflanzen die nöthige Feuchtigkeit und Erfriſchung mitgetheilt, ſondern es werden dadurch auch zugleich die Nahrungsſäfte, welche ihnen durch die ſtarke Sonnenhitze entzogen ſind, wieder erſetzet.

Bey einem großen weitläuftigen Gartenbaue, wo der dazu beſtimmte Platz zuweilen 8 bis 12 magdeb. Morgen beträgt, iſt ein einziger Brunnen oder Plumpe, wenn ſie gleich in der Mitte des Gartens angebracht worden, nicht hinreichend, die mit dem in dürren Zeiten nöthigen Begießen der Gewächſe verknüpften Beſchwerlichkeiten völlig zu heben. Geſetzt, der Garten liege in einem Quadrat, ſo nehme man ferner an, daß derſelbe wieder in vier gleiche Quadrate abgetheilt ſey, und ein jedes dieſer Quadrate eine vierfache gleiche Eintheilung habe. Dieſer Einrichtung nach beſtände alſo der ganze Garten in vier Haupttheilen, und ein jeder derſelben hätte wieder ſeine beſondere 4 Theile. Um ſich nun in einem Garten von ſo weiten Umfange die nöthige Bewäſſerung der Gewächſe noch möglicher und bequemer zu machen, müßte man ſich in einem jeden Viertel deſſelben ein eigenes Waſſerbehältniß, es geſchehe ſolches durch Röhren von dem in der Mitte befindlichen Brunnen, oder durch eigene in einem jeden Quartiere angebrachte Plumpen, zu verſchaffen ſuchen.

Da auch wenn ein Beet nach dem andern bloß mit der gewöhnlichen Gießkanne benetzet werden ſoll, der Nähe des Waſſers ungeachtet, durch das öftere Hin- und Hergehen und

das

das beſtändige Eingießen des Waſſers in den Sprengkrug, ſehr viele Zeit erfordert wird, das Begießen aber, wofern es nicht mehr ſchädlich, als nützlich, ſeyn ſoll, nur in den frühen Morgen- oder ſpäten Abendſtunden geſchehen kann: ſo kann das beſte Mittel, einen Garten in kurzer Zeit, und mit weniger Mühe, ſo ſtark als man will, anzufeuchten, daß man ſich blecherner Handſpritzen, welche oben mit einem kleinen ledernen Schlauche verſehen ſind, und daher allenthalben, wohin man das Waſſer haben will, gerichtet werden können, bediene. Eine ſolche Spritze darf nur in einen Zober mit Waſſer in der Mitte eines jeden Quartieres geſezet, und der Zober ſtets mit Waſſer unterhalten werden, ſo wird man aus einem Standpuncte alle vier Abtheilungen eines ſolchen Quartieres völlig überreichen, und die darauf befindlichen Gewächſe mit der erforderlichen Quantität Waſſer verſehen können. Es kann vermittelſt derſelben das Waſſer, 25 bis 30 Schritt weit getrieben werden; und wenn ſie dergeſtalt gerichtet wird, daß das Waſſer einen Bogen macht, ſo breitet ſich daſſelbe aus, und fällt wie ein Regen auf die Gewächſe nieder. Durch dieſe Erfindung ſind drey Perſonen, in kurzer Zeit einen großen Garten von etlichen Morgen gehörig und hinlänglich anzufeuchten, im Stande. Die eine Perſon plumpet oder ſchöpfet Waſſer in den Zober, worin die Spritze ſteht, damit ſolche in beſtändigem Gange bleiben könne. Die zweyte zieht den in der Spritze befindlichen Stämpel, welcher zu ſolchem Ende mit einer Handhabe verſehen iſt, auf und nieder. Die dritte aber, welche billig der Gärtner ſelbſt ſeyn muß, dirigiret den Schlauch, um das Waſſer dahin zu bringen, wo es nöthig iſt. Die beyden erſtern werden ſich, wenn die Sache geſchwinde fortgehen ſoll, öfters abwechſeln müſſen, indem das Ziehen des Stämpels eine ſchwere Arbeit iſt, die, ohne dazwiſchen zu ruhen, von einer Perſon nicht lange fortgeſezet werden kann. Uebrigens wird ein jeder von ſelbſt einſehen, daß dieſe Methode nur alsdann, wenn entweder der ganze Garten, oder ein Quartier deſſelben, das Begießen nöthig hat, füglich ſtatt finden könne. In ſolchen Fällen aber, wo nur einzele Beete oder beſondere Gewächſe angefeuchtet werden dürfen, wird der Gebrauch der gewöhnlichen Gießkannen noch immer der ſicherſte bleiben.

So vortheilhaft den Gartengewächſen der freye und ungehinderte Zufluß der Sonnenwärme iſt, ſo ſchädlich iſt es ihnen hingegen, wenn ſie den kalten und alles

aus-

auszehrenden Nordwinden ausgeſetzt ſind. Eine Hauptregel bey Anlegung eines Gartens iſt es daher, daß man demſelben eine ſolche Lage zu geben ſuchen müſſe, in welcher er gegen die Nordwinde gedecket wird. Erlauben es die Umſtände, daß ſolches durch vorliegende Gebäude geſchehen kann, ſo iſt dieſes freylich der ſicherſte und bequemſte, auch wohlfeilſte Weg, indem alsdann zur Erhaltung dieſer Abſicht keine beſondere Koſten angewendet werden dürfen. Iſt aber dergleichen nicht möglich zu machen, ſo muß man auf andere Mittel, das Eindringen der Nordwind abzuhalten, bedacht ſeyn. Eine hohe Mauer oder hoch gezogene Hecke kann zwar etwas dazu beytragen, gänzlich aber wird dieſes Uebel dadurch doch nicht gehoben werden, indem die hoch gehenden Winde dennoch immer den größten Theil des Gartens überſtreichen können. Am vollkommenſten erreicht man hierunter ſeine Abſicht, wenn man die äußere Seite des Gartens mit hochſtämmigen Linden, Büchen und andern Bäumen bepflanzet.

Daß die Umgebung des Gartens an der äußern Seite mit hochſtämmigen Bäumen gegen Norden nicht allein nützlich, ſondern auch nothwendig ſey, erhellet aus Vorſtehendem ganz unwiderſprechlich. Ob aber dieſes auch in Anſehung der übrigen Himmelsgegenden rathſam ſey, ſcheint einigem Zweifel, wenigſtens gewiſſen Einſchränkungen, unterworfen zu ſeyn.

Alle Gewächſe und Früchte verlangen einen freyen Zutritt der Luft und ein gewiſſes Durchſtreichen derſelben. Die Erfahrung lehret, daß ſchon ein Getraidefeld, welches von Wäldern eingeſchloſſen iſt, bey weitem nicht ſo viel an Körnern, als ein anderes frey liegendes, bringe. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit den Gartengewächſen; und es ſcheint daher, als wenn die Umſchließung des Gartens mit hochſtämmigen Bäumen, außer der Nordſeite, eher ſchädlich, als vortheilhaft wäre. Allein, man muß unter dem nöthigen Zugange und Durchſtreichen der Luſt, und unter dem Abhalten der Heftigkeit des Windes, billig einen Unterſchied machen. Das erſtere muß, als nützlich und nothwendig, niemals gehindert werden, das zweyte aber iſt, aus welcher Gegend der Wind auch wehen mö-

ge, allemal ſchädlich; und auch ſelbſt bey dem Getraide würde es gut ſeyn, wenn die Heftigkeit der Winde, ohne das freye Durchſtreichen der Luft zu hemmen, abgehalten werden könnte. Die ſtarken, insonderheit Oſtwinde, haben das Uebel an ſich, daß ſie das Erdreich gar ſehr austrocknen, und aller Feuchtigkeit berauben; daß aber die Gartenfrüchte beſtändig friſch unterhalten ſeyn wollen, und ihnen daher das übermäßige Austrocknen der Winde vielen Nachtheil verurſache, iſt eine bekannte Wahrheit. Um nun dieſe beyde ſich einigermaßen zu widerſprechen ſcheinende Dinge, nämlich die Abhaltung der heftigen Winde und das Durchſtreichen der freyen Luft, mit einander zu vereinigen, und bey beyden die angezeigte Abſicht zu erreichen, muß man zwar allerdings die Umfaſſung der äußern Seite des Gartens nach allen Himmelsgegenden mit hochſtämmigen Bäumen, doch unter folgenden Einſchränkungen, billigen. 1) Die Bäume müſſen nicht zu nahe an einander geſetzt werden, damit die Luft zwiſchen denſelben allemal frey durchgehen könne. 2) Man muß hiezu Bäume, deren Stamm wenigſtens 6 bis 7 Fuß hoch iſt, wählen. Denn die Erfahrung lehrt, daß die heftigen Sturmwinde gemeiniglich hoch, die ſanften und gelinden aber niedrig, zu wehen pflegen. Bey Bäumen vorgedachter Art erhält man alſo dieſen doppelten Endzweck auf die geſchickteſte Weiſe; denn die ſanften und niedrig gehenden Winde werden dadurch den Gartengewächſen zu Theil, den heftigen und hoch gehenden aber wird das Eindringen durch die Kronen und Gipfel der Bäume verwehret.

Die Lage eines Gartens möge ſo bequem, ſo geſchickt und ſo regelmäßig ſeyn, als ſie will, ſo kann doch ſolche zum wirklichen Wachsthum und Gedeihen der Gewächſe an und für ſich ſelbſt nichts beytragen. Nur allein die innere Güte des Erdreiches, welches ein angelegter Küchen-Garten in ſich faßt, macht hiebey die Hauptſache aus. Viele Landwirthe ſtehen in dem irrigen Wahne, daß ein tüchtiger Küchengarten nothwendig aus einem ſchwarzen Erdreiche beſtehen müſſe. Nun bringt zwar freylich ein ſchwarzer Boden gemeiniglich gute Gartenfrüchte; es muß aber derſelbe von den Fehlern, die einem Erdreiche ſeiner Art ſehr oft ankleben, insonderheit dem oben erwähnten naßartigen Weſen, befreyt ſeyn. Hat man demnach auf ſei-

nem Gebiete einen Platz mit einem hoch liegenden ſchwarzen Boden: ſo hat man denſelben unter Voraus-ſetzung der übrigen zu einer richtigen Gartenlage erfor-derlichen Umſtände, allerdings zu wählen. Hiebey muß man ſich aber in Acht nehmen, daß man ſich nicht durch den bloßen Anſchein verleiten laſſe, zu den anzu-legenden Gärten einen Torf- oder Mohrgrund zu be-ſtimmen. Dem äußern Anſehen nach hat derſelbe mit den übrigen ſchwarzen Erdarten eine große Aehnlich-keit; und in den erſten Jahren kommen auch die darin gezogenen Gewächſe ſehr wohl fort, in der Folge aber zeigt es ſich, daß man hierunter eine ſehr ſchlechte Wahl getroffen habe, und man nimmt nicht ſelten wahr, daß ein ſolches Erdreich zum Gartenbau eben ſo wenig ge-ſchickt, als der bloße Sand, ſey. Auch wird man ſchon in den erſten Jahren, wo ſich der Torfgrund noch be-ſonders fruchtbar erzeigt, und dadurch ſeinen Eigenthü-mer gewiſſermaßen verblendet, bey einer genauen Auf-merkſamkeit gewahr werden, daß die darin erzeugten Früchte bey weiten nicht den Geſchmack, noch die Fe-ſtigkeit und Dauerhaftigkeit derjenigen, die in einem tüchtigen Gartenboden gewachſen ſind, an ſich haben.

Ob man gleich den ſchwarzen Torfgrund gemeiniglich nur in den niedrigen, an Strömen und Flüſſen gelegenen Ge-genden anzutreffen pflegt: ſo ereignet ſich doch auch zum öftern, daß ſich dergleichen auf den Höhen findet. Wenn nun ein Unwiſſender, der die übeln Eigenſchaften und Fol-gen des Torfgrundes nicht genau kennt, ſich durch den bloſ-ſen äußern Schein gar nicht verleiten laſſen kann, ſeinen Garten daſelbſt anzulegen, ſo wird die deshalb gegebene Er-innerung und Warnung nicht ohne Nutzen ſeyn. Der Torf-grund kann zwar durch Vermiſchung mit Sand und an-derm Erdreiche gar ſehr verbeſſert und auch zur Erzeu-gung der Gartengewächſe geſchickter gemacht werden; allein, die Eigenſchaften, welche ein in der Höhe liegender feſter Boden an ſich hat, wird er zu dieſer Abſicht nie erhalten, und die in demſelben erzeugten Gewächſe werden jederzeit verhältnißweiſe ſchlechter ſeyn.

Da

Da faſt eine jede Gewächsart ihr eigenes Erdreich erfordert, ſo wäre zu wünſchen, daß zu einem Küchengarten ein ſolcher Platz erwählet werden könnte, welcher alle Arten von Erdreich in ſich enthielte, damit alle zu erzeugende Gartenfrüchte den ihrer Natur gemäſſen Boden bekommen könnten. Da aber, ſo abwechſelnd auch die verſchiedenen Erdarten ſind, der Wunſch, in einem ſo kleinen Bezirke, als zu einem Garten erfordert wird, alle Gattungen deſſelben beyſammen zu bekommen, meiſtentheils vergebens iſt: ſo müſſen wir uns nur um ein ſolches Erdreich, welches zu allen Gartengewächſen tauglich, oder durch eine gehörige Zubereitung dazu tüchtig zu machen iſt, bekümmern. Ungeachtet nun ein hochliegendes und von allen naßartigen Eigenſchaften befreytes, ſchwarzes Erdreich, gedachtermaßen hiezu das beſte und geſchickteſte iſt: ſo iſt doch auch nicht zu läugnen, daß ein unter einer proportionirten Vermiſchung aus Lehm und Sand beſtehender Boden demſelben faſt gleich komme, ja, bey vielen Gartengewächſen, beſonders dem Wurzelwerke noch wohl gar einen Vorzug habe. Die Vermiſchung macht den, in vielen Stücken, auch ſelbſt dem Getraidebaue, vorzüglichen Mittelboden aus; und es kann derſelbe, wenn ihm, durch eine hinlängliche Düngung, die gehörige Fettigkeit, die er weit leichter, als eine andere weniger vermiſchte Erdart, annimmt, gegeben wird, zu allen gebraucht werden.

Indeſſen hat man, bey Anlegung eines Küchengartens, nicht bloß und allein die Oberfläche des Erdbodens zur Richtſchnur anzunehmen. Denn, da ein jeder neu anzulegender Garten, wie ich weiter unten zeigen werde, einige Fuß tief rioliret werden muß, ſo kömmt es mehr auf die Unterlage des Erdreiches, als die Oberfläche deſſelben, an. Man muß daher, ehe man den Platz zu einem neu anzulegenden Küchengarten beſtimmet, zuvörderſt die Beſchaffenheit der Unterlagen des

Erdbodens, entweder vermittelſt eines Erdbohrers, oder durch Nachgraben, unterſuchen. Ein ſchwarzer Boden wird ſehr ſelten 3 Stiche tief liegen, und alſo hierauf, bey Anlegung eines neuen Gartens, wenig Rechnung zu machen ſeyn. Findet man aber eine Schicht Lehm und eine Schicht Sand, ſo kann man einen ſolchen Ort ohne Bedenken zum Gartenbau beſtimmen. Niemand hat ſich alſo dadurch, wenn er gleich in der unterſten Lage, oder bey dem dritten Stiche Sand antrifft, abſchrecken zu laſſen. Denn, beſteht nur die Oberfläche, und das bey dem zweyten Stiche heraus gebrachte, in einem feſten und lehmigen Erdreiche, ſo ſchadet der zu untererſt befindliche Sand ſo wenig, daß vielmehr eben dadurch die richtige, zu einem tüchtigen Gartenerdreiche erforderliche Vermiſchung zuwege gebracht wird. Kömmt gleich bey dieſer Lage der Erdſchichten der Sand unter dem Riolen oben auf, ſo wird derſelbe doch ſchon in dem erſten Jahre, theils durch das Planiren der bey dem Riolen aufgeworfenen Gräben, und theils durch das Umgraben, mit dem feſten Erdreiche vermenget; und in den folgenden Jahren geſchieht ſolches bey der fernern Bearbeitung des Gartens noch in einer vollſtändigern Art, am allervollkommenſten aber, wenn das Gartenland zum zweyten und drittenmal vom neuem rioliret wird.

Zuweilen wird in den Unterlagen ein eiſenſchüſſiges Erdreich angetroffen. Dieſes iſt überhaupt zum Fruchttragen, beſonders aber zum Gartenbau, völlig untauglich.

Nachdem die untern Schichten des Erdreiches gehörig geprüfet und tüchtig befunden worden ſind, iſt das erſte, was man bey Bearbeitung eines neu anzulegenden Küchengartens zu thun hat, daß das dazu beſtimmte Erdreich in gehöriger Tiefe rioliret werde. Je tiefer ſolches geſchehen kann, deſto beſſer und vortheilhafter iſt es; doch muß dabey jederzeit die Beſchaffenheit der untern Erdſchichten mit in Betrachtung gezogen

zogen werden. Wenn dieſe keine Hinderniſſe in den Weg legen, ſo muß das Riolen wenigſtens 3 Fuß tief geſchehen; findet man aber unten zu viel Sand, oder gar eine eiſenmohrige Erde, ſo ſind 2 bis 2½ Fuß hinlänglich. Die beſtändige Gegenwart eines verſtändigen und erfahrnen Gärtners iſt hiebey beſonders nöthig, damit kein untaugliches, oder wohl gar ſchädliches Erdreich herauf gebracht werde.

Das tiefe Riolen bey Anlegung eines Küchengartens, iſt aus verſchiedenen Urſachen nöthig. 1) Ein durch und durch aufgelockertes Erdreich kann die Nahrungsſäfte ſowohl, als auch übrige Feuchtigkeiten, in weit größerer Menge annehmen, und hernach den Pflanzen wieder mittheilen. 2) Viele Gartengewächſe, wohin alles Wurzelwerk gehört, ſind von der Beſchaffenheit, daß ſie Fuß tief, und noch weiter, in die Erde hinab gehen, und daher auch in der Tiefe ſowohl Platz, als auch Nahrung zu ihrem Wachsthum finden müſſen. Auch ſo gar die Wurzeln der Obergewächſe gehen weit tiefer in das Erdreich, als die von dem Getraide; folglich muß ihnen mehr Gelegenheit, um ſolches bequem thun zu können, verſchaffet werden; und dieſes geſchieht durch das tiefe Riolen.

Der zu einem Garten beſtimmte Platz iſt entweder ein ganz neuer, noch niemals zum Fruchttragen gebrauchter, und alſo mit Raſen bewachſener Ort, oder ſonſt ein Stück, welches ſchon vorhin zum Feldbau angewendet geweſen iſt. Der von der erſten Art, ſchickt ſich in aller Abſicht weit beſſer zum Gartenbau, als der letztere; und beſonders in den erſten Jahren, ſo lange er noch die Eigenſchaften eines neuen Landes bey ſich führt, wird man deſſen großen Vorzug ganz augenſcheinlich gewahr werden. Indeſſen müſſen beyde, wenn ein tüchtiges Gartenland aus ihnen entſtehen ſoll, auf vorgedachte Art durchgearbeitet werden. Da dieſe Arbeit bey einem ungebrauchten und mit Raſen bewachſenen Boden ſchwerer fällt, als bey der andern Gattung, ſo muß auch dabey mehrere Behutſamkeit und Vorſicht gebraucht werden. In einem ſchon unter dem Pfluge oder Grabſcheite geweſenen Lande, findet man allent-

halben, ſowohl unten als in der Oberfläche, ein mürbes Erdreich; und es iſt daher gleichgültig, auf was für Art ſolches in die gezogenen Gräben zu liegen kömmt. Auf einem beraſeten Boden hingegen müſſen die Raſen zuvörderſt ſorgfältig, und zwar nicht zu tief, abgeſtochen, und hienächſt auch dahin geſehen werden, daß dieſelben unten in einer gewiſſen Ordnung ſchichtweiſe ihre Lage erhalten, indem ſie ſonſt, wenn ſolches nicht gehörig beobachtet wird, bey dem Planiren und Umgraben leicht wieder hervor gezogen werden, wodurch denn die ganze Arbeit verdorben wird.

Das Riolen eines neuen Gartenlandes kann zwar das ganze Jahr durch, ſo lange es offen Wetter iſt, geſchehen; der Herbſt und Frühling aber ſind, weil man alsdann noch die meiſte Zeit hat, dazu am bequemſten. Will man jedoch ſchon im Frühjahre von dem neu angelegten Garten, ganz oder zum Theil, einen Gebrauch machen, ſo muß dieſe Arbeit, ſo viel möglich, im Herbſte vollbracht werden. Denn die Erfahrung lehrt, daß das neu riolte und aus der Tiefe herauf gebrachte Erdreich, wenn es nicht vorher eine Zeitlang von Luft und Sonne gehörig durchdrungen und gleichſam beſchwängert worden iſt, ſeine erſte Wirkungen gemeiniglich zu verſagen, oder doch die ſonſt natürlicher Weiſe bey ſich führenden Kräfte in weit geringerm Grade zu zeigen pflege.

Nach vollbrachter Arbeit des Riolens, kömmt ferner ſehr vieles auf ein geſchicktes Planiren der aufgeworfenen Gräben an. Bey einem zu allen Gartengewächſen tüchtigen Lande beruhet, wie bereits bemerkt worden iſt, die Hauptſache auf eine richtige Vermiſchung der verſchiedenen Erdarten. Nun kann es aber nicht ſo genau hergehen, daß nicht durch das Riolen an einem Orte mehr Sand, und an einem andern wieder mehr Thon und Lehm, aus der Tiefe herauf gebracht wird. Wenn nun ſolches in der Art, als es herauf gebracht worden iſt, auf der Oberfläche liegen bliebe, ſo

ſo würde keine richtige Vermiſchung vorhanden ſeyn. Man muß daher den zu viel herauf gebrachten Sand an denen Orten, wo mehr Lehm oder Thon, als zu einer Vermiſchung nöthig iſt, und ſo wieder den überflüſſigen Lehm oder Thon da, wo zu viel Sand hingekommen iſt, zu bringen ſuchen; und dieſes kann, unter den Händen eines geſchickten Gärtners, gar füglich bey dem Planiren geſchehen. Wird es hierunter bey der erſten Anlage verſehen, ſo bekömmt man, weil die Vermiſchung der Erdarten nicht überall gleich iſt, auch in dem ganzen Garten ein ungleiches Erdreich, ſo daß ſich immer ein Fleck vor dem andern mehr oder weniger fruchtbar erweiſet. Der Grund hievon iſt gemeiniglich in nichts anderm, als einem ungeſchickten Planiren des Gartenlandes bey dem erſten Riolen, zu ſuchen.

Bey Anlegung eines Küchengartens, iſt das Riolen unſtreitig der die meiſten Koſten verurſachende Theil von allen dazu nöthigen Zubereitungen. Wer dieſe Arbeit für Tagelohn verrichten läßt, dem wird ſie ſehr hoch zu ſtehen kommen: denn ſie iſt an ſich ſehr ſchwer, und wird daher durch Tagelöhner, welche ſchon bey leichtern Arbeiten ihre Knochen ſehr zu ſchonen ſuchen, nur langſam von Statten gehen. Man thut daher beſſer, wenn man die Arbeit des Riolens Ruthen- oder Morgenweiſe verdinget. Man wird ſolchergeſtalt eher und wohlfeiler zu ſeinem Endzweck kommen; und daß die Arbeit gut und tüchtig verrichtet werde, dafür muß die fleißige Aufſicht des Gärtners Bürge ſeyn. Nach des gelehrten und berühmten Hrn. Präſid. von Benckendorf Berechnung, welche ſich auf eigene Erfahrung gründet, kann ein magdeburgiſcher Morgen von 180 Quadrathruthen beraſetes Land, welches 3 gute Stiche tief riolet werden ſoll, wenn die Arbeit verdungen wird, nicht unter 12 Rthlr. geſchaffet werden; iſt aber der zu riolende Platz nicht mit Raſen bewachſen, ſo ſind 10 Rthlr. hinlänglich. Läßt man dieſe Arbeit für Tagelohn verrichten, ſo kömmt ſie, aller Aufſicht ungeachtet, mehr als ein Drittel höher zu ſtehen.

Der angegebene Verdungspreis für einen Magdeburger Morgen hat nur alsdann Statt, wenn das zu riolende Land aus

aus einem feſten Ackererdreiche beſteht. In einem torfigen Grunde, dergleichen man beſonders an den bey großen Flüſſen und Strömen belegenen Oertern antrifft, kann dieſe Arbeit weit wohlfeiler geſchaffet werden. Denn da der Torf eine ſehr leichte Materie iſt, und die Gräber mit einem Wurfe dreymal ſo viel Torf, als feſte Erde, herauf bringen können: ſo iſt es ganz natürlich, daß dieſe Arbeit nicht allein viel geſchwinder von Statten gehen, ſondern auch weniger Mühe verurſachen müſſe. In den torfigen Boden wird alſo, einen 3 Stiche tief zu riolenden Morgen mit 6 bis 7 Rthlr. zu bezahlen, hinreichend ſeyn.

Von rechter Nutzung des zu Gartenlande gemachten Gras- oder Feldlandes, ſ. im 86, und 87. St. des hannov. Magaz. v. J. 1768; desgl. im 4. St. des 3. Jahrg. der wiener. öcon. Samml. a. d. J. 1769, gr. 8. S. 358—370, und 5. St. S. 454—463.

Es iſt nicht genug, daß ein Küchengarten richtig angelegt ſey, ſondern es hat derſelbe auch, zur Pflege und Wartung der darin erzeugten Gewächſe, eine beſtändige Bearbeitung nöthig.

Daß zuvörderſt ein Garten, wenn er den gehörigen Nutzen bringen ſoll, in ſteter guter Düngung unterhalten werden müſſe, iſt eine aus der Erfahrung bekannte Wahrheit. Ich habe bereits oben, S. 292, erinnert, daß man bey Anlegung eines Gartens jederzeit das Verhältniß ſeines Viehſtandes vor Augen haben müſſe, und zugleich einige kleine Vortheile, wodurch man ſeinem Garten, ohne Verkürzung des Getraidebaues, eine mehrere Bedüngung verſchaffen kann, angezeigt. Hier ſind noch zween Puncte, nämlich: 1) Wie oft ein Küchen-Garten, wenn er im guten Stande erhalten werden ſoll, von neuem gedünget werden müſſe? 2) Welche Düngungs-Art für einen Küchen-Garten überhaupt die beſte und zuträglichſte ſey? zu beſtimmen.

Was für eine Düngerfreſſende Sache der Gartenbau ſey, erhellet ſchon allein daraus, daß auch ſo gar das neu riolte Land gleich in der erſten Zeit mit hinlänglichem Dünger verſehen werden muß, wenn es alle Arten von Gartengewächſen und Früchten tragen ſoll.

Bey

Bey dem Getraidebaue kann man in einem neu aufgeriſſenen Lande viele Jahre lang den Dünger völlig erſparen; und es trägt daſſelbe weit mehrere und beſſere Früchte, als ein alter friſch bemiſteter Acker. Die Gartenfrüchte aber wollen ſich hieran nicht begnügen laſſen, ſondern erfordern auch in einem neuen Lande Miſt und Düngung. Einige Arten von Wurzelgewächſen, als: Mohrrüben, Paſtinaken u. d. gl. gerathen in einem neu riolten Lande, in den beyden erſten Jahren, auch noch wohl ohne Dünzung. Will man aber Weißkohl, Blumenkohl, Kohlrüben, und andere dergleichen, eine beſondere Fettigkeit erfordernde Gewächſe darin erzeugen, ſo muß auch ſchon in dem erſten Jahre die Düngung dabey mit zu Hülfe genommen werden.

Ueberhaupt verlangen alle Gartengewächſe einen fetten und wohl gedüngten Boden; nur mit dem Unterſchiede, daß einige davon alle Jahre friſchen Dünger erfordern, andere aber mit einem zwey = und nur ſehr wenige mit einem dreyjährigen bedüngten Lande fürlieb nehmen. Nach einem gemachten Durchſchnitte, in Anſehung der mehr oder weniger Bemiſtung erfordernden Gartengewächſe, kann man, den mit zu den Miſtbeeten nöthigen Miſt mitgerechnet, den allgemeinen Satz annehmen, daß jährlich die Hälfte des Küchen-Gartens friſch gedünget werden müſſe.

Eben ſo wie die Gartengewächſe in Anſehung der benöthigten öftern Düngung gar ſehr unterſchieden ſind: eben ſo verhält es ſich auch in Anſehung der ſtärkern und ſchwächern Düngung. Einige, wohin inſonderheit der Weißkohl gehört, können faſt nicht Miſt genug bekommen, und wollen, dem ungeachtet, faſt alle Jahre damit verſorgt ſeyn. Andere hingegen verlangen zwar eine öftere Düngung, die aber ganz ſchwach und ſparſam eingerichtet ſeyn muß. Eine dritte Gattung iſt mit der gewöhnlichen Düngung, ſo wie ſie dem Feldacker gegeben wird, zufrieden.

Wenn man dieſe dreyerley Gattungen von Gartengewächſen, in Betrachtung der zu einer jeden erforderlichen Düngermenge, zuſammen nimmt, ſo wird ebenfalls der allgemeine Satz heraus kommen, daß im Durchſchnitt auf einen Morgen Gartenland, eben ſo viel Dünger, als auf einen Morgen Feldacker, zu rechnen ſey. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein vernünftiger Gärtner die Vertheilung des Miſtes dergeſtalt einrichten müſſe, daß jede Art von Gewächſen das ihrige davon erhalte.

Aller langer und ſtrohartiger Miſt, iſt zum Gartenbau untauglich; die einzigen Miſtbeete, wozu er allerdings nothwendig iſt, ausgenommen. Denn, ein ſolcher Miſt hat, wegen der öfters zu wiederholenden Düngung, nicht Zeit genug, in dem Lande gehörig zu verfaulen, und dem Erdreiche ſeine bey ſich führende Kräfte mitzutheilen. Auch wird von allen Gartengewächſen ein geſchwindes Wachsthum erfordert, und dieſes vornämlich dadurch befördert, wenn dieſelben ihre Wurzeln nicht allein in der Tiefe, ſondern auch in der Breite gehörig ausdehnen können. Die Natur der Sache aber giebt es von ſelbſt, daß ein langer ſtrohartiger Miſt dieſer Ausbreitung der Wurzeln ſchlechterdings hinderlich ſey. Nicht allein die Wurzelgewächſe können ſolches gar nicht vertragen, ſondern auch alle Arten von Kohlgewächſen werden dadurch in ihrem Wachsthume gehemmet. Eine allgemeine Regel iſt es ſolchemnach, daß das Garten-Land einen kurzen, in Fäulniß gegangenen Miſt erfordere. Der lange Pferdemiſt iſt zwar in den Miſtbeeten, und bey allen andern Gewächſen, welche mit einer gewiſſen Heftigkeit getrieben werden ſollen, brauchbar und gewiſſermaßen nothwendig, zu dem gewöhnlichen Wachsthum der Pflanzen aber, auch außer den im Vorhergehenden angeführten allgemeinen Urſachen, wegen eines allzu ſtarken Triebes und flüchtigen Salzes, ſchädlich. Iſt

derſelbe aber durch die in ihm vorgegangene Gährung von ſeinen allzu ſcharfen Salzen befreyt, ſo kann man ihn mit Recht für die beſte allgemeine Gartendüngung, der beſondern vorgedachten Ausnahmen unbeſchadet, achten.

Die meiſten vernünftigen Gärtner halten den aus den Miſtbeeten ausgeworfenen Miſt für die beſte Düngung, weil derſelbe alle vorher von einem langen ſtrohartigen Miſte angeführte ſchädliche Eigenſchaften nicht mehr an ſich hat, und dennoch ein fettes, zur Nahrung der Pflanzen ſehr dienliches Weſen bey ſich führt. Allein, der zu den Miſtbeeten gebrauchte Pferdemiſt, deſſen Maſſe zumal durch die in ihm vorgegangene Gährung und Fäulniß gar ſehr verringert worden iſt, ſteht wohl nirgends mit dem übrigen Gartenbaue in einem ſolchen Verhältniſſe, daß er dazu hinreichend wäre. Die Nothwendigkeit erfordert es daher, daß man ſich von dergleichem kurzen Pferdemiſte die nöthige Menge auf eine andere Art zu verſchaffen ſuche.

Das beſte und ſicherſte Mittel beſteht unſtreitig darin, daß man ſo viel Pferdemiſt, als zu dem Gartenbau gebraucht wird, im Herbſte in der Nähe des Gartens zuſammen fahren, und ihn daſelbſt den Winter über gehörig faulen und verweſen (rotten) läßt.

In wie weit der Teich=Schlamm zum Düngen des Gartenlandes nützlich oder ſchädlich ſey, werde ich in dem demſelben gewidmeten Artikel unterſuchen. Von dem Gebrauche der verfaulten Span=Erde, ſiehe den Art. Holz=Erde.

Von der Aſch=Düngung iſt zwar bereits im II Th. S. 518, gehandelt worden; ich gedenke derſelben aber hier wieder insbeſondere, in wie fern ſie für die Gartengewächſe dienlich iſt. Der Aſchdüngung ſind die wenigſten Gärtner günſtig; ſie behaupten, daß dieſelbe keine rechte Kraft zum Treiben für die Gewächſe beſitze. In Anſehung der Kohlgewächſe, inſonderheit des Weißkohles, iſt dieſes allerdings wahr, weil ſelbige mehr öhlige, als ſalzige Theile zu ihrer Nahrung und Wachsthum verlangen. Was aber die Wurzelge=

gewächſe betrifft, ſo verſichert der große praktiſche Oekonom, Hr. Präſ. v. Benckendorf, aus eigener Erfahrung, daß ſelbige in einer Aſchdüngung beſonders gut gewachſen und fort gekommen ſind. Ueberhaupt iſt dieſe Düngungsart einem Garten niemals ſchädlich, ſondern jederzeit nützlich. Denn, wenn ſie gleich an und für ſich ſelbſt zur Beſchleunigung des Wachsthumes nicht viel beyträgt, ſo wird ſie doch, wenn in dem nächſtfolgenden Jahre auf eben denſelben Platz wieder ein fetter Miſt kömmt, durch die Verbindung mit den öhligen Theilen deſto mehrere Wirkung zu thun, Gelegenheit haben. Eine Haupteigenſchaft der Aſche aber iſt es, daß ſie das Land rein hält, und daß nicht ſo viel Unkraut darnach wächſt, welches ſie billig allen Gärtnern vorzüglich beliebt machen ſollte.

Nächſt der alljährig nöthigen Düngung, ohne welche kein nutzbarer Gartenbau Statt finden kann, muß ein fleißiger und aufmerkſamer Gärtner auch vor allen Dingen für die Reinigung des Gartens von allem ſchädlichen Unkraute, Sorge tragen. Je fruchtbarer ein Boden iſt, und je beſſer er gedünget wird, deſto mehr iſt derſelbe, in Vergleichung gegen ein ſchlechtes und mageres Land, zum Unkraut geneigt; wie ſchädlich aber das überhand nehmende Unkraut allen Arten der Gartengewächſe ſey, und wie oft ſelbige dadurch in ihrem beſten Wachsthume erſticket werden, iſt eine bekannte Wahrheit; ſo bekannt ſie aber iſt, ſo oft findet man doch, über die Verabſäumung der dawider dienlichen Mittel ſich zu verwundern, Gelegenheit. Was hilft der ganze Gartenbau, wenn zwar viele nützliche und nothwendige Gewächſe angeleget, aber nicht gehörig erhalten werden! Die Vertilgung des Unkrautes aber iſt es, wodurch das ungeſtörte Wachsthum der verſchiedenen Gartengewächſe erhalten und befördert werden kann.

Die

Die gewöhnlichen Mittel, das Unkraut unter den Gartengewächſen zu vertilgen, ſind fleißiges Gäten (Wieden) und Behacken. Des Gätens, (ſ. Th. XV, S. 641—646) bedient man ſich bey den geſäeten, des Hackens aber bey den gepflanzten Gewächſen. Das letztere iſt weit leichter, und erfordert wenigere Zeit; das erſtere aber iſt mühſamer und langwieriger, wiewohl dazu auch Kinder und alte Weiber genommen werden können. Bey beyden Arbeiten iſt es eine Hauptregel, daß man, ehe man dazu ſchreitet, das Unkraut nicht zu ſtark anwachſen, und gar zu ſehr zu Kräften kommen laſſe: denn die Kräfte, welche das Land an das Wachsthum des Unkrautes verſchwendet, entgehen natürlicher Weiſe den geſäeten oder gepflanzten Gewächſen. Je länger man alſo demſelben, ohne an ſeine Vertilgung zu denken, Zeit läßt, deſto ſchwächer müſſen nothwendig die Gewächſe und Früchte gerathen. Selten iſt die Sache bey dieſer Arbeit mit einemmale abgethan. In naſſen Sommern muß ſolches wohl zwey bis dreymal wiederholet werden. Ueberhaupt muß ein fleißiger und aufmerkſamer Gärtner niemals das geringſte von Unkraut in ſeinem Garten dulden, ſondern, ſo bald nur das mindeſte darin zum Vorſchein kömmt, auf deſſen Ausrottung bedacht ſeyn.

Es muß zu dieſer Arbeit aber auch eine bequeme Witterung gewählet werden, wenn die gehörige Wirkung davon erfolgen ſoll. Das Gäten iſt nach einem kurz vorher gefallenen Regen nicht rathſam, indem, bey der durch die Näſſe verurſachten Lockerheit des Bodens, durch das Ausziehen des Unkrautes, auch gar leicht den Wurzeln der Pflanzen, zumal wenn ſie im Anfange noch ſehr zart ſind, Schade zugefüget werden kann. Allzu trocken aber muß das Erdreich bey dieſer Arbeit auch nicht ſeyn, weil, wenn der Boden zu feſt iſt, die Wurzeln des Unkrautes bey dem Herausziehen abreißen, und hernach bald wieder ausſchlagen. Die Arbeit

Arbeit des Behackens iſt am beſten vorzunehmen, wenn es kurz vorher geregnet hat, weil ſolches alsdann nicht allein weit leichter fällt, ſondern auch, da man mit der Hacke tiefer in die Erde kommen kann, das Unkraut deſto beſſer ſamt der Wurzel heraus kömmt. Das Behacken muß aber auch zu einer ſolchen Zeit vorgenommen werden, wo man, dem Anſcheine nach, nicht ſo bald wieder einen Regen zu vermuthen hat. Denn, wenn unmittelbar nach dem Behacken, und ehe das ausgeriſſene Unkraut verwelken kann, wieder naſſes Wetter einfällt, ſo ſchlägt das Unkraut wieder von friſchem aus, und es entſteht dadurch ein Gewebe deſſelben, welches noch ſchlimmer als das vorige iſt.

Uebrigens iſt hiebey noch anzumerken, daß es öfters, wenn man Landgärten voll Unkraut findet, nicht ſowohl die Schuld des Gärtners, welcher vielleicht heimlich darüber ſeufzet und murret, ſondern vielmehr des Gutsherrn ſelber, iſt. Die Vertilgung des Unkrautes iſt eine Sache, die der Gärtner nicht allein beſtreiten kann. Es werden Arbeiter dazu erfordert, und zwar öfters, wenn der Garten weitläuftig iſt, und alles zu rechter Zeit geſchehen ſoll, in ziemlicher Anzahl; nun hängt aber die Verſchaffung der Gartenarbeiter nicht von dem Gärtner, ſondern von dem Eigenthümer des Gutes ab, und es wird alſo der Vorwurf von einer hierunter bemerkten Nachläſſigkeit wohl gemeiniglich den Letztern treffen. Es iſt zwar wahr, daß zu der Zeit, wenn das Gäten und Behacken der Gartengewächſe am nöthigſten ſind, auch zugleich in dem Ackerbaue und andern Wirthſchaftsgeſchäften viele nothwendige Arbeiten vorzufallen pflegen. Weil nun beydes nicht zugleich verrichtet werden kann, ſo muß freylich der Gartenbau, welcher gemeiniglich zu den geringſten Wirthſchaftstheilen gerechnet wird, hierunter das Nachſehen haben. Indeſſen muß ein vernünftiger und Ordnung liebender Wirth ſchlechterdings in ſeiner ganzen Wirthſchaft eine ſolche Einrichtung machen, daß kein Geſchäft dem andern hinderlich falle, ſondern daß ein jedes zu ſeiner Zeit gehörig geſchehen und beſorget werden könne. Wo es an einer ſolchen Ordnung ermangelt, da kann es allerdings nicht fehlen, daß nicht öfters ein kleinerer Wirthſchaftstheil, um einen größern zu erhalten, zu Grunde gehen muß. Die Gartengeſchäfte ſind für einen Landwirth nichts unvermuthetes, worauf er vorher keine Rechnung hätte machen können;

nen; er weiß vielmehr zum voraus, worin ſie beſtehen, und zu welcher Zeit ſie vorfallen. Daß zu eben dieſer Zeit auch andere, noch wichtigere Wirthſchaftsgeſchäfte zu beſtreiten ſeyn, iſt ihm auch nicht unbekannt. Was iſt alſo natürlicher und leichter, als entweder in Anſehung der Arbeiterzahl, oder in Einſchränkung der Wirthſchaftstheile ſelbſt, ſolche Verfügung zu treffen, daß alles zu gehöriger Zeit geſchehen könne, und kein Wirthſchaftstheil um des andern vernachläſſiget werden dürfe! Ich habe daher bereits oben, S. 289, mit gutem Bedacht erinnert, daß der Gartenbau jederzeit nach dem Verhältniſſe der bey einem Landgute befindlichen Handdienſte eingerichtet werden müſſe.

Wenn ſich indeſſen der Fall ereignet, daß der gegenwärtige Eigenthümer ſeinen Garten nicht ſelbſt angelegt hat, ſondern ſolches von ſeinen Vorfahren geſchehen iſt, und dieſe dabey das Verhältniß mit den Handdienſten ganz außer den Augen geſetzt haben, der Garten aber an und vor ſich ſelbſt nutzbar iſt, und der Eigenthümer ſich Schaden thun würde, wenn er denſelben ganz oder zum Theil, wieder eingehen laſſen wollte: ſo wird man, unter dieſen Umſtänden, auf ein Mittel bedacht ſeyn müſſen, wie das angelegte Gartenwerk, auch ohne Beeinträchtigung der übrigen wichtigern Wirthſchaftsgeſchäfte erhalten, und beſonders auch von dem ſchädlichen Unkraute gereiniget werden möge.

Dieſe Arbeit, inſonderheit das Gäten, für Geld verrichten zu laſſen, iſt faſt zu koſtbar; und man kann auch gemeiniglich zu dieſer Zeit keine fremde Arbeiter bekommen. Indeſſen giebt es ja in einem Dorfe eine gewiſſe Anzahl alter Wittwen und Weiber, welche zu keiner ſchweren Arbeit mehr geſchickt ſind, das Gäten aber ganz bequem verrichten können. Solche Perſonen müſſen öfters, aus Mangel des nöthigen Unterhaltes, vor anderer Leute Thüren ihr Brod ſuchen; ſie werden daher froh ſeyn, wenn man ihnen eine ihren Kräften angemeſſene Beſchäftigung, gegen Darreichung des nöthigen Unterhaltes, giebt. Drey oder vier ſolche Weiber, welche den ganzen Sommer hindurch auf die vorgeſchlagene Art angenommen werden, können durch Gäten einen ziemlich weitläuftigen Diſtrict Gartenlandes rein halten. Dieſes iſt, in ſolchem Falle, wo es an einer hinlänglichen Menge eigener Dienſtleute fehlt, wohl der ſicherſte und wohlfeilſte Weg; denn die Speiſungskoſten werden auf dem Lande, wo alles von eigenem Zuwachs, und größtentheils aus dem Garten ſelbſt, genommen werden kann, für 4

ſolche Weiber nur immer eine Kleinigkeit betragen, und dem Schaden, welcher durch unterlaſſene Reinigung vom Unkraute entſteht, nicht gleich kommen. Sollten auch dergleichen Weiber das Behacken der gepflanzten Gewächſe, (als welches ſchon mehr Kräfte, als das bloße Gäten, erfordert,) nicht beſtreiten können: ſo iſt doch dieſes eine Arbeit, die weit geſchwinder von Statten geht, und wozu noch immer auch von den wichtigern Wirthſchaftsgeſchäften das vorhandene Dienſtvolk auf einige Stunden wird entbehret werden können. Einen Gartenfleck, der in vier Tagen nicht rein gegätet werden kann, iſt man, mit einer gleichen Anzahl von Leuten, in einer halben Stunde zu behacken, und dadurch von dem Unkraute zu reinigen, im Stande.

Das Gäten und Behacken der Gartengewächſe geſchehe indeſſen ſo oft und fleißig, als nur immer möglich iſt, ſo nimmt man doch das Unkraut in einem Küchengarten zuletzt dergeſtalt überhand, daß dieſe Mittel zu deſſen Vertilgung nicht mehr hinreichend ſeyn wollen. Die natürliche Urſache hievon liegt in dem vielen und fetten Dünger, womit das Gartenland wenigſtens um das zweyte Jahr verſehen werden muß. Bey dieſen Umſtänden iſt kein ander Mittel vorhanden, als daß der Garten alle 3 bis 4 Jahr von neuem riolet werde. Hiedurch kömmt die bisher mit Unkraut beſamte Oberfläche in die Tiefe, und dagegen ein von dergleichen Unrathe reines Erdreich auf die Oberfläche. Es iſt daher ganz natürlich, daß in den beyden erſten Jahren, ehe das Unkraut ſich in das friſch herauf gebrachte und von allen Wurzeln und Geſäme reines Erdreich wieder einwuchern kann, ein ſolches neu rioltes Land in der Beſtellung, inſonderheit wegen Vertilgung des Unkrautes, weit weniger Mühe und Arbeit verurſache. Da der Endzweck bey dieſem Riolen hauptſächlich nur dahin geht, daß die mit Unkrautwurzeln angefüllte Oberfläche ſo tief herunter gebracht werde, daß das Unkraut nicht wieder hervor ſchlagen kann: ſo darf ſolches auch nicht tiefer, als höchſtens 2 Fuß, geſchehen. Das ganze Erdreich iſt überdem durch und durch locker und mürbe;

mürbe; und hieraus ergiebt ſich von ſelbſt, daß, wenn es zum zweyten und drittenmal geſchieht, ſolches weit weniger mühſam und koſtbar, als es das erſtemal bey der neuen Anlegung des Gartens geweſen iſt, fallen müſſen. Indeſſen verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes öfters zu wiederholende Riolen nicht füglich mit dem ganzen Garten auf einmal vorzunehmen ſey. Es würde ſolches nicht allein viele Zeit auf einmal wegnehmen, ſondern auch in dem Anbaue der Gewächſe ſelbſt, deren manche Winter und Sommer in der Erde bleiben, oder doch ſehr früh herein gebracht werden müſſen, verſchiedene Unbequemlichkeiten verurſachen. Man nimmt daher dieſe Arbeit mit einem Theile des Gartens nach dem andern vor. Iſt derſelbe etwas regulär angelegt, und z. B. in vier gleiche Quartiere eingetheilt, ſo iſt nichts geſchickter, als daß alle Jahre eines dieſer Quartiere von neuem riolet werde, ſo, daß man mit der Arbeit im ganzen Garten alle vier Jahre herum kömmt.

Außer dem angeführten Hauptendzwecke des wiederholten Riolens iſt ſolches zugleich auch in verſchiedenen andern Abſichten nützlich. Die Vermiſchung des in den Erdſchichten befindlicher verſchiedenen Erdreiches hat vielleicht bey dem erſten Riolen nicht ſo vollkommen, als nöthig geweſen wäre, geſchehen können; bey Wiederholung dieſer Arbeit aber können die bey dem erſtenmale dabey vorgegangenen Fehler gar leicht verbeſſert werden. Ueberhaupt iſt es der Natur der Sache gemäß, daß jedes Erdreich von verſchiedener Art und Beſchaffenheit, je mehr und öfter es durchgearbeitet wird, auch deſto geſchickter und vollkommener mit einander vermiſcht werde. Ueberdem iſt es gewiß, daß das einige Jahre in der Tiefe gelegene, und nunmehr durch das wiederholte Riolen herauf gebrachte Erdreich wegen der indeſſen genoſſenen Ruhe eine vorzügliche Kraft an ſich habe, und daher weit ſtärker als eine beſtändig einige Jahre hinter einander gebrauchte Oberfläche wirken könne. Wenn man die Vorſicht gebraucht, und in dem von neuem riolten Quartiere nichts als Wurzelgewächſe anbringt, ſo wird daſſelbe in dem erſten Jahre auch ohne Bedüngung gute Dienſte thun.

Was die Reinigung der Gänge betrifft, ſo möchte dieſelbe wohl, inſofern man die Kohl= und Küchengärten auf dem Lande bloß als nothwendig und nutzbar betrachtet, wohl kein Gegenſtand der Gärtnereybeſchäftigung ſeyn. Denn wenn auch in einem ſolchen Garten zu den Gängen gewiſſe Plätze nöthig wären, ſo wird es doch allemal ſcheinen, daß es beſſer gethan ſey, dieſelben zum Grastragen liegen zu laſſen, als ſich mit ihrer Reinigung abzugeben. Allein ein vernünftiger Landwirth darf, wie ich bereits oben erwähnt habe, bey einem anzulegenden Garten ſich nicht bloß an das Nothwendige und Nützliche binden, ſondern kann auch, wenn man nicht die ganze Landwirthſchaft zu einer unerträglichen Sclaverey machen will, das Ergötzende und Angenehme damit vereinigen, welches bey einem Landgarten hauptſächlich in einer wohl angebrachten Ordnung deſſelben beſteht. Daß nun wohl angelegte und reinlich gehaltene Gänge zu dieſer, das Angenehme eines Landgartens ausmachenden Ordnung vieles beytragen, iſt wohl außer Zweifel: und es gehört daher auch mit zu den Gartenbeſchäftigungen, auf die Mittel, ſolche Gänge von Gras und Unkraut beſtändig rein zu halten, bedacht zu ſeyn. Es macht dieſes einem aufmerkſamen und Ordnung liebenden Gärtner mehr Mühe, als man dem Anſcheine nach glauben ſollte. Denn da das in den Gängen befindliche Erdreich niemals zum Fruchttragen gebraucht wird, ſo behält es beſtändig ſeine erſten neuen Kräfte, und kann ſolche zu nichts anders, als zur Hervorbringung allerley Arten von Gras und Unkraut anwenden. Gemeiniglich geſchieht dieſes vermittelſt einer im XV. Th. S. 645 beſchriebenen, und Fig. 842 abgebildeten ſcharfen eiſernen Schippe oder Schaufel; es wird aber dadurch wenig Nutzen geſchaffet. Denn vermittelſt des Schaufelns wird das hervorgeſproſſene Gras und Unkraut nur auf eine Zeitlang weggebracht, die Wur-

zeln deſſelben aber bleiben unverſehrt; und es iſt daher kein Wunder, wenn man dergleichen ausgeſchaufelte Gänge nach wenigen Tagen oder Wochen wieder eben ſo unrein, wie ſie vorher waren, findet. Will man ſich der damit in einem großen Garten verknüpften vielen Mühe entledigen, ſo muß die Urſache des öftern Bewachſens der Gartengänge ſelbſt angegriffen, und aus dem Grunde gehoben werden. Hiezu iſt kein bequemeres Mittel, als daß man den Gängen eine Oberfläche giebt, von welcher man verſichert iſt, daß ſie zur Hervorbringung des Graſes und Unkrautes ungeſchickt ſey. Hiezu aber iſt unſtreitig der todte, dürre und grobkörnige Sand (Gries) der beſte. Das bloße Ueberfahren der Gänge mit dergleichen ſandigem Erdreiche iſt hiezu nicht hinreichend, indem ſolches, ohne den Gängen eine ungeſchickte Lage zu geben, nicht in dem Maße geſchehen kann, daß das Gras und Unkraut zulezt doch nicht wieder durchwachſe, und alle darauf verwandte Mühe und Arbeit vereitle. In einem bereits angelegten Garten kann dieſe Unbequemlichkeit nicht beſſer vermieden werden, als wenn man die Gänge einen guten Stich tief ausgraben, und ſolchen auf das Gartenland bringen, hernach aber die Gänge eben ſo tief, als ſie ausgegraben worden ſind, mit einem Sande von vorgedachter Art anfüllen läßt. Da in dem unten befindlichen Erdreiche kein Same von Unkraut vorhanden, der hinein gebrachte unfruchtbare Sand aber ſolchen in ſich ſelbſt zu erzeugen nicht vermögend iſt, ſo iſt dieſes unſtreitig wohl das ſicherſte Mittel, ſich reine Gartengänge zu verſchaffen, und dabey viel beſchwerliche Mühe und unangenehme Zeitverſäumniß zu erſparen.

Ohne Koſten kann dieſes freylich nicht geſchehen; allein dagegen muß auch in Betrachtung gezogen werden, daß das fruchttragende Gartenland durch das aus den Gängen ausgeſtochene Erdreich einen Zuwachs, der ſeine Fruchtbarkeit auf viele Jahre vermehrt, und kräftiger als der beſte Dünger iſt,

erhält. Hienächſt iſt auch nicht außer Augen zu ſetzen, daß durch dieſes Mittel die ſo beſchwerlichen Reinigungskoſten der Gartengänge auf beſtändig gehoben werden. Könnten dieſe auch nur jährlich auf 10 Rthlr. gerechnet werden, ſo wür- den ſie ein Capital von 200 Rthlr. betragen. Es müßte ſchon ein ſehr großer Garten ſeyn, wenn das vorgeſchlage- ne Mittel eine ſo ſtarke Ausgabe verurſachen ſollte. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß, um dieſen Vorſchlag zur Wirk- lichkeit zu bringen, die Lage und Beſchaffenheit des Ortes darnach eingerichtet ſeyn müſſe. Denn iſt z. B. kein ſolcher Sand, als hiezu erfordert wird, in der Nähe vorhanden, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes Mittel auch in ſolchem Falle nicht Statt finden könne. Sollte indeſſen der Sand auch gleich auf zwey bis dreytauſend Schritte herbey gefah- ren werden müſſen, ſo würde der gethane Vorſchlag doch allemal möglich und nützlich bleiben.

Bey Anlegung eines neuen Gartens kann dieſe Un- bequemlichkeit in Anſehung der ſteten Reinigung der Gartengänge vielleicht noch eher und leichter vermie- den werden, als nachher möglich iſt. Ich habe be- reits oben angemerkt, daß die unterſten Schichten des Erdreiches gemeiniglich aus Thon und Sand zu be- ſtehen pflegen; imgleichen daß öfters an einigen Orten bey dem vorgenommenen Riolen zu viel Sand herauf komme, und ſolches in der richtigen Vermiſchung des verſchiedenen Erdreiches bey dem Planiren nicht ſelten mancherley Schwierigkeiten verurſache. Bey dieſer Gelegenheit können alſo zweyerley Abſichten zugleich erreicht werden. Man gräbt nämlich, wie bereits ge- dacht worden iſt, die zu den Gängen beſtimmten Plä- tze einen Fuß tief aus, und füllt dieſelben dagegen mit dem durch das Riolen herauf gekommenen über- flüſſigen Sande an, ſo erhält man zugleich beſtändig rein bleibende Gartengänge, und ein beſſer vermiſch- tes Gartenland.

Wie eine jede Gartenfrucht ſowohl bey ihrer Er- zeugung als auch Wachsthum zu behandeln ſey, davon geſchieht bey der beſondern Betrachtung derſelben An- zeige. Hier iſt nur von der allgemeinen Gartenein-

rich-

richtung und demjenigen, was desfalls zu beobachten iſt, die Rede. Hiezu gehört dann auch die Erwählung einer guten und bequemen Pflanzenſtelle, und was überhaupt zur Erzeugung der Pflanzen nöthig ſey.

Zur erſten Erzeugung der Pflanzen muß ein geſchickter und bequemer Ort, welcher in der Gärtnerſprache unter dem Namen von Pflanzenſtelle bekannt iſt, erwählt werden. Auf dieſer Wahl beruhen die Folgen des ganzen Gartenbaues. Denn aus untauglichen Pflanzen können natürlicher Weiſe auch nur ſchlechte Gewächſe und Früchte entſtehen.

Der größte Theil des Gartenſamens iſt von ſehr zarter Art; inſonderheit haben die Keime, woraus die Pflanze gebildet wird, dieſe Eigenſchaft an ſich. Je zarter aber der Keim eines Samens iſt, deſto weniger Widerſtand kann er bey dem Aufgehen und Hervorbrechen durch die Oberfläche des Erdbodens vertragen. Hieraus ergiebt ſich die bey Beſtimmung einer tüchtigen Pflanzenſtelle zu beobachtende erſte Regel: daß dazu ein vollkommen mürber Boden erfordert werde. Den Gartenſamen, woraus Pflanzen erzeugt werden ſollen, in ein feſtes und in ſeinen Theilen gar zu ſehr zuſammenhängendes Erdreich zu bringen, oder ſolche in das Waſſer zu werfen, iſt ſeiner Wirkung nach einerley. Der zur Erzeugung der Pflanzen beſtimmte Boden muß nicht allein von Natur mürbe ſeyn, ſondern es iſt auch bey ſeiner Zubereitung ſorgfältig dahin zu ſehen, daß derſelbe, wie man ſich in der Oeconomie auszudrücken pflegt, recht klar gemacht werde. Alles, was dem Keimen und Hervorſproſſen des Pflanzenſamens hinderlich ſeyn kann, hat ein vernünftiger Gärtner ſo viel möglich aus dem Wege zu räumen. Hienächſt muß der Same zu den Pflanzen ſehr zeitig geſäet werden, wofern die Pflanzen zur rechten Zeit ihre gehörige Größe und Stärke erhalten ſollen. Nach der meiſten Gärtner Meinung ſoll ſolches um Matthäi oder

gegen Ende des Februars geſchehen; wie gefährlich aber zu dieſer Jahrszeit das Wetter für dergleichen junge Sprößlinge ſey, und wie leicht dieſelben durch die aldann gemeiniglich eintretende Kälte vernichtet werden können, iſt einem Jeden, der nur die geringſte Kenntniß von dem Gartenbaue hat, bekannt. Hieraus folgt die zweyte Regel: daß eine Pflanzenſtelle warm liegen, und inſonderheit gegen die Nordſeite gedeckt ſeyn müſſe. Plätze, welche von Mauern oder Gebäuden einen Schutz haben, und dabey den freyen Sonnenſchein genießen, ſind hiezu die bequemſten. Jedoch muß ein ſorgfältiger Gärtner, welcher gern frühe Pflanzen ziehen will, es nicht bloß hiebey bewenden laſſen, ſondern dieſelben auch des Nachts mit Strohdecken verwahren. Wie die Gartengewächſe überhaupt gegen die Schädlichkeit des Winters zu ſchützen ſeyn, dazu findet man im XV. Th. S. 204, fgg. Anweiſung.

Bey dem Gartenbaue kömmt es ſehr viel darauf an, daß die erforderlichen Pflanzen in gehöriger Menge zur Verpflanzungszeit in Bereitſchaft ſeyn; denn nicht bey allen Gartengewächſen iſt es gleichgültig, ob ſie früh oder ſpät verpflanzt werden; vielmehr nimmt man bey den meiſten wahr, daß die früh gepflanzten vor den ſpäten einen großen Vorzug haben. Es iſt dieſes auch ganz natürlich, weil jene die beſte und fruchtbarſte Witterung, welche bey dieſen verſäumt wird, genießen. Sonne, Luft, Regen und Thau erzeigen ſich in den erſten Sommertagen weit kräftiger und fruchtbarer, als nachher, wenn der Sommer gleichſam ſchon alt zu werden anfängt. Da nun die ſpäten Gartenfrüchte aller dieſer Vortheile verluſtig gehen, ſo müſſen ſie natürlicher Weiſe auch ſchlechter gerathen. Doch ſind diejenigen, die ihrer Natur nach eine ſpätere Beſtellung erfordern, hievon auszunehmen.

Alle

Alle Gewächſe, welche zur fernern Verpflanzung beſtimmt ſind, müſſen bey ihrer erſten Erzeugung nicht zu ſtark getrieben werden. Denn die Erfahrung lehret, wie es auch aus phyſicaliſchen Gründen der Natur der Sache gemäß iſt, daß ſolche im Anfange zu ſtark getriebene Pflanzen nachher nicht gut fortkommen. Einen augenſcheinlichen Beweis hievon hat man an den in Miſtbeeten erzeugten Pflanzen; von dieſen geht nicht allein ein großer Theil, welcher gar nicht zu ſeiner Vollkommenheit gelangt, verloren, ſondern man wird auch an den übrigen beſtändig annehmen, daß die davon erzeugten Früchte weit ſchlechter und weniger dauerhaft, als die von den Landpflanzen ſind. Dieſes iſt der Grund der dritten Regel: daß die Pflanzenſtellen nicht allzu geil und fett ſeyn müſſen. Viele Gärtner haben die Gewohnheit, daß ſie ihre Pflanzen, um deren Wachsthum zu beſchleunigen, mit einem von kurzem Schweinmiſte oder andern dergleichen Dünger zubereiteten Guße, anſtatt des gewöhnlichen Begießens zu benetzen pflegen. Aus den im Vorhergehenden angeführten Urſachen aber ehellet, daß dieſes nicht wohl gethan ſey. Indeſſen iſt ein ſolcher zubereiteter Guß bey Pflanzen, welche der Froſt getroffen hat, nöthig und dienlich; denn dieſen gereicht es gleichſam zu einem Heilungsmittel, und es werden viele davon, die ſonſt ganz ausgegangen wären, dadurch erhalten.

Allen Gartenverſtändigen und Gartenliebhabern iſt bekannt, wie ſehr öfters die Pflanzen, ſo geſchickt ſie auch angebracht, und ſo ſorgfältig ſie auch in Acht genommen worden ſind, von den Erdflöhen gänzlich verheert werden, und dadurch der ganze Gartenbau, bey welchem eine Hauptſache iſt, daß nicht allein gute Pflanzen, ſondern auch in gehöriger Menge und zu rechter Zeit vorhanden ſeyn, gar ſehr aufgehalten wird. Es gehört daher mit zu den Pflichten derjenigen, welchen die Aufſicht über die Gärten obliegt, daß ſie auf

alle nur mögliche Mittel; dem hieraus zu beſüchtenden Schaden vorzubeugen, bedacht ſeyn müſſen. Eine Anzeige verſchiedener dawider erfundener, oder doch wenigſtens als bewährt angegebener Mittel findet man im XI. Th. S. 276, fgg.

Ein in den Kohl= und Küchengärten zum öftern vorkommender und den Beſitzern unangenehmer Umſtand iſt das unzeitige Aufſchießen mancher Gartengewächſe. Man findet nämlich ſehr oft, daß verſchiedene Pflanzen des Braunkohles, Sellerie, Porree, der Winterendivien, Carotten, Paſtinaken u. d. gl. gleich im erſten Sommer in Samen ſchießen, da ſie ſolches ihrer Natur nach doch erſt im folgenden Jahre thun müßten.

Bey einigen Gewächſen hat dieſes in dem zu frühzeitigen Säen ſeinen Grund. Wer z. B. Winterrettige und Winterendivien um Oſtern, oder leztere auch nur ſchon zu Anfange des Junius ſäen wollte, da ſie doch erſt zu Ende deſſelben geſäet ſeyn will, dem würde von beyden nicht allein vieles, ſondern ſogar das mehreſte, und faſt alles in Samen gehen. Wer den Winterkohl auch nur einen Monat vor Jacobi ſäen wollte, dem würden im folgenden Frühlinge faſt alle Pflanzen, ohne ein Haupt zu formiren, durchſchießen. Es giebt aber Gewächſe, bey denen dieſe Urſache nicht Statt findet, und von denen doch manches im erſten Jahre durchſchießt; inſonderheit Braunkohl, Sellerie, Poree, Carotten, gelbe Möhren, Paſtinaken, rothe Rüben u. ſ. w. Dieſe mögen, ein jedes nach ſeiner Art, ſo früh geſäet werden, als es nur möglich iſt; der Braunkohl möge, wenn es die Witterung verſtattet, bereits im Januar, der Sellerie und die Carotten bereits im December, die Paſtinaken im October, der Porree, die gelben Möhren und rothen Rüben bereits im März geſäet werden; ſie müßten dem ungeachtet nicht in demſelben, ſondern erſt im folgenden

den Jahre in Samen gehen. Woher aber kömmt es, daß manches von dieſen Gewächſen gleichwohl im erſten Jahre in Samen geht, und alſo zum Küchengebrauch untauglich wird? Diejenigen, welche ſich bey ihrem Gartenbaue noch nach der Mondswandelung richten, in gewiſſen himmliſchen Zeichen ſäen und pflanzen ꝛc. ſind ſogleich mit der Antwort fertig, es ſey nicht in dem rechten Himmelszeichen und Mondswandel geſäet oder gepflanzt. Allein die Meinung von dem Einfluſſe des Mondes in das Gedeihen der Gartengewächſe rührt, wie ich an ſeinem Orte beweiſen werde, bloß von ungeſchickten Gärtnern her. Andere geben dem Winde die Schuld; andere der natürlichen Trockenheit des Erdreiches; noch andere dem gar zu frühzeitigen Säen; der Neuheit des Samens u. ſ. f. Die wahre und eigentliche Urſache aber iſt keine andere, als wenn die Gewächſe zu dicht geſäet ſind, und mithin die Pflanzen ſich brennen. Dieſes läßt ſich daraus beweiſen, daß die aus gutem Samen erwachſenen Pflanzen, wenn der Same dünn geſäet geweſen iſt, oder die Pflanzen wenigſtens nachher, um ſämtlich den Durchzug der freyen Luft genießen zu können, gehörig verzogen ſind, niemals zur Unzeit in Samen gehen. Eben daraus folgt weiter, daß auch das Unkraut dergleichen unzeitiges Aufſchießen verurſachen könne. Nicht weniger läßt ſich daraus erklären, warum man in Bauergärten, wo man den Braunkohl unter vielen großen Bäumen oft ſo dumpfig ſtehen ſieht, als ob er in eine Sommerlaube gepflanzt wäre, mehr Kohlpflanzen in der Blüthe gewahr wird, als in frey gelegenen Gärten. Ein Mehreres von dieſer Materie findet man im 49. und 50. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1773.

Zur Erzeugung der Pflanzen, beſonders der Frühgewächſe, ſind auch Miſtbeete nöthig, indem nicht alle Arten derſelben in dem bloßen frey liegenden Erdreiche angebracht werden können. Was bey Anlegung

und Unterhaltung der Miſtbeete zu beobachten iſt, hat man in dem beſondern davon handelnden Artikel zu ſuchen.

Einige pflegen die Abtheilungen oder Quartiere ihrer Küchengärten mit Bäumen einzufaſſen. So lange die Bäume noch in ihrem erſten Wachsthume ſind, und ſich weder in der Wurzel noch Krone ſtark ausgebreitet haben, können ſie dem Anbau der Untergewächſe eben nicht ſehr hinderlich ſeyn. Gelangen dieſelben aber zu ihrer gehörigen Vollſtändigkeit, welches ohne ſtarker Verbreitung ihrer Wurzeln nicht geſchehen kann, ſo müſſen nothwendig ſowohl die Bäume als auch die Unterfrüchte gar ſehr dadurch leiden, und es kann bey beyden der wahre Endzweck nicht erreicht werden. Die Bäume verhindern durch ihre ausgebreitete Wurzeln ſowohl, als auch durch den Schatten, den ſie von ſich werfen, das Wachsthum der Unterfrüchte; und den Bäumen wird hinwiederum durch die öftere Beſchädigung der Wurzel, welche bey dem Umgraben des Landes zu den Unterfrüchten unvermeidlich iſt, ein empfindlicher Schade zugefüget. Hieraus folgt alſo, daß eine ſolche doppelte Beſtimmung eines und eben deſſelben Gartenplatzes mehr ſchädlich als nützlich ſey. Indeſſen iſt es hiebey billig ein Unterſchied zwiſchen den hochſtämmigen und den Zwerg- oder ſogenannten Franzbäumen zu machen. Die erſtern gereichen den Unterfrüchten wegen des Schattens ſowohl, als auch der Ausbreitung ihrer Wurzeln zum Nachtheile; von den letztern aber haben die Untergewächſe nicht allein in Anſehung des Schattens nichts zu befürchten, ſondern die Wurzeln derſelben ſind ihnen auch weit weniger ſchädlich, zumal wenn ſolche Bäume, wie es eine vernünftige Baumwirthſchaft erfordert, wenigſtens alle drey Jahre ſowohl in den Kronen als Wurzeln beſchnitten werden, und dadurch das Gleichgewicht von beyden erhalten wird.

(Hrn. Präſid. von Benckendorf) oeconomiſche Betrachtungen über die richtige Lage, innere Güte, erſte Anlegung und jährliche Pflege und Wartung eines nutzbaren Kohl- und Kuchelgartens auf dem Lande; ſt. im II. B. der Berl. Beytr. zur Landwirthſchaftswiſſ. S. 474, fgg.

Die Baum- Frucht- oder Obſtgärten ſind entweder ſchon angelegt, oder ſollen noch erſt angelegt werden. In dem erſten Falle wird es nur auf eine geſchickte Unterhaltung der Bäume und kluge Nutzung der Früchte ankommen; im andern Falle hingegen müſſen die jungen Bäume entweder gekauft, oder in der Baumſchule erzogen, und die jungen Bäume wohl gepflanzt und gewartet werden. Von den Baumſchulen iſt das Nöthigſte bereits im IV. Th. S. 45, fgg. vorgekommen. Von der geſchickten Unterhaltung der Bäume werde ich im Art. Obſt-Baum handeln.

Es giebt auch vermiſchte Baum- und Küchengärten, wo nämlich der ganze Erdboden mit Bäumen, bald in Reihen, bald in der größten Unordnung beſetzt iſt, und unter welchen zugleich Küchenkräuter und Untergartenfrüchte gezogen werden. Es ſcheint dieſes in Anſehung des Platzes, welcher dadurch erſpart wird, einen offenbaren Vortheil zu ſtiften; es wird aber derſelbe durch den Schaden, welcher durch dieſe Vermiſchung angerichtet wird, vereitelt und vernichtet. Daß auf einem bloß zum Obſtgarten beſtimmten Platze, ſo lange die Bäume noch jung ſind, und ſich weder in der Wurzel noch Krone gehörig ausgebreitet haben, allerhand Untergartenfrüchte mit Nutzen erzeugt werden können, und ſolches weder den Untergewächſen nachtheilig, noch auch den neu angehenden Bäumen ſchädlich ſey, iſt nicht in Abrede zu ſtellen; daß aber bey mehrerer Ausbreitung der Bäume dieſe doppelte Gartenwirthſchaft von ſelbſt aufhöre, fällt einem jeden Vernünftigen ohne ferneres Erinnern in die Augen; und es findet hier daſſelbe Urtheil Statt, welches kurz vorher über das Einfaſſen der Abtheilungen der Küchengärten mit Bäumen gefällt worden iſt.

Ein

Ein Garten, der zu obigen beyden Abſichten gewidmet iſt, pflegt gemeiniglich in ordentliche Quartiere oder längliche Vierecke abgetheilt, die Bäume auf den Einfaſſungen gepflanzet, der innere Raum des Quartieres hingegen den Unterfrüchten überlaſſen zu ſeyn. Wofern ja ein ſolcher Garten neu angelegt werden ſoll, ſo wäre zu wünſchen, daß man das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden möchte, welches gar füglich und ohne außerordentliche Koſten zu veranſtalten iſt. Die Eintheilung in Gänge und Quadrate oder Quartiere richtet ſich nach der Größe des Gartens. Iſt er ſehr lang, ſo muß man dem Auge dieſe Ungeſtaltheit verbergen, und ihn in der Mitte vermittelſt Anlegung einer nutzbaren Hecke von Kornel- Maulbeer- Pflaumen- und andern dergleichen Bäumen durchſchneiden. Der Mittelgang kann 30, die Quer- und Seitengänge hingegen 15 Fuß breit ſeyn. Zuweilen läßt ſich auch in der Mitte ein kleiner Teich anbringen, welcher zum Fiſchbälter, auch zum Begießen der Gartenfrüchte dient. Die Beete, Rabatten oder Einfaſſungen der Quartiere werden wechſelsweiſe mit hochſtämmigen Zwerg- und Pyramidalbäumen beſetzt; unter den Bäumen allerley zur Arzney dienliche Gewächſe, als: Angelik, Rhabarber u. d. gl. gezogen; die Einfaſſungen dieſer Beete von Salbey, Meliſſe, Thymian, Spike, Erdbeeren, Schnittlauch, Iſopp ꝛc. gemacht; die Gänge mit feinen Grasarten beſäet, und zum Spazieren an den Seiten 2 Schuh breite, beſtändig reinlich gehaltene Steige gelaſſen; an den Wänden Espaliers oder Geländer von allerley, der Lage des Gartens und den Umſtänden der Bewährung gemäßen Bäumen angelegt, der untere Boden an den Wänden zur Erzeugung unterſchiedener, Schutz und Sonne bedürftigen Pflanzen verwendet, die Quadrate aber mit ſchicklichen Unterfrüchten beſtellet.

Lehrbegriff ſämtl. öconomiſcher und Cameralwiſſenſch. I. Th. I. B. Mannh. 1773, 4. S. 243, fgg.

Die Ein- und Abtheilung einer Stück Landes von 4 Aeckern, welches 3 Fuß tief iſt umgeriſſen worden, und 73 Ruthen in der Länge und 48 Ruthen in der Breite hält, zu einem Baum- und Küchengarten, zeigt der Abriß Fig. 855.

Ein ſolcher Garten muß ein gut Theil länger ſeyn, als er breit iſt, damit die Alleen und Gänge ihre geziemende Breite bekommen mögen, mit Rabatten, auf allen Seiten 3 Fuß breit, welche mit allerley guten Kräutern zu beſetzen ſind. Der erſte

Gang längs an dem Hauſe hin, wenn man in den Garten tritt, muß breiter ſeyn, als alle übrige Gänge, damit er vor den andern ein gutes Anſehen habe; und daher werden ihm 20 Fuß zur Breite gegeben. Der Gang mitten in dem Garten, welcher gegen das Haus ſteht, muß 15 Fuß breit und 73 Ruthen lang ſeyn. Zu beyden Seiten zieht man noch zween Gänge in dem Riſſe von gleicher Länge, den einen zur Rechten, den andern zur Linken, deren jeder nur 12 Fuß breit ſeyn darf. Die 3 Gänge rings an der Mauer herum, werden eben ſo breit, wie der mittelſte, nämlich 15 Fuß; welche Breite Raum genug giebt zum Spazierengehen und zur Betrachtung der Bäume an den Geländern. Wenn dieſe Gänge abgeſteckt ſind, ſo wird alsdann auch der Platz zu den 3 Quergängen abgetheilet. Dem mittelſten giebt man 15 Fuß zur Breite, um ein Baſſin mitten im Garten anbringen zu können. Die beyden übrigen Quergänge dürfen nur 12 Fuß breit ſeyn; doch ſind die Rabatten an den Gängen in dieſer Breite nicht mitbegriffen. Das ganze Land iſt in 16 Quartiere eingetheilt. Ein jedes Quartier muß 15 Ruthen und 4 Fuß zur Breite haben; dieſes iſt Raum genug, allerley Samen auszuſäen, und Fruchtbäume zu ſetzen. Die erſten 8 Quartiere ſind für Küchengewächſe beſtimmt. Die Rabatten um die Quartiere herum müſſen 6 Fuß breit ſeyn, und die Obſtbäume müſſen gerade in die Mitte hin geſetzt werden. Man nimmt dazu Zwergbirnbäume und Apfelbäume, welche auf Paradiesſtämme gepfropft ſind. Die Birnbäume kommen 12 Fuß weit von einander, und dazwiſchen wird allemal ein Apfelbaum geſetzt. In Betrachtung dieſer Weite gehören zu jedem Quartiere 22 Apfel- und eben ſo viele Birnſtämme; die beyden Quartiere um das Baſſin ausgenommen, wozu wegen ihrer runden Geſtalt nur 21 nöthig ſind; ſo, daß alſo die Anzahl der zu dieſen 8 Quartieren gehörigen Bäume 174 Stück beträgt. Von den übrigen 8 Quartieren werden die erſten 4 rings herum mit Apfel- und Birnſtämmen eben auf vorgedachte Art beſetzt; nur mit dem Unterſchiede, daß man in jedes Quartier 3 Reihen Bäume in gleicher Weite von 12 Fuß ſetze; es ſind alſo zu jedem Quartiere 40 Apfel- und eben ſo viele Birnſtämme nöthig, ohne zu den beyden Quartieren um das Baſſin, daher gehören nur 38 Apfel- und eben ſo viele Birnſtämme dazu. Um den Platz, welcher wegen des Baſſins die Rundung macht, auszufüllen, kann man an jede Ecke der Rundung einen Feigenbaum im Kaſten ſetzen. Ueberhaupt alſo gehören zu dieſen 4 Quartieren 156 Bäume und 4 Stück Feigenbäume in Kaſten. Von den 4 letzten Quartieren kann man ein jedes rings

herum

herum auf den Rabatten mit hochſtämmigen Bäumen 17 Fuß weit von einander beſetzen; und überdieß können noch in jedes Quartier zwo Reihen gleichfalls hochſtämmiger Bäume in gleicher Weite kommen; überhaupt alſo 96 Stücke hochſtämmige Bäume. Zwiſchen zween Bäumen könnte allemal ein Johannisbeerſtrauch geſetzt werden. Zu den 12 Quartieren gehören 330 Stück Äpfel- und eben ſo viele Birnbäume; zuſammen alſo 660 Zwergbäume. Wollte man unter die Äpfel- und Birnbäume auch Pflaumenbäume nehmen, ſo müßte man zuvor hochſtämmige Wildlinge ſetzen, und im nächſtfolgenden Jahre auf dieſelben die beliebigen Früchte pfropfen laſſen. Wenn dieſe Bäume ſolchergeſtalt geſetzt ſind, legt man rings um jedes Quartier entweder Gutedel oder Muskateller, oder andere Arten Weinſtöcke, welche man an einem 4½ Fuß hohen, rund herum angelegten Geländer in die Höhe zieht.

In Anſehung der an die Mauer zu ſetzenden Bäume richtet man ſich nach der Lage. An die Morgenſeite ſetzt man am liebſten Pfirſichbäume. Geſetzt, die Mauer wäre 73 Ruthen lang und 9 Fuß hoch, und man wollte Zwergpfirſichbäume 12 Fuß weit von einander, dazwiſchen aber allemal einen von mittlerer Höhe ſetzen: ſo müßte man 36 Zwergpfirſichbäume und 35 von mittlerer Höhe zu dieſer Lage haben. Die 35 Bäume von mittlerer Höhe könnten etwa aus 24 Pfirſichbäumen, 6 Aprikoſen- und 5 Pflaumenbäumen beſtehen.

An der Mittagsſeite kann man Zwergpfirſichbäume 9 Fuß von einander ſetzen laſſen; anſtatt der Mittelſtämme aber lieber Muskateller und Gutedel legen, 5 Fuß hoch laufen, und ihre Ranken breit ziehen laſſen, ſo wie man es mit den mittelſtämmigen Pfirſichbäumen macht. Zur Bekleidung einer Mauer von 48 Ruthen lang gehören 31 Zwergpfirſichbäume und 30 Weinſtöcke.

Die Lage gegen Weſten iſt zwar nicht ſo gut, als die gegen Oſten, dagegen iſt ſie aber auch den Reifen nicht ſo unterworfen; nur werden die Früchte daſelbſt um 8 oder 10 Tage ſpäter reif. Es iſt am beſten, daß man Zwergbirnbäume auf Quittenſtämmen, desgleichen mittelſtämmige Pfirſichen- Aprikoſen- und Pflaumenbäume dahin ſetzen laſſe. Zu dem Geländer gegen Weſten gehören 36 Zwergbirnbäume, 12 Fuß von einander geſetzt, und allemal zwiſchen zween ein mittelſtämmiger Baum, nämlich 24 Pfirſich- und 6 Aprikoſen- und 5 Pflaumenbäume.

Die

Die Mitternachtſeite iſt die allerſchlechteſte für Früchte; indeſſen kommen doch einige Arten daſelbſt fort. Am beſten thut man, wenn man Zwergbirnbäume und mittelſtämmige Birn- und Pflaumenbäume dahin ſetzen läßt: nämlich von der erſten Art 31, und von jeder der beyden leztern 15. Die Zwergbäume können 9 Fuß von einander, und die mittelſtämmigen allemal dazwiſchen gepflanzt werden.

Für einen Garten von 4 Aeckern gehören überhaupt an Bäumen, ſowohl Kern- als Steinobſt:

Zwergbirnbäume oder Buſchbäume zu der Abend- und Mitternachtſeite ꞉ •	397.
Mittelſtämmige Birnbäume, an die Mitternachtſeite ꞉ ꞉ ꞉ ꞉ ꞉	15.
Apfelbäume auf Paradiesſtämme oder Buſchbäume ꞉ ꞉ ꞉ ꞉ ꞉	330.
Zwergpfirſichbäume, zu der Morgenſeite	36.
Mittelſtämmige Pfirſichbäume, an die Morgen- und Abendſeite ꞉ ꞉ ꞉	48.
Zwergpfirſichbäume, an die Mittagsſeite	31.
Mittelſtämmige Pflaumenbäume an die Geländer ꞉ • ꞉ ꞉ ꞉ ꞉	25.
Hochſtämmige Pflaumenbäume an die freye Luft ꞉ ꞉ ꞉ ꞉ • ꞉	63.
Zweyerley Arten Kirſchbäume ꞉ ꞉	14.
Frühzeitige und ſpäte marmorirte Kirſchbäume	6.
Hochſtämmige Aprikoſenbäume ins Freye	12.
Mittelſtämmige Aprikoſenbäume, an beyde Geländer, gegen Morgen und Abend ꞉	12.
Ein Mandelbaum ꞉ ꞉ ꞉ ꞉	1.
Summa aller Bäume,	990 Stück.

Die Gänge müſſen mit allerley feinen wohlriechenden Kräutern, z. B. Lavendel, Saturey, Thymian, Jſopp, Majoran, Meliſſe, Rosmarin und Veilchen eingefaßt werden. Auch gebraucht man hiezu die Erdbeeren und den Buchsbaum. Auf die Quartiere werden allerley Küchenkräuter und Samen für die Wirthſchaft geſäet und gepflanzt. Dahin gehören z. B. weiße und braune Artiſchocken, Spargel, Baſilien, Melde, Borragen, Ochſenzunge, Mangold, Kerbel, Bilze, Möhren, rothe Rüben, Cichorien, Braunkohl, Blumenkohl, Weißkohl, Lauch, Gurken, Gartenkreſſe, Spinat, Dragon, Bohnen, Endivien, Lattich, römiſcher Salat, weiße Sommerzwiebeln, Herbſtzwiebeln,

Zwiebeln, rothe Winterzwiebeln, Sauerampfer, Paſtinaken, Peterſilie, Pimpinell, allerhand Erbſen, Poree, Portulak, gemeine und ſpaniſche Haferwurzel. Auf das Miſtbeet kommen: ſpaniſche Carden, Sellerie, Baſilien, Citrullen, Melonen, alle Arten Salat, grüner Portulak, Rettich ꝛc.

Hiſtoriſcher und verſtändiger Blumengärtner, Leipz. 1715, 4. S. 592, fgg.

Ein Garten muß eine Befriedigung oder Verhägung erhalten, um ſowohl der menſchlichen als auch thieriſchen Lüſternheit Gränzen zu ſetzen. Dieſe Befriedigung iſt entweder eine lebendige oder todte. Jene heißt eine Hecke, und beſteht am nützlichſten aus Weißdorn, Hohlunder, Birken und Buchen; wovon an ſeinem Orte ein Mehreres. Die koſtbare todte Befriedigung beſteht aus Stacketen, Planken, Zäunen, Mauern ꝛc. Mauern von Steinen oder lebendige Hecken ſind die beſten Befriedigungen der Aecker und Gärten; doch ſollte man billig nur die Mitternacht oder Morgenſeiten mit Wänden oder Mauer von Steinen, die andern beyden Seiten aber mit lebendigen Hecken verſehen; auf ſolche Art würde man den Nachtheil, den die kalten Winde bringen, verhüten, durch die Hecken hingegen ein den Bäumen und Gewächſen ſo angenehmes als nöthiges Beſtreichen der Luft verſchaffen.

Die hölzernen Zäune vermehren den Holzmangel, und verurſachen viele Unterhaltungskoſten. Gemeiniglich beſtehen die Zäune und Gehäge der Dorf- und Feldgärten aus jungen Fichtenbäumen, woraus ſogenannte Rückſtangen gemacht werden, welche man mit zween Pfählen zuſammen bindet, und, wenn dazu Weiden fehlen, wohl gar junge Birken und deren Reis nimmt. Eine ſolche Wirthſchaft richtet zuvörderſt den Wiederwuchs der Wälder zu Grunde. Man hauet zu Erhaltung dieſer Zaunſtecken die wachsbarſten jungen Schwarzholzdickungen um und aus. Nun rechne man nur einen ganz kleinen Gartenplatz, der z. B. 50 Ellen im Quadrat hält. Dieſer erfordert ſchon an die

16 Schock dergleichen Stecken, oder wachsbare junge Fichten und Tannen, die mit der Zeit eben ſo viele ſchöne und zum Bau- und Brennholz tüchtige Stämme würden. Mithin koſtet der Gartenzaun ſo viel, als künftig einmal die gedachte Anzahl erwachſener Stämme werth wäre. Es bringt aber auch dieſe Forſtwirthſchaft den alſo ausgeleuchteten Dickungen ſelbſt das Verderben. Denn die zurück gelaſſenen Stämmchen werden, wegen erhaltener Freyheit und Raum, zum Theil ein Raub der Wind- und Schneebrüche, zum Theil aber, inſofern ſie dieſer Gefahr entgehen, vieläſtige, ſtruppige, und mithin ſchlecht zu nutzende Bäume. Ferner ſtreiten ſolche Gartenzäune auch ſchlechterdings wider die Holzerſparung, und das damit verknüpfte landwirthſchaftliche Intereſſe. Die ungefähr $\frac{1}{4}$ Elle tief in die Erde geſchlagenen Stecken faulen alle 2 bis 3 Jahre ab, daß endlich in 6, 8, oder höchſtens 10 Jahren der ganze, Anfangs ſo koſtbare, Steckenzaun dahin, und ein neuer nöthig iſt; da hingegen Gartenzäune von Latten, Bretern ꝛc. wohlfeiler, und in Betrachtung der Holzerſparung, öconomiſcher ſind. Der von 16 Schock Stecken gemachte Gartenzaun kann aus einigen wenigen zu Latten geſchnittenen Bäumen verfertiget werden, und dauert, da die Latten nicht in die Erde hinein geſchlagen, und alſo nicht ſo ſchleunig, wie die Stecken, in Fäulniß gehen können, weit mehrere Jahre. Ueberhaupt aber iſt auch bey den Vermachungen mit Bretern, ganzen Balken und Bohlen, kein Vortheil, weil dieſelben alle Jahre einer Reparatur bedürfen, und unnöthige Ausgaben und Verſäumniß verurſachen, an deſſen ſtatt die Beſitzer die Zeit in ihrer Wirthſchaft ſowohl, als auch den gehabten ganz vergeblichen Aufwand, weit nützlicher in ihrem Nahrungsſtande anwenden könnten.

Leipz. Intell. Bl. v. J. 1764, S. 115, und 157.
Wittenb. Wochenbl. v. J. 1775, S. 231 f.

Eine Gartenmauer wird entweder von Ziegeln, oder andern Steinen aufgeführet. Die Ziegelmauer iſt die beſte, weil man die daneben ſtehenden Obſtbäume daran befeſtigen kann. Die Dicke dieſer Mauer richtet ſich nach der Höhe, welche einige 12 bis 14 Fuß, oder noch höher, machen. Neun oder 10 Fuß Höhe iſt für die meiſten Obſtbaumarten genug, in welchem Falle eine Dicke von 13 Zoll, oder anderthalb Mauerſtein, hinlänglich ſeyn wird; obgleich, wegen der Dauer, die Breite von 2 Ziegeln beſſer iſt. Ihre innere Seite wird ſo glatt als möglich, gemacht; und damit ſie gegen Sturmwinde ſtark genug ſey, kann man auch Strebe-Pfeiler, 12 bis 14 Fuß weit von einander, nach der gewöhnlichen Entfernung der Obſtbäume, um deren willen ſie angebracht werden, daran in die Höhe führen. Birnbäume, welche ſich ſehr weit ausbreiten, und öfters weit über die hier erwähnte Höhe hinaus wachſen, bedürfen der Beſchützung einer Mauer nicht, außer einige ſpäte Winterarten; und dieſe kann der Liebhaber, wenn er den Aufwand nicht ſcheuet, an beſonders zu dieſer Abſicht aufgeführte Mauern ſetzen. Die Pfeiler können, um mehrerer Feſtigkeit willen, 6 oder 8 Zoll an der Außenſeite, und etwa 4 Zoll an der innern, hervor ſtehen, damit man das Gitterwerk daran befeſtigen könne. Hill giebt den Rath, die Mauer auf Bogen zu ſetzen, und die Bäume auf die Flecke, über welchen die Bogen ſtehen, zu pflanzen. Auf ſolche Weiſe ſind die Bäume im Stande, ihre Wurzeln unter der Mauer weg auszubreiten, welches ihnen zu ihrem guten Wachsthum ſehr beförderlich iſt.

Bloße Mauern um Gärten zu führen, iſt ebenfalls nicht wirthſchaftlich. Sie koſten viel zu bauen, viel zu unterhalten, und ſind darum ſchlimm zu errichten, weil der Grund in der gezogenen Entfernung nicht beſtändig einerley iſt, und öfters mehr und weniger Tiefe hat, die Maurer aber in deſſen Beobachtung nicht ſorgfältig genug ſind; daher man auch ſieht,

daß ſolche nur immer hin und wieder, an manchen Orten, Riſſe bekommen und wandelbar werden. Wo Mauermaterialien an einem Orte nicht gar zu koſtbar ſind, iſt ein lebendiger Zaun, mit untergeſeẓten ſteinernen Pfeilern oder Säulen, wohl der beſte. Es werden nämlich wohlgegründete Pfeiler gemauert, oder ſteinerne Säulen geſeẓet, in einer beliebigen Weite von einander; dieſe Pfeiler oder Säulen haben, nach Proportion ihrer Höhe, 2, 3 oder mehr Löcher, in welche man von Bauholz dazu geſchnittene Hölzer ſtecket, und gut verwahret. Dieſe Hölzer, welche von verhältnißmäßiger Stärke ſeyn müſſen, werden indeſſen weitläuftig mit dünnen Latten, oder Aeſten, oder auf eine andere beliebige Art, vor dem Anlaufe bewahret, und davor, zwiſchen den Säulen oder Pfeilern eine lebendige Hecke angeleget. Je höher dieſelbe nun wächſt, deſto bequemer kann ſie an das Holzwerk gezogen, damit verflochten und alſo eine ganz dauerhafte Verzäunung bewerkſtelliget werden, welche außer dem Beſchneiden, wenig zu unterhalten koſtet, auch ſchön ausſieht, zumal, wenn man die Koſten darauf wenden, und auf die Pfeiler gehauene ſteinerne Knöpfe, Kugeln, oder andere Figuren, ſeẓen will. Durch dergleichen Verzäunung kann die Luft gut ſtreichen; welches dem Garten zuträglicher, als wenn er in Mauern eingeſchloſſen iſt.

Oecon. Nachrichten, 6. Band, Lpz. 1754, 8. S. 689, f.

Hr. **Salberg**, in Schweden, hat in einem Verſuche gezeigt, wie ein ſtarker, dauerhafter und lebendiger Gartenzaun oder Hecke, mit geringer Mühe und Koſten, in 2 bis 3 Jahren, zu nöthiger Verhägung erlanget werden könne. Dieſe Manier iſt überaus vortheilhaft, ſowohl zu Gewinnung der Zeit, als auch zu Erſparung des Holzes und der Koſten, inſonderheit wenn man ein langes Stück Gartenzaun auf einmal aufrichten muß, wozu ein großer Vorrath grüner und friſcher Zaunpfähle gehört; wenn man aber jedes Jahr nur etwas davon anleget, iſt dieſe Arbeit eben ſo erträglich, und in Anſehung der Erſparung des Holzes weit nützlicher. Dieſe Gartenzäune führen die Ungemächlichkeit aller andern ſonſt gewöhnlichen lebendigen Hecken nicht mit ſich, daß man ſie, wegen des Viehes, oder anderer Creaturen Verleẓung, wie-

der von neuem aufführen darf; denn dieſe können ſo leicht nicht verſtören, zumal, da ſie nicht gern das Laub von Zaunpfählen genießen, ſo lange ſie Gras finden; und ehe das Gras auf dem Felde verdorret, werden die Zaunpfähle grob.

Ein ſolcher Gartenzaun, deſſen Abriß *Fig.* 856, A, nach einer Länge von 12 Ellen, darſtellt, wird folgendergeſtalt eingerichtet. Man nimmt 18 Zaunpfähle, welche außer den oberſten belaubten Spitzen, 3 Ellen lang ſind; krumme und gerade, unter einander, doch je gerader, je beſſer. Dieſe ſchneidet und bereitet man nach der abgeſonderten Figur B zurecht, ſo, daß die Enden der Zweige an dem großen Pfahle ſitzen bleiben; nach unten zu aber wird der Pfahl oder Stecken an der einen Seite ſpitzig zugeſchnitten, wenn er in die für ihn zubereitete Grube eingeſetzt werden ſoll. C zeigt an, daß, wenn das Laub zugewachſen iſt, die Gartenhecke gut und dicht wird. Die Gruben in der Erde werden mit einer eiſernen Schippe, doch ſo gemacht, daß, wo Hügel von dürrem und ſteinigem Erdreiche gefunden werden, man ſolche 1 Elle tief arbeite, dergleichen man auch in moraſtigem und weichem Erdreiche thun muß, damit ſelbige in dem dürren Boden Feuchtigkeit finden, in dem weichen aber nicht umfallen mögen. In guter und dichter Erde werden die Gruben nur ½ Elle tief gemacht. Jede Grube wird 3 bis 4 Quartier von der andern gemacht, und der Zaunpfahl aufrecht gegen die Luft eingeſetzt; und wenn ſie alle eingeſetzt ſind, werden ſie ſolchergeſtalt eben gemacht, daß die Rindenſeite an den unterſten Enden, wo der Pfahl abgeſchnitten iſt, ſich niederwärts, der Schnitt aber wo keine Rinde iſt, ſich auswärts nach der Erde neige. Alsdann werden einige Pfähle zur Rechten und einige zur Linken gebogen, daß ſie ſich unter einander zuſammenflechten, wie der Abriß zeigt, ſo, daß der eine Pfahl ein- und der andere auswärts kömmt. Die oberſten Enden der Pfähle D, D, D, D, D, werden zwey und zwey, doch ganz los, zuſammengebunden, damit das Wachsthum in den zarten Zweigen gehindert werde. Bey den Enden dieſer Gartenhecken, wird allezeit ein Pfahl gerade aufwärts geſetzt, F, G, woran die nächſten beyden Pfähle feſt gebunden, und nach der Linie des geraden Pfahles geebnet werden. Zuletzt werden alle Gruben in der Erde mit ſchwarzer Erde wohl bedecket und dicht zuſammengetreten, damit die Pfähle feſt ſtehen. Will man, zumal wo hartes und ſteiniges

niges Erdreich iſt, einen Schubkarren voll gute Erde oder Dünger dazu nehmen, und in die Gruben der eingeſetzten Pfähle legen, ſo treibt das Laub und die Zweige viel geſchwinder, und die Hecke wird dadurch dichter mit Zweigen bewachſen.

Zu Abhaltung des kleinen Viehes, welches etwann durch die nach unten gelaſſenen Oeffnungen durchkriechen möchte, kann man kleine Zaunſtecken zwiſchen die Oeffnungen ſetzen, wie bey I, I, I zu ſehen iſt, Es können auch Stachelbeerſträucher dazwiſchen geſetzt, oder Berberſtauden, ſo weit der Zaun reicht, gepflanzet werden; denn dieſe Art wächſt leicht, und hilft die Hecken viel dichter machen, auch alle kleine Thiere und andere Verletzungen abhalten.

Der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. Abhandlungen rc. II. Band, a. d. J. 1740, Hamb. 1749, gr. 8. S. 83, fgg.
Berlin. Sammlungen, 6. B. 4. St. 1774, 8. S. 417, fgg.

Ich komme zur landespoliceymäßigen und kammeraliſtiſchen Betrachtung des Gartenbaues. Der Gartenbau iſt für die Staatswirthſchaft, überhaupt betrachtet, ein unfruchtbarer Artikel; ein Artikel, der für den Privatmann zwar ſehr vortheilhaft ſeyn kann, aber eben deswegen es nicht auch für die Kammer iſt. Der Gartenbau iſt eine künſtliche ſehr zuſammengeſetzte Fabrik; ihn außer den Erforderniſſen des Hofes auf entlegenen Aemtern oder Gütern für die Rechnung der Kammer treiben zu laſſen, würde entweder einen ſehr unbeträchtlichen, oder gar negativen Profit gewähren. Daher nehme ich hier in der Regel gar nicht an, daß außer der fürſtlichen Hofſtatt ein fürſtlicher Garten unterhalten werde, wo dieſes nicht etwa auf Stiftungen oder Landesverträge ſich gründet; alsdann aber iſt nicht von kammeraliſchen Vortheilen, ſondern von juriſtiſchen Nothwendigkeiten, die Frage. Einen fürſtlichen Garten nicht zur Nothdurft des Hofes, ſondern um des Nuzens willen bauen zu laſſen, kömmt mir eben ſo wirthſchaftlich vor, als wenn die Kammer auf dem Dorfe ein Opernhaus bauen laſſen wollte, und durch die Unterhaltung der Oper einen kammeraliſchen Vor-

Vortheil zu gewinnen. Die Wirthſchaft des Gartenbaues iſt kein Artikel der Domänenwirthſchaft, ſondern er iſt ein Ausgabeartikel. Ein jeder Luſtgarten, ſich ſelbſt überlaſſen, wenn er nur öde liegen bleibt, und vom Viehe abgeweidet wird, iſt in dieſer ſeiner Verödung ungleich wirthſchaftlicher für die Kammer, als in ſeinem größten mannigfaltigen Luſtre. Ich läugne nicht, daß der Gartenbau einer der beſten Fonds iſt, ſein Capital reichlich zu nutzen; aber der Capitaliſt muß kein Fürſt, kein Kammerpräſident ſeyn; er muß ein Gärtner ſeyn, der mit ſeinem Kohle gleichſam ſelbſt vegetirt, mit ſeinem Viehe ißt und trinkt, und, etwa die Sonntage ausgenommen, ſich faſt auch wie daſſelbe kleidet, ich will ſagen, faſt gar nicht bekleidet. Wenn man dieſe Bedingungen nicht mit begreift; wenn vielmehr die Kammer alle Arbeiten belohnen, insgemein auch wohl doppelt und mehrfach belohnen muß, als ſie der Bürger zu belohnen pflegt; wenn man ſich aus der Erfahrung vorſtellt, wie ſchlecht insgemein alle Tagelohnarbeiten verrichtet werden, welche die Kammer ohne beſondere Aufſicht verrichten läßt, und wie hoch dieſe Aufſicht der Kammer zu ſtehen komme: ſo wird man leicht einſehen, daß der Gartenbau ſchlechterdings nicht, als eine Landesdomäne verwaltet zu werden, verdiene. Das beſte, was die Kammer thun kann, iſt, ſolche Gärten ganz, oder in abgeſonderten Theilen, an Gärtner zu verpachten, woferu die Gärten in ſolchen Gegenden gelegen ſind, wo die ſeltenern Gartengewächſe in benachbarte Städte mit Vortheil abgeſetzet werden können. Oefters ſind große, koſtbare, auch wohl künſtliche Gebäude dabey angebracht, die der Pöbel beklagt, wenn er ſie ſieht, daß ſie nun ganz öde werden ſollen. Aber, es iſt doch immer beſſer, die Gebäude öde ſtehen und von dem Pöbel beklagen zu laſſen, die Ingebäude vor den Angriffen der Witterung zu bewahren, und die Meublen zu ver-

ſilbern, als die Häuſer gar niederzureißen, wo die Niederreißungs- und Einfüllungskoſten öfters kaum durch den Werth der Materialien bezahlt werden; und die Keller und unterirdiſchen Gebäude ſolcher Gartenpalläſte können ohnedieß auch immer in der Folge zu Weinkellern und andern Beſtimmungen noch gebrauchet werden, die nicht nothwendig mit dem Garten einen Zuſammenhang haben dürfen; denn man kann auch unter einem Kirchendache ein Magazin anlegen, welches gar keinen Zuſammenhang mit den Materien hat, die in derſelben Kirche geprediget werden. Alſo, die ganze Theorie der Gartenkunſt kann der beſte Cameraliſt ohne alle Gefahr ſeiner Pflichten ignoriren, den einzigen Fall ausgenommen, da ihm über die Hofgärten die Oberdirection aufgetragen wäre; denn da iſt allerdings nöthig, daß die Gärtner ihn mit Grunde für den Mann halten, der das Geheimniß der Kunſt verſteht; aber das iſt alsdann mehr das Geſchäft des Hofmarſchalles und ſeiner Gehülfen.

An einen deutſchen Kammerpräſidenten, 2ter Abſchn. Riga und Lpz. 1775, 8. S. 516, fgg.

Eine ſehr uncameraliſche Eitelkeit iſt es, an einem Hofe keine andere Gärtner anzuſtellen, als die zunftmäßig gelernt haben, große pergamentene Lehrbriefe aufweiſen können. Beynahe dieſelbe Betrachtung, die man auch bey den Feldtrompetern der meiſten Kriegesheere machen kann. Der ſo genannte gelernte Gärtner iſt von dem ungelernten oder dem Gartentagelöhner meiſtens durch nichts, als den Haarzopf, unterſchieden; und nicht ſelten iſt der ungelernte fleißiger, geſchickter, überhaupt auch gelehriger, als der gelernte. Wenn beyde auf gleiche Weiſe belohnet würden, ſo wäre doch immer für die Kammer der ungelernte beſſer, als der gelernte. Aber überdieß kann man auch von dem, was der gelernte Gärtnergeſell zu unterhalten koſtet, 2 oder 3 ungelernte oder Taglöhner unterhalten, davon jeder allein mehr ausrichtet, als zween gelernte. Dieſes iſt in der Erfahrung gegründet.

Wenn ſolche Leute doch nur einige methodiſche Bildung in ihren Lehrjahren erlangt hätten, und nicht ganz mechaniſche Subjecte wären, die öfters mit genauer Noth ihren Namen ſchreiben können, und zufrieden ſind, die Figur einer

ner Rabatte oder eines Blumenſtückes grob genug zeichnen zu können: ſo ließe ſich vielleicht noch eine andere Idee damit verbinden, um ſie zu gleicher Zeit auch zu andern, nicht widerſprechenden, Geſchäften gebrauchen zu können. Aber es iſt genug, wenn nur der Aufſeher über den Garten, er heiße nun Hofgärtner, oder Obergärtner, oder Gartenrath, ein nach geſunden Grundſätzen (mit oder ohne Lehrbrief) gebildeter Mann iſt; ſeine Arbeiter brauchen nicht zünftig und nicht gelehrt zu ſeyn. Man gebe alſo lieber den ünftigen Gärtnern die von der Reſidenz zu weit abgeleg nen Gärten in Pacht, wenn man nicht für beſſer findet, das Erdreich noch auf andere Art zu nutzen, und laſſe dieſes Geſchlecht allmählich ganz vergehen, ſtelle indeſſen Taglöhner an, und behandle die gelehrtere Gärtnereydisciplin wie die feine Muſik, wo der Virtuoſe ſich ſchämt, ein gelernter Geiger oder Pfeifer zu ſeyn. Alsdann wird die Kunſt erſt gewinnen, wird das kabbaliſtiſche falſche Geheimniß verlieren, wird ſich aus der Aehnlichkeit mit der Schuhflickerzunft hinauf zur Analogie mit den Wiſſenſchaften erſchwingen, und die Gärtnerey kann ein Studium werden, wie die Anatomie oder Klinik für die Arzeneybefliſſenen, ſo, daß jeder, der ſich dem Staate zu cameraliſchen und öconomiſchen Aemtern widmet, eine Zeitlang die Anweiſung eines ſolchen Mannes, den wir uns unter einem der verdienten deutſchen Namen, Reichart, Rammelt, Salzmann ꝛc. gedenken mögen, ſuchen würde, um ſich mit den Grundſätzen der Vegetation, der Pflanzung und der Cultur praktiſch bekannt zu machen. Wäre dieſes ſchon bisher eingeführt geweſen: ſo würden wir gewiß in der Landwirthſchaft ſchon weiter ſeyn, ſchon ſicherere Mittel in unſerer Gewalt haben, über den Zufall Herr zu werden, oder doch ſeine Folgen zu mildern.

Die Küchenkräuter gehören in die Nähe des Hoflagers. Wenn indeſſen in gewiſſen Gegenden einige Krautarten ſehr gemein ſind, und ſchon einen eingerichteten ſichern Abſatz haben, ſo ſehe ich nicht, warum auf einem fürſtlichen Domänengute nicht eben ſowohl über die Hausconſumtion allerley Gartengewächs gebauet werden könne, als über die Hauserforderniß allerley Getraide gebauet wird. Indeſſen kann man doch bey dieſem Artikel die Regel allgemeiner machen, daß ſolche Gärten beſſer verpachtet, als ſelbſt verwaltet wer-

werden, ſo weit ſie nämlich zur Hausconſumtion Ueberfluß gewähren. Denn, obſchon ein Krautland doppelt oder dreyfach ſein Capital erträgt, wie man beſonders bey den Erfurter, nürnbergiſchen und bambergiſchen Gartenländern bemerken kann: ſo ſetzt dieſes doch immer einen Gärtner, und nicht einen Kammerpräſidenten voraus, welcher der Beſitzer und Bearbeiter des Gartens ſey; es iſt aber Vortheil genug für eine Kammer, in einer ſolchen Gegend Gartenland zu beſitzen, wo die Gärtnerey ein vorzüglicher Nahrungszweig der Einwohner iſt, vorausgeſetzt, daß auf den Domänengütern Dünger genug vorhanden ſey, um das Gartenland damit auf alle Fälle zu verſehen. Denn ſolche Länder, wenn zumal die Erforderniß des Düngers von Jahren zu Jahren dazu verſprochen wird, können auch pachtweiſe ungleich höher ausgebracht werden, als die höchſte eigene Cultur der andern Gattungen von Acker- oder Wieſenland erträgt.

An einen deutſchen Kammerpräſid. a. a. ang. O. S. 548. fgg.

Was die Luſtgärten betrifft, ſo ſind die Fälle in unſern Tagen ſelten, wo die Fürſten ſich ſelbſt mit der Botanik beluſtigen. Der Gebrauch des Luſtgartens ſchränkt ſich meiſtens nur dahin ein, das man entweder im Gartenhauſe oder unter Zelten ſpeiſet, ſpielt, Muſik hört, Illuminationen, Feuerwerke, Scheibenſchießen, Ball ꝛc. giebt, auch im Winter Schlitten, und im Sommer ſpazieren fährt. In ſolchen Gärten iſt die eigentliche botaniſche Gärtnerey der unbeträchtlichſte Gegenſtand, welcher auch dabey ſehr übel angebracht ſeyn würde, weil wegen der großen Frequenz die koſtbarſten Gewächſe nicht gut zu conſerviren ſtänden.

Hochgezogene Alleen und Verduren, dazwiſchen angebrachte Ruheplätze und wohlgeordnete Hüten und Bänke, breite Wege, und anſtatt der Blumenbeete nach engliſcher Manier, kurzgeſchorne Grasſtücke, und denn gute Statüen mit unter, das iſt der heutige beſte Geſchmack der fürſtlichen Luſtgärten, wobey auch Fontänen und Baſſins, wie auch Orangerien, oder doch Gewächshäuſer eingebauet ſind. Bey dergleichen Gärten ſind nun entweder eigene Luſthäuſer, oder der Garten iſt an das Luſtſchloß erſt nachher angelegt. Der Geſchmack ſey übrigens engliſch, chineſiſch, oder originell, deutſch;

deutſch; die Botanik hat immer das wenigſte Intereſſe dabey; folglich hat der Cameraliſt eigentlich darauf zu ſehen, daß die Wege und Alleen, Grasſtücke, Statüen, Einfaſſungen und Mauern gut unterhalten werden, daß die kleinen Reparaturen (eine allgemeine öconomiſche Regel!) nicht verſäumt und außer Acht gelaſſen werden, ehe größere daraus werden; das ſind lauter Aufwände, die ſehr leicht zu überſchlagen und in Regeln zu bringen ſind.

Da ſolche Gärten insgemein auch dem ehrbaren Theile des Publicum offen ſtehen, dieſe Diſtinction aber nicht immer ſo genau gemachet werden kann, daß nicht auch zuweilen weniger ehrbare Glieder des Publicum ſich mit einmiſchen ſollten: ſo müßten in ſolchen Gärten gar keine Früchte oder Gewächſe ſeyn, an denen man ſich aus Neugier oder Näſcherey vergreifen könnte. Man pflegt zwar Säulen aufzuſtellen, an welchen dergleichen Ausſchweifungen mit leſerlicher Schrift verboten ſind; aber dieſe ſind, wie die Erfahrung lehrt, allein zu wenig. Alſo in den öffentlichen Spatziergängen (darunter verſtehe ich hier eigentlich die Luſtgärten,) keine Koſtbarkeiten, ſondern nichts als Promenaden, Alleen, Grasplätze, Springbrunnen, Cascaden, Baſſins, Laubwände, Hütten, Statüen, mit Sand wohl unterhaltene Wege ꝛc. dieß allein erfordert ſchon die ganze Aufmerkſamkeit eines Mannes, der über einen ſolchen Garten geſetzt iſt. Man fordere nicht von ihm, daß er ſo viel Früchte darin baue, um vielleicht ſeine Unterhaltung davon zu beſtreiten. Er wird alsdann entweder ſich dieſe Forderung ſehr angelegen ſeyn laſſen, um ſich gewiſſe gewöhnliche Vortheile dabey zu zueignen, und darüber die andern Arbeiten, die zum Begriffe des Luſtgartens (nicht des Nutzgartens) gehören, verſäumen: oder, er wird die Forderung nicht erfüllen können, und alsdann leiden beyde Gegenſtände, Vergnügen und Nutzen, darunter.

An einen deutſchen Hofmarſchall, Riga und Lpz. 1774, 8. S. 207, fgg.

Vernünftige Gedanken und Anmerkungen eines Cameraliſten, von den Meliorationen der fürſtl. Aemter, und zwar beſonders bey dem Amtsgärten- und Plantagenbau, ſt. im 146. St. der Leipz. Samml. 1757, 8. S. 100—121.

Der Gartenbau, welcher unter die vermiſchten Nahrungsarten gehört, die ſowohl bey den Städten, als auf dem Lande, getrieben werden können, iſt nur für beyde von ſolcher Beträchtlichkeit, daß er allerdings die

Auf-

die Aufmerkſamkeit und Vorſorge der Landes-Policey verdient. Die Gartengewächſe, die Obſtfrüchte und der Hopfenbau, nehmen unter den unentbehrlichen Lebensmitteln einen gar nicht geringen und niedrigen Platz ein. Und wenn man bedenkt, was für eine Menge von dieſen unentbehrlichen Dingen eine Stadt jährlich nöthig hat, und wie das gedörrete Obſt, inſonderheit aber der Hopfen und das Samenwerk, Waaren ſind, welche in die Commerzien gehen, und wodurch zuweilen ein anſehnliches Geld in das Land gebracht wird: ſo ſieht man leicht ein, daß es, ſowohl um dieſer Urſachen willen, als auch um einen guten Preis dieſer Dinge zu bewirken, und den Mangel zu verhüten, hienächſt aber auch vielen Menſchen dadurch Nahrung zu verſchaffen, ſo nützlich als nöthig ſey, daß eine Stadt dieſe Gartengewächſe und Früchte ſelbſt zu erzeugen ſuche. Auf dem Lande, (wozu auch die kleinen Landſtädtchen gehören, welche den Ackerbau und die Viezucht zugleich, und zuweilen als ihre Hauptnahrung treiben,) iſt der Gartenbau von eben ſo großem, wo nicht noch größern Nutzen, als bey den Städten. Zu geſchweigen, daß die verſchiedenen Gartengewächſe dem Landmanne in ſeiner eigenen Haushaltung ſehr wohl zu Statten kommen, indem er, bey einem guten Vorrath davon, nicht genöthigt iſt, ſeinen ganzen Unterhalt aus dem Mehlſacke zu nehmen, ſondern dabey viel Getraide erſparen und ſolches zu Gelde machen kann, auch dadurch in den Stand geſetzt wird, ſeinem Viehe in der Fütterung ſehr zu Hülfe zu kommen, von welchem allen oben ausführlicher Erwähnung geſchehen iſt: ſo kann er, wenn er anſehnliche oder große Städte in der Nähe hat, und ſich nicht allein auf die Erzeugung guter und angenehmer, ſondern auch frühzeitiger Gartengewächſe leget, ein anſehnliches Geld gewinnen, und ſeine Grundſtücke viel höher nutzen, als wenn er ſich bloß mit dem Getraidebaue beſchäftiget. Außerdem,

dem, daß man das Fallobſt zur Maſtung für die Schweine brauchen kann, kann man auch die abgefallenen Aepfel insbeſondere, nebſt den wurmſtichigen und verkrupften, auch den Apfelſchalen und dem Abgange bey dem Schnitzmachen, einſchlagen, und einen guten Branntwein daraus machen. Die Verfertigung des Apfelweines und Eſſigs bringt auch Nutzen; wovon ich im Art. Obſt mit mehrerm handeln werde.

Will nun die Landespolicey den Gartenbau befördern, und beſonders in der Nähe großer Städte in Flor bringen: ſo muß ſie vor allen Dingen die Hinderniſſe, welche demſelben im Wege ſtehen, wegzuräumen ſuchen, und zugleich ſolche Anſtalten machen, welche der Abſicht gemäß ſind. Bloße Policeygeſetze und Verordnungen, in welchen der Gartenbau anbefohlen wird, ſind hier nicht hinreichend, wenn auch der Nutzen deſſelben darin noch ſo deutlich und gründlich vorgeſtellet wird. Die vornehmſten Hinderniſſe ſind folgende:

1. Nicht aller Boden hat die erforderliche Fruchtbarkeit und andere Beſchaffenheiten, welche zu Erzeugung guter Gartengewächſe nöthig ſind. Obgleich dieſes nicht zu läugnen iſt, ſo würde es doch an den wenigſten Orten als ein Hinderniß angeſehen werden können. Man findet gar wenig Gegenden in Deutſchland, die ſo ſehr unfruchtbar ſind, daß nicht eine ſo kleine Oberfläche, als man zu Erzeugung der Gartengewächſe brauchet, nach und nach verbeſſert und dazu geſchickt gemacht werden könnte. Wenn es Städte in Deutſchland giebt, wo der Gartenbau, außer ein wenig Salat, Peterſilie, Braunkohl u. d. gl. wenig oder gar nicht getrieben wird: ſo iſt ſolches gemeiniglich mehr der Schläfrigkeit und Trägheit der Einwohner, als der Beſchaffenheit des Erdreiches, zu zuſchreiben. Und viele Landſtädte, die ſich mit dem Ackerbaue und der Viehzucht beſchäftigen, ſchätzen nichts, als den alten Schlendrian ihrer lieben Vorfahren, hoch, und es

man-

mangelt ihnen zu den Nahrungsarten und Gewerben, die damit nicht überein ſtimmen, der Trieb oder das Genie.

2. Ein hartes und rauhes Klima iſt allerdings ein großes Hinderniß im Gartenbau; und es läßt ſich dasſelbe nicht ändern noch verbeſſern. Allein, öfters wird dem Klima eine größere Schuld beygemeſſen, als es verdient. Wer die alte Mode liebt, und von neuen Einrichtungen in der Landwirthſchaft nicht gern etwas hören will, noch weniger aber geneigt iſt, Verſuche anzuſtellen, wird gemeiniglich das Klima, welches im Wege ſtehen ſoll, zu ſeiner Entſchuldigung vorbringen. Man ſtelle nur Verſuche an, gehe aber dabey mit aller Vorſicht und nach guten Regeln zu Werke: ſo wird man öfters finden, daß das Klima ſo unfreundlich nicht ſey, als man ſich einbildet. Nur muß man dieſe Verſuche nicht von den Bürgern und Bauern ſo ſchlechterdings erwarten, daß man denſelben die Ausführung der Sache allein überlaſſen ſollte. Hier muß der Landesherr in ſeinen Gärten, auf ſeinen Höfen und Meiereyen, ſo wie die Bedienten, auch angeſehene und wohlhabende Bürger in ihren Gärten, den Anfang machen, mit gutem Beyſpiele vorgeben, die erlangten Erfahrungen im Lande weiter ausbreiten, und den übrigen Einwohnern mit dem nöthigen Unterrichte an die Hand gehen.

3. Eben der Mangel an dieſem Unterrichte und an der nöthigen Wiſſenſchaft im Gartenbau, hindert deſſen Beförderung und Aufnahme oft am meiſten. Zuweilen iſt an der Fruchtbarkeit des Bodens und an dem Klima nichts auszuſetzen, die Leute haben auch einen Trieb oder Genie zum Gartenbau, es fehlt ihnen aber der nöthige Unterricht und die Anweiſung dazu; und weil man nicht die Aufmerkſamkeit hat, ihnen hierin zu Hülfe zu kommen, ſo bleibt der Gartenbau bey ihnen in der alten fehlerhaften Verfaſſung. Dieſer Fehler

ler iſt nun bloß und allein der Landespolicey zu zuſchreiben und auf keine Weiſe zu entſchuldigen. Will die Landespolicey ihre Schuldigkeit thun, und hierin das Beſte des Landes und der Einwohner befördern, ſo muß ſie dieſen ſolchen Unterricht und Anweiſung auf die leichteſte und bequemſte Art zu verſchaffen ſuchen. Dieſes kann ſie dadurch bewirken, wenn ſie nützliche und wohl eingerichtete Wirthſchaftskalender einführt, in welchen auch die Gartenbauregeln auf eine kurze und dem gemeinen Manne deutliche und begreifliche Art vorgetragen werden.

Weil es aber bey dem Gartenbau, und inſonderheit bey dem Pfropfen, Oculiren, Verſetzen ꝛc. der Bäume, wie auch in verſchiedenen Stücken bey dem Hopfenbau, viel auf die Handgriffe ankömmt, und dazu eine beſondere Unterweiſung erfordert wird: ſo iſt allerdings nöthig, daß in jedem Dorfe, beſonders aber in ſolchen, welche zahlreiche Einwohner und gute Landesart um ſich haben, ein beſonderer Gemeindegärtner gehalten werde.

Einem ſolchen ſo genannten Baum- und Krautgärtner dürfte aus der Gemeinde weiter nichts, als etwa freye Wohnung und etwas Brennholz, wenn dergleichen bey der Gemeinde vorhanden, oder ſtatt deſſen ein Paar Scheffel Korn, nebſt einem Gemeindeflecken zum Gartenbau vergönnet, übrigens aber mit demſelben ein Vergleich getroffen werden, was ihm ein jeder Bauer, der ſeiner Beyhülfe bedürftig iſt, zum täglichen Lohne zu reichen habe.

Das zum Gartenbau zu vergönnende Land hätte ein ſolcher Gärtner auf 1 Drittheil zu Anlegung einer Baumſchule, auf 1 Drittheil zu Erziehung zeitiger Pflanzen von allerley Gartengewächſen, und endlich 1 Drittheil zu ſeinem eigenen Bedürfniß, jedoch mit der Bedingung, daß er darauf zugleich allen nöthigen Gartenſamen mit erbauete, anzuwenden. Auch hätte er den Einwohnern die zu erziehenden jungen Bäume ſowohl, als das Pflanzwerk und Geſame, für einen billigen Lohn abzulaſſen, und aus ſolchem Garten eher nicht an Auswärtige

zu verkaufen, als bis die Einwohner damit verſorgt wären, oder ſeine Vorräthe nicht achteten.

Von der Gemeinde könnten im Frühlinge und Herbſte gewiſſe Tage beſtimmet werden, an welchen der Gärtner, in Beyſeyn der Dorfgerichte, aller Dorfseinwohner Gärten beſichtigen, und einem jeden Wirthe anzeigen müßte, wie er bey ſeiner Baumzucht ſowohl, als in Anſehung des Grabelandes, nutzbar verfahren könne; wohin Bäume anzupflanzen, und von welcher Art; welche alte Bäume, als untauglich, wegzuſchaffen, oder durch was für Mittel ſolche noch zu erhalten wären; welches Land zum Graben am geſchickteſten; was für Früchte darauf zu bringen, und welche Düngungsart dahin am tauglichſten ſey, u. ſ. w.

Wenn ſolche allgemeine Anweiſung geſchehen wäre, ſo beruhete es ſodann bey den Einwohnern, welche von denſelben des geſchickteſten und nutzbarſten Grabens und der übrigen Wartung ihres Gartenlandes ſich belehren laſſen, oder deſſelben Hülfe dabey erfordern; inſonderheit aber, welche von ihnen, das Pfropfen, Oculiren, und andere Wartung der jungen und alten Bäume von ihm erlernen wollten. Dieſe hätten demſelben den bewilligten Tagelohn dafür zu entrichten. Wenn viele der Einwohner zu gleicher Zeit ſolchen Eifer bewieſen und ſeine Dienſte begehrten, ſo müßte derſelbe, allen möglichſt zu dienen, ſich angelegen ſeyn laſſen, und dabey unter Reichen und Armen keinen Unterſchied machen, ſondern einem jeden zu halben Tagen, allenfalls auch nur ſtundenweiſe, an die Hand gehen, und in der Ordnung ſeiner Bedienung öfters umwechſeln. Arme Einwohner, denen das Geldausgeben allzu ſchwer ankömmt, könnten ſich mit einem ſolchen Gärtner auf die Art vergleichen, daß ſie die Arbeit, die er ihnen leiſtet, durch Gegendienſte, indem ſie für einen halben Tag, den er in ihrer Belehrung zugebracht hätte, nach Gelegenheit hinwiederum einen ganzen Tag, oder noch längere Zeit über, in ſeinen Gartenarbeiten gut zu thun hätten. Dieſe würden, vermittelſt ſolcher gegenſeitigen Arbeit, zugleich in Verpflegung der Gärten geſchickter werden, und bey dieſer ihrer Arbeit den beſten Nutzen davon tragen.

Wenn nun auf ſolche Art die Haltung eines geſchickten Gärtners nur 3 bis 4 Jahr lang in jedem Dorfe beobachtet worden wäre, ſo würde alsdann deſſen fernere Beybehaltung nicht unumgänglich nöthig ſeyn, ſondern die Wirthe ſelbſt, oder doch viele derſelben, die Erfahrung erlangt haben, wie ſie mit ih-

ihren Gärten, in Anſehung der Baumzucht und übrigen Wartung nuzbar zu verfahren hätten.

v. Wichmanshauſen unſchuldige Vorſchläge, in welcher Art das Landwirthſchaftsweſen durch beſonders zu verordnende Wirthſchaftsaufſeher merklich zu verbeſſern ſeyn dürfte, im 14. B. der oecon. Nachr. Lpz. 1762, 8. S. 274, fgg.

Vielleicht wird man wieder dieſen Vorſchlag einwenden, daß es nicht möglich ſeyn würde, ſo viele Gärtner aufzubringen, als zu Verſorgung einer ſo groſſen Menge Dörfer nur in einem mittelmäßig großen Lande erfordert werden, wenn jedes Dorf ſeinen eigenen Gärtner haben ſollte. So ſcheinbar dieſer Einwurf iſt, ſo wenig gegründet iſt derſelbe. Denn eines Theils hat man ja nicht nöthig, alle Dörfer mit einmal und zu gleicher Zeit mit Gärtnern zu verſehen. Man kann dieſe Einrichtung nach und nach zu Stande bringen. Wenn man in jedem Kreiſe oder Provinz nur 5 bis 6 Dörfer, und zwar anfänglich diejenigen, welche anſehnlichen und großen Städten nahe gelegen ſind, mit Gärtnern verſieht: ſo werden dieſe 5 bis 6 Gärtner hinreichend genug ſeyn, den ganzen Kreis bedienen zu können. Denn wenn dieſelben, nach Verlauf von 3 bis 4 Jahren, mit den erſten 5 bis 6 Dörfern fertig geworden, und alsdann in ſelbigen nicht mehr nöthig ſind, können ſie nach andern Dörfern verleget werden, mithin nach und nach alle Dörfer im Gartenbau unterrichten. In gedachten 3 bis 4 Unterweiſungsjahren werden auch ſchon manche junge Gärtner nachgezogen worden ſeyn, die man alsdann ebenfalls anderswo gebrauchen kann. Imgleichen können 2 oder 3 Dorfgemeinden, die nicht ſtark ſind, und nahe bey einander liegen, von einem Gärtner bedienet werden. Andern Theils braucht man hier keine Kunſtgärtner. Leute, die den Obſt- und Küchengartenbau verſtehen, ſo viel als für den Landmann nöthig iſt, ſind ſo rar und ſelten nicht; denn bey demſelben kömmt es bloß auf die Verbeſſerung und mehrere Ausbrei-

breitung des Gartenbaues an; denn ſo ſchlecht wird doch ſo leicht kein Dorf beſtellt ſeyn, daß es gar nichts von demſelben verſtehen ſollte. Die Leute verſtehen alſo ſchon einen Theil dieſer Wirthſchaft, und wo ſie bisher nicht nach guten Regeln verfahren, werden ſie eben ſo bald alles dasjenige lernen können, was ſie noch nicht gewußt haben. Sie werden die Gärtner dazu nicht einmal drey bis vier Jahre nöthig haben; folglich werden auch dieſe mit ihrer Unterweiſung eher herum kommen können.

Man findet auch wirklich einige Länder in Deutſchland, wo dergleichen Dorfgärtner, inſonderheit in Anſehung der Pflanzung guter Obſtbäume, ſowohl in den Gärten als an den Wegen und Landſtraßen angeordnet werden, welche gegen eine Kleinigkeit, für jeden Stamm, der fortgegangen und bekleibet iſt, ſolchen der Dorfſchaft überlaſſen, auch in ſämtlicher Bauern Gärten die vorhandenen wilden Stämme mit den beſten Sorten von Obſt propfen und oculiren, und wie ein Baum zu verſezen und zu verſchneiden ſey, die nöthige Anweiſung geben müſſen:

Königl. preuß. Haushaltungs- und Wirthſchaftsreglement für die Aemter des Herzogthums Pommern, v. 1. May 1752, im Novo Corp. Conſtit. Pruſſ. March. Th. I, S. 316.

und wenn im Dorfe keiner zu finden wäre, der die nöthige Erfahrung hierin hätte, ſo ſollen die Beamten dafür ſorgen, daß wenigſtens ein bis zwey gute verſtändige Leute in jedem Dorfe, welche zum Gartenbau Luſt haben, darin unterrichtet werden, welche ſodann dieſes den übrigen zeigen, und ihnen darin behülflich ſeyn müſſen.

S. Erneuerte und verbeſſerte Dorfordnung des Königreichs Preuſſen, v. 22. Sept. 1751, §. 11. im 1. Th. des Nov. Corp. Conſt. Pruſſ. March. S. 147; und die Dorfordnung für die Provinz Litthauen, v. 22. Nov. 1754, §. 31. eb. daſ. S. 1139.

An andern Orten müſſen die zum Baumpflanzen beſtellten Perſonen die Schulburſche darin unterrichten.

Fürſtlich Eiſenachiſche Anweiſung für die zur Baumpflanzung befehligten Perſonen, im 1. B. der thüring. neuen Beytr. zu der Cameral- und Haushaltungswiſſ. S. 313.

5. Endlich muß auch die Landespolizey diejenigen Hinderniſſe zu heben ſuchen, wodurch die Leute zum Gartenbau verdrießlich gemacht werden können.

Hieher gehört, wenn ſie mit falſchem oder untauglichem Samen betrogen werden; welcher Betrug nachdrücklich zu beſtrafen iſt.

Ja, es hält zuweilen, inſonderheit im Anfange, ſchwer, den Samen ſelbſt von demjenigen Gartengewächſe, ſo im Lande noch rar iſt, oder vorher noch nicht erzogen worden iſt, zu erhalten, weil oft die wenigſten Leute wiſſen, woher und durch was für Gelegenheit ſie ihn verſchreiben und kommen laſſen ſollen; da dann durch die damit verknüpfte Mühe und Weitläuftigkeit mancher abgeſchreckt wird. Wenn ein weiſer Regent dieſes Hinderniß wahrnimmt, ſo läßt er auf ſeine Koſten fremden Samen kommen, und ſolchen unter die Einwohner unentgeltlich austheilen.

Alſo hat es die hohe Landesregierung zu Hannover gemacht, welche verſchiedene Jahre eine anſehnliche Partie von allerley Arten von Samen zu Küchengewächſen von Erfurt nach Göttingen kommen, und ihn unter daſige Einwohner, welche eigenthümliche oder gemiethete Gärten beſitzen, und ſich 14 Tage vorher bey dem Polizeyamte darum melden, und ſowohl ihren Namen, und was für einen Garten ſie beſitzen, als auch mit was für Arten des Samens ihnen am meiſten gedient ſey, aufſchreiben laſſen müſſen, nachdem man ſich von Polizeyamtswegen nach den Umſtänden der Leute erkundigt, umſonſt austheilen laſſen.

Götting. Polizeyamtsnachr. v. J. 1757, No. X.

Zu Vertilgung der Raupen, Maulwürfe und anderer ſchädlichen Thiere, ſind die dawider vorgeſchlagenen und wirkſam befundenen Mittel den Leuten auf eine bequeme Art bekannt zu machen; das Raupen der Bäume aber iſt ihnen geſetzlich anzubefehlen; wovon im Art. Raupe ein mehreres vorkommen wird. Nichts aber iſt dem Triebe und der Luſt zum Gartenbau, und dieſem ſelbſt, hinderlicher, als der Garten-Diebſtahl, und die Beſchädigung der Bäume und Zäune. Man hat zwar hin und wieder ſcharfe Strafen, als: die Karre, den Pranger und Korb, und auch wohl, dem Befinden nach, Leib- und Lebensſtrafe darauf geſetzt; allein, es wäre zu wünſchen, daß dieſe Strafen auch allemal exequirt werden möchten. Man iſt aber faſt bey keinem

nem Fehler oder Verbrechen ſo nachſehend und gelinde als bey der Gartendieberey; und dieſe nimmt daher, weil ſich ſo leicht keiner vor der Strafe fürchten darf, oft dermaßen überhand, daß ſich Alt und Jung, Aeltern und Kinder, darauf legen, und faſt kein Nachbar vor dem andern mehr ſicher iſt. Dieſer Fehler in der Polizey bringt wieder einen andern hervor. Denn, ſind die Leute den beſtändigen Gartendieberegen ausgeſetzt, und finden dawider keinen Schutz, ſo ſehen ſie ſich, um nicht alles Obſt Preis zu geben, genöthigt, daſſelbe halb reif von den Bäumen abzunehmen; dieſes wird dann auch ſo unreif gegeſſen, und muß natürlicherweiſe häufige Krankheiten nach ſich ziehen. Hiebey iſt auch dasjenige, was von den Garten- und Felddieben, im XII. Th. S. 533, geſagt worden iſt, zu conferiren.

Wenn die Polizey dieſe Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen bemüht iſt, ſo muß ſie zu gleicher Zeit die Leute durch verſchiedene Mittel zum Gartenbau aufzumuntern ſuchen. Man kann ihnen z. B. die nöthigen Plätze, wofern ſie es bedürfen, unentgeltlich anweiſen, ihnen in den erſten Jahren die Zinſen und Abgaben davon erlaſſen, nachher aber ſelbige leidlich anſetzen. Man kann denenjenigen, welche gewiſſe Gartengewächſe, deren mehrern Anbau man zu befördern ſuchet, zuerſt im Jahre auf den Markt zu Kauf bringen, kleine Belohnungen reichen ꝛc.

Herzog Georg Wilhelm zu Zelle, hatte bey Einrichtung des Polizenweſens in ſeinen Landen verordnet, daß derjenige, ſo die erſten 12 Köpfe Weißkohl oder Kappiskraut zu Markte bringen würde, 1 Thaler; für den erſten Korb grüne Erbſen, 1 Thlr.; für die erſten 24 Stück Artiſchocken, 1 Thlr.; und für die erſten 6 Bund grünen Spargel, 1 Thaler, von der Kammer zu einer Verehrung erhalten ſollte.

Herzog Georg Wilhelms Markt- und Taxordnung, v. 30. Dec. 1679, §. 29.

Dergleichen Mittel reizen die Leute an, ihren Fleiß und Eifer zu verdoppeln; und alsdann können

die landesherrlichen Geſetze, welche hinzukommen, erſt recht wirkſam werden.

Hrn. H. K. R. Bergius Polizey- und Cameralmagazin, 4. Th. S. 1—8.

Es iſt noch dasjenige, was in Anſehung der Würderung und Taxe, ingleichen des Pachtens und Verpachtens der Gärten zu beobachten iſt, zu betrachten übrig.

Ein Luſtgarten iſt etwas anmuthiges und vergnügendes, aber ſelten etwas wahrhaftig nutzbares, weil ſeine Unterhaltung gemeiniglich allen Nutzen, ja öfters auch wohl das Vergnügen ſelbſt, weit überſteigt. Wenn man daher einen Luſt-Garten öconomiſch taxiren will, ſo muß man vor allen Dingen auf ſeine Anlage und Einrichtung ſehen. Gartenland erhält in der Grundtaxe allemal einen höhern Preis, als das Acker-Feld, auch ſelbſt die Wieſen, weil es ſich, ob es gleich mehr Arbeit und Dünger erfordert, in der Nutzung auch ungleich höher verlöſet; allein, eben daraus erſieht man, daß hiebey alles bloß auf den Gebrauch ſolches Bodens ankomme. In einem bloßen Luſt- Kunſt- und Ziergarten, welcher nichts, als koſtbare Blumenbeete, fremde unfruchtbare Gewächſe, unbrauchbare Parterren, breite landverderbliche Sandgänge, ſchön belaubte Hecken, vortreffliche Grotten, Cascaden, Fontänen, Statüen, Pyramiden, Lindenalleen, und noch ſo viel Orangerie enthielte, müßte der Preis ſchlechterdings abfallen. Man würde wohl am gerechteſten verfahren, wenn man den Acker eines ſolchen Gartenlandes mit einem Acker des ſchlechteſten Ackerlandes, ſo man daſelbſt antrifft, in gleichen Preis ſetzte. Wäre aber alles Ackerland eines ſolchen Gutes von einerley Beſchaffenheit, und dabey gutartig, ſo müßte man gar noch ein Drittheil zurück ſchlagen, bey dem allen aber doch noch die überſchießenden Gärtnereykoſten mit dem Vergnügen compenſiren. Und ſo ſieht

ſieht man auch, daß ein ſolcher Garten einer Nutzungstaxe gar nicht fähig ſey. Bey Privatperſonen giebt es aber deren nicht gar viele. Auf Rittergütern pflegt man doch insgemein im Gartenwerke Vergnügen und Nutzen mit einander zu verbinden; und da kann ein ſolcher Luſtgarten ſeinen Namen mit völligem Rechte führen, und dabey dennoch wenigſtens etwas nutzbar ſeyn; und da gewinnt dann auch die Taxe ſelbſt eine ganz andere Geſtalt.

Enthält ein ſolcher Luſtgarten, neben ſeinen Blumen- und Zierwerken, auch andere nutzbare Gartengewächſe, angenehme Staudenfrüchte, rare Franz- und andere fruchtbare Obſtbäume: ſo kann man einem Acker ſolchen Gartenlandes von dem Preiſe eines Ackers des beſten Feldes ganz billig ein Drittheil, und nach Befinden die Hälfte zulegen, inſonderheit, wenn dieſe Sachen angenehmen Kaufes und gut zu verſilbern ſind, und man bey ſo bewandten Umſtänden doch wirklich auf das Vergnügen ſelbſt etwas mitrechnen kann. Will man einen ſolchen Garten in eine Nutzungstaxe bringen, ſo würde man allerdings gar leicht dazu gelangen können, wenn man auch nur eine dreyjährige Rechnung von deſſen Ertrage und den aufgewendeten Koſten erlangen könnte. Allein, zum Unglück iſt man eben nicht ſehr gewöhnt, über ſolche Dinge, welche mehr zum Vergnügen, als zum Nutzen dienen, ſo gar genaue Regiſter zu halten; und wenn auch ja etwa einige Einnahmen aufgezeichnet würden, ſo wird doch wohl der Gärtner, nach ſeinem Lohn, Gehalt und Koſt, und oben darein der verwendete und den Feldern entzogene Dünger, die Reparaturen an den Kunſtwerken, wo nicht gar an den Vermachungen, vergeſſen worden ſeyn; an die Dienſte aber, welche entweder für Tagelohn bezahlt werden, oder auch wohl unentgeltlich ſeyn können, doch aber ſolchenfalls der übrigen Wirthſchaft abgehen, wird vielleicht gar nicht gedacht ſeyn. Muß

man alſo bloß nach Gutdünken hierunter verfahren, ſo iſt faſt kein einziges anderes Mittel übrig, als daß man einige nach obigen Gründen präformirte Grundtaxe nach dem Ackergehalte, und deſſen beſtimmten Preis zum Fundament ſetze, von ſolchem auf die Intereſſen zurück rechne, ſelbige zur jährlichen Revenüe angehe, und hernach à 5 pro Cent zu Capital erhöhe.

Uebrigens kann man hiebey, und ſonderlich in Anſehung der Kunſt- und Zierwerke nicht beſſer thun, als daß man auch Kunſterfahrne Leute dabey zu Rathe ziehe. Man hat daher, außer vielerley andern Kunſtverwandten, inſonderheit, zu den Statüen, Obelisken, Säul- und Bildwerk, geſchickte Bildhauer; zu der Orangerie und den ausländiſchen Gewächſen aber erfahrne Kunſtgärtner zur Beyhülfe nöthig, welche alles Stück vor Stück verzeichnen, und kunſtmäßig taxiren werden. Den ausländiſchen Gewächſen und der Orangerie werden nach ihren verſchiedenen Sorten, etwa folgende Preiſe geſetzt:

1 Orangebaum, ohne Rückſicht auf die Gattung, wenn er im Kübel ſteht, 2, 2½ bis 3 Rthlr.
1 *dito* kleiner, noch im Topfe, 4, 6 bis 8 Gr.
1 Kirſchlorbeerbaum, im Kübel, 1 bis 1½ Rthlr.
1 *dito* kleiner, 6, 8 bis 12 Gr.
1 Lorbeerbaum im Kübel, 16 Gr. bis 1 Rthlr.
1 *dito* kleiner, 2 bis 4 Gr.
1 Taxusbaum, 16 Gr. bis 1 Rthlr.
1 *dito* kleiner, 6 bis 8 Gr.
1 Cypreſſe groß, 1 Rthlr.
1 *dito* kleiner, 8 bis 16 Gr.
1 Feigenbaum, 4, 6 bis 8 Gr.
Allerley andere auswärtige Bäume, als: *Oleander. Ketmia*, *Laurus-tinus*, u. d. gl. 4 bis 6 Gr. u. ſ. f.

Im Küchen-Garten kann man ſchon beſtimmter taxiren; und man wird nicht fehlen, wenn man in einer Grundtaxe jeden Acker Grabeland, ſelbſt mit Einrechnung der Gänge, welche hier weder überflüſſig breit, noch im Sande verderbt ſind, gegen einen Acker des beſten Feldes auf das alterum tantum ſetzt. Bey einer Nutzungstaxe aber hat man hauptſächlich dahin zu ſehen, ob ein ſolcher Küchengarten etwa bloß zur

Haus-

Hausconſumtion für das Geſinde zureichend, oder ob er ſo gehaltig ſey, daß daraus auch noch viel oder wenig zur baaren Loſung verbleibe? Im erſtern Falle iſt ſelbiger gar nicht in die Taxe zu nehmen; im letztern hingegen hat man den übrigen Ertrag in Rechnung zu nehmen, und zwar ohne den mindeſten Abzug einiger Unkoſten, wenn die Beſamung ſelbſt erzielt, die Beſtellung aber ohne Gärtner durch einen Wirthſchaftsbedienten zu beſorgen, und die Arbeit ſelbſt von dem Geſinde, oder überſchießenden Hofdienſten bey Gelegenheit mit zu verrichten iſt.

Oecon. Nachr. 10. Band, Leipz. 1758, S. 399, fgg.

Von der *Würderung* und *Taxe* der *Baum*- und *Obſt*-*Gärten*, werde ich im Art. Obſt-Baum handeln.

Ich komme auf das *Pachten* und *Verpachten* der *Gärten*. Ein *Luſt*-*Garten*, in ſo fern es bloß ein Kunſt- und Ziergarten iſt, wird dem Gutspachter ſo leicht nicht überlaſſen, noch auch von ihm übernommen werden. Wo ſich einmal dergleichen befinden, wird man auch noch mehrere Gärten antreffen, in welchen das Vergnügen die Hauptabſicht, der beyläufige Nutzen aber ein bloßes Nebenwerk, und höchſtens nur für die herrſchaftliche Küche und Tafel eingerichtet ſeyn wird. Es werden alſo auch ſelbige der Herrſchaft reſervirt, und von einem eigenen Gärtner beſorget werden. Die Promenade aber wird dem Pachter und den Seinigen wohl Niemand verſagen, wenn auch gleich in dem Pachte nicht einmal daran wäre gedacht worden; denn es iſt dieſes eine Sache von unſchädlicher Nutzbarkeit. Ja, es kann ſich ereignen, daß, wenn die Herrſchaft nicht auf dem Gute wohnet, oder doch weder ſie noch ihr Gärtner Vieh hält, daß ihm die Gräſerey auf den Parterren, Terraſſen 2c. verſtattet wird; doch alles unter nöthiger Einſchränkung, für deren Beobachtung der Gärtner hernach ſorgen wird. Dagegen wird es ſolchem Gartenwerke an

verſchiedenen Dingen fehlen, für welche man doch auch bey Zeiten beſorgt ſeyn muß. Es können allerley Fuhren vorfallen, wenn es auch nur die Anrückung des Holzes zur Feuerung für den Gärtner und die Orangerie, oder zu Spaliren, Nagelwerken und Vermachungen wäre. Hält nun die Herrſchaft keine Kutſchpferde, oder iſt abweſend, werden ſelbige wohl auf den Pachter fallen. Das Wichtigſte aber wird wohl den Dünger und die Dienſte betreffen. Da iſt denn nun mit dem Pachter zu verabreden, wie viele Fuder Miſt, und von welcher Sorte er jährlich in den Garten einzuführen oder doch zu verlaſſen habe; und wenn Hand-Dienſte bey dem Gute ſind, müſſen die hiezu nöthigen reſervirt, und dabey ausgemacht werden, wie viel deren täglich oder wöchentlich, nach Unterſchied der Jahrszeit, von Walpurgis bis Michaelis, und von Michaelis bis Walpurgis, zu ſtellen ſind. Kann der Pachter ſich dafür ein Douceur an raren Garten- und Obſtfrüchten, wenn ſelbige gerathen, ausdingen, wird es ihm Niemand mißgönnen.

Es kann ſich auch zutragen, daß eine Herrſchaft über einen ſolchen nutzbaren Garten einen Particulargartenpacht mit einem ordentlichen Gärtner ſchließt. Da iſt es denn wohl das beſte, daß dem Pachtgärtner eine eigentliche Inſtruktion vorgeſchrieben werde, wie er den Garten tractiren ſolle, gleich als ob ſelbiger in Beſtallung und Dienſte genommen wäre. Nach derſelben muß er ſich auch in ſeinem Pachte genau richten, weil er darauf ausdrücklich verwieſen wird. Außerdem, daß die Gänge beſtändig rein, die Hecken und Alleen, auch anderes Laubwerk, unter der Scheere gehalten werden müſſen, darf auch weder das Blumenwerk, noch übriges Gartengewächs, am wenigſten die Baumſchule, oder die Spalier- und Zwerg- oder Obſtbäume, vernachläſſiget werden. Schafft die Herrſchaft fremde oder rare Gewächſe in den Garten,

muß er ſie nicht nur an den Ort bringen, wo ſie dieſelben hin haben will, ſondern muß ſie auch nebſt der Orangerie unentgeltlich mit verpflegen. Es iſt zu reguliren, wie die Gartenquartire zu dem letzten Pachtjahre beſtellt ſeyn ſollen. Giftige Kräuter, wofern nicht ein eigener botaniſcher Garten dabey iſt, darf er gar nicht erzeugen. Statüen, Grotten, Säul- und Bindewerk, muß vor Schaden bewahrt, Fontänen, und Waſſerkunſtwerke im Stande erhalten, und, ſo bald daran etwas wandelbar wird, ſolches der Herrſchaft angezeigt werden. Die Erdbeer- Artiſchocken- Spargelbeete dürfen nicht eingehen, ſondern müſſen von Zeit zu Zeit erneuert werden. Die Miſtbeete und das Gewächshaus ſind beſonders zu obſerviren. Muthwille und Unfug darf im Garten nicht getrieben werden. Das Uebrige ergiebt ſich, wenn das Pachtquantum, die herrſchaftlichen Reſervata, und des Gärtners etwanigen Deputate und Inventarium regulirt ſind, nach jedes Ortes Gelegenheit und Umſtänden, von ſelbſt.

Der Küchen-Garten aber gehört für den Pachter. Er hat ſich deſſen zwar nach eigenem Gefallen zu bedienen; denn über den Ertrag dieſer Früchte wird ihm keine Gewähr geleiſtet; wenn aber derſelbe regulär angelegt iſt, wird er ihn doch nicht ſo unordentlich bauen, daß die Symmetrie geſtöret werde, weil dieſes doch ein übles Anſehen giebt, und auch nicht allemal ſogleich wieder herzuſtellen iſt. Ueber dieſes aber wird er ihn auch weder gänzlich auszehren, noch auch völlig verwüſten und verwildern laſſen.

Oec. Nachr. 11. B. 1759, 8. S. 310, fgg.

Beytrag zu guter Einrichtung einer Gartenverpachtung, ſt. in No. 50 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1772, S. 643, f.

Der Gartenbau iſt mit unter diejenigen Wirthſchaftsrubriken zu zählen, bey welchen die Pächter durch ihre Vernachläſſigungen dem Eigenthümer nicht ſelten einen Schaden anzurichten pflegen, der in vielen Jahren nicht wieder gut zu machen iſt. An der Beſchaffenheit des Gartens an einem Landgute kann man es am beſten wahrnehmen, ob das Gut

von dem Eigenthümer ſelbſt bewirthſchaftet werde, oder in Verpachtung ſtehe. Ein Garten, wenn er nutzbar ſeyn und bleiben ſoll, muß, mehrerwähntermaßen, in ſteter und guter Düngung unterhalten werden. Man ſtelle aber nur die auf dergleichen verpachteten Gütern befindlichen Gärtner über den ſchlechten Zuſtand des Gartens zur Rede, ſo wird man gar bald zur Antwort bekommen, daß ſolches nicht anders ſeyn könne, weil der Pachter dazu keinen Dünger hergeben will. Nimmt nun der Eigenthümer das Gut, nach geendigten Pacht Jahren, wieder an: ſo kann er erſt nach vielen Jahren von dem ausgeſogenen Gartenlande den gehörigen Nutzen wieder erwarten; des vielen Miſtes, welcher, wenn ſolches bewirkt werden ſoll, darein vergraben werden muß, nicht zu gedenken. Ein Adminiſtrator pflegt ſich, zumal wenn der Eigenthümer abweſend iſt, und auf das Gut nur ſelten kommen kann, um die Erhaltung der Gärten wenig zu bekümmern, ſondern iſt gemeiniglich zufrieden, wenn nur der nöthige Kohl und Rüben darin wachſen. Muß aber ein Adminiſtrator, auf ausdrücklichen Befehl des Gutsherrn, den Garten im Stande erhalten, ſo fällt dieſes demſelben gemeiniglich doppelt koſtbar, indem er ſich um die kleinen Vortheile, deren man ſich, zu Erhaltung deſſelben, ohne eigene Koſten zu verurſachen, gar bequem bedienen kann, ſehr wenig bekümmert. Ueberhaupt fallen alle die Einnahmen, die ein aufmerkſamer, ſelbſtwirthſchaftender Gutsbeſitzer von Zeit zu Zeit aus den Gartenfrüchten ziehen, und dadurch die Summe ſeiner Gutseinkünfte vermehren kann, unter dieſen Umſtänden faſt ganz hinweg. Um ſolchem Uebel vorzubeugen, hat man folgende Vorſichten zu brauchen.

Wer einen koſtbaren, oder doch wenigſtens nach ländlicher Art zierlichen Garten hat, und ihn gern in gutem Stande erhalten will, dem iſt faſt nicht anzurathen, daß er denſelben dem Pachter mit übergebe, ſondern er thut weit beſſer, daß er ihn von der Pacht ausnimmt, und wenn er nicht ſelbſt auf dem Gute wohnt, einem vernünftigen Gärtner zur Berechnung überläßt. Ein ſolcher Garten kann ohnedieß bey dem Pachtanſchlage nur in geringe Betrachtung kommen; die darauf zu verwendenden Koſten aber werden deshalb wenig ausmachen, weil der Gärtner, da er die dem Pachter zugleich überlaſſenen Küchen- und Obſtgärten mitbeſtellt, auch von denſelben mit unterhalten werden muß. Gemeiniglich pflegt man es in dergleichen Fällen dergeſtalt zu halten, daß der Pachter dem Gärtner das Deputat, der Eigenthümer aber den Lohn giebt. Durch dieſe Vermittelung wird die Sache beyden erleichtert. Dieſe

Dieſe Vorſicht kann aber nur eigentlich bey den Luſtgärten Statt finden. Die Küchen- und Obſtgärten müſſen, wie gedacht, dem Pachter eines Gutes mit überlaſſen werden. Denn eines Theils hat er dieſelben, zur Conſumtion für ſich, das Geſinde und das Vieh, unentbehrlich nöthig; andern Theils aber werden zum Transport des Obſtes und anderer Gartenfrüchte, wenn dergleichen zum Verkauf übrig iſt, Menſchen und Geſpann erfordert. Dieſe können von dem Pachter des Gutes mit weit mehrerer Bequemlichkeit, ohne Verſäumniß der Wirthſchaft, hergegeben werden, als wenn ein anderer, der das Gut nicht hat, ſolches alles für baares Geld bewirken ſoll.

Damit aber auch dieſe Gärten in gutem Stande bleiben und erhalten werden mögen, ſo ſind dabey hauptſächlich drey Stücke, wozu der Pachter in dem Pachtcontracte verbindlich zu machen iſt, zu beobachten.

1. Es muß jederzeit ein guter und tüchtiger Gärtner gehalten werden. Beſteht der Gartenbau bloß in gemeinen Obſt- Kohl- und Rübengewächſen, ſo iſt freylich kein koſtbarer Kunſt- und Orangeriegärtner dazu nöthig, ſondern es kann auch ſolches von einem Manne, deſſen Wiſſenſchaft nicht ſo weit geht, beſtritten werden; indeſſen muß er doch den Anbau der Küchengewächſe und die Pflege der Obſtbäume gründlich verſtehen. Iſt aber nebſt dem Obſt- und Küchengarten ein nach ländlicher Art zierlicher Luſtgarten, auch wohl gar etwas an Orangerie und andern ausländiſchen Gewächſen vorhanden, ſo muß bey der Wahl des Gärtners auch auf ſolchen Mann, der dieſes alles verſteht, Rückſicht genommen werden. Ueberläßt man die Wahl des Gärtners dem Pachter, ſo hält derſelbe, um das davon in Anſchlag gebrachte Deputat und Lohn zu erſparen, wohl lieber gar keinen, ſondern glaubt die nöthigen Küchengewächſe mit ſeinen eigenen Leuten anbauen zu können, oder nimmt wenigſtens nur ſolche an, die wegen ihrer bekannten Ungeſchicklichkeit, nirgends anders unterkommen können, und daher für einen geringern Lohn dienen müſſen. Bey dergleichen untüchtigen Leuten aber kann das Gartenweſen nicht anders, als nur ſchlecht unterhalten werden. Ein Eigenthümer thut daher wohl, wenn er, um dieſes zu verhüten, ſich die Beſtellung und die Wahl des Gärtners in dem Pachtcontracte vorbehält, dergeſtalt, daß der Pachter zwar Jemand dazu vorſchlagen, ſolchen aber niemals ohne ausdrückliche Einwilligung des Verpachters annehmen kann. Doch verſteht ſich von ſelbſt, daß, wenn der Eigenthümer einen Gärtner mit höherm Lohn und

Deputat, als in dem Pachtanſchlage aufgeführt worden iſt, beſtellen wollte, er den Ueberſchuß davon dem Pachter nicht aufbürden könne, ſondern ſolchen ſelbſt ertragen müſſe.

2. **Es muß der zur jährlichen Düngung des Gartens nöthige Miſt gegeben werden.** Man irret ſich, wenn man glaubt, daß der in dem Gartenbaue aus Mangel des Düngers entſtehende Schade nur den Pachter ſelbſt treffe, und daher der Verpachter, ſich binnen den Pachtjahren darum zu bekümmern, keine Urſache habe. Der hieraus erwachſende Schade wird mehr von dem Eigenthümer, nach Zurückgabe des Gutes, als von dem Pachter binnen ſeiner Pachtzeit, in welcher gemeiniglich der alte, ſchon in dem Garten ſteckende Dünger noch gegenhält, empfunden. Das Gartenland, welches nicht von Zeit zu Zeit den erforderlichen Dünger bekömmt, wird zuletzt zur Hervorbringung der Gartengwächſe ganz und gar untüchtig; und es hält ſehr ſchwer, ein dergleichen ausgeſogenes Land wieder in den vorigen Stand zu ſetzen. Es müſſen daher in dem Pachtcontracte ſolche Maßregeln genommen werden, daß der Pachter dem ihm in Pacht mit überlaſſenen Garten die nöthige Düngung nicht entziehen könne. Eine bloß unbeſtimmte dem Pachtcontracte mit einzurückende Clauſel: **daß der Pachter den zu dem Garten nöthigen Miſt hergeben wolle**, iſt hier aber nicht hinreichend, ſondern die Quantität des Miſtes, die der Garten jährlich nöthig hat, muß eigentlich beſtimmt und feſtgeſetzt werden; alsdann weiß der Pachter, was er zu thun, und der Verpachter, was er von ihm zu fordern hat. Zu dieſer Beſtimmung des für den Garten nöthigen Düngers, ſind die oben, S. 313, fgg. von der richtigen Bedüngung des Gartenlandes angegebenen Grundſätze, nämlich: 1) daß jährlich die Hälfte des Küchengartens friſch bedüngt werden müſſe, und 2) daß im Durchſchnitt auf einen Morgen Gartenland eben ſo viel Dünger, als auf einen Morgen Feldacker, zu rechnen ſey, zur Richtſchnur zu nehmen. Will man nun hiernach den von dem Pachter jährlich zu verabfolgenden Miſt beſtimmen, ſo darf man nur die Größe der in Pacht überlaſſenen Gärten überſchlagen, ſo wird ſich daraus, wie viel zu deren richtigen Bedüngung jährlich an Miſt nöthig ſey, von ſelbſt ergeben. Betragen z. B. die ſämtlichen Gärten 6 Morgen, ſo muß der Pachter ſo viel Miſt, als zu drey Morgen Feldacker erfordert wird, in die Gärten liefern; und zwar an Schafmiſt 60 zweyſpännige herrſchaftliche Fuder. Da, wie a. ang. Orte feſtgeſetzt worden iſt, ein kurzer, verfaulter

Pfer-

Pferdemiſt überhaupt die beſte Gartendüngung iſt, dieſer aber gemeiniglich für das Feld wenig geachtet zu werden pflegt, ſo werden die Pächter auch um ſo mehr damit zufrieden ſeyn, wenn dieſe Art von Miſt vorzüglich von ihnen verlangt wird.

3. Es müſſen die zur Beſtreitung des Gartenweſens erforderlichen Arbeiter geſtellt werden. Der Mangel an Arbeitern verurſachet einen Schaden, der nicht bloß den Pachter binnen ſeinen Pachtjahren trifft, ſondern ſich auch auf die Zukunft erſtreckt. Denn aus Mangel der Arbeiter geſchieht es gemeiniglich, daß das Gartenland von Quecken und Unkraut nicht gehörig gereinigt werden kann; hat aber dieſes einmal überhand genommen, ſo hilft weder Graben noch Düngen weiter, ſondern der Garten muß, wenn man ihn wieder in Ordnung bringen will, von friſchem riolet werden; und dieſe an ſich koſtbare Arbeit trifft dann gemeiniglich den Eigenthümer bey der Zurückgabe des Gutes. Die meiſten Zeitpächter thun indeſſen nichts ungerner, als daß ſie Leute in den Garten geben, wenn ſie auch ſolche von andern nöthigen Wirtſchaftsgeſchäften füglich entbehren können. Es iſt daher höchſt nöthig, ſie hiezu in dem Pachtcontracte ausdrücklich zu verbinden. Unbeſtimmte Clauſeln des Contractes, ſind hier ebenfalls, um den Pachter zu ſeiner Schuldigkeit anzuhalten, nicht hinreichend, ſondern es muß nothwendig eine gewiſſe Anzahl von Leuten, die zur Unterhaltung der Gärten nöthig ſind, ausdrücklich benannt werden. Man geht hierunter am ſicherſten, wenn man auch hiebey auf die Größe und Morgenzahl des Gartens Rückſicht nimmt; da dann auf jeden magdeb. Morgen von 180 Quadratruthen, das ganze Jahr hindurch 25 einzelne Dienſttage, zumal, wenn der Gärtner einen eigenen Gartenknecht hat, vollkommen hinreichend ſeyn werden. Bey einem Gartenwerke von 6 Morgen, würden alſo 150 einzelne Dienſttage erforderlich ſeyn; und ein nur etwas fleißiger Gärtner, beſonders ein ſolcher, welcher die Arbeiter gehörig aufzumuntern und zur Arbeit anzuhalten weiß, wird damit allemal zurechte kommen könnnen. Es müſſen aber die Gartenarbeiter dem Gärtner nicht zur Unzeit über den Hals geſchickt werden, ſondern es muß von ihm abhängen, ſolche alsdann, wenn er ſie mit Nutzen gebrauchen kann, zu fordern.

An den meiſten Orten, wo die Wirthſchaft ordentlich eingerichtet iſt, pflegen die Hauſinnen und Einlieger, welche jährlich gewiſſe Tage dienen müſſen, zur Beſtellung der Gärten gewidmet zu ſeyn; und dieſes iſt auch in der That die beſte Methode, indem

indem ſich alsdann der Gärtner, ſo oft er Leute braucht, ſolche zur Arbeit beſtellen kann. Auf beſondere Zwangsmittel, den Pachter zur wirklichen Geſtellung der im Pachtcontracte verſprochenen Gartenarbeiter anzuhalten, bedacht zu ſeyn, hat man keine Urſache, indem der Gärtner, von welchem die Erhaltung des Gartens unter dieſen Umſtänden hauptſächlich gefordert werden muß, ſchon von ſelbſt darauf dringen, und die von dem Pachter darunter begangenen Saumſeligkeiten anzeigen wird; und ſollte der Pachter dem ungeachtet, ſeinem Verſprechen zuwider leben, ſo iſt der Eigenthümer, die Erſetzung des dadurch verurſachten Schadens von ihm zu fordern, jederzeit berechtigt.

Oeconomia forenſis, 2. Band, S. 401, f. und 3. Band, S. 95, fgg.

Daß bey einem verkauften Land-Gute die Orangerie, und die Säulen mit Statüen oder Blumentöpfen, ein Zubehör ſeyn, iſt bereits oben S. 241, f. und 273, erwähnt worden.

Die Gärten werden auf allen Karten gleichmäſſig bezeichnet; und es kömmt hiebey auf die Lage und Beſchaffenheit der Gärten an. In den öconomiſchen Plans wird alles ganz speciell angezeigt, was für Gänge der Garten hat, ob er mit Bäumen bepflanzt iſt, oder nur Grabeland hat, u. d. gl. Der Güte nach, wird das Gartenland in dreyerley Arten abgetheilt. Das gute Gartenland wird roth und grasgrün; das ordinäre, braun und grün; das ſchlechte aber, gelb und grün geſtreiſt.

Ich habe, auch von öconomiſchen und mediciniſchen Gärten zu handeln, verſprochen.

Daß die Landwirthſchaft an vielen Orten noch verbeſſert werden könne, iſt ohne Zweifel; daß es aber nicht geſchieht, daran iſt die Nachläſſigkeit der Menſchen Schuld. Es iſt daher ein löbliches und höchſt rühmliches Verfahren, wenn ſich vornehme und gelehrte Hauswirthe mit vereinigten Kräften zuſammen thun, und gemeinſchaftlich zur beſſern Aufnahme derſelben arbeiten. In dieſer Abſicht ſind gelehrte und erfahrne Landwirthe auf den Einfall gerathen, einen öconomiſchen Garten anzulegen, um darin allerley hauswirth=

wirthliche Verſuche anzuſtellen. Ein ſolcher Garten muß 1) ſimpel eingerichtet werden. Hecken, Bäume, Einfaſſungen und Buchsbaum, müſſen gänzlich wegbleiben; denn dieſe zehren das Land, ſaugen die Feuchtigkeit aus, und verhindern den freyen Zugang der Luft. Damit aber doch die Quartiere ordentlich eingefaßt bleiben, ſo müßte ein über dieſen Garten beſtellter Aufſeher dahin ſehen, daß er ſolche mit gewiſſen öconomiſchen Kräutern, die ſich dazu ſchicken, bepflanzte; z. B. Lucerne, Eſparſette, Raygras, oder auch andern Sorten Kräuter, als: Waid, Scharte ꝛc. oder man könnte ſie mit nützlichen Pflanzen, als: Thymian, Lavendel, Salbey und Spieke, bepflanzen, denn dieſe zehren nicht ſo ſehr, und ſind in der Wirthſchaft brauchbar. 2) Es müſſen die Quartiere in das Quadrat, und nicht im Triangel, angelegt werden; denn da es ein Garten zum Nutzen und zu Verſuchen ſeyn ſoll, müſſen alle Künſteleyen wegbleiben, weil in Betracht durch die Triangel vieles Land unnütz wegfällt. 3) Wenn dieſer Garten in Quadrate getheilt wird, kann man, wie ich annehme, daß auch verſchiedene ausländiſche Bäume und Sträucher einheimiſch gemacht werden ſollen, ſolche beſonders dahin bringen. Um dieſes Quartier könnte man wohl eine Hecke von niedrigen, ebenfalls zur Wirthſchaft gehörigen Sträuchern ziehen. 4) Da viele Gewächſe den Schatten lieben, ſo müßte man (wofern der Garten nicht ſchon alſo liegt,) ſolchen zu verſchaffen ſuchen, keinesweges aber durch Hecken oder Bäume, ſondern durch Gebäude. 5) Wäre um dieſen Garten eine Mauer oder Wand, ſo könnte man zur Veränderung, Spaliere von fruchtbaren fremden, oder andern Bäumen anlegen und gebrauchen. 6) Die Quartiere ſind dergeſtalt einzutheilen, daß in dem einen lauter wirthſchaftliche Getraide-, in einem andern allerley Futter-, in einem dritten Farbekräuter, wieder in einem andern Sträucher und fremde Holzarten geſäet

ſäet und gepflanzet werden. 7) Es gehören in einen oeconomiſchen Garten alle Arten der Gewächſe, die einnen oeconomiſchen Nutzen haben; und zwar: a) Die unterſchiedenen Arten von Feldgewächſen, die nicht überall gebauet werden, und bekannt gemacht zu werden verdienen, wiewohl auch mit verſchiedenen gemeinen Arten, allerley Verſuche, in Anſehung ihres Ertrages nach den verſchiedenen Varietäten jeder Art, dem Boden, der Düngung, ihrer Vermehrung, ihrer Dauer, ihren Krankheiten ꝛc. gar füglich gemacht werden können. Von einigen dürfen nur einzelne Pflanzen, um ſie kennen zu lernen, von andern mehrere, um Samen zu gewinnen und vertheilen zu können, erzielt werden. b) Die unterſchiedenen Unkrautarten unter dem Getraide, und zwar ſowohl nützliche, als ſchädliche. c) Die unterſchiedenen Wieſen- und Triftengewächſe, und beſonders die bey uns noch gar nicht, theils nur hin und wieder wachſenden Grasarten; und zwar von einigen nur einzelne Pflanzen, von andern mehrere, wie Lit. a; wiewohl mit allen Arten Verſuche zu machen ſind, welche von allem Viehe gern, ungern oder gar nicht, gefreſſen werden. d) Die giftigen und ſonſt ſchädlichen Gewächſe, in einzelnen Exemplaren. e) Allerley nützliche und ſonſt beſondere nicht gemeine Gartengewächſe. f) Medicinalgewächſe, zu Inſtruirung einer landwirthſchaftlichen Apotheke, inſonderheit zur Vieharzeneykunſt. g) Färbereygewächſe. h) Gewächſe zu beſondern oeconomiſchen Abſichten; z. B. Gewächſe für die Schafe, die theils zur feinen Wolle, theils zum Fettmachen behülflich ſind; Gewächſe für die Bienen, und zwar theils im Frühlinge, theils im Sommer, theils im Herbſte blühende, indem, wenn die Bienenzucht recht gehörig genutzet werden ſoll, an keiner Art Mangel ſeyn muß ꝛc. i) Obſtbäume, Weinſtöcke und Hopfen ꝛc. zu unterſchiedenen Abſichten, auch zu Verſuchen; insbeſondere eine

Baum-

beſondre eine Baumſchule, imgleichen ſchwarze, rothe und weiße Maulbeerbäume. k) Wilde Holzarten, zu unterſchiedenen Abſichten; z. B. alle Arten von Weiden, um hiebey etwas gewiſſes in Anſehung ihres Unterſchiedes, Wachsthumes, in verſchiedenen Boden, Nutzung ꝛc. zu beſtimmen; alle Arten von Nutzholz; Buſchholz ꝛc. ſo mit Nutzen zu hohen Bäumen anzuziehen iſt; die Gewächſe zu lebendigen Hecken, und auf verſchiedene Art angelegte Hecken ſelbſt, fremde Holzarten, die bey uns noch einheimiſch zu machen ſind; wilde Baumſchulen ꝛc. 8) Die Eintheilung von viererley Erdreich iſt höchſt nöthig, in Betracht deſſen, daß es auf Verſuche ankömmt, und man wiſſen muß, in welchem Boden dieſes oder jenes Gewächs am beſten gedeihet.

No. 10. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1766, S. 91; und No. 4. deſſ. v. J. 1768, S. 44, f.

Ein dergleichen vortreffliches Inſtitut, woraus, durch gründlichen Unterricht in der öffentlichen und Privatöconomie, inſonderheit für die adeliche Jugend, und mithin für das Beſte des Staates, ſehr viele wichtige Vortheile geſchöpfet werden können, iſt der ſeit einigen Jahren bey der kaiſerl. königl. Thereſianiſchen Academie zu Wien angelegte öconomiſche Garten, nebſt dem dazu gehörigen Gebäude oder Muſeum, wovon Fig. 857 den Abriß liefert.

In dem Gebäude enthält AAA den Thierſaal; BBB, die Foſſilien und Mineralien; CC, die Maſchinen für die gemeine Wirthſchaft, den Waſſer- Fabriken- und Bergbau: DD, den phyſikaliſchen Saal, worin die dazu nöthigen Maſchinen und Werkzeuge enthalten ſind; EE, die Küche, für die gemeine Wirthſchaftschemie, für die Docimaſtik und Färbereyen; F, das Behältniß für die Duplicate, welche zu verwechſeln ſind; G, das Samenbehältniß oder Seminarium für den öconomiſchen Garten; H, verſchiedene ſchon bearbeitete Stoffe; I, den Eingang in das Gebäude von der Gartenſeite. K, Vorhof des Einganges in das Gebäude aus der Academie.

Der öconomiſche Garten iſt in verſchiedene Plätze nach einer ſyſtematiſchen Ordnung eingetheilt. Auf dem erſten Platze, L, werden die verſchiedenen Gattungen des Düngers, wie auch der frucht- und unfruchtbaren Erdarten, der Jugend gezeigt. Unter den unfruchtbaren Arten des Erdbodens ſtehen, in ihrer Ordnung, die Arten des Sandes, des Grieſes, des Thones, des Märgels, der Kreide, des Schuttes, und der Felſen. Dieſe, obſchon in Anſehung der menſchlichen Nahrung unfruchtbare Erdarten ernähren doch eine nicht geringe Anzahl verſchiedener Gewächſe, welche auch, hieher verſetzt, ſehr wohl fortkommen. Der zweyte Platz, M, iſt wieder in zween andere abgetheilt. Der eine enthält alle Ackerfrüchte, als: die verſchiedenen Gattungen des Weizens, des Kornes, des Habers; kurz, alles, was einen mit dem Pfluge zu bearbeitenden Boden erfordert. In dem zweyten ſtehen alle bekannte Gartenpflanzen, die der Menſch zu ſeiner Nahrung anwendet. Auf dem dritten Platze, N, ſtehen alle Feld- Wieſen- und Waſſerpflanzen, zum Futter und zur Arzeney für das Vieh. Auf dem vierten Platze, O, die Pflanzen, welche zur Färberey angewendet werden. P, die Blumen, zur Zierde der Gärten. Q, kleinſtämmige, und R, hochſtämmige Obſtbäume aller Arten. S, Pfropf- und Oculierſchule. T, Weingarten. V, Hopfengarten. W, wilde und zahme Bäume, welche zum Brennholze, zum Gebrauche des Schreiners, des Drechslers, des Zimmermannes und anderer Handwerke beſtimmt ſind.

Die Abhandlungen, welche bey jedem Platze inſonderheit vorgenommen werden, ſind folgende. Der erſte Platz enthält die Pflanzen, aus denen man mit der Zeit eine ganz gute und fruchtbare Erde, oder wenigſtens eine Verbeſſerung derſelben zu hoffen hat. Die auf einer Tafel befindliche Inſchrift: Generant & foecundant, zeigt an, was dieſe Pflanzen vermögen. Die Unterweiſungen, welche hier vorgenommen werden, handeln: 1) von verſchiedenen Miſchungen einer Erdart mit der andern, um Fruchtbarkeit zu vermehren; 2) von der Beſchaffenheit, Wirkung und Verſchiedenheit des Düngers; 3) von den öftern Beſtellungen des Erdbodens durch den Pflug an ſtatt des Düngers; 4) von Vergleichung der Wirkungen des Düngers mit den Wirkungen des Pfluges; 5) von der Art und Weiſe, durch verſchiedene Pflanzen zu düngen, oder vermittelſt der Abwechſelung der Fäulniß und des Wachsthumes der nämlichen Gattung von Pflanzen einen öden und unfruchtbaren Boden wenigſtens nach Verlauf einiger Jahre mit guter Erde zu belegen;

6) von

6) von dem Gebrauche eines unfruchtbaren Erdbodens vermittelſt derer Pflanzen, die noch auf demſelben fortkommen, und mit welchem Vortheile dieſelben in der Viehzucht, oder zur Färberey, oder ſonſt, angewendet werden können. Der zweyte Platz, welcher die Pflanzen, die den Menſchen nähren und kleiden, enthält, hat zur Inſchrift: Nutriunt & tegunt hominem. Der dritte Platz, welcher mit Kräutern und Pflanzen, die eigentlich zur Wirthſchaft gehören, beſtellt iſt, hat die Inſchrift: Alunt & ſanant pecora. Der, mit Färbekräutern bewachſene, vierte Platz: Tingunt textilia. Der mit wilden und einheimiſchen Bäumen beſetzte: Torno, Dolabræ, Aſciæ, Foco.

Kaiſerlich-königliche privilegirte Realzeitung der Wiſſenſchaften, Künſte und der Kommerzien, Wien 1775, 8. S. 536, fgg.

Bey den botaniſchen oder mediciniſchen Gärten, worin die zur Arzeney und eigentlich ſo genannten Kräuterkunde (Botanik) gehörigen Pflanzen gezogen werden, kann eine verſchiedene Einrichtung Statt finden. Ich gedenke hier bloß unſers berliniſchen botaniſchen Gartens, nach der in Hrn. Nicolai Beſchreib. von Berlin, S. 784 fgg. befindlichen Nachricht des Hrn. Prof. Gleditſch.

Dieſer vor dem Potsdammer Thore belegene ſo genannte Garten der königl. Academie der Wiſſenſchaften, war, von alten Zeiten her, ein Grundſtück, welches von dem churfürſtlichen Hauſe ſelbſt genutzet wurde. Er iſt auf der Feldmark des Dorfes Schöneberg, zur Rechten der Potsdamer Straße, an dem ſo gennnnten Hopfenbruche, etwa eine Viertelmeile von Berlin, im teltowſchen Kreiſe, gelegen. Ehedem war er ein churfürſtlicher Hopfengarten, in welchem der Hopfen für die damalige churfürſtl. große Brauerey zu Berlin gebauet wurde. Es hatte derſelbe einen beſondern Hopfengärtner. Da der Churfürſt Friedrich Wilhelm 1679 aus ſeinen Feldzügen wieder nach Hauſe kam, und die öconomiſchen Umſtände ſeines Hofſtaates ſowohl, als der andern in höchſten Verfall gerathenen Land- und Stadtgewerbe wieder in Ordnung brachte, ſo fand er gut, die ſonſt eingeführt geweſenen Deputate, welche ſeine Unterbedienten an hier aus gedachter Brauerey in natura bis dahin erhalten hatten, bey dieſer Gelegenheit nebſt der Brauerey und dem Hopfengarten abzuſchaffen, den Bedienten aber ſtatt der Deputate ihr Gehalt in baarem Gelde zu erhöhen.

Es war der Anbau der Küchen = und Gartengewächſe, ſowohl in der berliniſchen Gegend, als in der übrigen Mark, wegen vorhergegangener Verwüſtung im dreißigjährigen Kriege, in großen Verfall gekommen, daß an den meiſten Baumfrüchten, Kohl und Gemüſe faſt ein gänzlicher Mangel war. Selbſt wenn der Churfürſt auf ſeine Tafel dergleichen Früchte, Blumenkohl, Sellerie u. d. gl. nöthig hatte, mußten ſie mit der Poſt von Hamburg, Braunſchweig, Erfurt und Leipzig verſchrieben werden. Der Churfürſt, welcher in ſeinen vormaligen Feldzügen, und auf den dabey gethanen vielen Reiſen, dies= und jenſeits des Rheinſtromes, im Cleviſchen, Holland, und den Niederlanden, in dieſen Umſtänden weit beſſere Baum = und Küchengärtnereyen zu ſehen, auch beſſere Früchte zu genießen, gewohnt worden war, war bedacht, dergleichen in ſeinem Lande ſelbſt einzuführen. Er war in dieſer Zeit ein großer Kenner und Liebhaber von Gärten geworden, und legte ſo gar ſelbſt Hand an; durch welches große Beyſpiel viele von ſeinen hohen Bedienten nebſt dem Landadel aufgemuntert wurden, dergleichen auf ihren Landgütern einzuführen, wovon die Folgen in einigen königlichen Provinzen noch vorhanden ſind. Der eingegangene **Hopfen=Garten**, welcher ein länglich ſchmales Viereck vorſtellte und nach hieſigem Feldmaße etwa eine Hufe Landes weniger zwey kleine Morgen enthält, ſchien dem Churfürſten, zu den erſten Verſuchen, und zugleich zu einer kleinen Retirade, am bequemſten zu ſeyn. Er verſchrieb ſich, zu deſſen Anlage, aus dem Holſteiniſchen einen wegen Geſchicklichkeit und Erfahrung in beſonderm Rufe ſtehenden Küchengärtner, Michelmann, durch welchen er ſich den Platz zu ſeinem beſondern **Obſt = und Küchen=Garten** einrichten ließ. Der Churfürſt ſelbſt pflanzte, pfropfte, ſäete und erzog Früchte und Gewächſe mit eig'ner Hand, über deren Verzeichniß, Einſammlung und Ordnung er in allem genau halten ließ, ſo, wie über die Ablieferung derſelben in die Küche und auf die Tafel ſelbſt. Zu mehrerer Beförderung dieſes Werkes, legte er dem Garten von den benachbarten Dörfern ſo viele Hofdienſte zu, als nöthig waren. Er kaufte zwey auf der berliniſchen Stadtflur gelegene Wieſen dazu, legte aus dem churfürſtl. Stalle einen beſtändigen Knecht nebſt zwey Pferden dahin, welche aus dem Stalle unterhalten werden mußten. Aus Italien, Frankreich, England und Holland, ließ er alle zu ſeiner Zeit beſonders bekannte Samen, Gewächſe und Baumarten bringen. Seine auswärtig reſidirenden Miniſter und Reſidenten konnten ſich nicht beliebter machen, als durch

Ueber=

Ueberſendung von vorbeſagten Gewächſen. Wegen des zu der Zeit noch naſſen und torfigen Grundes im Garten, ließ er denſelben ſowohl auf beyden Seiten, als hinterwärts, mit langen und tiefen Gräben verſehen, die er mit Fiſchen beſetzen ließ. Etliche von Adel beeiferten ſich damals ſtark um die Wette, ihre Küchen- und Obſtgärten nach dem Exempel des Churfürſten durch Einführung neuer brauchbarer Frucht- und Gewächsarten immer nutzbarer zu machen, und die Arten unter die Unterthanen zu verbreiten.

König Fridrich der I, welcher in ſeinen jüngern Jahren mit ſeinen Herren Brüdern zur Sommerszeit manche Jahre ſich im Küchengarten hatte aufhalten müſſen, ließ den Sohn des Gärtners Michelmann auf ſeine Koſten reiſen, und machte den churfürſtlichen Küchengarten zu einem königlichen Luſtgarten. Er ließ ihn nach der neuen Art anlegen, mit Glas- Früh- und Treibhäuſern, einiger Orangerie und mit vollkommenen Hofdienſten von 14 Dörfern verſehen, und beſtätigte den von Reiſen zurückkommenden jüngern Michelmann in die Stelle ſeines Vaters, welcher daſelbſt neue ſeltene und gute frühe Fruchtarten, Blumen und Küchengewächſe erzog. Ein dabey beſonders angelegter Kleegarten, gab indeſſen den verſprochenen Nutzen nicht, ſo wie er auch in neuern Zeiten zu dem vorhabenden Saffran Bau des Hrn. v. Juſti ganz ungeſchickt war, und hernach den Unterthanen von Schöneberg eingeräumet wurde. König Friedrich Wilhelm nahm von dieſem Luſtgarten alle Hofdienſte von 14 Dörfern, bis auf 6 Tagelöhner weg, wovon ſich die Folgen bei der Unterhaltung bald zeigten. Die übrigen Regalien hingegen wurden dabey gelaſſen, und der Garten lieferte auf die königl. Tafel und nach der Küche an Früchten und Gewächſen, was er konnte; wie es auch noch die erſten 12 Jahre unter Friedrichs II. Regierung insgemein geſchehen iſt. Der Vorrath an Gewächſen und andern zur Orangerie gehörigen fremden Bäumen faſt aus allen königl. Luſtgärten ward zur Unterhaltung, bis auf weitere Beſtimmung, in dieſen Garten gebracht, und deshalb ein neuer Unterhaltungsetat gemacht. Hiezu kam noch ein auserleſener Vorrath von indianiſchen und andern Glashausgewächſen aus der vormaligen oraniſchen Erbſchaft König Wilhelms III. von England. Es befanden ſich darunter viele Originale als Geſchenke aus Oſtindien von den Kolonien. Der Gärtner unterhielt dieſen anſehnlichen Vorrath ſo gut er konnte, bis endlich der geh. Rath u. Leibmedicus Gundelsheimer ſich dieſen Garten ausbat, mit

dem Erbieten, daß er ihn unter den dabey befindlichen Regalien, wegen Menge der dazu ſchon vorhandenen Gewächſe für ſeine Koſten unterhalten, und zu einem botaniſchen Garten einrichten dürfte. Er unterhielt ihn, und that jährlich einen ſtarken Zuſchuß. Er ſtarb aber, da er kaum den Anfang mit ſeinen Einrichtungen gemacht hatte. Der angefangene botaniſche Garten blieb, faſt ohne alle Hülfe, dem Gärtner überlaſſen, welcher deshalb nach wiederholten Beſchwerden es dahin brachte, daß deſſen Unterhaltung der damaligen Societät der Wiſſenſchaften aufgetragen wurde, welches ihr bey ihren ſchwachen Einkünften ſehr beſchwerlich ward, zumal da der kön. Hofapotheker Gelegenheit fand, zu bewirken, daß der Garten einen gewiſſen Theil von Medicinkräutern für die Apotheke erbauen mußte. Der Garten führte damals drey neue Namen abwechſelnd, und wurde bald Societäts- bald königlicher Kräuter- bald Apotheker-Garten genannt. Der ſel. Prof. der Botanik, Hr. D. Ludolff, bediente ſich von Stiftung des Collegii medico-chirurgici, ſeit 1723, der Pflanzen des Gartens zu ſeinem öffentlichen Unterrichte, im Namen deſſelben Collegii, welches damals einen Theil der Societät der Wiſſenſchaften ausmachte, und hielt monatlich eine, auch zwo öffentliche Pflanzendemonſtrationen im Garten. (denen ich in den Jahren 1744 bis 1746 beyzuwohnen das Glück hatte.) Er ließ auch ein Verzeichniß der Pflanzen drucken. (*) Im Jahre 1744 ward dieſer Garten von der neuen Akademie der Wiſſenſchaften dem berühmten Hrn. Gleditſch, als königlichen Botanicus und Profeſſor, zur Aufſicht und völligen Einrichtung übergeben, welches letztere 1746. zu Stande kam. Es wurden neue Gewächshäuſer gebaut, und wegen Menge der fremden Pflanzen vermehrt, auch die in freyer Luft aushaltenden Stauden und Sommergewächſe ſyſtematiſch geordnet, und dazu ein Seminarium errichtet. Zu Beförderung dieſer Anſtalten, that dieſer unermüdete Botaniker unterſchiedene Reiſen, und ſchaffte überhaupt

(*) D. *Mich. Matthiæ Ludolff* Catalogus plantarum, favente, quam lectiones, quæ in Collegio medico-chirurgico publice habentur, ſuppeditant, occaſione heic, Berolini, uti hactenus per multos jam annos demonſtratarum, ſic maximam partem impoſterum quoque demonſtrabilium, qui nomina earundem præcipua, præprimis Turnefortiana, Linæanaque fide recenſet, ſynonyma vero alia ſelectiſſima breviter innuit, rei botanicæ publicæ non minus, quam privatæ uſui dicatus, Berol. 1746, 8. 15. B.

haupt ſo viel herbey, daß die Anzahl der Pflanzen mit den darin ohne Unterhaltung von ſelbſt wachſenden Schilf- Gras- Moos- Schwamm- und andern Waſſergewächſen auf 6000 angewachſen war. Da aber der Garten den Waſſerſchäden von je her ausgeſetzt geweſen iſt, durch dieſelben und durch harte Winter viel gelitten hat; da er durch den feindlichen Ueberfall 1760 ſeines Zaunes beraubet worden iſt, und eine Zeit her uneingehägt geſtanden hat, bis er, auf Befehl des Königs, vor etlichen Jahren mit einer Mauer verſehen wurde, ſo kann man die Anzahl von Gewächſen gegenwärtig nicht übr 2600 rechnen. Es ſind außerdem, ſeit dieſer Zeit, Veränderungen darin gemacht worden, ſo daß der jetzige botaniſche Garten (*) von dem Garten der königlichen Academie nur der vörderſte und kleinſte Theil iſt, worin neue Gewächshäuſer erbauet worden ſind, und worin eine beträchtliche Sammlung von fremden Arzeney- und öconomiſchen Gewächſen vorhanden iſt. Dieſelbe wird, durch die unermüdete Sorgfalt des großen Pflanzenkenners, des Hrn. Gleditſch, beſtändig unterhalten, und auch vermehret. Man kann überhaupt von dieſem wenig bekannten Garten, (welcher zu ſeinem Zwecke ſehr bequem liegt, da darin fettes, mageres, lockeres, feſtes Garten Land, trockner Heideboden, ſchlechtes Sandland, Sümpfe und Wieſengrund anzutreffen ſind,) mit Wahrheit behaupten, daß er von Zeit zu Zeit, verſchiedenen botaniſchen Gärten und Pflanzungen, (**) theils den

(*) Deſſen ganze wirthſchaftliche Umſtände werden von der öconomiſchen Commiſſion der königlichen Akademie der wiſſenſchaften beſorget.

(**) Hr. Prof. Gleditſch hat in ſeinem Pflanzenverzeichniß zum Nutzen und Vergnügen der Luſt- und Baumgärtner und aller Liebhaber von fremden und einheimiſchen Bäumen, Sträuchern und Staudengewächſen, die zur Beförderung einer beſſern Erkenntniß im gemeinen Weſen, auch ſonſt in vielerley botaniſchen, phyſicaliſchen und öconomiſchen Abſichten, ſowohl in öffentlichen, als andern Gärten, abwechſelnd unterhalten werden, nebſt kurzgefaßten Anmerkungen, die deren Pflege, Vermehrung, Pflanz- und Blüthezeit, Wurzeln, Früchte, äußerlichen Anſtand, Standplätze, Nutzen und verſchiedentlich veranlaßte Experimente betreffen, Berl. 1773, gr. 8. 1 A. 6. B. einen großen Theil der in dieſem Garten gezogenen Gewächſe den Liebhabern bekannt gemacht, und dabey noch die ſehr gemeinnützige Anſtalt getroffen, daß die zu Pflanzungen nützlichen Bäume und Sträucher in Anzahl gezogen, und Liebhabern für ganz billige Preiſe überlaſſen werden können. Es iſt des-

den Anfang, theils beträchtliche Zuſätze gegeben, und daß dadurch die Cultur dieſer Gegend von Berlin ungemein verbeſſert worden iſt.

Oratio de hortorum academicorum utilitate, quam Viro generoſiſſ. & conſultiſſ. *Jo. Henr. de Sprekelſen*, inſigni rariſſimarum plantarum theſauro Academiæ Juliæ hortum liberaliter ditanti, gratias decentes acturus publice recitabat *El. Frid. Heiſterus*, d. 28. Aug. 1739. Helmſt. 1740. 4. 4 B.

Jo. Ge. Siegesbecks Intimation wegen eines anzulegenden horti oder viridarii botanici, ſt. im 18. Verſ. der Breßl. Sammſ. Dec. 1721, Cl. VI. Art. 3.

Es folgt ein Verzeichniß einiger zum Gartenbaue gehörigen Schriften.

The exact Gardiner, Lond. 1640, 4.

Le jardinier françois, qui enſeigne à cultiver les arbres, avec la ſuite, à Amſt. 1654, 8. 2 Voll. 1662. 1668. 1675.
Engl. überſ. The french Gardiner, 3de edit. Lond. 1676.

Inquiries concerning the uſe and culture of Kitchin-garden and Winter-greens, ſt. im III. B. der Philoſ. Transact. for the year 1668. No. 40. S. 799—801.

Der ſorgfältige Hausvater, oder gründliche Anleitung zum Gartenbau, nach den 12 Monaten des Jahrs eingerichtet. Von einem Liebhaber der Gärten mit Fleiß zuſammengetragen und herausgegeben, Osnabr. 1674, 1 A. 6 B.

Abregé pour les arbres nains & autres, contenant tout ce qui les regarde, à Par. 1675, 12.

Syſtema horticulturæ, containing in engliſh the Art of gardening, in tree books; by *J. W.* Lond. 1677, 8.

Inſtruction pour le jardin potager, à Par. 1678, 12.

Nouveau traité de la culture des jardins, à Par. 1692, 12.

J. F. H. der curieuſe und kluge Gärtner, Lpz. 1692, 8.

Ecole des jardiniers, Bern. 1696.

Traité de la maniére de ſemer dans toutes les ſaiſons de l'année toutes ſortes de graines & plantes, tant potageres que fleurs & oignons de fleurs, graines d'arbres & autres, à Par. 1710, 12. 54. S.

La théorie & la pratique du jardinage, où l'on traite à fond des beaux jardins, appellez communement les Jardins de propreté, comme ſont les parterres, les bosquets, les boulingrins &c. contenant pluſieurs plans & diſpoſitions générales de jardins, nouveaux deſſeins de parterres, de bosquets, de bouligrins, labyrinthes, ſales, galeries, portiques & cabinets de treillages, terraſſes, eſcaliers, fontaines, caſcades, & autres ornemens, ſervant à la decoration & embelliſſement des jardins, avec la maniere de

deshalb ein Verzeichniß und kurze Beſchreibung der meiſtens ausländiſchen Bäume und Sträucher, die in dem botaniſchen Garten der königl. Academie der Wiſſ. in Berlin gezogen, und Liebhabern können überlaſſen werden, zu Berlin, 1773, auf 4 Octavbögen gedruckt worden.

ſe dreſſer un terrain, de le couper en terraſſes, & d'y tracer & executer toutes ſortes de deſſeins, ſuivant les principes de la Géometrie; & la méthode de planter & élever en peu de temps tous les plants, qui conviennent aux baux jardins: comme auſſi celle de rechercher les eaux, de les conduire dans les jardîns, & d'y conſtruire des baſſins & fontaines, avec des remarques & regles générales ſur tout ce qui concerne l'art du jardinage. à Par. 1710, 4. 1 A. 1. B. n. 32. K. T. à la Haye, 1711, 1715, 1739. Quartième edition revuë, corrigée & augmentée conſiderablément, & enrichie de nouvelles planches, à Par. 1747, 4.

Engl. überſ. The theory and pratice of gardening. Lond, 1712, 4.

Nie erhörte wunderbare Gartenluſt, Hamb. 1710, f. 7 B. n. 8 K.

Le menage des champs, & le Jardinier françois, accommodez au goût du tems, dan lesquels on peut apprendre facilement à apprêter tout ce qui eſt neceſſaire pour l'uſage de la vie, à la campagne & même à la ville, & la maniere de cultiver parfaitement les jardins fruitiers, potagers & fleuriſtes, avec un Traité de la chaſſe & de la pêche. à Par. 1711, 12. 536. S.

Der neuangekommene holländiſche Gärtner, Nürnb. 1729, 12.

The practical huſbandman and planter, monthly continued by a Society of huſbandman and farmers. Lond. 1733. 1734. 8.

Bewährte Gartengeheimniſſe, wie Pflanzen und Blumengewächſe zu tractiren. Nebſt ſympathetiſchen Wirkungen der Natur und einem Anhang von der rechten Baumzucht, inſonderheit der Zwergbäume, und andern Gärtnereyen; aus dem Franz. überſ. und mit Kupfern verſehen. Nürnb. 1734, 8. 12. B. n. K. T.

Neue Aufl. u. d. T. Wohlbewährte Gartengeheimniſſe, wie Pflanzen und Blumengewächſe zu tractiren 2c. Vierte und über die Hälfte vermehrte Auflage. Nürnb. 1743, 8. 1. A. 1. B. Fünfte Aufl. Wien und Nürnb. 1752, 8.

Parnaſſus hortenſis, oder vollkommene Gartenſchule, beſtehend in 3 Theilen. I. Wie man Citronen, Chineſer Aepfel. Oranien-Myrtus-und Lorbeerbäume mit leichter Mühe ziehen und erhalten, auch zum frühzeitigen Fruchtbringen zwingen, die Blumen, wes Namens ſie ſeyn, vergrößern, multipliciren, in unterſchiedenen Farben verändern und erhalten könne, mit dazu dienlichen Figuren, die Handgriffe deſto beſſer zu erſehen, ausgeziert. II. Die Obſtbäume nach der Lunation zu pflanzen, zu propfen, zu oculiren, für allen Anſtoß ſelbige conſerviren und curiren, auch das Obſt zu verſchönern, nebſt einem Bericht, wie man den Wein einlegen, pflegen und beſchneiden ſoll. III. Der Kraut- und Küchengarte, darin alle nach des Monden Lauf und geſtirnten Zeichen, zu ſäen und zu pflanzen, richtig mitgetheilt, aus Selbſterfahrenheit. Magdeb. 1739, 8. 1747, 8. 1. A. 1. B.

Anzeige der in dieſem Buche befindlichen abgeſchmackten Gartenregeln, ſt. in G. Rammelt gemeinnütz. Gartenregeln, 2 Th. Halle 1771, 8. S. 312—314.

Anmerkung wegen der denen Landgütern ſchädlichen und nachtheiligen Anrichtung großer Luſt- und Kräzgärten, und dagegen vor-

vortheilhafter Nutzung der Baum- und Obſtgärten, ſt. im 42 St. der Leipz. Samml. 1747, 8. S. 507—524.

Les agremens de la campagne, ou remarques particulieres ſur la conſtruction des maiſons de campagne plus ou moins magnifiques; des jardins de plaiſance, & de plantages, avec les ornemens, qui en dependent: tant pour les bâtir avec tout l'avantage poſſible, que pour en préparer les fonds, en corriger les défauts, les plantes de bons arbres fruitiers & autres pour former de belles allées, & enfin pour y pratiquer avec ſuccès les grands reſervoirs d'eau, des canaux & viviers. On y a ajouté un Traité touchant la maniere de couper & de multiplier les arbres fruitiers & ſauvages, avec une deſcription exacte des moyens qu'il faut employer pour avoir chaque anné beaucoup de raiſins en plein air, ou pour en faire venir de précoces dans des Serres artificiellement échaufées, ſoit par le feu ou autrement. On y appreud encore, comment on peut cultiver & multiplier dans ce païs froid, les Ananas, les Citroniers, les Limoniers, les Orangers, & autres plantes des climats chauds. On y trouve de plus une inſtruction ſur la maniere de conſtruire les thermometres néceſſaires en pareils cas, avec des obſſ. ſur la culture des fruits de terre, & des legumes &c. &c. Le tout orné des planches néceſſaires, & fondé ſur l'experience & des obſſ. faites avec ſoin pendant l'eſpace de cinquante ans. à Leyde & Amſt. 1750, 4. 2 A. 10. B. n. 15. K. T.

Holländ. überſ. Byzondere Anmerkingen over het aenleggen van pragtige en gemeene Landhuizen, Lufthoven, Plantagien en aenklevende cieraeden &c. Leiden 1757, 4.

Deutſch überſ. Anmuthigkeiten des Landlebens, oder ſonderbare Anmerkungen, wie man Landhäuſer und Gärten anlegen, und die Plätze gehörig eintheilen und auszieren könne; nebſt einer vollſtändigen Nachricht von der Wartung allerley Obſt- und wilder Bäume, Orangerien und Gewächſe, ſo in Treib- und Glashäuſern, auch ſonſten gezogen werden, imgleichen aller übrigen Erdfrüchte und Küchengewächſe, ſo wie eine funfzigjährige Erfahrung ſolches gelehret hat. Aus dem Holländ. und Franzöſ. überſetzt. Götting. 1758, gr. 4. 1 A. 20. B. n. 16. K. T.

Eines Schleſiſchen von Adel ſchriftliche Nachricht von einer menagirlichen Luſtgartenbeſtellungseinrichtung, ſt. im 57. St. der öcon. Nachr. Lpz. 1753, 8. S. 687—690.

Sendſchreiben, den Gartenbau betreffend, ſt. im 77. St. derſ. 1754, S. 371—374.

Reflexions ſur quelques parties de l'agriculture & du jardinage; ſt. im 1. Th. des Nouvelliſte oecon. & litter. p. l. m. de Juill. & d'Août 1754. S. 27—37.

Traité ſur la culture des jardins, par le Jardinier du Mil. Robert Manners. à Londr. 1755,

Le bon jardinier. Almanach pour l'année 1756, contenant une idée générale des quatre ſortes de jardins, les régles pour les cultiver, & la maniere d'élever les plus belles fleurs. à Par. 1756. Nouvelle edition conſiderablement augmentée, & dans la-

laquelle la partie de fleurs a été entierement refondue par un Amateur, à Par. 1759. 1766.

Vermiſchte Gartenanmerkungen, ſt. im 8. St. der Fränk. Samml. Nürnb. 1756, 8. S. 188—191; 12. St. S. 456—458; 15. St. S. 269—279; und 21. St. S. 264—271.

Die bekannten 138 neuentdeckten, anjezo vermehrten Geheimniſſe oder Kunſtſtücke. Bresl. 1756, 8.

Réſolution d'une queſtion problématique d'un Architecte, ſur le changement ordonné d'une nouvelle décoration de jardins, ſt. im 13. Th. des Nouvell. oecon. & litter. p. l. m, de Juill. & d'Août 1756, S. 150—154.

A queſtion propoſed by a Lady to a Gentleman: why is a Gardener the moſt extraordinary Man in de World? ſt. im Lond. Magaz. for Feb, 1760, S. 92,

Von der Gärtnerey und Baukunſt. Aus dem Engl. ſt. im 26, B. des Hamb. Magaz. 1763, 8. S. 270—312.

Schreiben von den vornehmſten Regeln des Gartenbaues, ſt. im Hamb. Journal, v. Mon. Dec. 1765. S. 1125—1134.

Von der Verbeſſerung des Gartenbaues, ſ. J. W. C. A. Freyh. v. H=L. 3. K. nüzl. Beyträge zur Oeconomie ꝛc. Frf. und L. 1766, 8. S. 43—55.

Abregé des inſtructions ſur le jardinage, qui ſont partie de l'année champêtre, à Avign. 1767, 12. 164. S.

H*** Anmerkungen vom Gartenbau, ſt. im 45 und 46. St. der gel. Beytr. zu den Brſchw. Anzeig. v. J. 1767.

Geſchichte eines Gartens von 1767, zum Gebrauch fürs Jahr 1768, ſt. im 12, 17 und 30. St. des Hannov. Mag. v. J. 1768.

P. P. Gartenbeobachtungen für die magern Heidegegenden, ſt. im 35. St. deſſ. v. J. 1769.

Obſervations on modern gardening, illuſtrated by deſcriptions. Lond. 1770, gr. 8. 257. S.

Der wohl unterrichtete Gärtner, welcher nicht nur von dem Obſt- und Küchengarten, vornämlich der Baumzucht, zuverläſſigen Unterricht ertheilet, ſondern auch viele neue Verſuche entdeckt. Nach der neueſten vielvermehrten Auflage aus dem Franzöſ. überſezt, und auf den deutſchen Erdſtrich praktiſch eingerichtet. Bayreuth und Lpz. 1771, 8. 1. A. 4. B.

* * *

Marquard Adelkofers gründliche Gartenſchul, welche in drey Theilen lehret, wie man einen Blumen- Küchen- und Baumgarten recht nützlich anlegen und pflegen ſoll. m. K. Augsb. 1778, 8.

Der verſtändige Gärtner über die 12 Monate des Jahrs. In Holländiſcher Sprache beſchrieben von *P. V. Aengeln.* Wolfenb. 1667. 1669. 12. 10. B. 1695, 8. 1734, 8.

Année champêtre. Partie qui traite de ce qu'il convient de faire chaque mois dans le potager. (par Mr. *d'Ardene*) a Par. 1769. 12. 3. Vol.

Theorie & pratique du jardinage, ou l'on traite à fond des beaux jardins, appellés communement les jardins de plaiſance, par Mr. *d'Argenville*, 3me edit. la Haye 1739, 4. m. K.

On

On fruit-trees, and ſome obſervations on Bacon's natural hiſtory, by *Rob. Auſten*, Lond. 1653. 1757. 1758. 1667, 4.

Franc. Baconi, Bar. de Verulamio, de hortis, ſt. in deſſen Sermon. fidel. eth. polit. &c. und in deſſen Opp. omn. Epſ. 1694, f. S. 1214—1218.

Deutſch überſ. von den Gärten; Franz Bocons moraliſche, polit. und ökonominiſche Verſuche, Bresl. Thorn und Lpz. 1762, gr. 8. S. 212—223.

Nourſeries, Orchards, profitable Gardens an Vineyards encouraged; the preſent obſtructions removed, and probable expedients for the better progreſs propoſed; in ſeveral letters out of the Country, by Dr. *Joann.* **Beale** and Mr. *Anth. Lawrence*, Lond. 1676.

Some agreſtic obſervations and advertiſements tendig to improve Gardens and other Land, from Dr. *John Beale*, ſt. im XII. B. der Philoſ. Tranſact. for the year 1677, No. 133, S. 816—820; und No. 134, S. 846—852; ſ. auch No. 136, S. 891.

Joh. Caſp. Bechſtedts vollſtändiges niederſächſiſches Land- und Gartenbuch. Erſter Theil, vom Ackerbau und von Fruchtbäumen. Flensb. und Lpz. 1772. 8. 1 A. 10 B. Zweyter Theil, von Blumen, 1772. 1 A. 1 B. Dritter Theil, von Pflanzen, welche zur Zierde der Gärten dienen 1773. 2 A. 13 B.

Von Gartenkräutern, ſ. Hrn. Prof. Joh. Beckmann Grundſätze der deutſchen Landwirthſchaft, Gött. 1775, 8. S. 177—262. Von Garten- oder Obſtbäumen, S. 263—322.

Blavet, ſiehe unter Nolin.

Lehrbuch der Landwirthſchaft. Dritter Theil vom Gartenbau. Von Jo. Aug. Fried. Block Lpz. 1774, 8. 10 und ein halb Bog.

Alex. Blonds neueröffnete Gärtneracademie, oder: die Kunſt, Pracht- und Luſtgärten ſamt derſelben Auszierungen und Waſſerwerken wohl anzulegen, mit 33 Kupfertafeln verſehen, und aus dem Franz. ins Deutſche überſ. von Franz. Ant. Danreitter, Augsb. 1769, 8. 1 A.

Le Jardiuier d'Artois, ou Elemens de la culture des jardins potagers & fruitiers, par le *F. G.* **Bounelle.** à Arras, 1763, 8. 310. S.

Traité du jardinage ſelon les raiſons de la nature & de l'art, par *Boyceau de la Baraudiers.* à Par. 1689, 12. 1707.

Rich. **Bradley** the gentlemaus & gardiners Kalendar. Lond. 1718. 8.

Franz. überſ. Le Calendrier des jardiniers, qui enſeigne ce qu'il faut faire dans le potager, dans les pépinieres, dans les ſerres & dans les jardins de fleurs tous les mois de l'année. Traduit de l'angl. de Mr, *Bradley*. Plus une deſcription des ſerres. & la maniere de cultiver les Ananas en Hollande & en Allemagne, avec des planches, & une inſtruction pour conſtruire & gouverner les dites ſerres. Ouvrage utile aux Jardiniers, & à tous ceux qui ont des jardins potagers, des pépinieres, des parterres & des fleurs, à Par. 1743, 12. 182. S.

Eb.

Eb. deſſ. new improvemets of Gardening, both philoſophical and practical; explaning the motion of the ſap, and generation of plants; discoveries never before made public, for the improvement of fruit-trees, hower-gardens, or parterres; with a new invention, whereby more deſigns of garden-plats may be made in an hour, than can be found in all the books now extant. Likewiſe ſeveral rare ſecrets, for the improvement of fruit-trees, kitchen-gardens, and green-houſes. The fifth edition, Lond. 1730. 8. 684. S. n. 9. K. T.

Franz. überſ. Nouvelles obſervations phiſiques & pratiques ſur le jardinage & l'art de planter; avec le Calendrier des jardiniers. Ouvrage traduit de l'angl. à Par. 1756. 12. 3 Voll.

Eb. Deſſ. a ſurvey of the ancient husbandry and gardening, Lond. 1725, 8.

Eb. deſſ. a general treatiſe of agriculture, both philoſophical and practical, diſplaying the arts of husbandry and gardening, in two parts; illuſtrated with twenty Copper-plates, neatly engraved. Lond. 1756.

Några korta Anmärkningar och Rön angående Tråplantering ſamt Köks-Trågårds-Skötſeln. (Einige kurze Anmerkungen und Verſuche über das Pflanzen der Bäume, und die Wartung der Küchengärten) von C. Broberg 1776, 8. 88. S.

D. H. *Cauſe* koninglike Hovenier. Amſt. 1676. f.

Les jardins d'ornemens, ou les Géorgiques françoiſes. Nouveau Poëme en quatre chants, par Mr. *Gougé de Ceſſieres.* à Par. 1758, 8.

Lettre à l'Auteur du Mercure de France au ſujet d'un nouveau poëme intitulé: Les jardins d'ornements &c. ſt. im Merc. de Fr. Janv. 1758. 2d. vol. S. 112—120.

Chambers, ſiehe oben, S. 186.

The curious and profitable gradener, by *Tho. Cowell.* Lond. 1730, 8.

Rene Dahuron, vollſtändiger Gartenbau, m. K. 7te Aufl. Weimar 1757, 8.

L'ecole du jardin potager, qui comprend la deſcription exacte de toutes les plantes potageres; par l' Aut. du Traité de la culture des pêchers (*Decombe*), à Par. 1749, 12 2 Tomes.

Jo. Dan. Denſo, Beyträge zum Gartenbau, ſt. in deſſen phyſical. Biblioth. 4. St. Roſt. und Wism. 1755, 8. S. 360—382.

Joh. Dicks vollſtändige Gartenkunſt, worinnen die bewährteſten Methoden, alle Arten von Bäumen, Gewächſen und Blumen, nach alphabetiſcher Ordnung beſchrieben, zu ziehen, nebſt ausführlichen Regeln für die Gartenarbeiten überhaupt enthalten ſind. Nach dem Engländ. herausgegeben v. Joh. Ernſt Zeiher. Lpz. 1774, gr. 8. Erſter Theil, 2 A. Zweyter Theil. 2 A. 1. B.

Vom Gartenbau, ſ. (Hrn. Prof. Ebert) Kurzen Begriff menſchlicher Fertigkeiten und Kenntniſſe, 1. Th. Lpz. 1778, 8. S. 40, fgg.

Jo. Sigism. Elßholz vom Garten-Baw, oder Unterricht von der Gärtnerey auf das Clima der Chur-Mark Brandenburg, wie auch der benachbarten Länder gerichtet, in VI Bücher abgefaſſet, und mit nöthigen Figuren gezieret. Cölln an der Spree. 1664, 4. 1 A. 20. B. Der dritte Druck, welcher ſowohl an Figuren, als am Text, abermal vermehret und verbeſſert worden. Berl. und Leipz. 1684, 4. 2 A. 8. B.

I. Evelin Sylva, 1664. 1667.

Eb. deſſ. Pomona; and Calendarium hortenſe, Lond. 1664. 1669, f. 1679. 1729.

Eb. deſſ. french gardener, Lond. 1691, 8.

Eb. deſſ. Gardeners Almanach, Lond. 1699, 8. 1706, 8.

The lady's recreation in the art of gardening: containing 1) the flower-garden, ſhewing the beſt way of propagating all ſorts of flowers, flower-trees and ſhrubs; 2) the moſt commodious method of erecting conſervatories, green-houſes and oranges; 3) the nature of plantations in avenues, walks, wilderniſſes &c. 4) a brief Kalendarium hortenſe, partly collected from Mr. *Evelin*, Mr. *Woldridge* &c. Lond. 1718.

Deutſch überſ. Carl Evelins Vergnügen und Nutzen der Gärtnerey, oder Unterricht, wie alle Arten von Blumen, blühender Bäume und Sträucher, auf das geſchickteſte zu pflanzen und zu erhalten, allerhand ausländiſche Gewächſe und Immergrüne zu warten; wie Grün- und Gewächshäuſer, Orangerien, auch Zugänge, Wandelplätze, Spaziergänge u. d. gl. wohl anzulegen, auch alle hohe Gewächſe aufzuziehen, zu beſchneiden und zu pflegen. Nebſt Hrn. Joh. Evelyns Gärtnerkalender, mit vielen nützl. Anmerk. verſehen, und einigen feinen Gedanken des Hrn. Laurence von allerhand Gartenzierrathen. und ſtreifichten oder ſprenklichten Immergrünen. Aus dem Engl. überſ. Lpz. 1756, 8. 12. B.

Le menage univerſel de la ville & des champs, & le jardinier au goût du temps, par Mr. de la *Ferriere*, Bruxell. 172?, 8.

Vom Gartenbau, ſ. Jo. Bernh. v. Fiſcher liefländiſches Landwirthſchaftsbuch, Halle, 1753, 8. S. 67—84.

Sal. Fiſcher unterrichteter Hausvater und kluger Gärtner, Hannv. 1705, 12.

In *Franc. Phil. Florini* klug- und rechtsverſtänd. Hausvater, Nürnb. 1705, f. handelt das IV Buch, S. 645—781, vom Gartenleben ꝛc.

In eb. deſſ. großer Herren Stands- und adelichen Hausvater, Nürnb. 1719, f. handelt das III. Buch, S. 867—980, von den Pracht- und Luſtgärten.

Pet. Gabriels kunſterfahrner Blumen- Küchen- und Baumgärtner, mit 145 nützlichen und unbekannten Gartenkünſten. Neue Aufl. Tübing. 1756, 8. Neue, mit 17 nützlichen Gartenkünſten vermehrte Aufl. 1759, 8.

Le jardinier ſolitaire, ou dialogues entre un Curieux & un Jardinier ſolitaire, contenans la methode de faire & de cultiver un jardin fruitier & potager, & pluſieurs experiences nouvelles,

les, (par *Fr. Franc. Gentil.*) à Par. 1704, 12. 391. S. 1737, 12.

Sam. Gilbert floriſt's vademecum, being a compendium of whatever worthy notice has been, Lond. 1682, 8.

Ergötzende Sommerbeluſtigung, welche die Sommergewächſe, einer der größten Zierden ſchöner Luſtgärten, nach ihrem Anbau, richtigen Benennungen, Nutzen, Gebrauch und Merkwürdigkeiten gründlich betrachtet, aus Selbſterfahrung nach alphabetiſcher Ordnung aufgeſetzt, auch mit einem nützl. Regiſter und Gartenkalender verſehen, von Jo. Aug. Grotjan, Leipz. und Nordhauſ. 1759, 8. 13 und ein halb. Bog. Zweyter Theil, welcher mehreres zur Sommerluſt gehöriges Blumen- und Gartengewächs, nach ſeinem Anbau, richtigen Benennungen, Nutzen ꝛc. 1764, 8. 1. A. 2. B.

Eb. Deſſ. Calendarium perpetuum, oder immerwährender Land- und Gartenkalender, zu nützlichem Gebrauche bey dem Ackerbaue, wie auch bey Blumen- Orangerie- Küchen- und Baumgärten, worin auf das deutlichſte gemeldet wird, nicht nur die rechte Zeit, zu welcher jedes Gewächs geſäet, verpflanzt oder angebauet ſeyn will, ſondern auch anbey die Natur der Gewächſe, unter ihrer richtigen Benamung, dergeſtalt erläutert wird, daß daraus die Winter- Nutz- und Erhaltung erſcheint. Aus eigener Erfahrung aufgeſetzt. Frf. und L. 1773, 8. 1. A. Zweyter Theil, 16. B. Dritter Theil, 196 S. Vierter Theil, Gotha, 1766, 8. S. 197—494. Fünfter Theil, 1767, S. 495—776. Sechster Theil, Frf. und Lpz. 1772, 8. S. 777—948.

Arn. Friedr. v. Hartenfels neuer Gartenſaal, oder vollſtändige Beſchreibung aller einheimiſchen und ausländiſchen Stauden- Knollen- Zwiebeln- und Blumengewächſe, wodurch deren luſtiger Anwachs auf leichte Art erkläret, und den Gartenliebhabern zuverläſſige Nachticht gegeben wird, wie man allerhand Arten ſchöner Blumen außerordentlich groß und gefüllt machen, auch den Nelken, Auriculn, Levcojen ꝛc. verſchiedene artige Farben beybringen, ſelbige dabey erhalten und vermehren könne. Nebſt gründlicher Anweiſung zu den rareſten Orangerie- Luſt- und Blumenbäumen, grünen Hecken, Pyramiden, und andern prächtigen Auszierungen zu gelangen, die ausländiſchen Gattungen durch das Waſſer zu Blühten und Früchten zu befördern, und einen Arzney- Obſt und Küchengarten zugleich anzulegen. Alles auf die Erfahrung gegründet, und mit vielen Anmerkungen ex actis Naturæ Curioſorum erläutert, und dem Publico zur Gemüthsbeluſtigung dargeſtellt. Frf. a. M. 1745, 8. 1 A. 10. B.

Zweyter Theil, worin nebſt vielen zum erſten Theil noch gehörigen Blumen- und Staudengewächſen, Künſten, grünen Hecken, Wänden, Pyramiden, Alleen, und andern prächtigen Auszierungen der Arzney- Obſt- und Küchengarten beſchrieben, die dahin gehörigen Stauden, Kräuter, Wurzeln, Blumen und Bäume, durch alle Arten der Vermehrung angeführt, und anbey die vornehmſten Bücher, welche von der Gärtnerey und allerhand Gattungen Blumen handeln, gleich einer auserleſenen Garten- Bibliothec

vorge-

vorgeſtellet, und die wichtigſten Umſtände hievon kürzlich beſchrieben werden. Frf. am M. 1745. 8. 1 A.

Sam. Hartlib deſign for plenty by an univerſal planting of fruit-trees. Lond. 1654, 4.

Jo. Jac. Hartmanns Gartenerforſchung, Erf. 1763, 8.

Jo. Fr. Hennings Pugillus I—V, einiger Ao. 1736 genau gemachten Gartenobſervationen, ſt. im 36 Verſ. der Bresl. Samml. S. 481—486: 37 Verſ. S. 108—116, und 217—224; 38. St. S. 467—472, und 547—556.

Conr. Heresbachii rei ruſticæ libri IV, Colon. 1570, 8. Liber II, fol. 85—198, de hortis atque plantis.

In Cph. Herings öcon. Wegweiſer, Jena 1750, 8. handelt das V. Buch, S. 269—354, vom Gartenbau.

Heinr. Heſſens teutſcher Gärtner, das iſt, eine gründliche Vorſtellung, wie nach nothwendiger Zubereitung des Erdreichs unter unſerm teutſchen Climate ein Luſt- Küchen- und Baumgarten füglich anzurichten, und darinnen allerhand, ſowohl fremde als einheimiſche Blumen, Kräuter, Gewächſe und Bäume zu erziehen, zu warten und zu vermehren ſind. Aus eigener langwieriger Erfahrung zuſammen getragen, mit raren Anmerkungen und verſchiedenen Kupfern verſehen, und in 4 Bücher abgetheilet. Lpz. 1710, f. 124 B. Königsb. und Lpz. 1740, 4. 4 A. 8 B. n. 3 Bog. Kupf.

Eben dieſes Buch iſt auch unter dem Titel: Neue Gartenluſt, Lpz. 1714, 4. herausgekommen.

Eden, or a compleat body of Gardening: containing practical directions for raiſing every kind of curious and uſeful product, fruit, flowers and herbage, according to the fifty-two weeks of the year; with figures of near 400 flowers and curious plants, and their deſcriptions, characters, and culture. By Dr. *Hill.* Lond. 1757, f. 716. S. n. 60 K. T.

Anmerkungen über die Landhäuſer und die Gartenkunſt, von C. C. L. Hirſchfeld, Lpz. 1773, 8. 11 B.

Eb. Deſſ. Theorie der Gartenkunſt, Lpz. 1775. 8. 16 und ein halb. Bog.

Ge. Holyck Gartenbuch, Frf. und L. 1709, 8.

Joh. Heinr. Gottl. v. Juſti Abhandlung von Erzeugung des Samens zu den Küchengewächſen, ſt. in No. 85—88 der Götting. Polizeyamtsnachr. v. J. 1756; und in Deſſen Oeconom. Schriften, 1 B. Berl. und Leipz. 1760, 8. S. 108—131.

Eb. Deſſ. Abhandlung von der Art und Weiſe, verſchiedene Küchengewächſe zu ſäen, ſt. in No. 29—31 der Gött. P. A. N. v. e. d. J. und in den Oecon. Schr. S. 132—147.

The Scots Gardiner's Director, containing inſtructions to thoſe Gardiners, who make a kitchen-garden and the culture of flowers their buſineſs &c. particularly adapted to the climate of Scotland. (By *Juſtice*) Edinb. 1754, 8.

Pet. Kalm diſſ. träu och häckar eller lefwande Gärder-Gärdar beſkrefne. Reſp. *Dav. Eric. Hoffmann*, Aboæ 1756.

Das mit Gewürz, Früchten, Pflanzen, Kräutern, Blumen, Samen und Obſtbäumen angefüllte Magazin, worinnen nicht

nur

nicht nur ihre Eigenſchaft, Nutzen und Gebrauch ſowohl in der Medicin, als Oeconomie, ſondern auch die beſte und leichteſte Methode, wie man eine jede Art von Saamen, ſo zu einem Küchen- und Blumengarten gehört, ſäen, ſtecken, pflanzen und verpflegen ſoll, imgleichen, wie man ein Land, das ſonſt zu nichts zu gebrauchen, nützlich anfüllen und beſäen kann, angezeigt wird, v. D. *Lud. Guil.* de *Knoer*. Leipz. 1755, 8.

Chriſt. Lud. Krauſens funfzigjährig-erfahrungsmäßiger Unterricht von der Gärtnerey. Berl. und Lpz. 1773, gr. 8. 2 A. 3 B.

Lud. Phil. Krauſens kluger und ſorgfältiger Gärtner, aus eigener Erfahrung und bewährten Autoribus zuſammen getragen. Langenſ. 1738, 8. Zweyte und vermehrte Aufl. 1741, 8. 19 B.

Betty Langley new principles of gardening, or the laying out and planting paſtures, groves, wilderneſſes, labyrinths, parks &c. Lond. 1728, 4.

Von Auszierung der Gärten, ſ. P. Laugier überſ. Verſuch über die Baukunſt, Frf. und L. 1756, 8. S. 208—222.

Petr. Laurembergii horticultura, libris II comprehenſa; huic noſtro coelo & ſolo accommodata; regulis, obſervationibus, experimentis & figuris novis inſtructa: in qua, quicquid ad hortum proficue colendum & eleganter inſtruendum facit, explicatur. Frf. M. 1654, 4. 1 A. 6 B.

The Clergy-Man's recreation: ſhewing the pleaſure and profit of the art of gardening; by *John Lawrence*. The 3d. edition. Lond. 1715, 8. 52 S. The ſecond part of the art of gardening improved: containing ſeveral new experiments and curious obſervations relating to fruit-trees; particularly a new method of building Walls with horizontal ſhelters; illuſtrated with Copper-plates. Lond. 1716, 8. 115. S.

Eb. Deſſ. fruit gardeners Kalendar. Lond. 1718. 8.

La culture parfaite des jardins fruitiers & potagers, avec des diſſertations ſur la taille des arbres, par le Sr. *Louis Liger*, à Par. 1702, 12. Nouvelle edition revûée, corrigée & augmentée de pluſieurs nouvelles experiences. à Par. 1714, 12. 569. S.

Eb. Deſſ. Le Jardinier Fleuriſte & Hiſtoriographe, ou la culture univerſelle des fleurs, arbres, arbuſtes & arbriſſeaux, ſervans à l'embeliſſement des jardins. Enſemble la maniere de dreſſer toutes ſortes de parterres, berceaux de verdures, patte d'oye, colonnes & autres pieces. Le tout enrichi d'un grand nombre de figures demonſtratives. à Par. 1704, 12. 379. S. à Amſt. 1706, 12. 1 A. 8. B. 1708, 12.

Neue Aufl. u. d. T. Le Jardinier Fleuriſte, ou la culture univerſelle des fleurs, arbres, arbuſtes, arbriſſeaux, ſervans à l'embelliſſement des jardins, contenant pluſieurs parterres ſur des deſſeins nouveaux, bosquets, boulingrins, ſalles, ſallons & autres ornemens de jardins; avec la maniere de rechercher les eaux, de les conduire dans les jardins, & une inſtruction ſur les baſſins. Ouvrage, ou tous les Curieux trouveront, de quoi s'amuſer agréablement. à Par. 1718, 12. 452. S.

P. D. Longolii Gartenanmerkungen auf das Jahr 1758, ſt. im 22. St. der Fränk. Samml. Nürnb. 1759, 8. S. 344 —348.

Anleitung für die Landleute auf der Heide, die keine volle Hufe haben, wie ſie den Feld- mit dem Gartenbau vereinigen, und dadurch ihre Einnahme verbeſſern können; Geſprächsweiſe ausgeſtellt von Phil. Ernſt Lüders Fleusb. 1764, kl. 12. 6 u. ein halb. Bog. Zweyte Aufl. 1770.

Eb. Deſſ. Briefe, die Beſtellung eines Küchengartens in Niederſachſen, beſonders im Hannöveriſchen, und hauptſächlich in der Gegend zwiſchen Hannover und Hameln, ſt. im 58, 60, 62, 63, 82. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1766; und im 11, 12, 15, 22, 23, 24, 30, 33, 45. und 46. St. deſſ. v. J. 1767.

Neue Aufl. Briefe über die Beſtellung eines Küchengartens, in welchen denen die ihre Gärten ſelbſt und ohne Hülfe eines gelernten Gärtners beſtellen wollen, eine Anleitung zum Gartenbau gegeben wird. Dritte und vermehrte Aufl. Hannov. 1778, 8. 1. A. 13. B.

Agoſtino Mandirola manuale di Giardinieri Vicenz. 1652 12.

Franz. überſ. Manual du jardinier, par le Sr. *Mirandola*, trad. ſur l'original italien, par M. C. L. T. Randi (Andry) à Par. 1765, 12. 19. B.

New art of gardening, with the Gardiner's Almanach, by *Meager*, Lond. 1699. 12.

Ge. Meiſters orientaliſcher Kunſt- und Luſtgärtner. Dresd. 1692, 4.

Jo. Meurſii arboretum ſacrum, ſ. de arborum, fructum & herbarum conſervatione, proprietate, uſu & qualitate Libri III. L. B. 1642. 8.

The Gardeners Dictionary, by *Phil. Miller*. Lond. 1731, f. 3d. edit. 1737. The 7th edition, reviſed, much enlarged and altered according to the lateſt ſyſtem of Botany, and embelliſhed with ſeveral Copper-plates, which were not in the former editions. Lond. 1759, f.

D. überſ. Das engl. Gartenbuch, oder Phil. Millers Gärtnerlexicon, in ſich haltend die Art und Weiſe, wie die Küch- Frucht- Blumen- und Kräutergärten, als auch Luſtwälder, Glashäuſer und Winterungen, nebſt dem Weingarten, nach den Regeln der erfahrenſten Gärtner dieſer Zeit zu bauen und zu verbeſſern ſeyn, mit verſchiedenen Kupfern, nach der 5ten vermehrten und verbeſſerten Auflage ins Deutſche überſ. von D. Ge. Leonh. Huth. Erſter Theil, Nürnb. 1750, f. 548. S. Zweyter Theil, 1751, 620. S.

Neue Ueberſez. u. d. T. Phil. Millers allgemeines Gärtnerlexicon, das iſt, ausführliche Beſchreibung der Geſchlechter und Gattungen aller und jeder Pflanzen, nach dem neueſten Lehrgebäude des Ritter Linné eingerichtet, worin zugleich eine Erklärung aller botaniſchen Kunſtwörter, und eine auf vieljährige Erfahrung gegründete practiſche Anweiſung zum Garten- Acker- Wein- und Holzbau enthalten iſt. Mit verſchiedenen Kupfern, nach der allerneueſten

ken, ſehr vermehrten und veränderten achten Ausgabe, aus dem engliſchen überſetzt. Erſter Theil, Nürnb. 1769, gr. 4. 5. A. 5. B. Zweyter Theil, 1772, 4. A. 20. B. Dritter Th. 1776, 5. A. Vierter und letzter Theil, 1776, 5 A. 15 B.

Eb. deſſ. The Gardeners Kalendar. Lond. 1732, 8. 1734. Dubl. 1735. Lond. 1748. The 12th edit. illuſtrated with 5 Copperplates, Lond. 1760, 8.

Deutſche Ueberſetz. Phil. Millers Gärtnercalender, worin gelehret wird, welche Verrichtungen in einem jeden Monate ſowohl in den Küchen- Obſt- und Luſtgärten, als in dem Gewächshauſe und der Pflanzſchule, geſchehen müſſen. Nebſt einer Nachricht von den beſondern Jahrszeiten, welche die Fortpflanzung und der Gebrauch aller Arten der Küchengewächſe und eßbaren Früchte erfordern, auch wann in einem jeden Monate alle Gattungen Blumen und andre Gewächſe, auch Bäume, blühen; welchem noch beygefügt iſt ein Verzeichniß, wie man die in der Arzeney gebräuchlichen Gewächſe in jedem Monat nutzbarlich einſammeln muß. Aus der achten engliſchen Ausgabe überſ. vom L. W. B. (Büttner) Gött. 1750, 8. 1 A. 3 B.

Mills vollſtänd. Lehrbegriff von der praktiſchen Feldwirthſchaft, 4. B. Lpz. 1776, gr. 8. S. 1, fgg.

Mirandola, ſiehe oben *Mandirola*.

Ant. Mizaldi hiſtoriæ hortenſium, Colon. 1557.

Theatre des jardinages, contenant une methode facile pour faire des pepiniers, planter, elever, enter, greffer & cultiver toutes ſortes d'arbres fruitiers, avec les fleurs qui'l faut mettre dans les parterres qui ſervent à l'embelliſſement des jardins, par *Claude Mollet*. à Par. 1678, 12. 298. S.

D. Did. Montanus the gardeners labyrinth, containing a diſcourſe of tho gardeners life in the yearly travels to be beſtowd on his plot of earth. Lond. 1586, 4.

J. G. Müllers Deliciæ hortenſes, oder vollſtändige Gartenkunſt, worinnen Achtung gegeben wird, wie alle Arten von Blumen- Arzney- Küchen- und Baumgewächſen rc. zu erziehen und fortzubringen, auch was in jedem Monat des Jahrs in den Gärten zu thun iſt. Zwey Theile. Neunte verbeſſerte Auflage. Stutg. 1765, 8. 1 A. 10. B.

Otto von Münchhauſen Regeln zu Anlegung eines Gartens, ſt. in deſſen Hausvater, 2. Th. Hannov. 1765, gr. 8. S. 198—230.

Eſſai ſur l'agriculture moderne, dans lequel il eſt traité des arbres, arbriſſeaux & ſous-arbriſſeaux de pleine terre, dont on peut former des allées, bosquets, maſſifs, paliſſades & bordures dans un goût moderne; enſemble des oignons de fleurs & autres plantes tant vivaces qu'annuelles, des arbres fruitiers, ſurtout ceux, qui méritent la préference dans les plans des potagers, par Mrs. l'Abbé NOLIN & l'Abbé BLAVET. à Par. 1756, 12.

Der niederländiſche Garten, bepflanzet mit Blumen, Obſt und Orangerien, durch Heinr. von Oſten, aus dem Holländ. in das Hochdeutſche überſ. Fünfte Aufl. Wolfenb. 1751, 8. 20 B.

Von Einrichtung der Luſtgärten, ſ. (Hrn. geh. R. v. Pfeifer) Lehrbegriff, ſämt. öcon. und Cameralwiſſ. 3. B. 1. Th. Mannh. 1777, 4. S. 170—172.

The Garden of Eden, or an accompt of the culture of flowers and fruits new growing in England; with particular rules, how to advance their nature and growth, as well in Seeds and Herbs, as in ordering of Trees and Shrubs: in 2 parts, by Sr. *Hugh. Platt.* Lond. 1675, 8.

Villæ *Jo. Papt. Portæ*, Libri XII. 1. Domus. 2 Sylva cædua. 3. Sylva glandaria. 4. Cultus & inſitio. 5. Pomariam 6. Olivetum. 7. Vinea. 8. Arbuſtum. 9. Hortus coronarius. 10. Hortus olitorius. 11. Seges. 12. Pratum. In quibus majori ex parte cum verus plantarum cultus, certaque inſitionis ars, & prioribus ſeculis non viſus producendi fructus via monſtrantur; tum ad frugum, vini, ac fructuum multiplicationem experimenta prope infinita exhibentur, Frf. 1592. 4. 914. S.

Jo. Ernſt. Probſtens Gärtners Wörterbuch Lpz. 1747, 8.

Inſtruction pour les jardins fruitiers & potagers, par feu Mr. *de la Quintinye* à Par. 1690. 4. 2. Voll. 1695, à Amſt. 1697. 1730. Nouvelle edition revûée, corrigée & augmentée d'une inſtruction pour la culture des fleurs. à Par. 1756. gr. 4.

Engl. überſ. von Evelyn, u. d. T. Compleat gardener. Lond. 1697, 4.

Deutſch überſ. Gründl. Anleit. zum Gartenbau. Hamb. 1727.

Ital. überſ. Compendio delle regole e maſſime più neceſſarie per l'eſercitio di queſt'arte, cavate da Mr. *della Quintinye*, ommeſſe quelle di giá deſcritte dall'Autore oltredetto &c. ſt. n. K. im II. Th. der *Galleria di Minerva* in Venet. 1697. f. S. 327—351.

Gottl. Rammelt vermiſchte öconomiſche Abhandlungen zum Beſten der Landwirthſchaft und Gärtnerey, aus eigener Erfahrung und angeſtellten Verſuchen mitgetheilt. Halle 1768, 8. 1 A. Zweyter Theil, 1771. 1 A.

Renati Rapini Hortorum libri quatuor. Pariſ. 1664. 4. Ed. altera, Pariſ. 1666, 12.

Sammlung ſeltener Begebenheiten in der Natur, welche nebſt vielen zur Haushaltungskunſt und Verbeſſerung des Acker- und Gartenbaues angehörigen angeſtellten Verſuchen, Proben, Erfindung und Wahrnehmungen rc. von D. J. S. Ravenſtein. Zweybr. und Straßb. 1755, 8. 1 A. 12. und ½ Bog.

Chriſt. Reicharts Land- und Gartenſchatzes erſter Theil: von allerhand Samenwerk, worin die zum Garten- und Ackerbau, in Anſehung der Sämereyen gehörigen Vortheile, nebſt Beſchreib. eines Samencabinets und nöthigen Kupfern mitgetheilet werden. Erfr. 1753, 8. 15. B. Zweyter Theil: von der Baumzucht, worin die Erziehung und Wartung ſowohl einheimiſcher als Orangenbäume nach allen Vortheilen aufrichtig beſchrieben, und mit einigen Kupfern erläutert werden. 14 B. Dritter Theil: von der zur Speiſe dienlichen Kohlen, Wurzeln und Zwiebeln, deren Erziehung und Wartung. 15. B. Vierter Theil: von Küchen- Spezerey- und Arzeney- Gewächſen, und deren

deren Erziehung, Wartung und Erhaltung. 17. B. Fünfter Theil. Von vieljähriger Nutzung der Aecker ohne Brache und wiederholte Düngung ꝛc. 1754. 15. B. Sechſter Theil, worin vom Hopfenbau, wie auch von den vornehmſten Blumengewächſen, desgl. von Vertilgung der ſchädlichen Thiere und Ungeziefer auf den Aeckern und in den Gärten gehandelt worden, 1755, 18. B. Univerſalregiſter über alle 6 Theile, Erf. 1762, 8. 4 B. Anhang zu denſelben, Erf. 1774. 10 B.

Eb. Deſſ. Einleitung in den Garten- und Ackerbau. Erſter Theil, worin nicht nur von der Gartenwiſſenſchaft überhaupt und Anlegung der mancherley Gärten, ſondern auch von Erziehung und Wartung der darein gehörigen Gewächſe inſonderheit, aufrichtig und kürzlich gehandelt wird. Mit nöthigen Kupfern verſehen. Erf. 1758, 8. 1. A. 16 Bog. Zweyter Band, worin zu einem höchſt nutzbaren Feldbau ꝛc. 1759. 19 B.

Dan. Rhagor Pflanzenarten, Bern, 1639, 8. Mainz, 1651, 8.

Rich. Richardson de cultu hortorum, Lond. 1699, 4.

Kurzgefaßtes Gartenlexicon mit einem Gartenkalender, von Jo. Cph. Riedel Nordh. 1751, 8. 856. S.

Verbeſſertes und vermehrtes Gartenlexicon, beynebſt einem nützlichen Gartenkalender. Nordh. 1769, 8. 2 A. 16. B.

Georgii de Los Rios agricultura de jardines, que trata de la maniera ſe an de erias gobernar y conſervar las plantas, Madrit 1620, f.

In Jul. Bernh. v. Rohr vollſtänd. Hauswirthſchaftsbuch, Lpz. 1751, 4. handelt die IV. Abtheil. S. 473—631, von der Gärtnerey.

Obſervations ſur l'agriculture & le jardinage, par Mr. *Angran de Ruëneuve*, à Par. 1712, 12. 2. Voll.

Traité des jardins, par le Sr. *Sauſſay*. à Par. 1722, 8. 20 B.

Theoretiſche und praktiſche Abhandlung vom Gartenbau, nach Grundſätzen und der Naturlehre des Pflanzenreiches erwieſen. Aus dem Franzöſ. des Hrn. Abbe. Rudiger Schabol überſ. Mit Kupf. erſter Band, Frf. M. 1775, 8. 1 A. 12. B. Zweyter Band, 1. A.

Einige Anmerkungen in der Gärtnerey, von J. C. Schmid, ſt. im 5. St. der fränk. Samml. Nürnb. 1756, 8. S. 377—381.

Bibliotheca botanica, ſive Catalogus auctorum & librorum omnium, qui de re botanica de medicamentis ex vegetabilibus paratis, de re ruſtica & de horticultura tractant, à *Jo. Franc. Seguierio* digeſtus. Hagæ Com. 1740, 4.

Stevenson's twelve months, or a pleaſant and profitable diſcourſe of every action proper to each particular month. Lond. 1661, 4.

Eb. deſſ. gentlemans gardeners director. Lond. 1746, 8.

Wolff Abraham Stromer von Reichenbach edle Gartenwiſſenſchaft, oder Horticultura Laurembergiana Nürnb. 1671, 8.

Jo. Ge. Sulzers allgemeine Theorie der ſchönen Künſte, I. Th. Lpz. 1773. gr. 8. Art. Gartenkunſt, S. 562—566. ſt. auch in den Beytr. zur Geſch. der Künſte und Gewerbe ꝛc. Zürich 1774, 8. S. 41—49.

In der Agriculture expérimentale par Mr. *Sareey de Sutieres*, Yverd. 1765, 8. handelt das 8te Cap. S. 144—152, des Potagers.

Steph. Switzer noblemans, gentlemans and gardiners recreation, Lond. 1718.

Eb Deſſ. practical kitchen - gardener, Lond. 1739, 8.

Sam. Trowel of husbandry; gardening &c. Lond. 1739, 8.

D. überſ. Anleitung für einen Landmann, oder neue Abhandlung von dem Ackerbaue, der Gärtnerey und andern merkwürdigen Dingen, welche die Landwirthſchaft betreffen, zuerſt ans Licht geſtellt von Hrn. Sam. Trowell, hernach aber durch einen Anhang zu jeglichem Hauptſtücke von dem Landbaue vollſtändig gemacht von Will. Ellis. Aus dem Engl. in die deutſche Sprache überſ. und mit einigen Anmerk. verſehen, Lpz. 1750, 8. 324. S.

Curioſitez de la nature & de l'art ſur la vegetation, où l'Agriculture & le Jardinage dans leur perfection; par Mr. *Pierre de Vallemont*, à Par. 1705, 12. 708. S. Nouvelle edition revûe, corrigée & augmentée de la culture du jardin potager & fruitier, à Par. 1709, 12. 2 Voll.

D. überſ. des Hrn. Abts von *Vallemont* Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt; aus dem Franz. überſ. Budiſſ. 1716, 8. 1 und ein halb. Alph. u. 1 und ein halb. Bog. Kupf.

J. C. Webers gründliche Einleitung zum Gartenbau, Hamb. 1727, 4. 1 A. 2 und ein halb. Bogen.

Inſtructions ſur le jardinage, qui renferment en abregé ce qui a rapport à la culture des fleurs, des fruits & des légumes; la maniere de planter & de tailler les arbres fruitiers, ſuivant la difference des climats & des ſaiſons, & la conduite que l'on doit obſerver pendant les douze mois de l'année, pour les amener à leur perfection; par *Jean George Wenckeler*, à Par. 1767.

Whately ſiehe oben S. 177 und 196.

The botaniſts and gardeners new Dictionary; containing the names, claſſes, orders, generic characters and ſpecific diſtinctions of the ſeveral plants cultivated in England, according to the ſyſtem of Linnæus; directing the culture of each plant, deſcribing its ſingular virtues and uſes, and explaining the terms peculiar to Botany and Gardening. In which is alſo compriſed a Gardener's Calendar, directing the whole practice of the flower - garden, the ſeminary, the fruit - garden, the kitchen - garden, the green - houſe, and the ſtove, by *James Wheeler*, Lond. 1764. 8.

Vom Gartenbau, ſ. Hrn. K. R. Wöllner öconomiſche Bibliothek, 2. Th. Berl. 1765, 8. S. 395, fgg.

Worlidge art of gardening, Lond. 1700. 8.

Jo. Zahn ſpecula phyſ. math. hiſtorica. To. II. Norimb. 1696, f. Regulæ & obſſ. perutiles botano - gnomicæ ex variis aliis rerum hortenſium rerum cultoribus collectæ, S. 207, fgg. De hortis & eorum apparatu Obſſ. S. 212—216.

Gar-

Garten, (Arzney-) ſiehe oben, S. 150, und 371.
— — (babyloniſche) ſ. oben, S. 155, fgg.
— — (Baum-) ſ. oben, S. 150, und 331.
— — (Bienen) ſ. oben, S. 150.
— — (Blumen) ſ. Th. V, S. 779, fgg. und oben, S. 150.
— — (botaniſcher) ſ. oben, S. 150, und 371.
— — (chineſiſche) ſ. oben, S. 181, fgg. und 219.
— — (Eichel-) ſ. oben, S. 148.
— — (engliſche) ſ. oben, S. 150, und 176, fgg.
— — (Feigen-) } ſiehe oben, S. 150.
— — (Feld-) }
— — (franzöſiſche) ſ. oben, S. 150, 172, f.
— — (Gras-) ſ. in G.
— — (griechiſche) ſ. oben, S. 159, f.
— — (hängende) ſ. oben, S. 156, und 165.
— — (Hetz-) ſ. in H.
— — (holländiſche) ſ. oben, S. 177, fgg.
— — (Hopfen-) ſ. oben S. 150.
— — (Irr-) ſ. in J.
— — (italiäniſche) ſ. oben, S. 150, und 167, fgg.
— — (Kohl-) }
— — (Krätz-) } ſ. oben, S. 149, 297, fgg. 358, f. und 361.
— — (Kraut-) }
— — (Küchen-) }
— — (Kunſt-) } ſ. oben, S. 149, 196, 356, fgg. und 359, f.
— — (Luſt-) }
— — (mediciniſcher) ſ. oben, S. 150, und 371.
— — (Menagerie-) ſ. oben, S. 150.
— — (Nuß-) ſ. oben, S. 150.
— — (Obſt-) ſ. oben, S. 150, und 331.
— — (Oehl-) ſ. oben, S. 150.
— — (oeconomiſcher) ſ. oben, S. 366, fgg.
— — (Orangerie-) ſ. oben, S. 150.
— — (perſiſche) ſ. oben, S. 158, und 180, f.
— — (Pracht-) ſ. oben, S. 149.

Garten, (römiſche) ſ. oben S. 161, fgg.
— — (Roſen-) ſ. oben S. 150.
— — (ſchwebende) ſ. oben S. 155 und 165.
— — (ſchweitzeriſche) ſ. oben S. 170, fgg.
— — (ſpaniſche) ſ. oben S. 174, fgg.
— — (Thier-) ſ. oben S. 150.
— — (türkiſche) ſ. oben S. 179, f.
— — (Wein-) ſ. oben S. 150.
— — (Winter-) ſ. oben S. 278, fgg.
— — (Zehr-) ſ. oben S. 148.
— — (Zier-) ſ. oben S. 149.

Garten-Acker, ſ. Garten-Feld.

Garten-Aeppich, ſ. Peterſilie.

Garten-Alleen oder Gänge, ſiehe Th. I. S. 499—518, und oben S. 249, f. und 322, fgg.

Garten-Ampfer, ſiehe Spinat.

Garten-Apfel, Aepfel, welche in den Gärten gebauet werden, zum Unterſchiede von den wilden oder Holzäpfeln.

Garten-Arbeit, } ſiehe oben S. 150.
Garten-Bau, }

Garten-Beet, ein Beet in einem Garten, zum Unterſchiede von einem Ackerbeete.

Garten-Befriedigung, ſiehe oben S. 336, fgg. und unten den Art. Garten-Recht.

Garten-Biene, zahme Bienen, welche in Gärten gehalten und gepflegt werden, zum Unterſchiede von den Feld- oder Waldbienen. Siehe auch Garten-Honig.

Garten-Birne, Birnen, welche in Gärten gezeugt werden, zum Unterſchiede von den wilden oder Holzbirnen.

Garten-Blume, Blumen, welche in Gärten gezeugt werden, zum Unterſchiede von den Feldblumen, Waldblumen u. ſ. f.

Garten-Bohne, überhaupt alle Bohnen, welche in Gärten gezeugt werden. In engerer Bedeutung eine

Art

Art großer Bohnen, zum Unterſchiede von den Feldbohnen; ſ. Th. VI. S. 132.

Garten-Brücken, ſiehe oben S. 257.

Garten-Cypreſſe, ſiehe Th. I. S. 128.

Garten-Dieb und Diebſtahl, ſiehe oben S. 354, f. und unten im Art. Garten-Recht.

Garten-Diſtel, eine Benennung, welche in einigen Gegenden die Artiſchocke, Cynara *Linn.* führt.

Garten-Erbſen, Erbſen, welche in Gärten gezeugt werden, und auch Stabel- oder Stängelerbſen heißen, zum Unterſchiede von den Acker- oder Felderbſen; ſ. Th. XI. S. 173.

Garten-Erde, eine zum Gartenbaue dienliche Erde; ſiehe Gartenplatz. In weiterer Bedeutung wird auch wohl die obere Erdſchicht des Erdbodens die Gewächserde, Dammerde, die Gartenerde genannt; ſ. Th. XI. S. 332.

Garten-Feld, ein Stück Feldes, welches Gartenrecht hat, und daher nach des Eigenthümers Belieben genutzt werden kann, Gartenacker, Gartenland, ein Jahrfeld, weil es alle Jahre beſtellt wird, zum Unterſchiede von dem Artfelde. Siehe Garten-Recht und Gartine.

Garten-Froſch, eine Art Fröſche, welche ſich auf der Erde, und beſonders in den Gärten aufhält, der Landfroſch, Grasfroſch; zum Unterſchiede von dem Laub- und Waſſerfroſche; ſ. Th. XV. S. 167.

Garten-Frucht, eine jede Frucht, welche in Gärten gebauet wird, zum Unterſchiede von den Feldfrüchten; im Oberd. Krätzerey, Krätzwerk; ſiehe Th. XV. S. 280.

Garten-Gänge, ſiehe Garten-Allee. Von Gängen in Luſtgärten ſiehe oben S. 249, f. Wie das in den Gängen der Luſtgärten hervor keimende Gras zu erſticken ſey, ſ. oben S. 251. Wie und warum auch

die Gänge in den Küchengärten rein zu halten ſeyn, ſ. oben, S. 322, fgg.

Garten=Gebäude, ſiehe oben, S. 252.

Garten=Geräth, ſiehe Garten=Inſtrumente.

Garten=Gewächs, ein jedes Gewächs, welches in Gärten gebauet wird, zum Unterſchiede von den Feldgewächſen. Ihre Eintheilung und Benennung, ſiehe oben, S. 295, fgg.

Garten=Gewächſe, als: allerley Wurzelwerk, Kraut, Kohlrüben, Kohlrabi u. d. gl. werden den Winter über am beſten in dazu beſonders ausgegrabenen Gruben aufbehalten. Dieſe Gruben ſind obenher etwas enger = unten aber etwas weiter mit gehöriger Tiefe, nach dem man viel oder wenig aufzuheben hat, ausgegraben oder zugerichtet, und ſodann mit Stroh = oder Rohrdecken ausgefüllet. Darein bringt man die Gewächſe, wenn ſie ſauber und wohl abgeputzt worden ſind, bis ungefähr ½ Elle hoch von der Erde die Grube voll iſt. Sodann leget man Breter darüber, welche mit Erde bedecket werden. Auf dieſe Art bleibt auch bey der größten Kälte alles unverſehrt. Einige machen zu jeder Art der Gewächſe eine beſondere Grube; welches auf die Quantität ankömmt, die ſie davon haben. Bey den Erfurter Gärtnern ſind dieſe Gruben am ſtärkſten im Gebrauch; wovon man in Reichards gemiſchten Schriften, Erf. 1762, 8. S. 332, fgg. eine ausführlichere Nachricht findet. Wer aber weder zum Verkauf, noch zu einer großen Conſumtion dergleichen Dinge in Menge aufzubewahren, ſondern nur damit eine mäßige Wirthſchaft zu verſorgen hat, grabe das Wurzelwerk, und was ſonſt von Gewächſen, Froſtes halber, in den Gärten nicht bleiben kann, auf, und lege es in einem Keller oder Gewölbe in Sand, verhüte aber, daß die Mäuſe nicht daran kommen; und wenn etwas anfaulet, muß es von dem übrigen abgeſondert und gereiniget werden. Wenn zuweilen gelindes

Wet=

Wetter iſt, muß man die Luftlöcher in dieſen Kellern öffnen, damit friſche Luft hinein gehe.

Garten-Gras, ſiehe unter Gras.

Garten-Grotte, Garten-Gruft, ſ. oben, S. 256, f.

Garten-Haue, eine Haue, oder kleiner Karſt, zum Gebrauch in den Gärten. Siehe Hacke.

Garten-Haus, ein jedes Haus an oder in einem Garten, zum Behuf des Gartenbaues oder der Gartenluſt. Siehe Luſt-Haus.

Garten-Hecke, ſiehe Hecke.

Garten-Hippe, ſiehe Hippe.

Garten-Honig, das Honig von den Gartenbienen, zum Unterſchiede von dem Beuten- oder Wald-Honige.

Garten-Hopfen, zahmer Hopfen, der in Gärten gebaut wird, zum Unterſchiede von dem wilden, oder Raſen- Weiden- Hecken- und Stauden-Hopfen. Siehe Hopfen.

Garten-Huhn, eine in einigen Gegenden übliche ſcherzhafte Benennung eines mit Semmel, Eyern ꝛc. gefüllten und gekochten Kohlhauptes, ſo an andern Orten ein Krauthahn genannt wird. Die Zubereitung dieſes Gerichts hat man im Art. Kohl zu ſuchen.

Garten-Inſtrumente, oder Garten-Geräth, ſind alle, zu Anlegung, Pflegung und Reinhaltung der Gärten, erfoderliche Werkzeuge der Gärtner; wovon die vornehmſten folgende ſind: Eine Baumſcheere, eine Heckenſcheere, ein Raupeiſen, ein Propfmeſſer, ein eiſerner Rechen, ein Schroteiſen, ein Reutſpaten, allerley Meißel und Meſſer, eine Pfropfſäge, eine Handſäge, ein Hackmeſſer, eine Grabekelle, ein Handſpätlein, einfache und doppelte Leitern, Spaten, Grabeiſen oder Grabſcheite, eine Grabſchaufel, Gartenhaue, Stockhaue, Krücke, ein Blumen-Häcklein, ein Pflanzer, (Pflanz- oder Setzholz) Schubkarren, Radebergen, eine Miſtgabel, ein Pfahleiſen*, eine Hippe, eine Gäthacke, Handbeile, ein Baum-

Häk-

Häklein; hienächſt ein ziemlicher Vorrath von Baſt, Binſen und Wieden, nebſt langem Stroh, Strohſeilen, Stricken, Bindfaden u. d. gl. zum Anbinden und Verbinden; große und kleine Töpfe, oder Blumenſcherben, Waſſerkrüge oder Sprengkannen und Sprengtrichter, Siebe, eine Horde; ferner Glasglocken, Strohglocken, Strohhüte und Strohdecken, zu Bewahrung der zarten Gewächſe; Säcklein oder Schachteln, imgleichen ein Schrank oder Kaſten, zu Aufhebung des Samens. Hiezu kömmt ferner ein gutes Pfropf- oder Oculierzeug, wozu ein Hämmerchen und verſchiedene Meſſer ꝛc. gehören. Hienächſt eine hölzerne Trage oder Tragbahre, die von einem Orte zu einem andern hin zu ſchaffenden Sachen darauf zu legen; verſchiedene Körbe, Obſthamen oder Aepfelpflücker; ferner Maßſtäbe und Meßſchnüre, eine Waſſer-Setzwage, ein gutes Reußzeug oder Zirkelbeſteck, u. d. gl. von welchem allen am gehörigen Orte mit mehrern gedacht wird. Alle dieſe jetzt erwähnte und andere Inſtrumente müſſen in beſondern hiezu gehörigen Kammern in guter Orgnung aufgeſtellet und verwahret, ſo oft man ſolche gebraucht hat und an dem gehörigen Orte wieder aufheben will, vorher fleißig geſäubert, das Eiſenwerk aber vor dem Roſte, ſo viel möglich, bewahret werden. Denn man pflegt gemeiniglich einen rechtſchaffenen Meiſter nach ſeinem Werkzeuge zu beurtheilen.

Garten-Kelle, ſiehe Grabe-Kelle.

Garten-Kirſche, die gewöhnliche in den Gärten befindliche Kirſche, zum Unterſchiede von den Weichſeln, Zwergkirſchen, Vogelkirſchen u. ſ. w.

Garten-Klee, ſiehe Klee.

Garten-Knecht, ein Gehülfe des Gärtners der die niedrigen in einem Garten vorfallenden Arbeiten verrichtet.

Garten-Kraut, ein jedes Kraut oder Pflanze, welches in Gärten gebauet wird, zum Unterſchiede von den Feldkräutern, Waldkräutern u. ſ. f.

Gar-

Garten-Kreſſe, eine Art Kreſſe, welche in Gärten gebauet wird, zum Unterſchiede von der Brunnen-Kreſſe und wilden Kreſſe.
Garten-Kröte, ſiehe Kröte.
Garten-Kümmel, der zahme Kümmel, welcher in den Gärten gebauet, und deſſen Same in den Küchen gebraucht wird, zum Unterſchiede von dem Feld-Wieſen- und ſchwarzen-Kümmel.
Garten-Kunſt, ſiehe oben, S. 150.
Garten-Land. 1. Land, welches als ein Garten gebauet wird, oder zu einem Garten beſtimmt iſt.
2. In der Feldwirthſchaft, ein Stück Landes, welches Gartenrecht genießt, Garten-Feld.
Garten-Laube, ſiehe Laube.
Garten-Linſen, große, wälſche Linſen, welche in den Gärten gebauet werden, zum Unterſchiede von den Feld-Linſen.
Garten-Mark, ſiehe Sellerie.
Garten-Mauer, ſiehe oben, S. 338.
Garten-Maus, Feld-Maus; ſiehe Maus.
Garten-Meiſe, Aſch-Meiſe, ſiehe Meiſe.
Garten-Meiſter, in einigen Klöſtern, einer von den Brüdern, welcher die Stelle eines Gärtners vertritt.
Garten-Melde, ſiehe Th. II, S. 632.
Garten-Meſſer, ſiehe unter Meſſer.
GartenMohn, diejenigen Arten Mohn, welche bey uns in den Gärten gezeuget werden, und zum Theil das Opium geben, zum Unterſchiede von dem wilden oder Feld-Mohn.
Garten-Münze, diejenigen Arten der Münze, welche bey uns in den Gärten gebauet werden, dergleichen die Frauen-Münze, Krauſe-Münze und Spitz-Münze ſind; zum Unterſchiede von den wilden Arten.
Garten-Nelke. 1. Alle Arten der Nelken, ſo bey uns entweder in den Gärten, oder auf den Feldern, wild wachſen, zum Unterſchiede von den Gewürz-Nelken.

2. Im

2. Im engern Verſtande, diejenigen Arten, welche in den Gärten gebauet werden, zum Unterſchiede von den Feld=Nelken.

Garten=Neſſel, eine Benennung der römiſchen Neſſel, welche in Gärten gepflanzt wird, zum Unterſchiede von der wilden oder Eiter=Neſſel.

Garten=Platz, zu Luſtgärten; ſiehe oben, S. 211 und 224. zu Küchengärten, S. 299, fgg. 307, fgg.

Garten=Pyramide, ſiehe in P.

Garten=Raute, eine Art der Raute, welche bey uns in Gärten gebauet wird, zum Unterſchiede von der Berg=Raute.

Garn=Recht, daß Recht, ein Stück Landes einzuzäunen oder einzuhägen, oder es doch ſo zu nutzen, als wenn es eingezäunet wäre. Ein Stück Landes, welches Gartenrecht hat, darf nicht von dem Viehe anderer behütet werden, und wer das Gartenrecht auf ſeinen Feldern hergebracht hat, kann ſolche alle Jahre nach Belieben beſtellen; daher ſolche Felder auch Jahr=Felder genannt werden. Eine Wieſe, welche Gartenrecht hat, wird auch eine Häge=Wieſe genannt. Siehe Garten 1 und 5.

Die Güter, von denen man ſagt, daß ſie Gartenrecht haben, ſind überhaupt verſchloſſene und verbaute Güter, auf welche Niemand das Vieh treiben, ſondern die man mit Zäunen vermachen darf. Folglich iſt, diejenigen Grundſtücke, die kein Gartenrecht haben, in ſo weit zu verwahren, erlaubt, als die Hütung dadurch nicht gehindert wird, nämlich mit einer leichten Verzäunung wider den Anlauf des Viehes; doch muß ſie zu der Zeit, wenn nach eingebrachten Früchten die Hutung auf den Feldern ausgeübet wird, wieder weggenommen werden; es wäre denn durch eine Verjährung erlangt worden. Hieraus erhellet ferner, daß auch die Felder, Weinberge und übrigen Grundſtücke auf dem Lande wider den Anlauf des Wildes ganz wohl verwahret

ret werden können. Da nun aber die Gärten ꝛc. nicht nur deswegen verzäunet werden, daß Menſchen und Vieh deren Früchte nicht beſchädigen, ſondern daß auch die Streitigkeiten, die ſich wegen der Nachbarſchaft zwiſchen zween an einander liegenden Nachbarn ereignen könnten, vermieden werden; ſo kann auch ein Nachbar, ungeachtet ſein Garten ehedem niemals verzäunt geweſen wäre, ja, wider Willen des andern Nachbarn, deſſen Garten an dieſen ſtößt, denſelben billig verwahren.

Man würde die Befugniß, ein Grundſtück zu umzäunen, ad res meræ facultatis, d. h. unter ſolche Dinge, die einem jeden zu thun, oder auch zu unterlaſſen, frey ſtehen, rechnen müſſen, wenn nicht die öconomiſche Erfahrung mit ſich brächte, daß alle Verzäunung zu dämmen, und alſo dem Nachbar ſchädlich zu ſeyn pflege, indem dadurch des Nachbarn Grund und Boden zu allen Jahrszeiten überſchattet, und zur Winterszeit der Schnee in großer Menge an den Zaun angewehet wird. Was nicht umzäunet wird, beſteht größtentheils in Feldern und Wieſen: wo hingegen ſeit rechtsverwährter Zeit ein Platz umzäunt geweſen iſt, oder wo man ſich ausdrücklich über die Umzäunung vereinigt hat, daſelbſt findet auch künftig die Umzäunung, oder das Gartenrecht, Statt; doch ſteht einem jeden Eigenthümer frey, ſeinen Garten mit Feldfrüchten, und ſein Feld mit Gartenfrüchten zu nutzen, bey welchen letztern jedoch, in Anſehung der Bäume, eben wegen ihrer Dämmung und Beſchattung, gewiſſe Ausnahmen zu machen ſind.

So würde z. B. nicht wirthſchaftlich, und der Nachbar zu dulden nicht gehalten ſeyn, wenn Jemand ſein Feld mit zahmem oder wildem Holze zu beſetzen gedächte. Das alte Sachſenrecht, welches erlaubt, in Gärten und Feldern des Nachbarn herüber wachſende Baumäſte, und die in unſer Feld oder Garten laufenden Baumwurzeln abzuhauen und auszuſtechen, iſt hiezu nicht hinlänglich, indem eine abermalige Erfahrung iſt, daß

daß hohe Bäume, inſonderheit wenn ſie gegen die Sommer⸗ſeite ſtehen, auf 30, 40 und mehr Schritte weit; Dämmung, und Schatten verurſachen, daher man auch auf den Feldern, wo etwa von Alters her, ein Baum ſtehen geblieben iſt, die da herum wachſenden Feldfrüchte weit und breit geringer, als die übrigen, von dem Baume ſehr entfernten, befinden wird.

Wem das Gartenrecht, oder ſeinen Grund und Boden zu verzäunen, frey ſteht, der iſt nicht befugt, den Zaun, welcher z. B. durch Verwüſtung gänzlich abgebrochen worden iſt, einſeitig, ohne des Nachbarn Genehmhaltung zu errichten, es ſey denn, daß eine ganz deutliche und unſtreitige Rainung daſelbſt anzutreffen wäre. Es fragt ſich: Bin ich ſchuldig, um meinen Garten einen Zaun zu halten, wenn mir ſolches nicht gefällig iſt? Ich halte es nicht dafür. Denn ein jeder iſt verbunden, die Seinigen und ſein Vieh, ob ich mich gleich ihm verpalliſadire, im Zaum zu halten.

Ferner fragt ſich: Ob einem Nachbar, irgend eine Art des neuen Zaunes zu erwählen, frey ſtehe? geſetzt, man wollte eine Mauer errichten? Da dieſe eine ziemliche Stärke oder Dicke erfordert, und der Nachbar, wenn er nicht einwilliget, von ſeinem Platze etwas dazu einzuräumen, nicht verbunden iſt: ſo folgt, daß man die Mauer keinesweges auf die Mitte der Rainlinie, ſondern allein auf des Bauherrn eigenen Boden zu ſetzen habe.

L. Hofmanns Gutachten über einige wirthſchaftliche zweifelhafte Fälle, im 4. B. der neuen öcon. Nachr. Leipz. 1769, 8. S. 655—657.

Setzte ein Nachbar ſeinen Zaun über die Gränzen ſeines Grundſtückes, ſo thut dieſer wohl, wenn er nicht eigenmächtiger Weiſe denſelben nieder reißt, ſondern bey der Obrigkeit um eine Beſichtigung, und ſummariſche Erkenntniß, gehörige Anſuchung thut. Wenn eine gemeinſchaftliche Verzäunung, und dieſelbe an einem Orte eingegangen iſt, der Nachbar aber ſeinen Theil nicht ausbeſſern laſſen will: ſo kann jener dieſerhalb das richterliche Amt anflehen, und dieſer muß den Scha⸗

den

den erſetzen. Ein Haus, zumal in einer Stadt, abzubrechen und niederzureißen, um aus dem Platze einen Garten zu machen, iſt nicht erlaubt; wohl aber, die Wieſen in Gärten zu verwandeln, in ſo fern, wenn in Anſehung der Hütung, des Zehent und der Steuern und Gaben, der Obrigkeit oder einem andern nicht präjudicirt wird, überhaupt aber auch die Statuten des Ortes nicht zuwider ſind. Derjenige, der den Nießbrauch hat, und nicht Eigenthumsherr des Platzes iſt, kann den Garten, darin ihm der Nießbrauch zuſteht, zu keinem andern Gebrauche anwenden. Wenn mein Haus an eines andern Garten anſtößt, bin ich nicht befugt, etwas aus meinen Fenſtern in ſeinen Garten zu gießen oder zu werfen; und muß auch geſchehen laſſen, daß der andere mit ſeinen Bäumen, die er an meine Fenſter heran zieht, meine Zimmer verdunkelt. Wären zween Brüdern in einem Teſtamente zwey Häuſer vermacht, in deren Mitte ein Garten befindlich iſt, ſo iſt die Frage: Welcher wohl befugt ſey, ſich den Garten anzumaßen? alſo zu entſcheiden, daß der Garten zu demjenigen Hauſe gehöre, für welches der Erblaſſer denſelben gebraucht hat; hätte man aber davon keine Nachricht, ſo wäre der Garten demjenigen Hauſe zu zueignen, aus welchem ein Gang in den Garten geht; und wenn auch dieſes nicht wäre, ſo müßten ſich beyde gemeinſchaftlich des Gartens bedienen. Dafern ein Bach durch meinen Garten geht, womit ich nach Gefallen denſelben wäſſern kann, es treibt aber derſelbe eine Stadtmühle: ſo bin ich nicht befugt, in der großen Hitze, wenn kaum ſo viel Waſſer in dem Bache iſt, daß es die Mühle treiben kann, denſelben zur Anwäſſerung meines Gartens zu gebrauchen.

In Anſehung des fremden Viehes, welches in unſern Gärten Schaden thut, iſt anzumerken, daß man am beſten thue, wenn man ſelbige verſcheucht, ihnen auch wohl, wenn es Federvieh iſt, die Flügel verſchnei-

det, oder ſie auch pfändet, nur aber nicht umbringt; welches aber doch auch ſeine Ausnahme leidet, wenn man von dem Nachbar wäre erinnert worden, den Garten zu verzäunen, es aber unterlaſſen hätte. Iſt es aber ein wildes Thier, welches ſich nicht einfangen läßt, ſo ſteht dem Herrn frey, ſelbiges mit Hunden zu verſcheuchen; und er hat deshalb keine Verantwortung zu befürchten, wenn das Thier gleich beſchädiget und von den Hunden nieder geriſſen worden iſt. Zu Beſchützung ſeines Gartens aber einen Graben zu machen, in welchem das Vieh, wenn es hinein fällt, ein Bein brechen oder Schaden nehmen kann, iſt nicht erlaubt.

Einem Reiſenden iſt, ohne Furcht, einen Diebſtahl zu begehen, erlaubt, aus einem an der Landſtraße liegenden und unverſchloſſenen Garten oder Weinberge, eine Frucht oder Weintraube zu holen, wenn er nur keinen Schaden verurſachet, und es nur zu ſeinem eigenen Bedürfniß thut, obgleich dieſes nicht überall ungeſtraft geduldet wird.

Noch etwas von den Garten=Dieben zu gedenken, ſo werden ſelbige zwar nicht, oder doch nur bey einem exceſſiven Gartendiebſtahl, mit einer Capitalſtrafe, ſondern nur allezeit mit einer willkührlichen, als: Landesverweiſung, Geldbuße oder Gefängniß, angeſehen. Doch aber iſt auch ein ſolcher zur Nachtzeit verübter Diebſtahl höher zu ahnden, als einer, der am Tage geſchieht. Einen zur Nachtzeit in dem Garten oder Weinberge angetroffenen Dieb zu erſchießen, oder zu erſtechen, oder auch durch ein Selbſtgeſchoß um das Leben zu bringen, iſt ſchlechterdings verboten; es wäre denn, daß man das erſtere zu ſeiner eigenen Beſchützung thun müſſe. Das Legen der Fußangeln (ſ. Th. XV, S. 525) an die Zäune, iſt nach guten Polizeygrundſätzen auch nicht erlaubt.

Garten=Ruinen, ſiehe oben, S. 255.

Garten-Saal, ein Saal in einem Gartenhauſe. Imgleichen ein offener, mit grünen Wänden eingefaßter Platz in einem Luſtgarten, dahin wenigſtens acht Alleen als auf ihren Mittelpunct zuſammen laufen ſollen. Der Boden muß feſt, ſauber und ganz glatt ſeyn; nahe dabey aber müſſen ſich bedeckte Lauben befinden, die zu einer Retirade dienen. Man bedienet ſich dieſes Ortes, Tafel daſelbſt zu halten, darauf zu tanzen und andere Luſtbarkeiten anzuſtellen, wie ſich denn daſelbſt auch artige Illuminationen anbringen laſſen. Man kann auch andere lebendige Baumgebäude darauf anlegen, wovon inſonderheit **Küffners** Architectura vivarborea, oder neuerfundene Baukunſt zu lebendigen Baumgebäuden, v. J. 1716, nachzuſehen iſt.

Garten-Scharlach, Garten-Scharley, in einigen Gegenden eine Benennung der römiſchen Salbey; ſiehe Scharlach-Kraut und Scharley.

Garten-Schnecke, ſiehe Schnecke.

Garten-Schwamm, eine Benennung der Champignons, wenn man ſie in Gärten bauet.

Garten-Spinne, ſiehe Spinne.

Garten-Statüen, ſiehe oben, S. 258, fgg. und 273.

Garten-Tempel, ſiehe oben, S. 253.

Garten-Theater, iſt, in den anſehnlichſten Gärten, ein großer meiſtens erhaben angelegter Platz, welcher abwechſelnd mit Fontänen und Statüen reichlich geziert iſt. Es dient ein ſolches Theater, dem Garten ſelbſt ein angenehmes Anſehen zu machen, und wird dadurch daſſelbe um ſo viel mehr vermehret, wenn ſich ein Waſſerfall in deſſen Proſpecte präſentirt.

Garten-Verhägung, ſiehe oben, S. 336, fgg.

Garten-Wilhelm, Dianthus barbatus; ſiehe Bart-Nelke, im Art. Nelke.

Garten-Zaun, ſiehe oben, S. 336, und 339.

Garten-Zehent, ſiehe Zehent.

Gartine, eine in der Gegend von Kennern übliche Benennung einer Art Aecker, vermuthlich ſolcher, welche Gartenrecht haben, Gartenfelder.

In einer gerichtlichen Nachricht von 1773 wurden des Ackermanns — Grundſtücke beſtehend in einem Buſche, einer Gartine auf der Pernener Mark und 12 Morgen Acker feil geboten.

Im mittlern Lat. bedeutet Gardinum, Gardinium mehrmals einen Garten, Cortina aber ein Hof.

Siehe Garten 5 und Garten-Feld.

Garum, hieß bey den alten Griechen und Römern eine gewiſſe Salzbrühe oder Marinade, die ſie als eines ihrer köſtlichſten Gerichte rühmten. Man weiß aber heut zu Tage nicht zuverläſſig, worin dieſes Garum eigentlich beſtanden habe. Einige meinen, es ſey aus Sardellen gemacht worden; andere, aus Makrelen ꝛc.

Garzer-Oehl, ſiehe Baum-Oehl, im Art. Oehl.

Gas. Das Gas nennen **Helmont** und andere Chemiſten die unſichtbaren flüchtigen Theile, welche von ſelbſt aus gewiſſen Körpern ausdampfen, und die man entweder gar nicht, oder wenigſtens mit ſchwerer Mühe, und doch nicht ganz rein, auffangen und ſammeln kann. Man rechnet zum Gas z. B. die Dämpfe der in eine ſpirituöſe, oder in eine faulende Gährung gerathenen Materien; tödliche Dämpfe aus brennenden Kohlen; die Schwaden in Bergwerken; den flüchtigen Theil der geiſtigen mineraliſchen Wäſſer; das flüſſige elaſtiſche Weſen, welches ſich aus der mit Salpeterſäure aufgelöſeten Kreide entwickelt; und ſelbſt den Spiritus Rector gewiſſer Subſtanzen, z. B. des Biſams.

Gaſche, Gaſe; ſiehe Gaze.

Gaſſatim, ein Wort, welches im Scherze nach dem Muſter der lateiniſchen Nebenwörter, beſonders des barbar. ſtellatim, gelildet iſt, und nur im gem. Leben gebraucht wird, wo es auch gaſſaten lautet. Gaſſatim gehen, auf den Gaſſen ohne Geſchäfte herum gehen,

hen, beſonders des Nachts. Es kömmt unter andern auch in der *ſtraßburgiſchen Polizeyordnung*, S. 85, vor. Einige ſagen auch *graſſaten gehen*, von graſſari.

Gaſſe (*), L. Platea, Fr. Charrière, Ruë, überhaupt ein Weg, auf welchem man geht, doch nur in folgenden beſondern Fällen.

1. Ein auf beyden Seiten mit Häuſern bebaueter Weg in einer Stadt, einem Flecken, und zuweilen auch in einem Dorfe. *Eine breite, enge, lange Gaſſe. Den Wein über die Gaſſe holen*, aus einem andern Hauſe. *Wein, Bier über die Gaſſe verkaufen*, in andere Häuſer. *In, oder auf der langen Gaſſe wohnen*, d. i. an derſelben. In engerm Verſtande werden zuweilen die breitern Gaſſen Straßen, die engern aber Gaſſen genannt. Eine Gaſſe, die keinen Ausgang hat, wird eine Strumpf-Gaſſe, oder ein Sack, Fr. Cul de ſac, genannt. Ein Mehreres ſiehe im Art. Straße.

Die Gaſſen in den Dörfern ſind, weil unſere meiſten Dörfer aus den zerſtreueten Häuſern und Höfen der Alten entſtanden ſind, in der Länge und Breite ſehr ungleich. Es iſt aber ein Wohlſtand, und der nachbarlichen Verbindung bequemer, wenn ſie ordentlich und fein gerade, die Hauptgaſſen aber breit und mit Bäumen beſetzt, dabey aber mit Nebengaſſen,

 welche

(*) In der erſten Bedeutung lautet dieſes Wort bey dem Willeram und Notker Gazzo, im Wend. Haſſa, im Ungar. Utza; im Tatian aber iſt Giozo, eine Meerenge, im Ital. Ghiaſſo, eine Gaſſe ohne Ausgang, ein Sack, und im Lappländ. Autza, ein ſchmales Thal zwiſchen zween Hügeln. Die Niederſachſen und damit verwandten Sprachen haben ſtatt des Ziſchlautes, wie in andern Fällen, ein t, Dän. Gade, Holländ. Gat, Niederſ. Gate, Schwed. Gata, bey dem Ulphilas Gatvo, welche aber in weiterer Bedeutung oft eine jede Durchfahrt, beſonders eine Meerenge, eine Oeffnung, ein Loch, bedeuten. Wachter leitet es von dem Isländ. gaſa, laufen, her; allein er hätte immer bey dem Deutſchen gehen ſtehen bleiben können, von welchem das Isländ. nur das Frequent. iſt. Das Hebr. חוץ bedeutet gleichfalls eine Gaſſe, und dieß leitet man gemeiniglich von dem Syr. und Aethiop. חיץ cinxit, circumdedit, her.

welche die Communication unter den Hauptgaſſen machen, verſehen ſind. Die Hauptgaſſen würden inſonderheit ſehr nützlich mit weißen Maulbeerbäumen an vielen Orten bepflanzet, dadurch aber der Grund zum Seidenbau beſſer geleget werden können. Siehe auch Th. IX, S. 395, fgg.

2. In einem Lager, der Raum zwiſchen den Gezelten, weil er vornämlich zum Gehen beſtimmt iſt.

3. Der lange ſchmale Raum zwiſchen zwo Reihen Menſchen, beſonders bey den Soldaten. Siehe Gaſſen-Laufen.

4. In den Bienenſtöcken die Zwiſchenräume zwiſchen den Scheiben.

Gaſſen-Hauptmann, in den Städten, ein verpflichteter Bürger, der die Aufſicht über die Polizey in dem ihm angewieſenen Viertel hat; an einigen Orten ein Gaſſen-Meiſter. Vielleicht, weil ſie ehedem und vornämlich die Erhaltung der öffentlichen Ruhe auf den Gaſſen zu beſorgen hatten.

Gaſſen-Koth, Schlamm oder Unrath, wie derſelbe zum Dünger zu gebrauchen iſt; ſiehe unter Koth.

Gaſſen-Laterne, ſiehe Laterne.

Gaſſen-Laufen, bey den Soldaten, diejenige Strafe, da der Verbrecher zwiſchen zwo Reihen Soldaten laufen muß, und von ihnen mit Ruthen gehauen wird, welches im gemeinen Leben Spieß-Ruthen laufen genannt wird. Siehe Gaſſe 3.

Gaſſen-Meiſter, ſiehe Gaſſen-Hauptmann.

Gaſſen-Pflaſter, ſiehe Pflaſter.

Gaſſen-Rinne, ſiehe Rinne.

Gaſſen-Vogt, eine anſtändige Benennung der Bettelvögte, weil ſie die Gaſſen von den Bettlern reinigen.

Gaſſeln, ſo nur im Niederſächſiſchen üblich iſt, den zu Brod geformten rohen Teig in den heißen Ofen ſchieben, damit er plötzlich eine braune Rinde bekomme; welches in Oberſachſen garben heißt. Siehe dieſes Wort. Das Bret, worauf man den Teig in den Ofen ſchiebet, heißt die Gaſſel.

Gaßler, ſiehe Th. XIV, S. 177, Anm.

Gaſt (*), eine Perſon männlichen oder weiblichen Geſchlechtes, welche bey einer andern ſpeiſet, entweder gegen Bezahlung, oder aus Freundſchaft, Gefälligkeit u. ſ. f.

1. Eigentlich. So werden Perſonen, welche in öffentlichen Herbergen oder an andern Orten für Geld ſpeiſen, Gäſte, Tiſch-Gäſte genannt. Auch Perſonen, welche Jemand bey feyerlichen Gelegenheiten, oder aus Freundſchaft mit einer Mahlzeit bewirthet, ſind Gäſte. *Gäſte bitten. Die Gäſte ſind nicht gekommen. Seyn Sie heute mein Gaſt,* ſpeiſen Sie heute bey mir, oder auf meine Koſten. *Ungebetene Gäſte. Ein Hochzeits-Gaſt,* der zum Hochzeitsſchmauſe geladen iſt.

In dieſer Bedeutung iſt auch das Schwed. Gaſt, Jßländ. Geſtur, Angelſ. und Dän. Geſt, Holl. und Niederſ. Gaſt, Engl. Gueſt, Böhm. Hoſt, und Poln. Goſc üblich. Siehe Gaſte.

2. In weiterer Bedeutung, eine fremde Perſon, welche von einem andern aufgenommen und mit der nöthigen Bequemlichkeit verſehen wird, es geſchehe nun für Bezahlung, oder aus Gefälligkeit. *Der Wirth hat viele Gäſte. Wir bekommen heute Gäſte.*

(*) Man könnte dieſes Wort von goan, gehen, Gau, Griech. γαια, ableiten, und alsdann würde die vierte Bedeutung die erſte und eigentliche ſeyn. Allein, da in dieſem Worte und deſſen Ableitungen und Zuſammenſetzungen der Begriff des Speiſens doch immer der herrſchende iſt, ſo ſcheint es mit mehrerm Rechte zu Koſt, Speiſe, eſſen, Griech. ἐςιαν, ſpeiſen, bewirthen, zu gehören; wenn man nicht annehmen will, daß in unſerm heutigen Gaſt zwey ehedem ganz verſchiedene Wörter zuſammen gefloſſen ſind, da dann auch die in dem ſaliſchen Geſeze vorkommenden Wiſogaſt, Bodogaſt, Salegaſt, Windegaſt, der fränkiſche Arbogaſt, das Ungar. Gazda, ein Herr, Hausvater u. ſ. f. mit in Anſchlag kommen könnten. Uebrigens wird dieſes Wort in den vier erſten Bedeutungen von beyden Geſchlechtern gebraucht, indem man ſowohl zu einem Frauenzimmer, als zu einer Mannsperſon ſagt, ſeyn Sie heute mein Gaſt, u. ſ. ſ. In einigen der folgenden Wörter ſcheint Gaſt für Koſt, Köſte zu ſtehen. Siehe Gaſte, Gaſt-Geber.

Schon Kero nennet einen ſolchen Gaſt Keſteo und Kaſto.
In andern Sprachen aber bedeutet es active auch den Wirth, der andere aufnimmt, wie das mittlere Lat. Hoſtis in den Briefen des heil. Bernhard, das Franz. Hote, das Ital. Hoſte. Auch das mittlere Lat. Giſtum, Herberge und Bewirthung, ſcheint hieher zu gehören.

3. In noch weiterer Bedeutung, werden diejenigen, welche bey andern arbeiten laſſen, bey ihnen kaufen, oder ſich ſonſt ihres Dienſtes bedienen, im gem. Leben häufig Gäſte genannt. Gäſte ſetzen, bey den Schenkwirthen, und in den Trinkhäuſern. Mahl-Gäſte, die bey einem Müller mahlen laſſen; Back-Gäſte, die bey einem Bäcker backen laſſen; Salz-Gäſte, welche in einem Salzwerke Salz kaufen; Bade-Gäſte, die ſich des Badens; Brunnen-Gäſte, die ſich des Geſundbrunnens an einem Orte bedienen u. ſ. f.

Schon in den alten florentiniſchen Statuten bey dem Carpentier heißt es: Hoſtis, id eſt ille, pro quo laborat aliqua bona.

4. In noch weiterer Bedeutung, ein Fremder, ein Ausländer, der ſich nur an einem gewiſſen Orte eine Zeitlang aufhält, ohne daſelbſt ſeine ordentliche Wohnung zu haben, oder ſich allda häuslich niederzulaſſen. In dieſer Bedeutung kömmt Gaſt ſchon bey dem Ulphilas vor. In ſolchem Verſtande werden auch an einigen Orten die fremden Kaufleute, welche einen Handelsort oder einen Jahrmarkt beſuchen, Gäſte genannt. In der Ordnung der Tuchmacherinnung zu Zeitz heiſſen die fremden Krämer Gäſte; und in den Rechten wurde ehedem derjenige für einen Gaſt gehalten, der über eilf Meilen weit her war. Auch die Schutzverwandten in den Städten, oder Einwohner, welche nicht Bürger waren, wurden Gäſte genannt.

Im Hochdeutſchen iſt dieſe Bedeutung nunmehr veraltet, außer daß ſie noch in einigen der folgenden Zuſammenſetzungen vorkömmt; im Niederſächſiſchen aber iſt ſie üblicher.

In wie weit ſolche Gäſte oder Fremde mit einander, oder mit den Bürgern und Einwohnern derjenigen

nigen Stadt, in der ſie ſich aufhalten, Handel und Wandel zu treiben befugt oder berechtigt ſeyn, iſt eine Frage, welche hier erörtert werden ſoll.

Daß auf den öffentlichen Meſſen und Jahrmärkten allen Leuten, die nicht in der Reichsacht, oder öffentliche Schelme und Diebe ſind, nicht allein mit den Einwohnern der Stadt, wo ſolche Meſſe oder ſolcher Jahrmarkt gehalten wird, ſondern auch mit andern Fremden oder Gäſten, die freye Handlung vergönnet ſey, iſt eine zur Genüge bekannte Sache. Außer den Meſſen und Jahrmärkten aber iſt nicht an allen Orten den Gäſten erlaubt, nach ihrem Belieben freye Handlung zu treiben. Nur wenige Handelsplätze ſind zu finden, wo ihnen dieſes ohne alle Einſchränkung erlaubt iſt. Zum Beyſpiele davon nenne ich bloß Genua, Livorno, Marſeille und Porto Mahon. An den meiſten Orten aber wird dieſe Freyheit entweder gar nicht, oder doch nur mit einer gewiſſen Einſchränkung, verſtattet. Zwar dieſes ſteht den Gäſten an allen Orten frey, den Einheimiſchen ihre Waaren im Ganzen oder Einzelnen abzukaufen, wenn nur nicht dadurch in der Stadt Theuerung und Mangel, oder eine unziemliche Regierung dieſer oder jener unentbehrlichen Waare verurſachet, noch ſolche dem Feinde zugeführet, und ſolcher dadurch verſtärket, oder aber falſches Geld dafür bezahlet wird. Ganz anders aber wird es an den meiſten Orten gehalten, wenn der Gaſt ſeine Waaren an die Einheimiſchen verkaufen will. Nicht leicht iſt es nämlich den Gäſten erlaubt, ſolche an die Einheimiſchen, ohne Unterſchied des Standes, nach eigenem Gutbefinden, einzeln oder im Ganzen zu verkaufen, ſondern gemeiniglich dürfen nur gewiſſe Waaren einzeln verkaufet werden; dahingegen andere nicht anders als im Ganzen abgeſetzet werden dürfen; doch ſteht ihnen an einigen Orten frey, ihre Waaren alsdann (wenn ſie nur dieſen Unterſchied beobachten, und

keine Waaren vereinzeln, die im Ganzen vertrieben werden müſſen,) an wen ſie immer wollen, zu verkaufen. An andern Orten aber iſt den Gäſten auch dieſes nicht erlaubt, ſondern ſie müſſen ihre Waaren erſt gewiſſen Zünften und Innungen feil bieten, und wenn dieſe binnen einer gewiſſen beſtimmten Zeit ſich nicht zu kaufen entſchließen, ſo ſteht alsdann erſt den Gäſten frey, ſolche andern Bürgern, ohne Unterſchied, anzubieten. So iſt z. B. in Lübeck das erſte Geſicht des Kornes und der Steinkohlen, ſo aus der Fremde kommen, den Bäckern und Schmieden vorbehalten; und wenn dieſe innerhalb 3 Tagen ſich nicht zu kaufen entſchließen, ſo hat der Fremde Macht, mit andern Bürgern zu handeln. An andern Orten ſind die Gäſte noch weiter in ihrer Handelsfreyheit eingeſchränkt, indem ſie ihre Waaren in das öffentliche Packhaus legen, oder in dem Kramergildehauſe eine Wohnung nehmen müſſen, und gar an Niemand anders, als an die Stadtkrämer, verkaufen dürfen, auch keine unumſchränkte Freyheit haben, alle Tage zu ihren Gütern zu gehen, und nach Gefallen damit zu ſchalten, ſondern ſich es gefallen laſſen müſſen, wenn ihnen etwan wöchentlich zween oder drey Vergünſtigungstage zum Verkauf verſtattet werden. Eben ſo verſchiedentlich wird es auch in Anſehung des Handels, den Gaſt mit Gaſt treiben will, gehalten. An einigen Orten iſt derſelbe völlig erlaubt; an andern aber ſind nur einige Güter frey, mit denen alſo Gaſt mit Gaſt handeln darf, dahingegen andere Güter bloß bürgerliche Güter ſind, mit welchen Gaſt und Gaſt nicht handeln darf, ſondern die allein für die Bürger oder Einwohner der Stadt bleiben. So gehören z. B. noch die daſigen Schragen mit Kaufmannsordnung unter die freyen Güter, damit Gaſt mit Gaſt (doch nicht bey Ellen oder Pfunden, ſondern ſtückweiſe und en gros) handeln darf, alle diejenige Waaren, die aus fremden Landen und Reichen dahin gebracht, und ferner könnten gebracht werden, und daſelbſt in 30 und mehr Jahren vor der Publication dieſer Ordnung nicht gebräuchlich geweſen, oder in ſolcher Anzahl nicht geführet

ret oder verhandthieret worden ſind. Unter die bürgerlichen Güter aber, damit Gaſt mit Gaſt nicht handeln darf, und welche die dortigen Bürger für ſich allein, als eine bürgerliche Freyheit, halten ſollen, gehören: Hanf, Pech, Theer, Klappholz, Wagenſchrot, Leinwand, engliſche, ſalzwedelſche, märkiſche, osnabrüggiſche und allerley andere Laken, Boyen, Munition, Takel oder Taue, Wolle, Eiſen, Bley, Oſemund ꝛc. und endlich unter die bürgerlichen Güter, mit denen Gaſt mit Gaſt, auch mit Gäſtepfennigen nicht handeln, oder kein Factor (bey Verluſt der Hälfte von ſolchen Gütern,) an Fremde verkaufen darf, gehören: Korn, franzöſiſche Weine und Branntweine, Brod, Butter, Käſe, Häringe, Schollen und Bücklinge, Salz, Berger und ißländiſche Waaren ꝛc. Uebrigens iſt es auch an einigen Orten ganz und gar verboten, daß Gaſt mit Gaſt handeln dürfe. So darf, z. B. vermöge des lübiſchen Rechtes, L. III. Tit. VI. Art. 7, kein Gaſt mit einem andern, oder kein Fremder mit einem Fremden einen Kauf und Verkauf treffen, ſondern ein mit ſeinem Gute in der Stadt Lübeck ankommender Gaſt oder Fremde kann daſſelbe Niemand anders, außer den daſigen Bürgern, verkaufen. Will er auch gleich daſſelbe Gut oder Waaren daſelbſt auflegen; ſo hat er doch die Macht nicht, ſolche alsdann den Fremden zu verkaufen, wie die daſigen Bürger, welchen dieſe Freyheit allein zuſteht. Würde er aber ſolches dennoch thun, und darüber betroffen oder deſſen überwieſen werden, ſo ſoll er bey und von dem Wettgerichte, nach der Größe des Verbrechens, geſtrafet werden. Es gründet ſich aber dieſe Verordnung hauptſächlich darauf, daß die Verfaſſer des lübiſchen Rechtes den Flor der Handlung in der Stadt Lübeck beſtens zu erhalten und zu vermehren geſucht haben. Daher wird auch durch ſelbiges den Bürgern in den Städten, wo das lübiſche Recht gilt, in dieſem Stücke ein beſonderes Vorrecht zugeſtanden, damit nichts in Handlungsſachen an ſolchen Orten geſchehen könne, wobey kein Bürger mit intereſſirt wäre. Sonſt wollen zwar auch einige behaupten, als ob allen und jeden Seehandelsſtädten eben dieſes Recht zuſtehe, daß nämlich Fremde mit Fremden daſelbſt nicht handeln dürfen; es kann aber ſolches ſo ſchlechthin und überhaupt nicht wohl zugegeben werden, vielmehr ſcheint dieſe Meinung urſprünglich daher entſtanden zu ſeyn, weil man bemerkt hat, daß ſolches in den zum hanſeatiſchen Bunde ehemals gehörigen Städten nicht geduldet worden, und auch noch jetzt nicht geduldet wird. Dieſe Städte aber

aber ſind ehemals die vornehmſten Handelsſtädte zur See geweſen; daher hat man geglaubt, daß dieſes ein beſonderes Recht wäre, welches den Handelsſtädten zur See, eben deswegen, wenn ſie Handelsſtädte zur See wären, wozu ſie aber vorher beſonderer Privilegien benöthigt geweſen wären, ehe ſie ſolche hätten werden können, überhaupt zuſtände. Allein, es iſt dieſes nicht an dem, ſondern es iſt vielmehr, allem Vermuthen nach, und ſo viel aus den Geſchichten erhellet, dieſer Satz: Daß Gaſt mit Gaſt (oder ein Fremder mit einem Fremden) nicht handeln dürfe, von dem Hanſebunde auf ihren Hanſetagen beliebet, und ſonderlich im Hanſereceß von 1494 feſtgeſetzt, nachher aber dem lübiſchen Rechte mit einverleibet worden. Doch will man hiedurch nicht ſogleich in Abrede ſeyn, daß nicht auch ein gleiches bey einigen andern, vormaligen oder jetzigen Handelsſtädten zur See üblich geweſen ſeyn, oder noch angetroffen werden, auch bey einigen ſolches wohl aus einem beſondern Privilegio herrühren könne. Endlich iſt hiebey noch zu gedenken, daß ſich in den mehreſten Handelsſtädten, welche ehemals zum hanſeatiſchen Bunde gehört haben gleichmäßige Verordnungen finden, die mit der mehrgedachten Verordnung des lübiſchen Rechtes übereinſtimmen, oder wohl gar aus derſelben hergeleitet und gerechtfertiget werden können. So findet man z. B. in **Mevii Erläuter. des lübiſchen Rechtes**, L. III. Tit. VI. Art. 7, No. 19 und 20, inſonderheit folgende hieher gehörige Verordnungen: „Daß Niemand mit fremden Gelde Korn, oder andere ankommende fremde Waaren kaufen ſolle.“ Ferner: „Es ſoll den Fremden nicht verſtattet werden, ihre Kaufmannsgüter in die Stadt zu Lande zu bringen, und hernach zu Schiffe an andere Oerter auszubringen, oder umgekehrt, zu Waſſer einzubringen, und an andere Oerter zu Vertreibung Handels und Wandels zu ſchicken.“ Hieher gehört auch das roſtockiſche Statut wegen des Woll- und Fellkaufens v. 18. May 1593. Im Gegentheil aber wird den Fremden an vielen Orten, zumal, wenn ſie in Perſon zugegen ſind, und irgend eine Sache vor Gerichte anzubringen haben, noch eher, als den Bürgern und Einheimiſchen zu ihrem Rechte geholfen, und ihre Streitigkeiten auf das ſchleunigſte ausgemacht; wie aus dem weiter unten folgenden Art. Gaſtgericht, zu erſehen iſt.

Nach

Nach einer noch weitern Figur bedeutet das Wort Gaſt ehedem auch Jemanden, der einer Sache beraubt war.

5. In der weiteſten Bedeutung, eine jede Perſon, doch nur mit Beywörtern, und im gemeinen Leben, beſonders Niederſachſens. *Er iſt ein fetter, ein reicher Gaſt*, ein begüterter Mann. *Ein ſchlauer Gaſt*, ein ſchlauer Mann. *Ein luſtiger Gaſt*, ein luſtiger Menſch.

Gaſtbarkeit, ſiehe Gaſt=Freyheit.

Gaſt=Becher, bey den ehemaligen Schmauſereyen, der große Becher, welche man den Gäſten zur freundſchaftlichen Bewillkommung zutrank; der Willkommen.

Gaſt=Bett, ein Bett, welches für Gäſte beſtimmt iſt, ſowohl in Gaſthöfen, als auch für freundſchaftlich Beſuchende.

Gaſt=Freund, in der höhern Schreibart, ein Fremder, den man als einen Gaſt bewirthet. Siehe den folgenden Artikel.

Gaſt=frey. 1. Bereit, fremde und reiſende Perſonen unentgeltlich aufzunehmen und zu bewirthen; eine in den ehemahligen Zeiten, da es noch keine öffentliche Herbergen und Gaſthöfe gab, ſehr nöthige und hoch geſchätzte Tugend.

2. Bereit, andere unentgeltlich mit Speiſe und Trank zu bewirthen. In beyden Fällen bedeutet frey freywillig, unentgeltlich. Daher die

Gaſt=Freyheit, bey dem Opitz die Gaſtbarkeit, L. Hospitalitas; die Eigenſchaft, da man gaſtfrey oder gaſtbar iſt.

Die Gaſtfreyheit oder Gaſtfreundſchaft, eine der liebenswürdigſten Tugenden, welche je die menſchliche Natur geziert hat, die Nationen verſchwiſtert, und Welttheile an einander kettet, ſcheint noch nicht die Betrachtung gefunden zu haben, welche ſie verdient.

Wenn auch hier und da mehr ein Zufall, als ein beſonderer Vorſatz, von dieſer Tugend zu reden veranlaßte: ſo waren es einzeln hingeworfene Bemerkungen, größtentheils eingeſchränkt auf Griechen und Römer, bey welchen doch eine ſolche Betrachtung noch immer ſehr unfruchtbar bleibt; oder es waren antiquariſche Abhandlungen, die mehr todte Gaſtrechtgebräuche betrafen, als daß ſie in den Geiſt, der in ihnen lag, tief eingedrungen wären. Auch ſcheint es, daß manche Philoſophen, die ſo gern Syſteme ohne einen Blick in die Welt und in die Geſchichte bauen, oder Lehrbücher bis ins Unendliche wiederholen, es nicht für würdig genug halten, über einzelne Seiten der menſchlichen Natur mehr beſondere und genaue Betrachtungen anzuſtellen, wodurch indeſſen doch die wichtige Wiſſenſchaft des Menſchen von dem Menſchen am meiſten einer Erweiterung fähig wird.

Es iſt hier nicht von der Gaſtfreyheit, als einer Tugend oder Sitte einzelner Perſonen oder einzelner Familien unter verfeinerten Nationen, die Rede; als ſolche iſt ſie öfters nichts anders, als eine Wirkung der Eitelkeit, der Prachtſucht, der Schwelgerey zu weit ausgeartet, als daß ſie uneigennützige und wohlthätige Geſinnung ſeyn könnte. Wir betrachten ſie als eine Tugend eines ganzen Volkes. Sie begreift jede menſchenfreundliche Aufnahme, jede Art des gefälligen, dienſtfertigen und wohlthätigen Betragens einer Nation gegen Glieder einer andern Nation. Sie iſt alſo weit mehr, als die alltägliche Gaſtfreyheit, die ein Freund gegen den andern, oder eine Nation gegen ihre eigene Glieder, ausübt.

Wäre die Gaſtfreyheit auch nichts mehr, als eine Pflicht der Höflichkeit gegen Perſonen, mit welchen man in keiner beſondern Verbindung ſteht: ſo würde ſie ſchon der Aufmerkſamkeit nicht unwerth ſeyn. Allein, ſie iſt auch merkwürdig, man möge ſie als einen

Natur-

Naturtrieb, oder als eine Sitte, oder überhaupt als einen Theil des Nationalcharacters ganzer Völker betrachten. Sie hat ſich mit den ſonderbarſten Erſcheinungen ſehen laſſen, und nicht ſelten bey Nationen, bey welchen man ſie am wenigſten ſuchte. Sie hat neben Neigungen, Sitten und Gewohnheiten, die ſie zu zerſtören ſcheinen, ſich am längſten erhalten. Sie iſt für die Cultur der Völker, die ſich zum Theil auf ſie gründet, überaus wichtig, und das gefälligſte Band, welches die entfernteſten und unbekannteſten Stämme des menſchlichen Geſchlechtes mit einander vereinigt.

Die Vortheile der Reiſen in dem erſten Zeitalter der Nationen waren unſtreitig für die Ausbreitung der Wiſſenſchaften und Künſte, für die Ausrottung ſchädlicher Vorurtheile der Erziehung und des Vaterlandes, für die Fortpflanzung der Geſchichte, für die Aufklärung der Geſetzgebung, für die Erhebung des menſchlichen Geiſtes, für die Bildung der Sitten, für die Milderung aller natürlichen Gefühle, wichtiger, als ſie jetzt ſeyn können; und die Gaſtfreundſchaft war es, die, indem ſie das Reiſen erleichterte, die Hand zum Erwerb aller dieſer Vortheile bot.

Wenn irgend eine Tugend in das erſte Weltalter hinauf ſteigt, ſo iſt es die Gaſtfreundſchaft. Sie nimmt mit der Einfalt der älteſten Geſellſchaften im Moſes und im Homer ihren Anfang, und ſchreitet von da durch einen langen Zeitraum fort, bis ſie auf eine Gränze ſtößt, wo ſie entweder ganz verſchwindet, oder unter den Verfeinerungen der Nation allmählich in eine weniger kenntliche Geſtalt übergeht.

2. Als die erſten Menſchengeſchlechter ſich von einander abzuſondern, und eigene Geſellſchaften oder kleine Staaten zu bilden angefangen hatten, konnten verſchiedene Veranlaſſungen zu Reiſen entſtehen, welche einzelne Glieder der einen Völkerſchaft in das Gebiet einer andern unternahmen. So lange dieſe Völkerſchaften

ſchaften in Frieden oder freundſchaftlichen Bündniſſen mit einander lebten, war die Aufnahme geſichert, und Zelt oder Hütte dem Ankömmlinge geöffnet. Die Bedürfniſſe ſowohl des erſten Weltalters, als auch vieler ſpätern Völker, machten die Gaſtfreyheit nothwendig. Es waren noch keine Städte, noch keine Flecken vorhanden, ſondern nur zerſtreute, oft weit von einander entlegene Hütten, zwiſchen welchen der Fremdling umher irrete. Oder wo auch Städte und Flecken angelegt waren, ſo waren noch keine öffentliche Anſtalten zur Aufnahme und Bequemlichkeit der Reiſenden eingeführt. Man glaubte, wenigſtens in einem Zeitraume der Griechen und Römer, daß die Gaſtwirthſchaft einem freygebornen Bürger unanſtändig ſey; und Plato hatte den Einfall, ausdrücklich zu behaupten, daß ſie nur von Ausländern und gemeinen Leuten getrieben werden müſſe. Der Mangel der Polizeyeinrichtungen mußte durch die menſchenfreundliche Dienſtfertigkeit einzelner Familien erſetzet werden. Vermuthlich waren unter vielen Stämmen und Völkerſchaften die Reiſen aus mancherley Urſachen nicht ſehr häufig. Die freye Bewirthung eines Fremden, die nur ſelten war, ward deſto williger unternommen, je mehr ſie noch von Einfalt und Genügſamkeit erleichtert ward.

Die erſte Welt kannte wenig den Handel. Die Reiſenden waren keine Kaufleute, die ihres Vortheiles wegen ausgiengen, und von denen es nicht unbillig ſcheinen kann, einen Theil ihres Gewinnes zu nehmen. Es waren meiſtens wißbegierige Philoſophen und Geſetzgeber, oder doch Männer, die für ſich und ihre Mitbürger nützlichen Unterricht ſuchten. Ihre Abſicht war edel, frey vom gemeinen Eigennutz. Man glaubte, daß man ihnen auch eine uneigennützige Aufnahme ſchuldig ſey.

Die Seltenheit der Reiſen, der Mangel des Verkehrs der Völkerſchaften unter einander, und die Abſonde-

ſonderung der Wohnplätze konnten die Neigung zur Gaſtfreyheit beleben. Weil man ſelten einen Fremden ſah, ſo erregte ſeine Gegenwart mehr Aufmerkſamkeit. Man fühlt oft eine verdrießliche Einſamkeit, wenn man bloß bey ſeiner Nation, der man zu ſehr gewohnt wird, eingeſchränkt iſt. Man reißt ſich, ſo lange man noch nicht ganz in ſich ſelbſt eingeſchrumpft iſt, gern aus der einförmigen Eingezogenheit heraus, ſobald ein neuer Gegenſtand erſcheint.

Durch die Ankunft eines Fremden ward die Neubegierde gereizt, die den Menſchen ſo natürlich iſt, und es noch mehr den erſten Menſchen ſeyn mußte. Sie ſuchte ſich durch Bekanntſchaft und Umgang mit ihm zu befriedigen. Je ſeltener die Erſcheinung eines Reiſenden, je entlegener ſeine Heimath, je abweichender das Gepräge der Sitten und Gewohnheiten ſeiner Nation von dem gewöhnlichen Stämpel, oder je hervorſtechender der Ruhm ihrer Talente, Künſte und Thaten war: deſto ausgebreiteter mußte die Neubegierde in der Aufmerkſamkeit auf einen Fremden wirken, und deſto mehr mußten dieſe Wirkungen zu dem Ziele der Gaſtfreyheit zuſammen laufen.

Das erſte, was ein Fremder ſuchte, war Sicherheit vor Beleidigung. Dieſe Sicherheit konnte er zu finden hoffen, ſobald ſich da, wohin er kam, die erſten Begriffe von Gerechtigkeit entwickelt hatten. Es war natürlich, einen Fremden als einen Menſchen zu betrachten, der von dem Schutze ſeines Vaterlandes, von der Treue ſeiner Freunde, von der Zärtlichkeit ſeiner Familie getrennt war, der ſchwach und hülfebedürftig unter einem unbekannten Himmel irrte. Was konnte bey dieſer Betrachtung mehr gegen das erſte Gefühl der Gerechtigkeit ſeyn, als einen ſolchen Menſchen zu beleidigen oder beleidigen zu laſſen! Man mußte es empfinden, daß es weder Ehre noch Tapferkeit ſey, ſich ſeiner Schwäche und Hülfloſigkeit gegen ihn ſelbſt zu

bedienen. Man erkannte ſogleich unter dieſer Empfindung als ein Geſetz der Natur, daß er ein Recht auf den öffentlichen Schutz des Landes habe, worin er ſich befand, und daß Göttern und Menſchen nichts mißfälliger ſeyn könnte, als ihm Beleidigungen zufügen zu laſſen.

Nachdem ſich dieſe Begriffe zu einer gewiſſen Stärke entwickelt hatten, mußte auch der Trieb zur Geſelligkeit ſeine Wirkung zu beweiſen anfangen. Wenn dieſer Trieb, ſo unwiderſprechlich in unſerer Natur gegründet, ſo wohlthätig für das Leben des Menſchen, ſo unaufhaltſam in ſeinen Aeußerungen, ſich in dem alltäglichen Kreiſe nicht befriedigen konnte; ſo ſuchte er in dem Umgange mit einem Fremden ſeine Sättigung. Je mehr abgeſöndert die Glieder einer Nation lebten, und je weniger Verkehr ſie unter ſich ſelbſt hatten, deſto mehr machte er ſie für den ankommenden Wanderer geneigt. Denn der Menſch iſt zur Geſellſchaft geboren. In der That, mit welcher Sehnſucht nach Menſchen irren nicht oft die Seefahrenden, wenn ſie lange nichts als Wellen und Wolken geſehen haben, auf dem weiten Meere umher! Und welches Frohlocken bey dem Anblicke eines Ufers, eines noch unbekannten Ufers, wenn es nur Spuren der Bewohnung zeigt! Die einſamen Hütten in den Gebirgen oder an den Geſtaden des Meeres, die lange nicht von dem Gruße eines Fremden ertönten, wie öde, wie leblos werden ſie nicht ihren Bewohnern! Wie oft und wie ungeduldig erwartend forſcht nicht das Auge umher, ob es nicht auf jenem ungebahnten Fußſteige in die waldige Höhe hinauf, oder dort an dem fernen Horizonte, der ſich mit den Wellen verliert, einen Ankömmling gewahr werde, der Leben und Aufheiterung bringe! Wohlthätiger Trieb der Geſelligkeit, du belebſt die ganze Empfindlichkeit der menſchlichen Natur für andere; du läßt das Herz dem noch fernen Wanderer

ſchon

ſchon entgegen klopfen, und treibſt unwiderſtehlich zu jeder Art von Menſchen Freundſchaft und Gutthätigkeit!

Nicht weniger iſt die Sympathie ein Theil von der Einrichtung unſers Weſens. Sie entſpringt nicht aus unſerer Wahl, oder aus einer Rückſicht auf eigenen Vortheil. Es beruht nicht auf unſerer Willkühr, ob der Zuſtand des Nebenmenſchen uns rühren ſoll oder nicht. Jeder muß es geſtehen, daß er dieſes gemeinnützige Gefühl nicht aus ſeinem Herzen verbannen kann. Die Sympathie wirkt ſo deutlich, ſo allgemein, ſo unaufhaltſam, daß es eine unbegreifliche Verblendung ſeyn würde, wenn man ſie nicht für einen Grundtrieb unſerer Natur erkennen wollte.

In ſofern die Gaſtfreundſchaft als eine Wirkung der Triebe der Geſelligkeit und der Sympathie betrachtet werden kann, in ſo fern läßt ſich auch behaupten, daß ſie in der Einrichtung unſerer Natur ſelbſt gegründet iſt.

3. Allein, ehe dieſelbe ſich als ein Naturtrieb äuſſern kann, muß ſich der Menſch in einer Lage befinden, die der Wirkſamkeit dieſes Triebes keine Hinderniſſe, die ihn erſticken, entgegen ſetzt. Zu dieſen Hinderniſſen gehört die Sinnlichkeit des noch ganz rohen Menſchen; die Furchtſamkeit und Schüchternheit, die aus dem Gefühle der Schwäche entſpringt, und durch die Einſchränkung der noch ungeübten Denkkraft vermehrt wird; die harte Dürftigkeiten des erſten Naturſtandes.

Es giebt noch jetzt Völkerſchaften, die ſo tief in Sinnloſigkeit vergraben liegen, daß ſie, außer den nothwendigen Naturtrieben, ſich kaum zu irgend einem Gefühl erheben können. Man hat Beyſpiele, daß ſie Gegenſtände, die ihnen ganz neu ſeyn mußten, ohne die geringſte Bewegung von Luſt oder Unluſt, von Habſucht oder Erſtaunen, anſtarreten. Sie blieben ſelbſt bey dem Anblicke europäiſcher Kriegsſchiffe, der andere Wilde in die lebhafteſte Ver-

wunderung ſetzt, ganz ungerührt, ſie fiſchten in der Nähe des Ankerplatzes ruhig fort, ohne einmal einen Blick dahin zu werfen. In einem ſo tiefen Schlafe des Geiſtes wird ſich der Begriff vom Eigenthume nicht leicht entwickeln und ſo lange dieſer nicht unausgebildet iſt, noch keine Spur von wahrer Wohlthätigkeit ſich zeigen. Die Unwiſſenheit, daß es Rechte des Eigenthums giebt, der Gedanke, daß alles gemeinſchaftlich iſt, kann etwas hervorbringen, das den Schein der Gutherzigkeit hat, aber nichts weiter als plumpe Dummheit iſt. Einige Wilde kehren in die erſte Hütte, die ſie antreffen, raffen weg, was ihnen gefällt; man läßt es geſchehen, weil man in einem gleichen Falle es eben ſo macht.

So waren die Amerikaner, die Ojeda nach dem Columbus etwa 200 Meilen über den Orenoko entdeckte. Das Land war durch Lage, Luft und Waſſer geſund und anmuthig. Die Einwohner hatten weder einen König, noch andere Oberhäupter. Männer und Weiber giengen nackt, bis auf einen Gürtel von Laub oder Baumwolle. Ihre Häuſer waren gemeinſchaftlich; doch waren ſie eigentlich nur als ein Dach gegen unmäßige Hitze und ſchlimme Witterung anzuſehen; denn ſie wurden nur alsdann bewohnt, wenn ſich die Thiere ſelbſt zu verbergen pflegen. Die Wilden hatten weder vom Handel noch vom Tauſche den geringſten Begriff. Weil ſie ſich nach nichts ſehnten, als was nöthig war, und für dieſes die Natur durch eine groſze Menge Kräuter, Wurzeln und Fiſche geſorgt hatte: ſo gaben ſie alles willig her. Dagegen aber nahmen ſie auch mit gleicher Freymüthigkeit alles, was ihnen gefiel, wiewohl ihre Begierde durch einen Beſitz von wenig Augenblicken ſchon geſättigt war. Ihre Lebensmittel boten ſie jedem an, der ſie haben wollte.

Allgemeine Hiſtorie der Reiſen ꝛc. 13. B. S. 96, f.

Furchtſamkeit und Mißtrauen iſt gewöhnlich das Eigenthum des Menſchen, der noch in dem rohen Naturſtande lebt. Je eingeſchränkter die Sphäre ſeiner Begriffe und Erfahrungen iſt, deſto überwiegender wird ihm das Gefühl von ſeiner Schwäche. Mit dem Fortgange ſeiner Cultur entſtehen neue Entdeckungen von Hülfsmitteln, die er zu ſeiner Beſchirmung an-

wen-

wenden kann. Er findet die Gefahren nicht mehr ſo ſchreckend, weil er mehr Wege gelernt hat, ihnen zu entſchleichen, oder ſie zu überwältigen. Seine Furchtſamkeit nimmt in dem Grade ab, mit welchem ſeine Aufklärung ſteigt. Faſt eben ſo verhält es ſich mit dem Mißtrauen, welches nichts anders als Furcht in einer veränderten Geſtalt iſt. Außerdem iſt das Leben der Wilden faſt immer ein Zuſtand der Unruhe und des Krieges, den ſie mit benachbarten Stämmen und Völkerſchaften führen; ein Zuſtand, welcher Zuneigung und Vertrauen allmählig ganz verſcheucht.

Man ſieht leicht, wie ſehr dieſe Furcht und dieſes Mißtrauen, die den Wilden mehr, als dem cultivirten Menſchen, eigen ſind, die Geſelligkeit bey ihm hemmen müſſen. Daher bey der Annäherung der Europäer die häufige Flucht der wilden Nationen auf hohe Gebirge, in tiefe Waldungen und Felſenklüfte. Nur mit vieler Mühe und mit einer Verſchwendung von Zeichen der Freundſchaft, hat man ſie oft in ihre Hütten und an das freye Geſtade zurück locken können. Nicht eher gewann die Neigung zur Geſelligkeit und Gaſtfreyheit Ruhe genug, ſich wirkſam zu beweiſen, als bis die Palme des Friedens überreicht, bis Geſchenke angenommen, und andere Zeichen der Freundſchaft gewechſelt worden.

Auch die Verſchiedenheiten des Naturſtandes dürfen nicht überſehen werden, weil ſie die Gaſtfreundſchaft in ihrer Wirkſamkeit bald mehr, bald weniger, einſchränken oder erleichtern. Wo der Jägerſtand, der äußerſte und härteſte Stand der rohen Menſchheit, noch fortdauert, da iſt die Wildheit zu überwiegend; das Gefühl der Bedürfniſſe liegt noch zu ſchwer, als daß die geſelligen Triebe ſich unter dieſer Gewalt empor heben könnten. Sogar die eheliche Vereinigung wird ein Unglück, weil das Wild, die Nahrung, mit der Vermehrung des Menſchen abnimmt. Die tägliche Ungewißheit ſeines Schickſals, die Mühſeligkeit und Gefahr,

fahr, unter welcher er mit dem Anbruche jeder Morgenröthe ſeinen Unterhalt im Walde und in der Luft aufſpüren muß, ſchlagen den Geiſt mit ihrer ganzen furchtbaren Laſt nieder. Der jagende Wilde hat keine Hütte, die er ſeine Wohnung nennen könnte; die erſte Höhle in der Felſenwand iſt ſeine Herberge. Er entfernt ſich, je weiter er von Wohnungen der Menſchen weg irrt, von dem geſellſchaftlichen Leben. Er verliert ſich ganz, faſt ohne Hoffnung der Rückkehr, in die Einſamkeit. Unzufriedenheit und Unruhe ſind ſeine unſichtbare Begleiterinnen. Sein Geiſt verwildert unter den beſtändigen Ermordungen, wie ſeine Gefühle. Er wird hart und ungeſellig. Von dem zufälligen Ueberfluſſe einer glücklichen Jagd theilt er nicht mit, weil er bald den Mangel wieder zu fürchten hat.

Nicht viel beſſer iſt das Schickſal derjenigen Völkerſchaften, die ſich allein vom Fiſchfange nähren. Eben die Ungewißheit des Unterhaltes, eben die Unſtetigkeit des Lebens, eben die Verwilderung der Gefühle. Sie kämpfen außerdem mit einem gefährlichen Elemente; ſie müſſen den Fiſchen auf viele Meilen nachziehen. Weil ſie aber doch noch immer in kleinen, ſelten weit von einander getrennten, Haufen dem Fange nachgehen, ſo kann ſich die Geſelligkeit eher erhalten, als unter jagenden Nationen. Sturm und Winter treibt ſie wieder in ihre Hütten zuſammen, wo die Geſelligkeit ſich an eben dem Heerde erwärmt, woran ſie ihre Fiſche trocknen.

Dieſe beyde angeführte Naturſtände ſind indeſſen der Wirkſamkeit der Gaſtfreyheit am meiſten entgegen. Eine neuere Erfahrung hat alte beſtätigt. Auf allen Inſeln des Süd-Meeres, deren Bewohner noch in einem Zuſtande leben, der den beſchriebenen ſehr ähnlich iſt, haben die Seefahrer keine Landung ohne Widerſtand, keine Aufnahme mit Freundſchaft gefunden.

Aber

Aber viel näher gränzt ſchon an die Geſelligkeit das herumziehende Hirtenleben, welches auf die erſten Naturſtände zu folgen ſcheint. Zwar iſt hier noch keine Beſtändigkeit der Wohnung. Die Zelte folgen den Heerden, ſobald eine Gegend abgeweidet iſt, nach einer andern hin. Allein die Hirten halten ſich doch ſchon mit ihren Heerden näher bey einander. Ihre Nahrung iſt gewiſſer, wird leichter aufgebracht. Sie genießen mehr Ruhe zum Nachdenken und zu freundſchaftlichen Zuſammenkünften, mehr einen Ueberfluß, wovon ſie dem dürftigen Fremdlinge mittheilen können. Wir werden weiterhin verſchiedene Nomaden in der Ausübung der Gaſtfreyheit beſchäftigt ſehen.

In dem Schooſe des friedſamen Feldbaues aber wird der Trieb der Geſelligkeit erſt recht zum Wachsthum erwärmt. Der Ackerbau macht die Menſchheit zahm und geſittet. Er verſammelt ſie in fruchtbare Gegenden. Er macht ſie durch die Vereinigung geneigter, erworbene Einſichten, nützliche Entdeckungen und gute Geſinnungen einander mitzutheilen. Er flößt ihnen Achtung gegen das Eigenthum, Liebe zur Beſtändigkeit der Wohnung, ein. Er verſchafft ihnen mit der Gewißheit und Bequemlichkeit der Nahrung mehr Ruhe der Leidenſchaften, mehr Müße zum Denken. Er befördert die Vermehrung und den Anwachs der Familien, die ſich mit Leichtigkeit und im Reichthum ernähren. Er lockt zu den Vergnügungen der Geſellſchaft, und breitet dadurch Leutſeligkeit und Gutherzigkeit ſchneller aus. Er gewöhnt ſie endlich zu bleibenden Niederlaſſungen, zur Anlegung der Dörfer, zu allem, was zur Einrichtung und Bildung einer Nation beytragen kann. Die Gaſtfreundſchaft wird ſich alſo am meiſten bey Völkern, die mit einem gewiſſen Wohlſtande vom Ackerbaue leben, zeigen.

Man wird indeſſen leicht erkennen, daß bey der Angabe dieſer verſchiedenen Naturſtände nicht die Abſicht ſey, zu behaupten, als wenn ſie immer ſo rein und unvermiſcht in der Natur angetroffen würden, daß ſie niemals in einander fließen ſollten. Das Leben von der Jagd und das Leben vom Fiſchfange haben ohnedies ſchon eine genaue Verwandtſchaft mit einander; und zwiſchen ihnen und dem Hirtenleben kann noch ein Mittelſtand einfallen, worin der Menſch ſich von Wurzeln, wilden Früchten und ſelbſtwachſenden Pflanzen nährt. Die Abſonderung der Naturſtände hat in der Theorie ihre bekannte Bequemlichkeit; ſie iſt aber auch nicht ſo willkührlich angenommen, daß ſie nicht in der Wahrſcheinlichkeit der erſten von Stuffe zu Stuffe forſteigenden Bildung des Menſchen, und in der Natur ſelbſt, oder in wirklichen Beyſpielen, gegründet wäre.

4. Ich habe bereits bemerkt, daß die Gaſtfreundſchaft als ein mittelbarer, in den Trieben der Geſelligkeit und der Sympathie gegründeter Naturtrieb anzuſehen iſt. Seine Wirklichkeit muß aus der Geſchichte der Menſchheit erwieſen werden. Um dieſes mit Sicherheit und ohne Gefahr des Widerſpruches auszuführen, müſſen wir Völkerſchaften aufſuchen, die noch ohne merkliche Cultur, ohne Verſchlimmerung, ohne Verſtellung der Leidenſchaften, der freyen Bewegung der unverfälſchten Naturtriebe überlaſſen ſind. Vornämlich verdienen Inſulaner, die in ſehr wenig beſuchten Meeren weit von dem feſten Lande entfernt leben, in dieſer Abſicht unſere Beobachtung. Die Spuren der Gaſtfreundſchaft, die ſich bey ſolchen Völkerſchaften finden, ſind die ſicherſten Anzeigen, daß ſie in der Einrichtung der menſchlichen Natur gegründet iſt, und zu ihrer Beſtimmung gehört.

Um mit Beyſpielen anzufangen, die noch hie und da im friſchen Andenken ſeyn müſſen, erinnern wir uns

uns hier zuerſt der Inſulaner, deren Entdeckung die Geſchichte der Menſchheit in unſern Zeiten erweitert hat. Auf den meiſten Eylanden der Süd=See, haben die Engländer, die vor einigen Jahren dahin die berühmte Fahrt verſuchten, Heiterkeit, Freundlichkeit und Gaſt=freyheit bey jenen Kindern der Natur gefunden, vor=nämlich aber auf der Inſel Otaheite oder Georgs=Inſel. Sie gehört zu den geſundeſten und anmuthigſten Ländern in der Welt. Die Berge ſind mit Waldung, die Thäler mit Gras und Kräutern erfüllt, die Luft iſt überaus rein. Ueberall eine große Mannigfaltigkeit von Fiſchen, zahmen Thieren, vortrefflichen Früchten, Die Inſel iſt mit wohl gebildeten, anſtändig gekleideten tapfern und geiſtreichen Einwohnern ſtark bevölkert. Ihre Häuſer ſind nicht in Dörfer zuſammen gebauet, ſondern ſie liegen über die Ebenen umher zerſtreut, oder in anmuthigen Hainen. Sobald bey den gutherzigen und fröhlichen Bewohnern dieſer arcadiſchen Inſel die erſten Bewegungen der Furcht geſtillt waren, überließen ſie ſich ganz der Gaſtfreundſchaft gegen die Engländer, die ihnen mit Behutſamkeit und Güte begegneten. Sie eilten ihren Gäſten mit Früchten, Thieren und andern Lebensmitteln entgegen; ſie führten ſie in ihre Wohnungen, drängten ſich jeden Tag freundſchaftlich um ſie her, ſannen auf die Befriedigung ihrer Bedürfniſſe, und überhäuften ſie, während ihres ganzen Aufenthalts, mit tauſend Beweiſen der Gutherzigkeit. Sie vergaßen bald die Beleidigungen und Zwiſtigkeiten, die zuweilen von beyden Seiten vorfielen, und boten gern zur Ausſöhnung die Hand. Viele von den Engländern ſchliefen oft in ihren Häuſern mitten im Walde, ohne einen Gefährten, in einer vollkommenen Ruhe. Drey Monate lebte Cook und ſeine Geſellſchaft mit den Otaheiten in der herzlichſten Freundſchaft und in einer beſtändigen Erwiederung von Gefälligkeiten. Als das Schiff unter Segel gieng, nah-

men die Inſulaner, die ſich am Bord befanden, Abſchied, und weinten mit einer anſtändigen Betrübniß, welche etwas ungemein Zärtliches und Rührendes hatte. Das Volk in den Kähnen klagte laut über den Abſchied. Es iſt kein Dienſt, wird in Cook's Tagebuch ſeiner neuen Reiſe zu den Otaheiten geſagt, dem ſie ſich nicht willig unterwerfen, keine Gefälligkeit, die ſie nicht gerne übernehmen ſollten. Sie durchſtreichen die Inſel, den Fremden das, was ihnen fehlt, zu verſchaffen, und wenn ſie durch Güte und einige kleine Zeichen der Achtung aufgemuntert werden, ſo richten keine Verheißungen oder Belohnungen etwas bey ihnen aus, ihre Ergebenheit zu brechen, oder die geſchloſſenen großmüthigen Verbindungen zu trennen.

Geſchichte der Seereiſen und Entdeckungen im Südmeer. Aus dem Engl. Berl. 1774, 4.
Tagebuch von Capit. Cook's neueſter Reiſe um die Welt, Aus dem Engl. 1776.
Joh. Reinhold Forſter Reiſe um die Welt, während den Jahren 1772 bis 1775, in dem von ſeiner jeztregierenden Großbrittanniſchen Majeſtät auf Entdeckungen ausgeſchickten und durch den Cap. Cook geführten Schiffe the Reſolution unternommen. Von ſeinem Sohne George Forſter herausgegeben. Mit Zuſätzen und Kupfern. Erſter Band. Berl. 1778, gr. 4.

Nicht weniger gutherzige Bewirthung hatte vorher ſchon Wallis bey ihnen angetroffen; und als er ſich von ihnen entfernte, nahmen ſie mit ſo zärtlicher Freundſchaft und ſo rührender Betrübniß von ihm Abſchied, daß er ſich der Thränen nicht enthalten konnte. Eben den Charakter der Gaſtfreundſchaft traf Bougainville bey den Otaheiten an, als er nach dem Wallis ihre Inſel beſuchte. Die Beſchreibung, die er von ihnen giebt, kann für den Ruhm ihrer Gaſtfreyheit nicht vortheilhafter ſeyn. Die Franzoſen wurden bey ihrer Landung von einer Menge Menſchen beyderley Geſchlechts empfangen, die ſich nicht ſatt an ihnen ſehen konnten. Keiner hatte ein Gewehr, auch nicht einmal einen Stab. Sie wußten nicht, wie ſie ihre Freude, die Fremdlinge zu ſehen, ausdrücken ſollten. Das Haupt oder der Regent der Gegend führte ſie in ſein Haus, wo 5 bis 6 Weiber ſie begrüßten, indem ſie die Hand auf die Bruſt legten, und einigemal Tairo! (vermuthlich Freund) ausriefen.

Der Regent nöthigte ſie, auf dem Graſe vor ſeinem Hauſe Platz zu nehmen, und ließ Früchte, geröſtete Fiſche und Waſſer bringen. Er und das ganze Volk begleitete ſeine Gäſte nachher bis an die Boote. Einige von den Inſulanern aßen und ſchliefen ganz geruhig am Bord der Fregatte. Am andern Morgen brachte ihnen das Haupt junge Hühner und andere Lebensmittel. Er veranſtaltete ihnen alle Bequemlichkeit zum Waſſerſchöpfen, Holzfällen und Errichtung der Zelte für die Kranken. Die Einwohner brachten von allen Seiten Früchte, Hühner, Schweine, Fiſche und Leinwand herbey, und tauſchten ſie gegen Kleinigkeiten ein. Sie gaben auf alles genau Acht, was den Franzoſen gefiel. Sie merkten, daß ſie Pflanzen gegen den Scharbock und Muſcheln ſammelten. Es währte nicht lange, ſo brachten Weiber und Kinder um die Wette ganze Körbe voll ſolcher Pflanzen und Muſcheln. Die Franzoſen giengen täglich, einzeln oder in kleinen Haufen, unbewaffnet auf dem Lande herum. Die Inſulaner nöthigten ſie in ihre Wohnungen, und gaben ihnen zu eſſen. Es blieb nicht bey der Bewirthung allein, ſondern man bot ihnen auch junge Mädchen an, wie man gegen die Engländer gethan hatte. Die Göttin der Liebe iſt hier zugleich die Göttin der Gaſtfreyheit; ſie hat hier keine Geheimniſſe.

Bougainville Reiſe um die Welt. Aus dem Franz. 1772, S. 158—165.

Der bekannte Engländer, **Drake**, der unter den Seehelden glänzt, und nichts anders als ein großer Seeräuber war, fand bey der Entdeckung von neu Albion oder Californien die Einwohner ſehr menſchenfreundlich. Sie kamen ihm ohne Waffen entgegen, und begrüßten ihn mit Geſang und Tanz. Als ſie ſeine Abfahrt bemerkten, brachen ſie in anhaltende Klagen aus. Sie kletterten auf die höchſten Spitzen des Landes, um ihre abreiſende Gäſte noch lange im Geſichte zu behalten.

Hiſtor. Bericht von den ſämtlichen durch Engländer geſchehenen Reiſen um die Welt. Aus dem Engl. 8. 1775, Th. 1, S. 215—220.

Als der Admiral **Roggeveen** die Oſter-Inſel in der Süd-See entdeckte, kamen bey ſeiner Landung viele tauſend Inſulaner an das Ufer. Sie brachten ihm gleich eine Menge gekochter und nach ihrem Geſchmacke zuge-

gerichteten Hühner und Wurzeln. Indeſſen ſtiegen die Holländer ans Land. Die Wilden drängten ſich aus einer ihnen ſehr natürlichen Neubegierde um ſie her, und berührten das Gewehr. Man gab Feuer auf ſie, um ſie zu zerſtreuen, und aus einer faſt unbegreiflichen Unvorſichtigkeit oder Unmenſchlichkeit tödtete man viele von ihnen. Ihre Beſtürzung ward überaus groß, ſie erhoben ein jämmerliches Geſchrey und Wehklagen. Dem ungeachtet brachten die guten Leute, um die Leichname zu erhalten, den Holländern von neuem allerley Lebensmittel. Alle, Männer und Weiber und Kinder, trugen Palmzweige und eine Art von rother und weiſſer Fahne. Ihre Geſchenke beſtanden aus indianiſchen Feigen, Nüſſen, Zuckerrohr, Wurzeln, Hühnern. Sie fielen auf die Kniee, pflanzten die Fahnen vor den Holländern hin, und überreichten, ob ſie gleich der beleidigte Theil waren, ihre Palmzweige als Zeichen des Friedens. Sie fleheten durch die beredteſten Geberden um Freundſchaft; ſie boten ihre Weiber an. Sie fuhren täglich fort, den Holländern Lebensmittel im Ueberfluß zu bringen, und ſie in ihre Häuſer einzuladen.

Allgemeine Hiſtorie der Reiſen, 18. B. S. 558.

Die eingebornen Einwohner von St. Domingo, beobachteten die Gaſtfreyheit, als eine von ihren Vorfahren angeerbte unveränderliche Tugend, aufs genaueſte. Es ſcheint, ſagt Charlevoix, daß man dieſe ſchöne Tugend mit der Luft der Inſel einathmet. Die guten Leute entziehen ſich freywillig das Nothwendige, um nur etwas zu haben, das ſie ihren Gäſten geben können. Ihre Ueberwinder, die doch eben nicht gern die Indianer zum Muſter nehmen, haben ſie doch in der Gaſtfreyheit nachgeahmt. Ein Fremder kann auf St. Domingo reiſen, ohne etwas zu verthun; er iſt überall wohl aufgenommen; und drückt ihn irgend ein Bedürfniß, ſo giebt man ihm, um ſeine Reiſe fortſetzen

zu können. Je länger er in einem Hauſe bleibt, deſto mehr Vergnügen macht er. Sobald er die Schwelle der erſten Wohnung, die er antrifft, betreten hat, ſo darf er ſich gar nicht um Bequemlichkeit bekümmern; Negern, Pferde, Wagen, alles iſt zu ſeinem Dienſt. Man läßt ihn nicht anders abreiſen, als unter dem Verſprechen wieder zu kommen, ſobald es ſeine Umſtände erlauben.

Hiſtoire de l'Isle Eſpagnole ou de St. Domingue, Amſt. 1733. Tom. IV. S. 340, 342, f.

Die Mohawks in Neu-York gehören zu den fünf mit England verbundenen Nationen, deren Verfaſſung bey ihrer eigentlichen Simplicität bleibt. Sie ſind überaus tapfer. Den Diebſtahl halten ſie für eine große Schande. Vornämlich ragt unter ihren guten Eigenſchaften die Gaſtfreundſchaft hervor. Wenn ein Fremder kömmt, ſo bieten ſie ihm zu eſſen an; ſind ihrer mehrere, und kommen ſie weit her, ſo räumen ſie ihnen eine ihrer beſten Wohnungen ein. Ihre Höflichkeit geht weiter, als bey den Europäern der Wohlſtand erfodert. Da ſie es ſich zur Hauptregel machen, ihren Gäſten alles zu geben, was ſie ihnen am angenehmſten zu ſeyn glauben: ſo müſſen ſich einige ihrer artigſten Mädchen putzen, woraus ſich der Fremde eine auswählt. Doch haben ſie ſchon angefangen, dieſe Gewohnheit und überhaupt ihre Gaſtfreyheit mehr gegen andere ihnen ähnliche Völkerſchaften, als gegen die Europäer, zu beobachten.

Geſchichte der engliſchen Colonien in Nordamerika ꝛc. Aus dem Engl. 1776, Th. 2, S. 85.

Als der berühmte franzöſiſche Beobachter, Condamine an den Amazonen-Fluß reiſete, der von Abend gegen Morgen durch das ganze feſte Land des ſüdlichen Amerika ſtrömt, ward er von der Aufnahme, die er bey den Indianern fand, aufs lebhafteſte gerührt. Die Tugend der Gaſtfreyheit, rief er aus, iſt nach ihrer Verbannung aus Europa, in die neue Welt geflohen;

floßen; da er in Häuſern, wo er ganz unbekannt war, bewirthet ward, ohne daß man ſich dafür eine Bezahlung aufdringen laſſen wollte. Acht Tage mußte er einſt in dem Dorfe Chuchunga verweilen, das von zehn indianiſchen Familien bewohnt war, die ein Cacike regierte. Hier überließ er ſich ganz den Empfindungen der Ruhe und der heiterſten Vergnügſamkeit, worein ihn die Gegend und die wohlthätige Geſinnung der Wilden verſetzte.

Journal du voyage fait par ordre du Roi à l'Equateur. Par. 1751. S. 182.
Allg. Hiſtorie der Reiſen, Th. XVI. S. 28.

Niemand iſt noch, vor dem Hontan, ſo weit gegen Weſten in das Innere des feſten Landes von Süd-Amerika gedrungen. Er kam bis zu den Kokoroern. Beyde Geſchlechter gehen nackt; ihre Hütten ſind von Schilf und Binſen zuſammen geflochten. Bey ſeiner Ankunft beſchenkten ſie ihn und ſeine Begleiter mit indianiſchem Korn und Wildbret, und halfen es nach ſeinem Canot bringen. Sie baten ihn, in ihre Cabanen einzukehren. Die Häupter der Nation, denen er einen Beſuch gab, bezeigten ihm ihre Freude, ihn in ihrem Lande zu ſehen. Sie begleiteten ihn, ohne daß er dieſen Dienſt verlangt hatte, mit einer zahlreichen Bedeckung, weil ſie wegen einer benachbarten Nation, mit welcher ſie im Krieg lebten, ſeinen Weg nicht ſicher genug hielten. Als er in ihrem letzten Dorfe ankam, ſchickte das Haupt, ein ehrwürdiger Greis, Jäger aus, um ihn recht zu bewirthen. Er unterrichtete ihn in dem Verfolge ſeiner Reiſe, und ſagte ihm, was er zu beobachten hätte. Eben die gute Aufnahme fand der Baron bey einer angränzenden Völkerſchaft, den Eſſanapern, deren Oberhaupt ihm eine Begleitung nach einem andern leutſeligen Stamme, den Gnacſitanern, freywillig und mit guter Art anbot, und ihn vier Piroguen unter fünfzigen auswählen ließ. Die Gnacſitaner baten ihn, in ihrer Inſel ſein Lager zu nehmen, und brachten ihm von ihrem Vorrathe. Ihr Oberhaupt er=

erſuchte ihn, eine große Cabane anzunehmen, die er für ihn hatte zubereiten laſſen, und ſeine erſte Höflichkeit war, daß er eine Menge Mädchen kommen hieß, worunter **Hontan** ausſuchen ſollte.

Voyages du Baron *de la Hontan.* 1709. à la Haye. Tom. I, Lettre XVI.

Die Fulier, die an den beyden Seiten der Gambra in Afrika wohnen, haben, nach dem Berichte des **Moore**, ihre Obrigkeiten, die ihnen mit vieler Mäſſigung begegnen. Sie wohnen hordenweiſe. Wenn ihnen von einer Völkerſchaft übel begegnet wird, ſo reiſſen ſie ihre Dörfer nieder, und ziehen nach einer andern Gegend. Sie machen ein Volk von einer guten ruhigen Gemüthsart aus, und kennen das, was recht und billig iſt, ſo wohl, daß einer, der anders handelt, allen ein Abſcheu wird. Sie ſind nicht landbegierig, ſie verlangen nicht mehr, als ſie gebrauchen. Ihre angenehmſte Beſchäftigung iſt, das Land zu bauen, und ihre Heerden zu hüten. Mit dieſem Ruhme vereinigen ſie den Ruhm der Gaſtfreyheit. Die benachbarten Völkerſchaften halten es für ein Glück, ein Dorf von Fuliern in der Nähe zu haben. Sie ſchätzen ſie wegen ihrer Gaſtfreundſchaft ſo hoch, daß es für ehrenlos gehalten wird, ſie zu beleidigen. Die Fulier ernähren nicht blos die Alten, Blinden und Lahmen ihres Volks, ſondern ſie helfen auch dem Mangel anderer ab, die nicht zu ihnen gehören.

Allg. Hiſtorie der Reiſen, III. Band, S. 178—181

Die zahlreichſte Völkerſchaft an der Gambra ſind **die Mandigoer**, eine gute, muntere und gaſtfreye Nation, die ſich von der Viehzucht nährt. Wenn **Moore** durch einen von ihren Flecken reiſete, ſo kamen alle Einwohner und reichten ihm die Hand; manche nöthigten ihn in ihre Häuſer, führten ihre Weiber und Töchter herbey, um ihn zu begrüßen, und ſich neben ihn zu ſetzen.

Die Gaſtfreundſchaft der redlichen und gutartigen Hottentotten, deren Geſchäft und Reichthum die Viehzucht iſt, erſtreckt ſich ſelbſt über die europäiſchen Fremden, verſichert Kolbe, der ſich acht Jahre bey ihnen aufhielt. Wenn man durch die Landſchaften am Vorgebirge der guten Hoffnung reiſet, ſo wird man überall willig und liebreich aufgenommen. In Geſellſchaft mit einem Hottentotten reiſet man ſicher, und darf ſich in jedem Flecken die größte Gaſtfreyheit und Güte verſprechen.

Gutartig und höflich ſind die Einwohner in dem Königreiche Benin; gefällig gegen alle Fremde, die Portugieſen ausgenommen. Geſchenke, die man ihnen giebt, vergelten ſie doppelt. Mit dieſem Zeugniſſe des Nyendael ſtimmt Artus überein. Einen Fremden beleidigen, ſagt dieſer, wird als ein Verbrechen mit dem Tode beſtraft; und er beſchreibt ſelbſt die Art der Todesſtrafe.

Allg. Hiſtorie der Reiſen, IV. Band, S. 450.

Nicht weniger ſind die Einwohner von dem Königreiche Congo, die viel Fähigkeit und Witz haben, ſehr freundlich gegen die Fremden, höflich, geſprächig. Ein jeder, erzählt Merolla, der vor Speiſenden vorübergeht, ſetzt ſich ohne Umſtände in ihren Zirkel, und bekömmt ſeinen Theil ſowohl als die andern, auch wenn die Portionen ſchon ausgetheilt ſind, in welchem Falle der Vorſchneider von eines jeden Teller etwas nimmt, um den Fremden zu verſorgen. Es iſt einerley, wenn auch viele von ungefähr dazu kommen, die alle eben ſo frey mit eſſen und trinken dürfen, als wenn ſie eingeladen wären. Die Reiſenden pflegen dieſes lieber zu thun, als daß ſie von ihren eigenen Lebensmitteln eſſen, wenn ſie auch noch ſo köſtlich wären. Man muß ſich verwundern, ſetzt Merolla hinzu, daß ſie die Leute, die ſich zu ihnen ſetzen, niemals fragen, wer ſie ſeyn, woher ſie kommen, wohin ſie gehen; alles dieß wird mit

mit Stillſchweigen überzangen, als ahmten ſie die Lo=crer, ein Volk in Achaja, nach, bey welchen ſolche Fragen, nach dem Berichte des Plutarch, bey Strafe verboten waren.

Allgem. Hiſtorie der Reiſen, IV. Band, S. 713.

Die Inſel St. Juan oder Brava iſt eines der fruchtbarſten Eylande des grünen Vorgebirges. Die Einwohner leben in einer glücklichen Einfalt und Unſchuld. Man kann ſie nicht ſtärker beleidigen, als wenn man ihre Geſchenke ausſchlägt. Franklin verſichert, daß ſie ſich angeboten haben, für ihn zu fiſchen, und daß ſie ihm ohne ſein Anſuchen alles gegeben haben, was die Inſel hervor bringt.

Als 1680 der Hunger auf der Inſel St. Philipps wüthete, und ſich einige anme Schwarze in einem portugieſiſchen Schiffe nach St. Juan überſetzen ließen, wurden ſie von den Einwohnern mit Freuden aufgenommen. Und da ſie hörten, daß die neuen Ankömmlinge aus bloßem Mitleiden hinüber gebracht wären, damit ſie nicht verhungern möchten, ſo waren ſie gleich bereit, zur Vergeltung dieſes Liebesdienſtes, das Schiff mit Thieren und Lebensmitteln zu beladen. Die Neuangekommenen lebten in Ruhe und Zufriedenheit mit ihnen. Sie lehrten ſie Baumwolle, die hier von Natur wächſt, ſpinnen, und ſich davon Kleider machen. Denn vorher giengen ſie ganz nackt.

Allgem. Hiſtorie der Reiſen, II. Th. S. 217, und 240.

Es wird nicht unangenehm ſeyn, noch einige Beyſpiele gaſtfreyer Völker in einer andern Weltgegend zu betrachten. Seit einiger Zeit haben die Baſchkiren in den entlegenen Provinzen des ruſſiſchen Reiches angefangen, das herumziehende Hirtenleben mit dem ruhigen Feldbaue zu vertauſchen. Sie bemühen ſich, wenigſtens ſo viel Getraide zu ſäen, als ſie zur Befriedigung ihrer häuslichen Bedürfniſſe nöthig haben. Indeſſen führen ſie noch einen Theil des Jahres hindurch ihr voriges Hirtenleben. Sie ziehen mit ihrem Viehe von ihren Häuſern weg, weidenreichen Gebirgen entgegen, und leben den Sommer von der Milch, die ſie ihrer Heerde abnehmen. Die reine und angenehme

Luft der Berge, die ſie genießen, flößt ihnen, bey der geſunden Nahrung, Muth und Heiterkeit ein. Ihre ganze Verfaſſung hat noch die Simplicität des erſten Weltalters, die ihnen zu werth iſt, als daß ſie davon abweichen ſollten. In ihren Sommerplätzen lieben ſie mit Vergnügen die Gaſtfreyheit. Den ankommenden Gaſt empfangen ſie mit Händedrücken; ſodann reichen ſie ihm ein von Milch gemachtes Getränk, worin ihre vornehmſte Nahrung beſteht, und das nicht ohne Gebet genoſſen werden darf. Sie verſorgen ihn damit auf den Weg, und geben lieber den letzten Vorrath her, als daß ſie einen Reiſenden unbeſchenkt ſollten weiter gehen laſſen.

Lepechins Tagebuch der Reiſe durch verſchied. Provinzen des ruſſiſchen Reiches. Aus dem Ruſſiſchen. 1775. Th. 2, S. 35.

Unter allen Nationen unter der ruſſiſchen Herrſchaft ſind die Wotjäken am meiſten als arbeitſame Ackerleute berühmt. Der Fleiß im Landbaue iſt bey ihnen eine Ehre, die ſie mit Hitze und Nacheiferung ſuchen. Ihr Reichthum iſt Getraide, Bienen und Vieh. Eine friedliche Gemüthsart und ein allgemeiner Hang zur Freundſchaft ſind weſentliche Theile ihres Characters. Die Reiſenden nehmen ſie mit ganz beſonderer Gutherzigkeit auf, und ſuchen ihre freundliche Bewillkommung auf alle Art auszudrücken. Kaum iſt man bey ihnen eingetreten, ſo ſteht auch ſchon Honig und Brod auf dem Tiſche. Die Tſcheremiſſen, Tſchuwaſchen und Mordwinen haben dieſes Gebet mit einander gemein: „Gott! ſegne mein Haus, daß ich Reiſende aufnehmen, ſpeiſen und erwärmen könne:“

Rytſchkow Tagebuch ſeiner Reiſe durch die Provinzen des ruſſiſchen Reichs. Aus dem Ruſſiſchen. 1774, S. 173.

Selbſt Nordens rauheſte Gegenden werden von dem milden Lichte der Gaſtfreyheit erwärmt. Die Betrachtung der wilden Natur ringsumher und des unbarmherzigen Himmels, der über ihn herabhängt, kann ſchon allein den gutartigen Ißländer zum Mitleiden ge-

gegen den Reiſenden mächtiger antreiben. Die tiefe Einſamkeit, worin er begraben liegt, und die Seltenheit des Anblickes einer fremden Geſtalt, geben dem allgemeinen Triebe zur Geſelligkeit, ſobald er erreget wird, bey ihm einen fühlbaren Reiz. Er iſt, ſo weit er entfernt liegt, ſo ſelten ihm auch die Freude zu bewirthen gegönnt iſt, nicht weniger, als die Söhne einer mildern Natur, zur Gaſtfreundſchaft aufgelegt. In den meiſten Häuſern in Ißland iſt noch jetzt ein beſonderes Zimmer zur Aufnahme der Fremden beſtimmt. Auf den Landwegen ſogar gab es vormals in Weſter-Ißland verſchiedene freye Herbergen, die von wohlthätigen Perſonen errichtet und unterhalten wurden. Zwo ſolcher Herbergen führt Olafſen als beſondere Beyſpiele an; ſie waren von vornehmen Frauen geſtiftet, und hatten einerley Einrichtung. Immer ſtand Eſſen auf dem Tiſche, welches Reiſende frey genießen konnten; die Matronen ſaßen ſelbſt vor den Thüren, und nöthigten alle, welche vorbey reiſen wollten, abzuſteigen und Erfriſchungen zu nehmen. Vornehme Männer gaben ein gleiches Beyſpiel. Sie verließen ihre verſteckte Oerter, wo wenige an ihren Gutthaten Theil nehmen konnten, und baueten an den freyen Landwegen ihre Höfe, auf welche die Reiſenden nothwendig ſtoßen mußten, und wo ſie mit Speiſe und Wärme erquickt wurden.

Olafſens Reiſe durch Ißland. Aus dem Däniſchen. 1774. Th. 1. S. 195.

Outhier, der mit **Maupertuis** und andern Mitgliedern der franzöſiſchen Academie nach Norden reiſete, verſichert, daß die Gaſtfreyheit durchgängig in ganz Lappland ausgeübt wird.

Allgem. Hiſtorie der Reiſen, XVII. Band. S. 346.

Dieſe in zuverläſſigen Quellen ſelbſt aufgeſuchte Beyſpiele, geben einen hinreichenden Beweis, daß die Neigung zur Gaſtfreyheit der unverderbten menſchlichen Natur nicht fremde iſt. Da ſie, nicht ohne Vorbedacht, aus Völkerſchaften, die gar nicht

mit einander verwandt ſind, und aus verſchiedenen Himmelsgegenden ausgehoben ſind: ſo werden ſie dadurch ohne Zweifel in den Augen unverblendeter Richter ein Gewicht mehr erhalten. Sie zeigen, daß der Menſch, der Natur überlaſſen, gut iſt, wenigſtens viel beſſer iſt, als National Haß, Vorurtheil und Aberglaube ihn vorſtellen.

5. **Es iſt keine Neigung in der menſchlichen Natur allgemeiner, als der Haß gegen Fremde.** Dieſer Satz iſt befremdend; er iſt es noch mehr nach der Menge von Beyſpielen, die wir von dem Gegentheile aufgeſtellt haben. Wenn irgend ein ſeichter Kopf ihn hingeworfen hätte, aus Unbedachtſamkeit oder aus einer gewiſſen Eitelkeit, etwas Paradoxes zu ſagen: ſo würde man ruhig vor ihm vorüber gehen, und ihn ſeinem Schickſale überlaſſen können. Aber es iſt der Satz eines Philoſophen, der durch Beobachtung, Scharfſinn, Weltkenntniß und Entdeckungsgeiſt verehrungswürdig iſt, dem Verdienſte eine allgemeine Hochachtung und eine Stelle unter den beſten Schriftſtellern unſers Jahrhundertes erworben haben. Es iſt ein Satz, dem er in einem wichtigen Werke einen eigenen Platz zur ausführlichen Beſtätigung widmet, den er für ausgemacht hält. Home iſt es, der es ſagt, (*) und der gehört zu werden verdient. Ehe wir demnach einen Schritt weiter vorrücken können, ſind wir genöthigt, dieſen Satz aus dem Wege zu wälzen.

Bey der erſten flüchtigen Betrachtung deſſelben wird man gleich empfinden, wie hart, wenn ſeine Richtigkeit erwieſen wäre, wie hart das Verfahren der Natur gegen den Menſchen geweſen ſeyn müßte. Ein Haß gegen Nebenmenſchen, die keinen andern Fehler haben, als daß ſie nicht zu unſerm Stamme, zu unſerer Nation gehören; ein Haß, der allgemein wäre, oder doch die meiſten Völkerſchaften des Erdbodens beherrſchte; ein Haß,

(*) Verſuche über die Geſchichte des Menſchen. Aus dem Engl. 1774. Th. 1, S. 19, f. 415 ꝛc.

Haß, der von der Natur ſelbſt eingepflanzt, der in der Einrichtung des menſchlichen Weſens gegründet wäre: dieſer Haß iſt nicht bloß hie und da einem Menſchen ſondern ganzen Nationen, als ein Naturtrieb eingeflößt — welche Grauſamkeit von dem Vater der Natur würde nicht eine ſolche Einrichtung ſeyn, wie widerſprechend mit allen ſeinen übrigen Anordnungen voll Weisheit, ſo weit wir ſie kennen, wie nachtheilig der Beſtimmung edler Geſchöpfe, die bey Inſtincten und Gefühlen auch die Vernunft zum Eigenthum erhalten haben! Wenn die Beſtimmung ſolcher Geſchöpfe und von einem ſolchen Urheber keine andere, als Glückſeligkeit, ſeyn kann: ſo muß die ganze Einrichtung ihrer Natur dieſer Beſtimmung gemäß ſeyn, ſo kann allgemeiner Haß gegen andere Menſchen eben ſo wenig natürlich ſeyn, als das Laſter überhaupt in dieſem Verſtande natürlich iſt. Der Menſch ſoll glücklich ſeyn. Er kann es aber nie ganz, ohne andere Menſchen, ſeyn. Kein Thier iſt ohne Geſelligkeit ſo unglücklich, als der Menſch es ſeyn würde; kein Thier iſt durch Geſelligkeit ſo glücklich, als der Menſch es ſeyn kann. Es kann demnach ſo wenig der Wille der Natur ſeyn, daß ein Menſch den andern, eine Nation die andere haßt, daß ſie ſich vielmehr wider einen ſolchen Haß durch die Triebe der Geſelligkeit und der Sympathie laut genug erklärt hat. Wenn indeſſen ein Haß mancher Stämme und Völkerſchaften gegen einander da geweſen oder noch da iſt, ſo iſt er wider die Abſichten der Natur entſtanden, durch zufällige Veranlaſſungen, welche die Triebe der Geſelligkeit und Sympathie unterdrückten. Er iſt alſo nicht als Naturtrieb anzuſehen, ſo wenig als er jemals ganz allgemein geweſen iſt. Die wenigen Beyſpiele von Abneigung gegen Fremde; die Home anführt, ſind in der That nicht ſo wichtig, daß ſie für ſeinen Satz bewieſen; vielmehr beweiſen ſie zum Theil etwas ganz anders, als was er ſie beweiſen laſſen will. Die Beyſpiele von

gaſtfreyen Völkern, die er als Ausnahmen von der allgemeinen Geſinnungsart der menſchlichen Natur anſieht, ſcheinen ihm ſo unerklärbar, daß er ſeine Verwunderung nicht genug bezeugen kann. Es iſt ein ſonderbares Phänomen, ſagt er, daß die Einwohner entfernter Inſeln, die von der übrigen Welt ſo ſehr abgeſondert ſind, keinen Widerwillen gegen Fremde haben, ſondern vielmehr dem erſten, den ſie wahrſcheinlicherweiſe ſahen, die größte Liebe und Wohlgewogenheit erzeigten. Es iſt vergeblich, wenn man hier vom Klima reden will, weil man in allen Gegenden einen Haß gegen Fremde findet. Es iſt kein anderer Weg, die entgegen geſetzten Sitten gaſtfreyer und ungaſtfreyer Völker zu erklären, als daß ſie von verſchiedenen Gattungen und Stämmen ſeyn müſſen.

Auf alles dieſes läßt ſich noch immer antworten. Außer den Trieben der Geſelligkeit und der Sympathie, konnten Neubegierde und andre Neigungen die Inſulaner zur freundlichen Aufnahme ſolcher Geſchöpfe, die ihnen ähnlich waren, und von welchen ſie nichts zu befürchten glaubten, leicht willig machen; auch konnte allerdings das glückliche Klima, z. B. auf Otaheite, welches Heiterkeit des Geiſtes und Milde der Gefühle befördern hilft, daran einen Antheil haben. Nichts aber iſt mehr unerwartet und weniger befriedigend, als daß eine Verſchiedenheit der Abſtammung, zu welcher Home ſeine Zuflucht nimmt, den Grund zur Erklärung dieſer Erſcheinung hergeben ſoll.

6. Furcht iſt gewöhnlich die erſte Bewegung der Wilden bey dem Anblicke der Fremden, die gerüſtet an ihren Geſtaden landen. Die Ungewißheit wegen ihrer Abſichten, das Gefühl der Schwäche oder der zur Vertheidigung noch nicht abgemeſſenen Kräfte, die Erinnerung erlittener Feindſeligkeiten, alles dieſes rechtfertigt jene Bewegung. Die Geſchichte zeigt indeſſen, daß die Wilden zuweilen nichts von Furcht wußten, es ſey

aus

aus tiefer Dummheit und Schwäche des Geiſtes, oder aus einer glücklichen Unwiſſenheit, daß Menſchen Menſchen beleidigen können. Wie gut wurden nicht die Spanier von den Wilden in Amerika aufgenommen! Sie kamen ohne Waffen an das Ufer. Sie brachten voll Zutrauen und Munterkeit ihre Früchte. Sie ſezten die Spanier auf ihre Schultern, um ſie an das Land zu bringen. Männer, Weiber und Kinder eilten, ihnen Lebensmittel zu zutragen. Aber, wie viele Urſachen hatten ſie zu fürchten, nachdem die Spanier den Anfang ihrer unerhörten Grauſamkeiten gegen ſie gemacht hatten! Dieſer Spanier eigener Landsmann, der Biſchof las Caſas, der lange ein Augenzeuge ihrer Tyranneyen geweſen war, wirft ihnen vor den Augen der ganzen Welt vor, daß ſie fünfzehn Millionen Indianer umgebracht hatten. Man wagte es nicht, ihn einer Uebertreibung zu beſchuldigen, und mußte es leiden, daß ſeine Schrift der Nation ein Brandmaal eindrückte, das keine Zeit jemals vertilgen wird. Welches geſittete Volk in Europa würde nicht durch ſolche ungeheure Grauſamkeiten zur Rache und Wuth hingeriſſen ſeyn? — Der ſchmutzige Geiz und die Härte, welche die Holländer in ihren Beſitzungen ausüben, ſind überall bekannt. Und die Nation, die ihrer ſanftern Empfindungen wegen ſo berühmt, ihrer Sitten wegen ſo liebenswürdig iſt, welche Abſcheulichkeiten begeht ſie nicht auf den Inſeln Frankreich und Bourbon; Abſcheulichkeiten, wovon ihr eigener Landsmann, St. Pierre, noch vor nicht langer Zeit ein ſo niederſchlagendes Gemälde aufgeſtellt hat! (*) Selbſt die ältern Engländer haben es auf ihren Reiſen um die Welt nicht an Gewaltthätigkeit und Blutvergießen fehlen laſſen; ſehr unterſchieden von den Menſchenfreunden, die zulezt die Süd-See beſegel-

(*) Reiſe eines königl. franz. Officiers nach den Inſeln Frankreich und Bourbon. 1774. S. 146—151.

gelten, und den Inſulanern, bey welchen ſie gelandet hatten, Samen zu Getraide und geſunden Pflanzen, nützliche Thiere zur Zucht, hinterließen. — Zorn und Rache, ſagt man, ſind bey den Wilden herrſchend. Aber Zorn und Rache, die ohnedieß den Wilden nicht mehr ungeſellig, als den geſitteten Europäer machen, werden durch empfangene Beleidigungen gereizt. Und welche Beleidigungen ſind unverſchuldeter, grauſamer und anhaltender geweſen, als diejenigen, welche die Europäer in der neuen Welt ausgeübt haben!

7. So lange die Begriffe vom Feinde und vom Fremden bey rohen Völkerſchaften noch nicht getrennt waren, ſo lange war auch das Verhalten gegen beyde nicht unterſchieden. Es ſcheint indeſſen zur Vermiſchung dieſer Begriffe nur eine tiefe Barbarey verleiten zu können, ein Mißtrauen, eine Furchtſamkeit, die ſich auf eine ungemeine Unfähigkeit, wahrzunehmen und zu unterſcheiden, gründet.

Doch wir entfernen uns von dieſen niederſchlagenden Scenen. Nicht überall und nicht allezeit war der Menſch ſo unglücklich, ein Unmenſch zu ſeyn. Die Wirkſamkeit ſeiner edlen Naturtriebe brach oft durch die Finſterniß ſeines Geiſtes, durch die Rohigkeit ſeiner Sitten hervor. Sie trieb ihn zur Anerkennung des Rechtes eines Fremden auf Sicherheit vor Beleidigung, Sicherheit in einem Lande, das er ohne feindſelige Abſicht beſuchte, das er nicht gewählt haben würde, wenn er nicht von den Geſetzen oder doch von den Sitten der Einwohner Schutz erwartete. Man erkannte, daß es wider die Vorrechte der Menſchheit, ſelbſt wider den guten Namen des Vaterlandes oder der Völkerſchaft wäre, ſich an einem wehrloſen Fremdlinge zu vergreifen. Seine Perſon bekam einen Theil von der Heiligkeit, die den Göttern, Altären und Prieſtern des Landes eigen war. Man glaubte, daß man ihn mehr, als ſelbſt die einheimiſchen Bürger, begünſtigen würde. Das allgemeine Gaſt-Recht ward geltend. Nichts konnte für

die

die Befeſtigung der Gaſtfreundſchaft wichtiger ſeyn. Bey Völkern, die lange vor der Einführung geſchriebener Geſeze da waren, ward dieſer Mangel durch eine gemeinſchaftliche Verabredung oder durch Gebrauch und Sitte erſetzt, die nicht leicht einer Veränderung unterworfen waren. Die Gaſtfreyheit bekam, als Gebrauch und Sitte, eine Feſtigkeit, die ihr alle Kunſt der Ueberredung, alles Anſehen des Geſetzgebers, nicht hätte ertheilen können. Dieſes allgemeine Gaſtrecht, (unterſchieden von dem beſondern, welches ſich auf Verträge einzelner Perſonen oder Familien gründet, wie es bey den Römern galt) führten ſchon früh ganze Völker bey ſich ein, da ſie noch von der Cultur des Geiſtes und der Sitten weit entfernt waren. Sie führten es bey Laſtern oder Gewohnheiten ein, die es zu zerſtören ſchienen. Fremde ruheten in ihrem Schooße ſicher und freundlich bewirthet, unterdeſſen daß ſie rings um ſich her ihre Räubereyen trieben, und gegen ihre Feinde jede Grauſamkeit als erlaubt betrachteten. So waren verſchiedene Völker des Alterthumes, beſonders die Griechen, deren Gaſtfreyheit ſchon in den fabelhaften Zeiten ſichtbar ward. So waren die Celtiberier, die Gallier, die Germanier, die Slaven, die, nach **Helmolds** (*) Bericht, ihre Gäſte den Tag über damit bewirtheten, was ſie die vorhergehende Nacht geſtohlen hatten.

Die Celtiberier, erzählt Diodor von Sicilien, lib. V. 215, ſind gegen Miſſethäter und gegen ihre Feinde grauſam, aber gegen ihre Gäſte ſanftmüthig und freundlich. Allen Reiſenden, aus welcher Gegend ſie auch kommen mögen, bieten ſie freywillig Beherbergung an, und wetteifern unter einander in den Pflichten der Gaſtfreyheit. Sie loben die, welche die Ankommenden begleiten, und glauben, daß ſie den Göttern ſehr werth ſind.

(*) Chron. Slav. lib. I, c. 82.

Eben ſo rühmt er, lib. V. 212, die Gaſtfreyheit der Gallier, nachdem er vorher die Wildheit ihrer Sitten in einem düſtern Gemälde vorgeſtellt hat. Sie laden die Fremden zur Mahlzeit, und erſt wann ſie geendigt iſt, fragen ſie, wer ſie ſind, woher ſie kommen. Der letzte Zug ſcheint eine gewiſſe Feinheit der Empfindung zu verrathen, der auf eine ſonderbare Art mit der übrigen Rohigkeit dieſes Volkes contraſtirt, aber auch ſchon häufig im Homer vorkömmt.

Die Germanier, welche Räubereyen nicht für ſchändlich hielten, ſahen, nach Cäſars Bericht, de bello gall. VI., die Beleidigung der Fremden als ein großes Unrecht an. Aus welcher Urſache ſie auch zu ihnen kamen, ſo ſchützten ſie dieſelben vor aller Beleidigung, hielten ſie für heilig, öffneten ihnen ihre Häuſer, und theilten ihre Speiſe mit. Eben dieſes verſichert Tacitus, de morib. Germanorum. Kein Volk, ſagt er, kann die Gaſtfreyheit verſchwenderiſcher ausüben, als die Germanier. Einen Fremden, er ſey wer er wolle; vom Hauſe entfernen, halten ſie für Unrecht; jeder nimmt ihn nach ſeinem Vermögen zur bereiteten Mahlzeit auf. Iſt der Vorrath in einem Hauſe verzehrt, ſo führen ſie ihn, ohne Einladung abzuwarten und ohne Bedenken, zur Wohnung des Nachbarn, wo er mit eben ſo vieler Freundlichkeit aufgenommen wird. Ob es ein Bekannter oder Unbekannter iſt, darauf wird nicht geachtet. Verlangt er bey ſeiner Abreiſe noch etwas, ſo wird es ihm gegeben.

So finden wir noch jetzt Völker, die mit Räuberey und Rohigkeit der Sitten Gutthätigkeit gegen Fremde zu vereinigen wiſſen. Die Mainotten, erzählt der Baron von Riedeſel, halten die Seeräuberey für erlaubt, und üben ſie eben ſo freymüthig aus, wie wir etwa auf die Falkenjagd ausgehen. Indeſſen ſind ſie in ihrem eigenen Lande ſehr ehrliche Leute; der Reiſende kann ſicher auf ihre Gaſtfreyheit rechnen. Die Häupter der Dorfſchaften laſſen ſo gar die Reiſenden durch eine Wache auf den Weg begleiten.

Bemerkungen auf einer Reiſe nach der Levante, 1749, S. 9, f.

Die Morlacken ſind zum Theil durch ihre äußere Lage, zum Theil durch ihre Kriege mit den Türken, raubbegierig und grauſam geworden. Außerdem hat die Rachbegierde ſich gleichſam mit ihrem Blute ſo vermiſcht, daß ſie ſich nicht ohne viele Zeit und Mühe wird

wird ausrotten laſſen. Sie halten die Rache für erlaubt, und eine alte Familienfeindſchaft lauert nach vielen Jahren noch, Blut zu vergießen, wovon oft die ſchrecklichſten Wirkungen ſichtbar werden. Dennoch ſind dieſe Morlacken von Natur dienſtfertig und gutherzig; die kleinſte Gefälligkeit kann ſie zu der größten Dankbarkeit verbinden. Sie öffnen jedem Reiſenden ihre arme Hütte, geben ihm, was ſie haben, begehren niemals die mindeſte Erkenntlichkeit, und lehnen ſie, wenn ſie angeboten wird, hartnäckig ab. Man trifft die Gaſtfreyheit unter ihnen eben ſo wohl bey dem Armen, als bey dem Reichen, an. Wenn dieſer ein Lamm oder einen Hammel-Braten auftiſcht, ſo bringt jener ein indianiſches Huhn, Milch oder Honig.

Die Sitten der Morlacken. Aus dem Italiän. Bern, 1775. S. 19 — 22.

8. In dem Morgenlande hat die Gaſtfreyheit ihre wahre Heimath. Unter den frühen und mildern Erwärmungen der Naturtriebe, unter der edlen liebenswürdigen Einfalt, welche lange die Fortgänge der Ausbildung der Einwohner begleitete, that ſie den wichtigſten Schritt, indem ſie in einen Gebrauch, in eine heilige Sitte übergieng, die ſtärker als ein Geſetz iſt. Hier iſt ſie durch eine Folge vieler Jahrhunderte, durch mannigfaltige Revolutionen, ſich immer gleich wirkſam geblieben. Sie hat ſich bis auf dieſen Tag erhalten. Ohne Zweifel findet man ſie in keiner Weltgegend ſo allgemein ausgebreitet, von einer ſo edeln Einfalt, mit einer ſolchen Fülle von Gutherzigkeit, mit einer ſo rührenden und einnehmenden Wirkſamkeit, als im Morgenlande. Vornämlich erſcheint ſie noch ſo bey den Arabern, Perſern und Türken.

Von den Arabern, ſ. Voyage de Mr. *Shaw* &c. trad. de l'Angl. 1743, à la Haye, To. I, S. 10, 11; Pocock Beſchreibung des Morgenl. Aus dem Engl. 1754, Th. 1, S. 287—289; Voyage dans la Paleſtine de Mr. *Arvieux*. S. 124—129; Haſſelquiſt Reiſe nach Paläſtina in den Jahren 1749—1752. Aus dem Span. 1762. S. 84 und 106; Niebuhr Beſchreibung von Arabien, 1772, S. 46.

Von den Perſern, ſ. Voyages de *Chardin* en Perſe & autres lieux de l'Orient. Amſt. 1735. To. 3, S. 46; Tavernier Reiſen in der Türkey, Perſien und Indien, Genf. 1681, S. 282; Gmelin Reiſe durch das nördliche Perſien, in den Jahren 1770 — 1772, S. 141, f.

Von den Türken, ſ. Relation d'un voyage du Levant, par Mr. *Tournefort*, Amſt. 1718, To. 2, S, 47, f.; Tavernier, S. 47; Voyages de Mr. *Thevenot*, Par. 1689, Th. 2. S. 67, und Th. 3, S. 33; *de Bruins* Reizen &c. Amſt. 1711, Tafel 68, 108, 112; Riedeſels Reiſe nach der Levante, S. 26 und 212; Ruines de Balbec, Lond. 1757, S. 4.

9. Die Gaſtfreyheit, die ſich bey den alten Griechen auf Gebrauch, Klima und Nationalcharacter ſtützte, lebt noch in den Gegenden, die ſie bewohnten. Spon und Wheler (*) wurden in der attiſchen Landſchaft von allen Hirten und allen Arbeitern auf dem Felde mit einer Heiterkeit und Gaſtfreyheit begrüßt, die ihnen das Bild längſt verfloſſener Jahrhunderte wieder erneuerte. Noch üben die Griechen, erwähnt Guys, (**) ſehr getreu die Gaſtfreyheit aus; die Ankunft eines Fremden iſt ein Feſt für ein Haus; man räumt ihm das beſte Zimmer ein. Bey den Griechen ſo wohl, als bey den Sicilianern, fand Riedeſel (***) die alte Gaſtfreyheit wieder. Man weiß, wie berühmt beſonders die Gaſtfreyheit der alten Agrigentiner war. Diodor erzählt, daß Gellias, der reichſte Agrigentiner, vor ſeiner Thüre eine gewiſſe Anzahl von Bedienten bloß dazu hielt, daß ſie alle Fremde einladen müſſen, bey ihm einzukehren, und daß viele andere Bürger dieſem Beyſpiele folgten. Die heutigen Einwohner von Girgenti üben noch dieſe Gaſtfreyheit, die ſie niemals verloren zu haben ſcheinen. Auch Brydone (****) führt davon ſeine eigene Erfahrung an, obgleich

(*) Voyage de *Spon* & *Wheler*, To. 2, S. 75, f.

(**) Litterariſche Reiſe nach Griechenland. Aus dem Franz. 1722. Th. 1, S. 230.

(***) Bemerkungen auf einer Reiſe nach der Levante, S. 161, 168. Reiſe durch Sicilien und Großgriechenland, 1772. S. 173, 205.

(****) Reiſe durch Sicilien und Malta. Aus dem Engl. 1774. Th. 1, S. 305—307.

gleich das, was er von ſeiner freundlichen Aufnahme rühmt, mehr eine Folge von der noch dort herrſchenden Liebe zur Pracht und Uepigkeit, als gutherzige Gaſtfreundſchaft, zu ſeyn ſcheint.

So leben, unter andern Himmelsſtrichen, in einer andern Lage und Verfaſſung, noch jezt Nationen, auf welche die Gaſtfreyheit, als ein Erbtheil von ihren Vorfahren, gekommen zu ſeyn ſcheint. Vornämlich iſt es merkwürdig, daß ſich die Gaſtfreundſchaft am längſten in den Gebirgen erhält. Die weitere Entlegenheit von andern Völkern, die ruhige Einſamkeit macht, daß der Menſch gegen Neuerungen abgeneigt wird, daß er mehr in ſich gekehrt bey der Einförmigkeit und Einfalt ſeiner Lebensart gern verharrt. Die Unbeweglichkeit ſeiner Lage befeſtigt ſeine Tugenden, ſo wie ſeine Laſter. Man hat Erfahrungen, daß die Wildheit in den Gebirgen am hartnäckigſten iſt, und oft unüberwindlich ſcheint. So giebt es zum Glück auch Beyſpiele, daß gute Sitten und Tugenden, wenn ſie einmal einen Siz gefaßt haben, ſich in gebirgigen Gegenden auch länger erhalten. Die Seltenheit der Reiſenden, und der gewöhnliche Mangel an öffentlichen Anſtalten zu ihrer Aufnahme, vereinigen ſich mit der Einfalt und Gutherzigkeit der Bergbewohner, um jedes Haus zu einem Tempel der Gaſtfreundſchaft einzuweihen. Gemeiniglich ſind ſie auch durch die friedſamen Geſchäfte der Viehzucht und durch die Zerſtreuung ihrer Wohnpläze zur Ausübung dieſer Tugend mehr aufgelegt.

Die alten Kaledonier waren gaſtfrey. Noch jezt ſind es ihre Nachkommen, die Schotten, beſonders die Hochländer. Daß man unangemeldet in eine Wohnung geht, ſagt Johnſon, (*) wird hier, wo die alten Ge=

(*) Reiſe nach den weſtlichen Inſeln bey Schottland. Aus dem Engl. 1775. S. 48, 85.

Geſetze der Gaſtfreyheit herrſchen, nicht für Grobheit oder Zudringlichkeit angeſehen. Hier giebt es keine Häuſer, wo ein Reiſender Herberge und Bewirthung für Geld fände. Wenn ihn Nacht und Müdigkeit übereilen; ſo wirft er ſich in die Arme der allgemeinen Gaſtfreyheit. Ueberall, wo ein Haus iſt, findet ein Fremder eine willkommene Aufnahme. — Ein Herr unter den Hochländern, verſichert Home, ſieht es für einen Schimpf an, wenn ein Fremder ſein Haus vorbey geht.

Die heutigen Normänner ſind noch in ihren Gebirgen gutartig, vergnügt, immer voll guten Muthes. Man kann kaum an irgend einem Orte mehr Gutthätigkeit und Dienſtfertigkeit antreffen, als ſie jedem Fremden erweiſen.

Pontoppidans Verſuch einer natürl. Hiſtorie von Norwegen, aus dem Däniſchen, 1754. Th. 2, S. 471.

In Anſehung der Freundlichkeit und Gutherzigkeit der Schweitzer, ſtimmen die Zeugniſſe aller Reiſenden überein.

10. Nicht bloß bey den älteſten Völkern, ſondern auch ſchon in den erſten Zeiten ihrer Geſchichte, ward die Gaſtfreyheit von Religionsideen unterſtützt. Man findet davon ſchon Spuren in der alten Mythologie der Griechen, und ihre Dichter vergaßen nicht davon Gebrauch zu machen. Der Gedanke, daß man vielleicht Götter beherbergte, die in der Geſtalt der Menſchen zuweilen auf die Erde kämen, (*) war der Simplicität und Frömmigkeit des erſten Weltalters gemäß, hatte immer etwas Ehrwürdiges, ſo wenig er auch gegründet ſeyn mochte, und mußte die Neigung zur Gaſtfreundſchaft nicht wenig beleben. Nächſtdem war es ſehr natürlich, die Gaſtfreundſchaft als eine Tugend anzuſehen, die den Göttern wohlgefällig iſt. Man gab ſie ſelbſt unter den Schutz der Götter. Man ſahe ſie für heilig, für einen Theil des Gottesdienſtes an.

An

(*) Odiſſ. ρ' 489.

An der berühmten Gaſtfreyheit der Muhammedaner hat das Geſetz ihres Propheten nicht wenig Antheil. Der Koran befiehlt ihnen nicht bloß Leutſeligkeit, Mitleiden, Menſchenliebe überhaupt, ſondern er ſchärft ihnen auch an vielen Stellen ausdrücklich Wohlthätigkeit gegen den herumziehenden Pilgrim, gegen den reiſenden Fremden, ein. Sie haben ſo gar einen Orden, der wegen der Uebungen der Gaſtfreyheit, wozu er ſich verpflichtet hält, berühmt iſt. Dieß iſt der Orden der Mevilevi. Dieſe Mönche ſind, nach **Porters** (*) Bericht, gegen Fremde außerordentlich gütig; ſie nehmen alle Leute von jeder Religion und Nation auf, und bewirthen ſie aufs freundlichſte. Vornämlich aber iſt der von **Pocock**, S. 412, f. angeführte Freyheitsbrief merkwürdig, den **Mahomed** den Mönchen auf dem Berge Sinai und den Chriſten überhaupt ertheilt hat.

In der Moral des angepflanzten Chriſtenthumes konnte die Gaſtfreyheit, die damals als eine wichtige Pflicht in einer vorzüglichen Achtung ſtand, nicht fehlen. Die Apoſtel **Paulus** und **Petrus** ließen ſich ihre Empfehlung angelegen ſeyn. *Herberget gern. Gaſtfrey zu ſeyn, vergeſſet nicht, denn durch daſſelbe haben etliche, ohne ihr Wiſſen, Engel beherbergt. Seyd gaſtfrey unter einander ohne Murmeln.* Wenn man einer Tugendlehre, die eine ſo ausgebreitete und vollkommene Menſchenliebe einſchärft, noch den Vorwurf machen wollte, daß dieſe Vorſchriften zu eingeſchränkt nur die Ausübung der Gaſtfreyheit als eine Pflicht der neuen Anhänger des Chriſtenthumes gegen einander ſelbſt zu betreffen ſchienen: ſo müßte man die Lage der erſten Chriſten nicht bedenken, die verfolgt und herumirrend damals am meiſten den Beyſtand ih-

(*) Anmerkungen über die Religion, Regierungsform und Sitten der Türken. Aus dem Engl. 1768. S. 31.

ihrer Brüder nöthig hatten, noch die Allgemeinheit der Wohlthätigkeit, wozu übrigens eben dieſe Moral verpflichtet. In den ſpätern Jahrhunderten nahm der Geiſt der Gaſtfreyheit beſonders in den Klöſtern ſeine Wohnung. Die Reiſen der Chriſten nach dem heiligen Lande veranlaßten die Errichtung eines Ordens, der dieſer Tugend vorzüglich gewidmet war. Der Hoſpitaliter-Orden war im Anfange eine weltliche Stiftung, die in der Mitte des eilften Jahrhundertes zu Jeruſalem durch Kaufleute errichtet ward. Ihre Beſtimmung war, ſich der Pilgrimme anzunehmen, die aus Europa kommen, die heiligen Oerter zu beſuchen. Nach einiger Zeit verließen die Perſonen beyderley Geſchlechtes, die ſich zu dieſer Beſtimmung vereinigt hatten, ihre weltliche Stiftung, nahmen Kloſterkleidung, und widmeten ſich ganz dem Dienſte der Pilgrimme. Innocentius der Dritte beſtätigte den Orden der Mönche, die die Hoſpitaliter-Brüder von St. Johannis hießen, und wies ihnen die Aufnahme und Verpflegung der reiſenden Chriſten als ihre unterſcheidende Pflicht an. Nachdem Jeruſalem durch den Saladin eingenommen war, begaben ſich die Schweſtern nach Europa, und errichteten hier nachher verſchiedene beträchtliche Stiftungen. Die Klöſter der meiſten übrigen Orden ſind bald mehr, bald weniger, der Gaſtfreyheit gewidmet; und der Orden zu la Trape iſt beſonders auch von der Seite der Gaſtfreundſchaft berühmt. Am meiſten ſcheint ſich dieſe Wohlthätigkeit noch in ſolchen Klöſtern erhalten zu haben, die in Gebirgen, in einſamen und unwirthbaren Gegenden zerſtreut liegen, und durch die Natur ihrer Lage den Mangel öffentlicher Herbergen zu erſetzen geſchickt ſind. Aber dennoch muß man geſtehen, daß Religionsſtiftungen dieſer Art nie eine ſo allgemeine Wirkung auf den Nationalcharacter eines Volkes gehabt haben, oder haben kön-

nen, als Gaſtrecht, welches als Gebrauch und Sitte eingeführt wurde.

11. Ich füge noch einige Bemerkungen über die Beziehung der Geſetzgebung auf die Gaſtfreundſchaft hinzu. Es würde wider die erſten Begriffe des Völkerrechts ſeyn, wenn eine Nation oder ihr Regierer Fremden, die ohne eine feindſelige Abſicht, auf eine Zeit zu ihr kommen, gar keine Rechte zugeſtehen wollte. Eben ſo ſchwer würde es den Grundgeſetzen der Gerechtigkeit, wozu jeder Staat verpflichtet iſt, entgegen ſeyn, wenn er für die Beſchützung dieſer Rechte, die der Fremde als Menſch und als Glied ſeiner Nation hat, keine Aufmerkſamkeit beweiſen, ſondern vielmehr unbekümmert die Art des Betragens gegen ihn der Willkühr der Bürger überlaſſen wollte. Unſtreitig beruhet es auf dem freyen Willen eines Regenten, ob er Fremde ſein Gebiet betreten laſſen will oder nicht, und unter welchen Bedingungen ihnen der Zugang verſtattet ſeyn ſoll. Aber ſobald er ihnen den Eintritt vergönnt, ſo macht er ſich zugleich verbindlich, ſie eine völlige Sicherheit genießen zu laſſen. Dieſen Genuß der Sicherheit iſt er, als Regent, ihnen ſchuldig. Allein, ſie an den übrigen Vorzügen und Vortheilen ſeiner Unterthanen gleichen Antheil nehmen zu laſſen, das iſt er ihnen nicht ſchlechterdings ſchuldig, ſondern bleibt ſeiner freyen Willkühr überlaſſen. Wir ſehen auch, daß jeder weiſe Regent, der den Fremden einen Zutritt verſtattete, durch ein ihnen zugefügtes Unrecht ſich nicht weniger für beleidigt hielt, als durch ein Unrecht, das einem ſeiner Unterthanen wiederfuhr. Selbſt Völker, die man barbariſche nennt, waren mit dieſen Grundſätzen des Naturrechtes bekannt. Und wenn die Einwohner des tauriſchen Cherſoneß jeden Fremden, den ein Zufall an ihre Küſte warf, der Diana opferten, ſo wurden ſie auch von allen andern Na-

tionen verabſcheuet, und Grotius (*) geſteht dieſen das Recht zu, jene mit vereinigten Kräften dafür zu züchtigen.

Weil aber der bloße Genuß der Sicherheit vor Beleidigung noch nicht ganz die Bedürfniſſe eines Fremden befriedigt: ſo iſt der Staat durch die Pflichten der Billigkeit und Menſchenliebe berechtigt, ſeinen Bürgern Privatdienſtfertigkeit gegen den Fremden zu empfehlen, zumal wenn keine öffentliche Anſtalten zu ſeiner Aufnahme vorhanden ſind. Die Gerechtigkeit verlangt, dem reiſenden Fremdlinge die Mittel ſeiner Erhaltung zu verſchaffen; die Menſchenliebe, für ſeine Bequemlichkeit zu ſorgen; die Höflichkeit, ihm zur Erreichung ſeiner untadelhaften Abſichten behülflich zu ſeyn. Dem Regenten kann es nicht unwichtig ſcheinen, dieſe Geſinnungen unter ſeinem Volke zu beleben und durch angemeſſene Verordnungen zu unterſtützen. Die Sorge für die Sitten und für den Ruhm ſeiner Bürger verpflichtet ihn nicht wenig dazu. Und nicht ſelten hat das gute Betragen einzelner Bürger gegen Ausländer, und der Ruf von der Leutſeligkeit ihres Characters, einen vortheilhaften Einfluß auf den Staat gehabt.

Unter gewiſſen Umſtänden kann das Gerechtigkeit werden, was unter andern bloß Wohlthätigkeit iſt. Bey manchen ältern Völkern, die keine öffentliche Anſtalten hatten, wo Fremde für die Bezahlung Beherbergung finden konnten, würden ſie ohne den Beyſtand der Gaſtfreundſchaft ſehr oft umgekommen ſeyn. Und welches Volk konnte ſo hart ſeyn, einen ſolchen Erfolg, der zugleich ſeinem Namen eine unauslöſchliche Schande eindrücken mußte, gleichgültig zu ertragen! Man glaubte berechtigt zu ſeyn, die Gaſtfreundſchaft, die ihrer Natur nach eine innere oder unvollkom-

(*) Lib. II. Cap. 20. §. 40.

kommene Pflicht iſt, als eine Zwangspflicht zu befehlen, weil in jenem Falle ihre Verletzung eine Verletzung der gemeinen Gerechtigkeit geweſen wäre. Daher läßt ſich der Urſprung einiger poſitiven Geſetze für die Gaſtfreyheit erklären, die freylich viel ſeltener, als ſolche ſind, worin die bloße Beleidigung eines Fremden verboten wird. Bey den Athenienſern war es ein bekanntes Geſetz: „Laſſet dem Gaſte kein Unrecht geſchehen; weiſet dem Irrenden den Weg; nehmet den Fremden unter euer Dach auf!“ Wenn man dieſes auch bloß für eine Anrathung oder Empfehlung annehmen wollte, ſo führt **Aelian** (*) ein mehr beſtimmtes Geſetz, dem eine angedrohete Strafe angehängt war, von den **Lucanern** an. „Wenn ein Fremder gegen „den Untergang der Sonne ankömmt, und in einem „Hauſe einkehren will, ſo ſoll der, welcher ihn nicht „aufnimmt, geſtraft werden, und für ſeine ungaſtfreund„liche Geſinnung büßen.“ Bey den **Burgundiern** war der, welcher einem ankommenden Gaſte Dach und Heerd verſagte, zu einer Geldſtrafe verurtheilt. (**) **Carl**, der ein und dreyßigſte König der Gothen, gab ein Geſetz, nach welchem der, welcher durch Zeugen überführt war, daß er die Gaſtfreundſchaft dreymal abgeſchlagen habe, mit der Verbrennung ſeines Hauſes beſtraft ward. (***) Dieſes Geſetz hatte die vortreffliche Wirkung,

(*) Var. Hiſt. Lib. IV. Cap. 1.

(**) Lex Burgundiorum, Tit. 38. Quicunque hoſpiti venienti tectum aut focum negaverit, trium ſolidorum inlatione mulctetur. — Si in cauſa privata iter agens ad Burgundionis domum venerit & hoſpicium petierit, & ille domum Romani oſtenderit, & hoc potuerit adprobari, inferat illi, cujus domum oſtenderit, ſolidos tres, & mulcte nomine ſolidos tres.

(***) Hic Carolus inter maximas leges & mandata conſtituit, ut Gothi ac Sueci inter ſe & maxime in omnes advenas & peregrinos hoſpitalitatem obſervarent ſummumque nefas ducerent, quicunque viatorem a tecto coërceret: quod ſi quis facere tentaſſet & idoneis teſtibus ter negaſſe hoſpitium convictus fuiſſet, immiſſo igne ædes ejus comburi juſſit, ut domibus propriis juſte privaretur, qui earum uſum inhumaniter denegaſſet. *Jo. Magni* Hiſtoria Gothorum Suecorumque, Lib. IV. Cap. 1.

kung, daß vielleicht in keiner Gegend mehr die Gaſtfreyheit geübt werden konnte, als unter dieſer Nation. Die Verweigerung der Gaſtfreyheit ward als die ſchändlichſte Art des Geizes und der, welcher einem Reiſenden Speiſe, Trank und Beherbergung verſagte, als ein Gegenſtand des öffentlichen Haſſes betrachtet. Es ward eine unverletzliche Gewohnheit, einem Ankömmlinge ohne die geringſte Vergeltung alles zu geben, was er nöthig hatte. Ein Nachbar brachte ihn, wenn er weiter reiſen wollte, zu dem andern, und empfahl ihn immer wieder einer ſichern Begleitung. Je mehr Gäſte Jemand bewirthete, deſto mehr Lob und Anſehen erwarb er ſich. Selbſt in den Hütten der Landleute bewies man gegen Fremde eine viel größere Freygebigkeit, als gegen ſeine eigene Kinder. (*) Eben dieſes bezeuget auch **Adam von Bremen** (**) von den alten Schweden beſonders, die in der Ausübung der Gaſtfreyheit unter einander wetteiferten, und keine größere Schande kannten, als dieſe Pflicht einem Fremden verſagt zu haben. — Wenn Jemand, berichtet **Helmold** (***) von den Slaven, darüber betroffen wird, daß er, welches jedoch ein überaus ſeltener Fall iſt, einem Fremden die Gaſtfreundſchaft verſagt hat, deſſen Haus oder Vermögen darf man mit Feuer verheeren, und dazu ſind ſodann auch alle einmüthig bereit. — Man hat Grund zu vermuthen, daß bey den Völkern der mittlern Jahrhunderte noch mehr ähnliche Geſetze für die Gaſtfreyheit vorhanden geweſen ſeyn. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Geſetzgeber gegen eine damals noch ſo ſehr nöthige Pflicht, die aus mancherley Veranlaſſungen ſich zu entfernen anfangen konnte, die aber ein ſo alter ehrwürdiger Gebrauch der verfloſſenen Zeiten war, ſich ganz gleichgültig bewieſen haben ſollten.

Die

(*) Eb. daſ. Cap. 2.
(**) De ſitu Daniæ &c. in *Lindenbrogii* Script. rer. germ. ſept. p. 60.
(***) Chron. Slavorum, Lib. I, C. 82. §. 9.

Die Geſetze des Lykurg mußten, wie man weiß, die Verbannung einer ſo edlen Tugend, als die Gaſtfreyheit iſt, bewirken. Seine Bürger mußten den gaſtfreyen Athenienſern, Korinthern, Cretenſern und Megarenſern ſehr unähnlich werden. Allein, der ſpartaniſche Staat war auch von einer ſolchen Einrichtung, daß er der einzige in dieſer Art zu bleiben verdiente. Man hat ihn zuweilen wohl bewundert, aber ihn nachzuahmen nicht für zuträglich gefunden. Eine ſo ſimple Staatsverfaſſung ſchien ihren Umſturz zu drohen, ſobald ſich ihr die geringſte Vermiſchung mit Fremden näherte. Lykurg führte daher mit Fleiß verſchiedene Gewohnheiten ein, welche dem feinen Geſchmacke der benachbarten Staaten anſtößig ſeyn mußten. Nichts war da anzutreffen, das bey einem Fremden den Wunſch einer Aufnahme hätte erregen können. Um noch ſicherer zu ſeyn, verbot er ſeinen Bürgern das Reiſen, und ſchloß die, welche eine fremde Erziehung genoſſen hatten, von allen Bedienungen im Staate aus. Und um das Werk zu vollenden, ſuchte er ihre innere Zufriedenheit durch die Verachtung der Sitten jeder andern Nation zu befeſtigen. Sparta mußte bey dieſer Einrichtung Sparta bleiben, unterdeſſen daß die Bürger der übrigen griechiſchen Staaten, die ihre Thore nicht verſperreten, vielmehr den Fremden mit Vergnügen aufnahmen, und ſelbſt in alle Gegenden des Erdbodens reiſeten, weiſer und geſitteter wurden.

12. Die Gaſtfreyheit hat ſich bey verſchiedenen Völkern während gewaltſamer Veränderungen und Revolutionen, die ſie in ihrer äußern Verfaſſung erdulden mußten, erhalten; wenn ihre Wirſamkeit gehemmt, oder ganz erſtickt worden iſt, ſo iſt dieſes nicht ſelten durch eine allmähliche innere Verſchlimmerung des Nationalcharacters geſchehen. Die Geſchichte zeigt, daß ſie von kriegeriſchen Nationen nicht geflohen, ſelbſt in ſolchen Zeiten bey ihnen geblieben iſt, da ſie mitten unter

den Unruhen und Zerſtörungen der Waffen ſtanden. Eben ſo gewiß iſt es, daß der Despotismus, der ſonſt jede geſellige Tugend niederſchlägt, ſie noch bis auf dieſen Tag im Orient nicht hat überwältigen können.

Man hat oft die Gaſtfreundſchaft der Römer gelobt, und gleichwohl wird man geſtehen müſſen, daß bey einer nähern Berechnung ein guter Theil von dieſem Lobe abzuziehen ſey. Ueberhaupt waren ſie nicht das Volk, welches eine gewiſſe Leichtigkeit zur Ausübung dieſer Tugend bey ſich empfinden könnte. Ein trotziges Weſen, das ihnen immer eigen war, verträgt ſich nicht mit der Beobachtung der Pflichten, die Fremde fordern. Und in den ſpätern Zeiten, wo ſie Raub, Gewaltthätigkeit, jede Art der Tyranney ungeahndet gegen ſich ſelbſt, Bürger gegen Bürger, Client gegen Wohlthäter, Sohn gegen Vater, verübten, mußte die wahre Gaſtfreundſchaft unterdrückt werden. Wie könnten ſie noch wiſſen, was ſie Ausländern ſchuldig wären, da ſie nicht einmal das zu erkennen fähig waren, was ſie den eigenen Söhnen des Vaterlandes, den Gliedern der Blutsverbindungen, zu leiſten hatten! In den beſten Jahrhunderten war der Patriotismus immer überſpannt; und die ganz in ſich ſelbſt gekehrte Liebe des Vaterlandes mußte jede Aufwallung der mehr ausgebreiteten Menſchenliebe verſchlingen. Der Nationalſtolz, der in einer gehörigen Richtung die Gaſtfreundſchaft erheben kann, ſchlug ſie nieder, da er ſich in eine Verachtung anderer Völker verirrte. Die Zeugniſſe von Gaſtfreyheit, die man in den römiſchen Schriftſtellern antrifft, beweiſen nicht ſo viel, als man ſie zuweilen hat beweiſen laſſen wollen. Dieſe Tugend ward unter ihnen am meiſten ſichtbar, da ſie durch Reiſen und durch Siege mit den Griechen bekannter wurden. Man thut ihnen nicht Unrecht, wenn man ſagt, daß ihre Gaſtfreyheit eine Nachahmung der Griechen war, von denen ſie überhaupt nicht bloß Wiſſen-

ſenſchaft und Kunſt, ſondern auch Gottesdienſt, Sitten und Gebräuche, aufnahmen. Nächſtdem iſt es wohl offenbar, daß dieſe Art der Freundſchaft unter den Römern, ſo viel auch Cicero und andere davon für ſich rühmen mögen, meiſtens nur auf gewiſſe Perſonen und einzelne Familien eingeſchränkt geweſen, nie aber ein Theil des Nationalcharacters geworden iſt. Die Gaſtfreyheit war größtentheils eine Wirkung der Erkenntlichkeit für die Gefälligkeiten, die ſie in dem Lande ihrer Gäſte genoſſen hatten. Und da ihre Wirthshäuſer wegen ihres ſchlechten Rufes nur für gemeine Leute beſtimmt waren, da die Fremden, die meiſtens Perſonen von Geburt und Würden waren, Empfehlungen an bekannte Häuſer mitbrachten: ſo verbreitete dieſe Art von Freundſchaftsverbindung ſich leicht aus den griechiſchen Städten in die italieniſchen hinüber. Römiſche Familien errichteten alſo mit Familien auswärtiger Länder wechſelſeitige Bündniſſe und Verträge, die ſie erweiterten, einſchränkten, aufhoben, nach dem Bedürfniß oder Vergehen dazu anleiteten.

Das Gaſt-Recht, Jus hoſpitii, bey den alten Griechen und Römern beſtand darin, daß gewiſſe Perſonen, die an unterſchiedenen Oertern wohnten, ſich zuſammen verbanden, bey den Reiſen einander nicht nur in ihre Wohnungen aufzunehmen, ſondern auch mit Speiſe und Trank, und was ſonſt, nöthig war, beſtens zu verſorgen. Wenn ein ſolcher Vertrag errichtet und angetreten ward, ſo geſchah es auf eine ſehr verbindliche Art, und mit Anrufung des Jovis Xenii oder Hoſpitalis, das nämlich derſelbe ſeine Rache an demjenigen ausüben ſollte, welcher dieſes Gaſtrecht brechen würde. Damit aber auch ein äußerliches Zeugniß davon vorhanden ſeyn möchte, ſo machten ſie ein gewiſſes Kennzeichen, Teſſera hospitalis, dergeſtalt, daß ein jeder Contrahent die eine Hälfte bekam, welche nicht nur von den Aeltern, ſondern auch von den Kindern auf ſorgfältigſte verwahret ward, und ſo lange dauerte, bis ein Theil von beyden aus beſondern Urſachen dieſes Pactum wieder aufhob, welches unter gewiſſen Bedingungen vergönnt war. Die Teſſeræ hospitales waren Täfelchen von gebrannten Thon, davon man eines zerbrach, deſſen einen Theil ſodann der eine, den andern

aber der andere nahm, die mit einander eine Gaſt Freundſchaft aufrichteten. Wenn alſo z. B. der eine zu Rom, der andere aber zu Athen wohnte, und es kam einer von dieſes Leuten zu jenem, oder jenes zu dieſem, nahm jeder ſeinen halben Theil der Teſſera, hielten beyde Theile oder Stücke zuſammen, und wenn der Bruch gehörig zuſammen traf, ward die Teſſera für richtig erkannt, und alſo dem Ankommenden Herberge, und alles, was er als ein Fremder nöthig hatte, gegeben. Da aber auch einer ſich verhielt, daß man dergleichen Freundſchaft mit ihm nicht weiter fortſetzen möchte, kündigte man das Jus hoſpitii dem Andern ordentlich auf, und brach die Teſſeram entzwey. Uebrigens kam dieſe Vertraulichkeit nicht auf die bloße Bewirthung an, ſondern die Paciscirenden verbanden ſich auch, einander im Fall der Noth mit Hab und Gut, ja, mit Leib und Leben, beyzuſtehen.

Solches Gaſtrecht ward nicht nur mit Privatperſonen, mit einzelnen Königen und Prinzen, ſondern auch mit ganzen Städten und Königreichen, errichtet, und hatte weit mehr auf ſich, als die heutigen Off- und Defenſivallianzen. Das Gaſtrecht, welches ganze Länder angieng, hieß προξενία, oder Hoſpitium publicum, hingegen bey Privatperſonen, ἰδιοξενία, Hoſpitium privatum.

Phil. Iac. Thomaſſinus de teſſeris hoſpitalibus.

So viel Veranlaſſungen zum Haß der Nationen gegen einander es giebt, ſo viel giebt es auch, die einzeln oder zuſammenlaufend zur Unterdrückung gaſtfreyer Neigungen abzielen. Allein es bedarf nicht einmal eines ſo gewaltſamen Hinderniſſes, als Nationalhaß iſt; ſchon die Verachtung alles Auswärtigen iſt dazu hinreichend. Dieſes beweiſen, um hier, ein Beyſpiel aus der Ferne anzuführen, die Japoner. Gutartig, ehrbegierig, frey von aller Betrügerey, die mit dem Tode beſtraft wird, höflich, freygebig, großmüthig, voll Munterkeit und Liebe zum Umgang, ſind ſie zu nichts weniger, als zur Gaſtfreundſchaft gegen Ausländer, aufgelegt. Indem ſie von einer übertriebenen Hochachtung für ihre eigene Nation entflammt ſind, indem ſie weder eines andern Hülfe nöthig zu haben glauben, noch ſeine Uebermacht fürchten: ſo ſehen ſie auf jeden Frem-

Fremden mit einer Geringſchätzigkeit herab, die ſie aller Dienſtleiſtungen gegen ihn unfähig macht.

Kämpfer in der allgem. Hiſtorie der Reiſen, 11. B. S. 607.

Eigennutz und Wuchergeiſt, die ſich mit dem Handel verbreiten, können ſich einer Nation ſo ſehr bemächtigen, daß ſie vergießt, nicht bloß was Wohlthätigkeit, ſondern auch was Gerechtigkeit gegen Fremde fordert. „Der Geiſt des Handels,“ bemerkt Montesquieu (*) ſehr richtig, „vereinigt zwar Nationen, aber nicht ſo Privatperſo„nen. Man ſieht, daß in denen Ländern, wo man ſich mit nichts „als dem Handel zu beſchäftigen weiß, auch mit allen Pflich„ten der Menſchenfreundſchaft, mit allen moraliſchen Tugen„den ein Handel getrieben wird. Die geringſten Gefälligkei„ten, welche die Menſchenliebe empſiehlt, ſind nur für Geld „zu bekommen. Die Gaſtfreundſchaft, die man bey räuberi„ſchen Völkern ſo häufig antrifft, iſt unter handelnden Natio„nen überaus ſelten.“ Man hat zur Beſtätigung die Holländer als ein Beyſpiel unterſchieben wollen; allein wir können dafür mit mehrerm Rechte die Chineſer die Stelle vertreten laſſen. Der jüdiſche Wuchergeiſt dieſer Nation läßt ſie die wenigen Fremden, denen der Zugang bey ihnen noch verſtattet wird, nur als Menſchen betrachten, an welchen ſie ſich durch tauſend Betrügereyen zu bereichern für erlaubt halten. Da iſt kein Begriff von den Rechten eines Fremdlinges, kein Gefühl der Menſchenfreundſchaft; nur dem niedrigſten Eigennutze, der alles unter ſeiner Herrſchaft hat, iſt der, ſelbſt von der Polizey verlaſſene, Fremde überall bloßgeſtellt. Man hat faſt gar keine Wirthshäuſer. In denen, welche ehemals noch vorhanden waren, die aber durch die feindlichen Einfälle der Tatarn in Verfall gekommen ſind, könnte man nur durch den Beyſtand eines Patents oder Befehls vom Hofe eine Stelle erhalten; andere Reiſende durften ſich nicht hinein wagen. Die Polizey vergißt ſich ſo ſehr, daß ſie

Ff 5

(*) Eſprit des loix, Liv. XX. Chap. 2.

ſie nicht einmal für die Sicherheit der Reiſenden ſorget. Die Räuberhaufen ſchwärmen durch das ganze Reich; nicht einmal auf den Landſtraßen und in den Gegenden um Peking und Canton ſind die Reiſenden geſichert. Den Chineſern iſt das Reiſen ſelbſt unterſagt. Daher die Unveränderlichkeit ihrer Sitten und Gewohnheiten, ſo wie bey den alten Aegyptern, die niemals reiſeten, und ſich nicht ohne Mühe an den Umgang mit Fremden gewöhnten, welche die Begierde nach Unterricht zu ihnen zog. Daher auch der ewige Stillſtand der Chineſer auf den niedern Stufen der Wiſſenſchaften, der Künſte und der Politik.

Sollen wir noch einen Blick nach Europa zurück werfen, ſo wird man nicht leicht einen herrſchendern Nationalhaß antreffen, als den die Portugieſen gegen alle übrige Nationen haben. Dieſes unmenſchliche Laſter, Fremde zu haſſen, bloß weil ſie Fremde ſind, kann nur bey einem Volke ſich erhalten, deſſen Denkungsart durch ausſchweifenden Stolz, innerliche Feindſchaften und Eiferſucht, Geiz, Betrügerey, Vorurtheile und Schwärmerey, ganz verderbt iſt. Unterdeſſen daß der Portugieſe es für eine Kleinigkeit hält, Fremde zu beleidigen, ſo begegnet ihnen der Spanier, auch wenn er Vortheil von ihnen ziehen kann, mit einem Stolze und einer Steifigkeit, als wenn ſie gar keiner Aufmerkſamkeit würdig wären. Wenn man in Spanien in einem Wirthshauſe abſteigt, wird man, wie Baretti bezeuget, weder vom Wirthe, noch ſonſt von einer lebendigen Seele bewillkommt; Niemand bekümmert ſich um den ankommenden Reiſenden, als bis er fordert. Ein treffender Zug von dem ſteifen und trägen Nationalcharacter der Spanier, wozu der Franzoſe ein Nebenbild giebt, welches nicht abſtechender ſeyn kann. Doch wir rücken durch dieſe Vergleichung den heutigen Nationen in Europa näher, und ſtehen an der Grenze der Gaſtfreyheit.

13.

13. Dieſe edle Tugend iſt in Europa nicht mehr, was ſie einſt war, was ſie noch jetzt beſonders in einigen Gegenden Aſiens iſt. Zwar iſt ſie noch nicht ganz aus unſerm Welttheile vertrieben; hie und da laſſen ſich noch einzelne Spuren von ihr ſehen bey einigen wenigen Nationen, hie und da in den Gebirgen und in den Klöſtern. Allein die Erſcheinungen ſind ſo ſelten und ſo ſchwach, daß ſie nicht mehr einen beſtändig hervor ſtechenden Zug in dem Character unſers Zeitalters, oder eine herrſchende Sitte, ankündigen. Was bey verfeinerten Nationen den Namen der Gaſtfreyheit führt, iſt nicht mehr jene alte ehrwürdige Tugend, die mit dem Bedürfniſſe der Zeiten wandelbar iſt. Sie entſtand faſt überall, wo ſie ſichtbar ward durch den Mangel öffentlicher Anſtalten zur Aufnahme der Reiſenden, einen Mangel, der nur durch die Wohlthätigkeit einzelner Perſonen oder Familien erſetzt werden konnte. Mit der Einführung dieſer Anſtalten fieng ſie an, wieder zu verſchwinden, oder doch ſeltener wirkſam zu ſeyn. Die Veränderungen in den Ländern von Europa, nachdem es ganz reiſend und handelnd geworden iſt, haben ihre Entfernung allmählich befördern müſſen. Der Umlauf der Wechſelbriefe die Sicherheit der Wege, die Leichtigkeit von einem Orte zum andern zu kommen, die Bequemlichkeit der Poſten und der Schiffe, die Errichtung der Gaſthöfe in allen Städten und auf allen Straſſen, der Zufluß von Gäſten, die Menge von Abenteuern, alles dieſes hat dazu beygetragen, die Gaſtfreyheit der alten Welt zu verdrängen.

Der Geiſt des Handels, welcher alle Nationen mit einander verknüpft, hat die Bande der Wohlthätigkeit unter Privatperſonen zerriſſen. Er hat der Liebe zum Gewinn mehr Ausbreitung und Stärke mitgetheilt, und ſo weit dieſe ihre Herrſchaft ausdehnt, die zärtlichen Bewegungen der Natur unterbrochen, die Menſchen mit Menſchen verbanden. Wenn eine Partey dabey gewonnen

hat

hat, ſo ſind es die Reichen. Ihr Vortheil iſt ein mehr freyer und erweiterter Genuß der Annehmlichkeiten des Landes, wohin ſie ſich begeben; ihre Aufnahme richtet ſich nach dem Maße des Aufwandes, den ſie machen; und wenn man ſie auch nicht allemal mit Zuneigung ſieht, ſo wird man ſie doch die meiſte Zeit mit Vergnügen ſehen.

Indeſſen bleibt es noch lange eine angenehme Unterhaltung des Menſchenfreundes, in jene Zeiten zurück zu ſchauen, welche die Gaſtfreyheit veredelte. Keine weitere Empfehlung zum Beyſtand, zu jeder Art von Gutthätigkeit, als das Gepräge der menſchlichen Geſtalt; keine andere Fürſprache, als der Gruß, der von den Lippen des Ankömmlings in die Hütte hinein tönte. Der Menſch fand ſogleich den Menſchen. Die Natur ſelbſt gab es ihm durch das unverzögernde Gefühl ein, was er ihm ſchuldig war; er durfte es nicht erſt lernen. Man konnte noch nicht den unſeligen Unterſchied, der das menſchliche Geſchlecht nach Vaterland und Religion abſondert; alle waren Bürger einer Erde, Kinder eines Gottes. In jeder Hütte, deren empor wallender Rauch das Auge des Wanderers in der Ferne erfreute, war er ſicher einen Bruder anzutreffen. Die Nacht, die ihn überfiel, die Einöde die ihn umgab, ſchreckten ihn nicht. Wo er nur einen Menſchen zu finden hoffen konnte, da hatte er auch einen Freund. Der Schatten ſeiner Bäume, die Kühle ſeiner Quellen, die Wärme ſeines Heerdes, die Lagerſtätte ſeiner Hütte, die Speiſe ſeines Tiſches, alles, was dieſer ſein Freund hatte, war ſein. Und wenn er an dem Abend ſeiner Pilgrimſchaft an dem Heerde ſeiner väterlichen Wohnung, in dem Kreiſe ſeiner Kinder und Nachbarn, wieder ruhete, wenn er dann mit einer von Zufriedenheit und Wehmuth vermiſchten Empfindung von den Freundſchaften erzählte, die ſeinen Weg begleitet hatten, ſo ward ſeine Heiterkeit noch nicht durch die finſtre Beſchuldigung unterbrochen: „Es iſt keine Neigung in der menſchlichen Natur allgemeiner, als der Haß gegen Fremde.“

* Von der Gaſtfreundſchaft. Eine Apologie für die Menſchheit, von C. C. L. Hirſchfeld. Lpz. 1777. 8. 11. B.

Aber, wie könnte ich dieſen Artikel ſchließen, ohne nicht auch der Gaſtfreyheit, als einer Tugend einzelner Perſonen oder einzelner Familien, als einer Tugend eines Hausvaters, zu gedenken!

Einer der gröſten Lobſprüche, welchen wir einem Menſchen, den wir lieben oder hochſchätzen, geben, pflegt zu ſeyn, daß er ein rechter, ein wahrer Menſchenfreund ſey. Zu dem Character eines Menſchenfreundes gehört auch die Gaſtfreyheit. Ein gaſtfreyer Menſch ſieht gern ſeine Freunde bey ſich; erzeiget ſich gegen dieſelben aufrichtig, liebreich, freundſchaftlich und vertraut; macht ſich ein Vergnügen daraus, einen jeden Biſſen Brod mit ihnen zu theilen; ſucht ſich mehrere Gönner und Freunde zu erwerben, und in den Credit zu ſetzen, daß ſeine Freunde wiederum ſeinen Umgang ſuchen, und auch ihrer Seits in der Geſellſchaft mit ihm ein Vergnügen finden. Zur Gaſtfreyheit erfordere ich alſo nicht, daß man alle Tage offene Tafel halten, und ſeine Gäſte auf das prächtigſte tractiren ſoll, um ſich Anſehen und einen großen Namen zu erwerben, ſondern nur, daß man ſeinen Freunden einen freyen Zutritt verſtatte, und ſie jedesmal liebreich aufnehme. Da ein Hausvater doch mit den Seinigen eſſen muß, ſo iſt ihm angenehm, wenn ſeine Freunde dabey ſeine Gäſte ſeyn wollen, ohne ſich ihretwegen große Beſchwerden und Koſten zu machen. So weit es ſeine Umſtände erlauben, theilt er gern Andern einen Mundvoll Brod mit; und reicht ſein Vermögen nicht ſo weit, ſo ſucht er doch von der Geſellſchaft ſeiner Freunde ſo viel möglich zu genießen. Er iſt alſo nicht allein gaſtfrey in ſeinem Hauſe, ſondern geht auch gern aus Freundſchaft zu ſeinem Freunde.

In dieſem Betracht iſt ein Menſchenfreund der Gegenſatz von einem Leuteſcheuen oder Miſanthropen, und von einem Sonderlinge.

Jener, ein Miſanthrop, ſcheuet allen Umgang; er kennt keine Freunde, ſondern ſieht einen Jeden, der zu ihm kömmt, als einen Feind an, der ihn in ſeiner Ruhe ſtört, aus ſeinen Zirkeln bringt, und um deſſen willen er ſich Gewalt anthun, und Koſten anwenden muß, die ihn ärgern. Er denkt alſo bloß auf ſich, wie er ſeiner Gemächlichkeit pflegen, oder vielmehr, wie er ungeſtört in ſeinen vier Wänden grämeln, und ſich über die gan-

ze Welt ärgern kann. Er wird des Lebens nicht froh; er kennt kaum, was Freundſchaft und Freunde erwerben ſey, und rechnet es für die gröſste Qual, wenn er ja einmal ſein Neſt verlaſſen und zu Andern gehen ſoll.

Ein Sonderling kömmt in vielen Stücken mit Jenem überein, nur daß er ſich doch einige Vertraute wählet, mit denen er Umgang hat; und dieſe vermögen denn alles bey ihm, alle andere Menſchen vermeidet er, und ſieht ſie mit verächtlichen Augen an. Ein ſolcher Sonderling iſt gewiſſer Maßen gefährlicher als ein Miſanthrop, weil er oft zu ſeinen Vertrauen ſchlechtdenkende und ihn übel leitende Gemüther wählet, und in ſeiner ganzen Denkungsart und allen Handlungen etwas Beſonders ſuchet; daher er auch gemeiniglich von allen übrigen, ausgenommen von ſeinen Lieblingen, verachtet, wo nicht gar verabſcheuet wird.

Ein gaſtfreyer Menſchenfreund ſucht nicht eben Geſellſchaft; ihm macht eine große Geſellſchaft noch weniger Vergnügen; am wenigſten ergötzet ihn, wenn er alle Tage in Sauſen und Schmauſen zubringt. Er nimmt nur gern die Geſellſchaft von guten Freunden, wenn ſie ihn beſuchen wollen, an. Er bewirbt ſich nicht, um die Anzahl ſeiner Freunde zu vermehren, ſondern nur, um die Freundſchaft der einmal erhaltenen Freunde zu unterhalten, und ſich in den Ruf zu ſetzen, daß mehrere von ihm Freund zu ſeyn oder zu werden ſich bemühen. Findet er ſodann auch ſolche vor ſich, deren Umgang eben nicht der angenehmſte iſt, und die er ſonſt nicht zu ſeiner Freundſchaft erwählten würde, ſo verachtet er ſie doch nicht, ſondern hält ſich allemal zu einer Erkenntlichkeit gegen ſie verbunden, wenn ſie ſich als ſeine Freunde und Gönner bezeigen. Er entſchuldigt ihre Schwachheiten, hat Geduld mit ihnen, erwartet dagegen auch von Andern, daß ſie mit ſeinen Schwachheiten Geduld haben, und bedenkt, daß es allemal beſſer ſey, auch diejenigen zu Freunden zu haben, an denen wir nichts vorzügliches bemerken, als daß wir ihnen vorſetzlich Grobheiten erweiſen ſollten. So geneigt aber ein Menſchenfreund iſt, die Fehler anderer zu ent-

ſchuldigen, ſo unbarmherzig und unverſöhnlich muß er gegen ſolche ſeyn, die er einmal als laſterhaft erkennt, und daß ſie nach einem Syſtem böſe denken. Denn, wenn er dieſen ſich gefällig erzeigen wollte, ſo würde er ſich ihrer Laſter mit theilhaftig machen; und wenn er ihren Umgang ſucht, kann er verdorben werden. Er vermeidet alſo ſolche; und wenn er ſie nicht gänzlich vermeiden kann, ſo ſucht er ihnen ſein Mißfallen an ihrer Denkungsart nicht zu verbergen; oder wenn er ſie ja, ſo wie die Indianer den Teufel anbeten oder ſich gegen ſie verſtellen muß, ſo geſchieht es, damit ſie ihm nicht ſchaden mögen.

Ein Hausvater wird daher als Menſchenfrrund allemal das Landleben dem Stadtleben vorziehen. Auf dem Lande kann er ſich ſeine Freunde wählen; die er als Freunde gewählt hat, eine Zeitlang bey ſich behalten, und beſſer und mehr ihrer genießen; hingegen ſich der Geſellſchaft anderer, die ihm gleichgültig ſind, eher entſchlagen, oder wenn er ja ſie bey ſich ſehen muß, ſo giebt eben das Landleben allerley Gelegenheiten an die Hand, wodurch wir uns dergleichen Geſellſchaften weniger läſtig machen. In der Stadt iſt man mehr gezwungen; man kann ſich ſeine Geſellſchaft ſo nicht auswählen; und indem man diejenigen, welche man vorzüglich liebt, gern bey ſich ſehen möchte, ſo muß man auch einem jeden andern den Zutritt verſtatten. Man muß ſich ſo ſehr nach der an jedem Orte eingeführten Lebensart richten und bequemen, und bleibt nicht Herr und Meiſter vor ſich; auf dem Lande giebt man ſelber Geſeze, und wer zu uns kommen will, muß ſich ſolchen unterwerfen. Man genießt alſo mehr von einem Freunde, den man 8 oder 14 Tage auf dem Lande bey ſich ſieht, als wenn man mit demſelben Jahr und Tag an ein und eben demſelben Orte in einer großen Sadt zuſammen wohnt.

Hrn. v. Münchhauſen Hausvater, IV. Th. S. 187, ſqq.

Gaſt-Geber, in der anſtändigen Sprechart, ein Gaſt-wirth, der Gäſte, d. i. Fremde, für Geld beherberget und ſpeiſet; im Oberd. ein Gaſtgeb, Dän. Gaſtgiver, Giäſtgiver.

Gaſt ſcheint auch hier für Koſt, Nahrung, zu ſtehen. Siehe Gaſthalter und Gaſte.

Gaſt-Gebot, ein großes Gaſtmahl, ein feyerlicher Schmaus, wozu man Gäſte bietet, d. i. ladet. Ein Gaſtgebot ausrichten, halten, anſtellen. Im Niederſ. Gaſtebade, Gaſtebod, im Frieſ. Geſtebode, Dän. Giäſtebud, Schwed. Gästabud. Ehedem auch Hochzeit. Siehe Gaſterey.

Gaſt-Gericht, oder Gaſtrecht, iſt an einigen Orten, in denen Städten, wo viel Handel, Gewerbe und Anlauf iſt ein zum Beſten der Gäſte, d. i Fremden, angeordnetes Gericht, welches ſich in nöthigen Fällen auch auſſerordentlich verſammelt, und die von Fremden wider Einheimiſche vorgebrachten Klagen kurz und ſummariſch unterſucht und entſcheidet. Weil ein ſolches Gericht vornämlich zum Beſten der Handlung angeordnet iſt, wird es auch das Handelsgericht, Handelsrecht, oder Kaufrecht, genannt. Kraft deſſen muß den Ausländern und Fremden, die an dem Orte kein Bürgerrecht haben, inſonderheit in den See- und andern großen Handelsſtädten, wenn ſie eine Sache klagbar machen, ein ſchleuniges Recht dergeſtalt widerfahren, daß der endliche Spruch in ihrer Sache nicht länger, als von 3 zu 3 Tagen, ja an vielen Orten nur von einem Sonnenſcheine bis zum andern, aufgeſchoben werden darf.

Gaſt-Halter, in einigen beſonders oberdeutſchen Gegenden, eine anſtändige Benennung eines Gaſtwirthes, der auch wohl ein Gaſtgeber, Gaſtmeiſter, und wenn man ihm ein vornehmes Anſehen geben will, ein Gaſtherr genannt wird.

Gaſt-Haus. 1. Das Haus eines Gaſtgebers oder Gaſthalters, ein öffentliches Haus, in welchem Gäſte oder Reiſende für Geld aufgenommen und verpfleget werden. Siehe Wirths-Haus.

2. Zuweilen auch ein Speiſehaus, ein Haus, wo man für Geld zwar geſpeiſet, aber nicht beherberget wird.

3. In einigen, beſonders oberdeutſchen Gegenden auch ein Hoſpital, in welchem Pilgrimme, Arme und Kranke aufgenommen und verpfleget werden.

Gaſt-Herr. 1. Siehe Gaſt-Halter. 2. Zuweilen auch der Herr des Gaſtgebotes, der ein Gaſtgebot oder Gaſtmahl ausrichtet.

Gaſt-Hof, ein großes Gaſthaus, in der erſten Bedeutung, wo Reiſende, beſonders von Stande, für Geld aufgenommen und anſtändig bewirthet werden.

Gaſt-Kammer, eine für Gäſte, d. i. Fremde, die man beherberget, beſtimmte Kammer, ſowohl in Gaſthäuſern, als auch bey Privatperſonen.

Gaſt-Kleid, ein feyerliches Kleid, welches man nur anleget, wenn man zu Gaſte geht.

Gaſt-Mahl, (*) eine feyerliche Mahlzeit, zu welcher man Gäſte einladet, ein Schmaus. Ein Gaſt-Mahl halten, anſtellen, ausrichten. Zu einem Gaſt-Mahle gehen. Siehe Gaſterey.

Gaſt-Meiſter. 1. Siehe Gaſt-Halter. 2. In den Klöſtern ein Mönch, der die Aufnahme und Bewirthung der Fremden beſorget; Hospitalaris, Hospitarius.

Gaſt-Mutter, in einigen Hoſpitälern, diejenige Frau, welche die Pilgrimme, Kranken oder Armen pfleget und beſorget. Siehe Gaſt-Haus 3.

Gaſt-Ordnung, eine den Gaſtwirthen von der Obrigkeit vorgeſchriebene Verordnung deſſen, was ſie bey Auf-

(*) Ehedem Höſelung, ſo wie höſeln für ſchmauſen üblich war: im Oeſtr. eine Ladſchaft, im Niederſ. eine Köſte.

Aufnahme und Bewirthung des Fremden zu beobachten haben; ſiehe im Art. Wirths=Haus.

Gaſt=Recht, ſiehe Gaſt=Gericht.

Gaſt=Stube, im gem. Leben, eine für die Gäſte beſtimmte Stube, ſowohl in Gaſt= als Privathäuſern, in der anſtändigern Sprechart ein Gaſt=Zimmer. In engerer Bedeutung werden in den Gaſthäuſern nur diejenigen Stuben, in welchen die geringern Gäſte ſich beyſammen aufhalten, Gaſt=Stuben genannt, zum Unterſchiede von den für Vornehmere beſtimmten Zimmern.

Gaſt=Wirth, ein Wirth, welcher Reiſende für Geld aufnimmt, und mit Speiſe und Trank verſorget. S. Gaſt=Geber, und Gaſt=Halter.

Gaſt=Zimmer, ſiehe Gaſt=Stube.

Gaſte, ein Wort, welches noch nur mit dem Vorworte zu, ohne Artikel, in einigen Redensarten gebraucht wird, wo es ſo viel als einen Schmaus, oder eine Mahlzeit, bedeutet. Jemanden zu Gaſte laden, oder bitten. Sich ſelbſt zu Gaſte bitten, ungeladen als ein Gaſt kommen. Zu Gaſte gehen, bey einem zu Gaſte kommen. Jemanden zu Gaſte haben, ihn bey ſich bewirthen, Er iſt zu Gaſte, beym Gaſtmahle.

Friſch glaubt, daß dieſes Wort das vorige Gaſt ſey, und daß zu Gaſte ſo viel bedeute, als daß Jemand ein Gaſt ſey. Allein, es ſcheint hier vielmehr mit dem Niederſ. Köſte, im Epirotiſchen Goſty, ein Schmaus, eine feyerliche Mahlzeit überein zu kommen.

Siehe Gaſt=Geber und Köſte.

Gaſtel=Knecht, bey den Handwerkern, ein Knecht des ganzen Handwerkes, welcher das Handwerk zuſammen fordert, und auch Stube=Knecht genannt wird.

Gaſterey, im gem. Leben, ein Schmaus, ein Gaſtgebot, ein Gaſtmahl, eine Gaſtung, eine feyerliche Mahlzeit, zu welcher man Gäſte ladet, L. Convivium, Epulum, Fr. Banquet, Feſtin, Regale, Repas. Eine Gaſterey anſtellen, ausrichten. Zu einer Gaſterey gehen. Einer Gaſterey beywohnen.

Zu

Zu den Gaſtereyen oder feyerlichen Mahlzeiten, gehören außer andern vielen Arten, inſonderheit die Hochzeiten, Kindtaufſchmäuſe und Trauermahlzeiten. Die Schmauſereyen bey Hochzeiten, Kindtaufen und andern Gelegenheiten, gehören mit unter diejenigen allgemeinen Gewohnheiten, welche einen ſehr ſchädlichen Einfluß in den geſamten Nahrungsſtand haben, und zum Verderben der Unterthanen gereichen. Die Gewohnheit nach der prieſterlichen Einſegnung zweyer Verlobten, ein Hochzeitmal oder einen Hochzeitſchmaus zu geben, iſt in einen Mißbrauch ausgeartet, der manchem Ehepaare Jahre lang, und andern auf ihre ganze Lebenszeit, wehe thut. Nicht ein, ſondern drey und mehrere Tage werden an manchen Orten, dem Fraß- und Saufgotte gewidmet, und die Feyerlichkeiten mit ermüdeten Gliedern, verdorbenen Magen, zuweilen auch mit blutigen Auftritten, geendiget. So gar die ärmſten Leute, pflegen an dieſem ſo genannten Ehrentage das Aeußerſte anzuwenden, nicht nur in koſtbaren Kleidern und Hausgeräthe eine gewiſſe, über ihr Vermögen ſich erſtreckende Figur zu machen, ſondern auch eine übermäßige Menge von Eßwaaren und Getränke zuſammen zu bringen, um dieſen mit einer baldigen Nachreue verknüpften feyerlichen Tag mit einem läppiſchen Gepränge zu zieren. Nicht ſelten wird das ganze Heurathsgut, wo nicht ein mehreres, dieſen Feſtivitäten gewidmet, und gleichwohl dadurch nicht der geringſte weſentliche Nutzen verſchaffet. Dieſer Aufwand bey Hochzeiten und Kindtaufen gereicht auch der Bevölkerung zum Nachtheil, indem dadurch viele Menſchen von dem Heurathen und Kinderzeugen abgeſchrecket werden.

Kann eine wohl eingerichtete Policey ſolche unſinnige Verſchwendung wohl mit Gleichgültigkeit anſehen? Darf ſie es dulden, daß dergleichen neues Ehepaar, in ein Paar Tagen mehr Aufwand macht, als es in Jahren

erwerben kann? Haben junge Anfänger nicht die vorzüglichſte Urſache, ſich der Sparſamkeit zu befleißigen, um ihre neue Haushaltung ordentlich einrichten, das erwählte Gewerbe mit Muth anfangen, und mit gehörigen Kräften fortſetzen zu können? Iſt es nicht raſend, ſich zu einer Zeit der Verſchwendung zu überlaſſen, zu welcher man einen guten Geldvorrath, und den Geiſt der Sparſamkeit am allernöthigſten hat? Ja, kann man läugnen, daß bey manchen der Hochzeittag nicht den Grund zum Verderben, zur Armuth und zum Elend auf die ganze Lebenszeit geleget habe? Meinem Bedünken nach ſchreyen die angeführten und andere Gründe mehr, ſo laut wider dieſen alten Mißbrauch, daß die Landespolizey ſich unmöglich entbrechen kann, dergleichen Rasereyen durch Geſetze aufzuheben, oder in Schranken zu ſetzen.

Die Landesgeſetze, welche man dieſerhalb in vielen deutſchen Staaten gemacht hat, beweiſen auch, daß man allerdings aufmerkſam geweſen iſt, dieſe Ueppigkeiten nicht zu allgemeinen Gewohnheiten werden zu laſſen. Alſo ſchreiben die alten ſächſiſchen Landes- und Policeyordnungen ſowohl denen von Adel, den Räthen, Gelehrten und vornehmen Bürgern und Kaufleuten, als auch den geringern Bürgern Handwerkern und Bauern vor, wie viel und was für Gerichte ſie bey Hochzeiten und Kindtaufen geben, wie viel Perſonen ſie dazu einladen, was für Weine ſie vorſetzen, und wie lange die Gaſtereyen dauern ſollen; worüber Wildvogel in ſeiner Diſſertation de legibus conviviorum, von Gaſtereyordnungen, Wittemb. 1738, 4. nachzuleſen iſt. Und eben ſo hat man auch in den neuern Zeiten den Aufwand in dergleichen Fällen durch ſcharfe Geſetze einzuſchränken geſucht, wohin z. B. die königl. preuſſiſche und churfürſtl. brandenburgiſche, die churfürſtl. braunſchweigiſche, markgräfl. brandenburgculmbachiſche und fürſtl. ſchwarzburgiſche Ordnungen gehören.

Churbrandenburgiſche Ordnung, wie man es in Städten mit Köſten oder Wirthſchaften, und auch mit Kindelbieren hinführo halten ſolle, d. d. 1551, in Mylii Corp. Conſt. March. 5. Th. 1. Abth. 1. Cap. No. 3, S. 26.

Policey und Ordnung, wie es mit Koſt, Tracht, Kleidungen ꝛc. zu Berlin gehalten werden ſoll, d. d. 1 Jun. 1604. eb. daſ. No. 8. S. 71.

Ordnung und *Conſtitution*, wie es mit den Verlöbniſſen, Hochzeiten, Kindelbieren und andern Gelagen der Bauersleute auf den Dörfern gehalten werden ſoll, d. d. 20. Mart. 1655, eb. daſ. No. 9, S. 83.

It. wie es hinführo ſowohl in Kleidungen und Livreen, als bey Gaſtereyen, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbniſſen gehalten werden ſolle, d. d. 28. May 1696, eb. daſ. No. 10, S. 90.

Königl. Preußiſches Mandat, die Hochzeit und Kindtaufeneſſen einzuſchränken, d. d. 23. Febr. 1711, in Mylii Corp. Conſtit. March. P. 3. S. 631.

Churbraunſchweigiſches Patent wegen der Kindtaufsmahle und Pathengeſchenke, d. d. 24. May 1704, in den Braunſch. Calenb. Ordn. Cap. 6. S. 160.

Markgräfl. Brandenb. Bayreuthiſches Reglement, wie es bey Eheverlöbniſſen, Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbniſſen und Trauerfällen gehalten werden ſoll, d. d. 27. Mart. 1738, im Corp. Conſtit. Culumb. Th. 1. S. 552.

Reſcript, daß vorſtehendes Reglement ſich auf die *Taxam* der *Jurium Stolæ* auf dem Lande nicht erſtrecke, d. d. 2. Sept. 1738, eben daſ. S. 572.

Ausſchreiben, das obigem Reglement genau nachgelebet werden ſolle, d. d. 23. Mart. 1740. eb. daſ. S. 73.

Verordnung, daß bey Hochzeiten, Kindtaufen und andern dergleichen Fällen nicht mehr als ein Tag mäſſig zu ſpeiſen, d. d. 19. Nov. 1733, eb. daſ. Th. 2, S. 964.

Erläuterung derſelben, d. d. 12. Febr. 1734, eb. daſ. S. 965.

Verordnung, daß Sonntags alle Gaſtereyen unterbleiben ſollen, d. d. 3. Mart. 1727. eb. daſ. Th. 1. S. 142.

Verbote des übermäßigen Aufwandes bey Mahlzeiten, d. d. 3. May 1721. eb. daſ. Th. 2, S. 1015.

Einige höchſt merkwürdige Heſſendarmſtädtiſche Aufwandsgeſetze bey Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbniſſen,

 von

von 1609 bis mit 1723, ſt. in Jo. Aug. Schlettweins Archiv für den Menſchen und Bürger, 2 B. Lpz. 1781, gr. 8. S. 499—538.

Fürſtl. Schwarzburgiſche Ordnung bey Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbniſſen. Rudelſtadt, 1749, 4.

Was in Anſehung der Kindtaufmahlzeiten insbeſondere die nürnbergiſche verneuerte Kindtauferdnung vom J. 1720, die ſchweinfurtiſche revidirte Kindtauferdnung vom J. 1738, die brandenburgculmbachiſche revidirte und verbeſſerte Policeyordnung vom J. 1746 die Reichsſtadt-Mühlhauſiſche Verordnung wegen Aufwandes bey Gevatterſchaften, die fürſtl. eichſtädtiſche Policey-Ordnung vom J. 1707 verordnen, hat Hr. Prof. Hoffer, zu Altdorf, in ſeinen Beyträgen zum Policeyrecht der Teutſchen, S. 285, fgg. bey ſeinen Betrachtungen über die Gevatterſchaften nach den Grundſätzen der Policeywiſſenſchaft angeführt. S. 345, fgg. aber einen Auszug aus dem onolzbachiſchen Hochzeit-Kindtauf-Leichen- und Trauer Reglement v. 7. Nov. 1733, die Gevatterſchaften betreffend, beygebracht, nach welchem §. 7, f. alle unnöthige Koſten und Collation an Speiſe, Trank und Confect, unter was vor Prätert es auch ſeyn möchte, bey geſetzter Strafe, und nach Beſchaffenheit der Perſon und Umſtände, bey Thurneinſtecken, in der Reſidenz und andern Städten, Märkten, Flecken, Dörfern, und Weilern, gänzlich, verboten würden. Wenn jedoch ein Fremder zu Gevattern gebeten wird, und ein ſolcher über Land reiſet, und deſſelben Tages nicht mehr nach Hauſe kommen kann: ſo darf der Kindesvater in ſolchem Falle denſelben bey ſich behalten, und mit nöthiger Speiſe und Trank, doch ohne andere Gäſte dazu zu bitten, verſehen. Auch iſt bey den Land- und Bauersleuten in den Dörfern und Weilern zugelaſſen, daß ſowohl Kindesvater als Gevattern und andere zum Kirchgang erbetene Perſonen, da ſie zumal zuweilen einen weiten Weg nach der Kirche zu gehen haben, in den Wirthshäuſern nach dem Kirchgange ſich aufhalten, und etwas Brod ſamt einem Trunke genießen dürfen, jedoch, daß deren Anzahl ſich nicht größer als auf 10 Perſonen, und die Zeche auf eine Perſon ſich nicht höher als auf 8 Kreuzer, erſtrecken, und ſie ſich ſonſt alles Tanzens und Spielens dabey enthalten müſſen.

So nöthig und nützlich dergleichen Geſetze ſind: ſo viele Schwierigkeiten befinden ſich dabey, welche dieſelben

den beynahe ganz unwirkſam machen. Laſſen ſich gleich die Tage beſtimmen, wie lange die Gaſtereyen bey Hochzeiten dauern ſollen: ſo läßt ſich doch die Anzahl der einzuladenden Gäſte nicht wohl vorſchreiben, weil eine Familie ſehr ſtark ſeyn und viele Vertraute Freunde haben kann, welche von einer ſo freudigen Begebenheit auszuſchließen, ſehr hart ſeyn würde. Auch läßt ſich die Anzahl der Eſſen, und die Proportion des zu conſumirenden Getränkes, nicht beſtimmen; denn will man dieſes thun, ſo kann die Koſtbarkeit derſelben eben ſo viel Aufwand verurſachen, als deren Menge. Und wie ſollen die Anſtalten beſchaffen ſeyn, um dieſe Geſetze zu handhaben? Bisweilen werden zwar die Hebammen darauf verpflichtet, oder auch die Gevattern ſowohl, als der Kindesvater, angewieſen, auf Erfordern nach Ausgang der ſechs Wochen vor einem gewiſſen Amte zu erſcheinen, und daſelbſt unter eidlichem Angeloben zu bekennen, ob ſie vorgeſchriebene Ordnung überſchritten haben, oder nicht. Die Gevattern ſind von der perſönlichen Erſcheinung befreyt, wenn ſie vermittelſt eines Scheines bey ihren bürgerlichen Pflichten und Gewiſſen bezeugen, daß ſie der Ordnung nachglebet haben. Manchmal muß der Kindesvater gleich nach Endigung der Taufe der Obrigkeit ein Verzeichniß ſeiner Gäſte, bey einer gewiſſen Strafe, übergeben.

S. die gräfl. ſchwarzbergiſche, nürnbergiſche, und ſchweinfurtiſche Kindtaufordnungen. Hoffers Beyträge, S. 333.

Bey Hochzeiten wird es eben ſo gehalten, wo der Hochzeitlader und Aufwärter zu einer gleichen Anzeige verbunden und angewieſen iſt. Allein, dieſe Anſtalten ſind nicht hinreichend, die Geſetze gehörig zu handhaben; und es iſt zu befürchten, daß das eidliche Angeloben oft gemißbrauchet, und als eine bloße Formalität angeſehen werde.

Dieſe Schwierigkeiten verurſachen dann auch, daß dergleichen Geſetze wenig beobachtet werden, und daß

man ſelbſt von Obrigkeit wegen dazu keine allzu große Strenge bezeigen kann.

Wenn jedoch die Schmauſereyen bey Kindtaufen, wie im Anſpachiſchen gänzlich abgeſchaffet werden, ſo kann man noch eher darüber halten, daß das Geſetz befolget werde, indem die Uebertretung deſſelben nicht ſo verſchwiegen und verdecket werden kann, als wenn man die Gaſtereyen nur auf eine gewiſſe Anzahl Perſonen und Eſſen einſchränket. Und wenn auch ein oder anderer Fall verſchwiegen bleiben ſollte, ſo kann doch dabey kein großer und ſchädlicher Aufwand gemacht werden, weil ſolcher allzu ſehr in die Augen fallen und bald verrathen werden würde; am wenigſten aber würden dergleichen einzelne und verborgen gebliebene Fälle Gelegenheit zu einer allgemeinen Gewohnheit geben. Dieſe und der ſchädliche Aufwand aber iſt es allein, was die Policey durch ihre Maßregeln und Geſetze zu verhindern ſuchet.

Dem Umgeachtet iſt es allemal nöthig, daß dergleichen Geſetze vorhanden ſeyn; denn diejenigen, denen ein ſolcher Aufwand beſchwerlich fällt, oder welche keine Neigung dazu haben, werden in dieſen Geſetzen allemal eine gültige Entſchuldigung und Vorwand finden, einen großen Aufwand zu unterlaſſen.

Wenn die Landesregenten über die Schmauſereyen bey allen Gelegenheiten ihr Mißfallen bezeigen, ſo werden die Bedienten, um ſich ihrem Herren gefällig zu machen, und deſſen Ungnade zu vermeiden, von ſelbſt davon abſtehen, dieſe aber werden die Bürger und Unterthanen bald zu Nachfolgern bekommen. Wenigſtens wird man durch dieſes Mittel verhüten, daß die Schmauſereyen zu einer allgemeinen Gewohnheit werden.

Jo. Cph. Falckner de juribus conviviorum.

G. A. Jenichen beſondere Anmerkungen von den eingeſchränkten Verlöbnißmahlzeiten und hochzeitlichen Gaſtmahlen. Jena 1746, 4.

Eb. deſſ. Abhandlung von den Begräbnißmahlzeiten Lpz. 1747, 4.

Die Einwendung, daß eine ſolche Einſchränkung die natürliche Freyheit der Menſchen beleidigen hieße, würde hier unrecht angebracht ſeyn; denn, wenn ſie in ſo weitläuftigem Verſtande genommen werden ſollte, müßte es auch eine Beleidigung ſeyn, einen Unſinnigen, der ſich erſäufen wollte, zu retten. Es iſt keine Einſchränkung billiger Freyheit, wenn man Jemand abhält ſich unglück=

glücklich zu machen. Und da es ausgemacht iſt, daß ſich viele, und vorzüglich vom Bauernſtande, durch thörichte Verſchwendungen beym Hochzeitſchmauſe, und andern Feyerlichkeiten, unglücklich machen, ſo erfordert die landesväterliche Sorgfalt, dergleichen Mißbräuche mit allem Ernſte abzuſchaffen.

Zwo Urſachen, welche anzuführen man ſich ſchämen ſollte, pflegen zu Beſchönigung oberwähnter Mißbräuche zu dienen: 1) die alte Gewohnheit, das Herkommen: 2) das leidige Intereſſe. Man habe die muſikaliſche Aufwartung verpachtet, folglich litten die Revenien, wenn man Leute, die ihres Geldes los zu ſeyn wünſchten, einſchränken wollte; überdem müßte das Getränk, wo nicht aus den herrſchaftlichen Kellern, doch aus den Städten geholt werden, mithin würde die Abſchaffung der Feyerlichkeiten ein Minus im Etat, dieſen Götzen der Kammeraliſten, verurſachen. Können dergleichen unbedeutende Einkünfte, der Schwelgerey, den Balgereyen, der Zeitverſäumniß, der Entkräftung neuer Haushaltungen zum Deckmantel dienen?

Ich bin kein Feind von Luſtbarkeiten, von Vergnügung der Sinne, wenn ſie nicht in ſchädliche Mißbräuche ausarten, wenn ein kurzes oft eingebildetes Vergnügen nicht bleibende Nachwehen gebiert. Ich tadle es keinesweges, wenn man den Hochzeittag, dieſe neue Epoche ſeiner Wallfahrt, einem unſchuldigen Vergnügen widmet; allein, ich ſehe nicht ein, warum man dem jungen Ehepaare drey und mehrere Tage zur Laſt ſeyn, und ihr Heurathsgut aufzehren müſſe. Es iſt daher ſehr nöthig, dergleichen Feſtins auf einen Tag zu beſtimmen, auch die Anzahl der Speiſen feſtzuſetzen; ich glaube ſo gar, daß man einen andern, als den Copulationstag, zu Bewirthung ſeiner Freunde widmen ſollte. Die hierin in einem Theile von Weſtphalen, beſonders in der Grafſchaft Mark, unter gemeinen Leuten herrſchende Einrichtung, ſcheint in verſchiedenen Stücken vorzüglich und den Abſichten gemäßer.

Der Copulationstag geht daſelbſt ganz ſtille zu, und das etwanige Vergnügen bleibt unter vier Augen; allein jedermann, der ſich verheurathet, oder der ein neues Gebäude, wenn es auch nur ein Stall wäre, errichtet, ſagt: er wolle Hochzeit machen. Dieſer Hochzeittag, der zuweilen Jahre nach der Copulation eintrifft, und immer zur bequemſten Zeit, und zum wahren Vergnügen des Ehepaares, oder auch des Bauenden, celebriret. Man mäſtet nach Gelegenheit das nöthige Vieh, ſchaffet mit Bequemlichkeit die übrigen Bedürfniſſe an, und bittet ſodann alle ſeine Freunde, ja alle Bekannte, zur Hoch-

zeit. Jeder Hochzeitgaſt iſt verbunden, einen Schinken, einen Braten, Butter, Milch u. ſ. w. den Tag von dem angeſetzten Termin in das Hochzeithaus zu ſchicken, und bey ſeiner Ankunft ein Stück Geld in Papier gewickelt, und mit ſeines Namens Unterſchrift verſehen, zu überreichen. Der Betrag wird in ein beſonderes Buch mit den Namen des Gebers verzeichnet, damit man wiſſe, wie viel man ihm in ähnlichen Gelegenheiten zum Geſchenk zu geben verbunden ſey.

(Hr. Kr. R. Pfeifer) Vermiſchte Verbeſſerungsvorſchläge ꝛc. 1. B. 4. S. Frf. M. 1778, 8. S. 49, fgg.

Da es außer den Hochzeit- und Kindtaufmahlzeiten noch andere Arten von Gaſtmahlen und Schmauſereyen giebt: ſo fragt es ſich, ob letztere eben ſo ſchädlich ſeyn, als erſtere, mithin die Policey ebenfalls Urſache habe, ſolche abzuſchaffen oder einzuſchränken? Wir haben oben geſehen, daß der große Aufwand bey Hochzeiten und Kindtaufen dadurch ſchädlich werde, weil ihn eine allgemeine Gewohnheit eingeführt hat, welche alle diejenigen, die gleichen Standes ſind, zur Nachahmung nöthiget, ſo beſchwerlich und nachtheilig es ihnen auch in Anſehung ihres geringern Vermögens fällt, wenn ſie anders nicht für ſchlechter angeſehen ſeyn wollen. Wenn nun andere Gaſtmahle und Schmauſereyen von gleicher Beſchaffenheit mit dieſen ſind, ſo muß man auch wegen ihrer Abſchaffung und Einſchränkung ein gleiches behaupten. Findet ſich hingegen bey andern Gaſtmahlen kein nothwendiger Fall, der nicht zu vermeiden iſt, ſondern es ſteht in Jedermanns freyen Willen, ob er ſolche geben will, oder nicht: ſo hat auch die Policey keine Urſache, ſelbige abzuſchaffen oder einzuſchränken; denn hier kann ſich Jeder nach dem Zuſtande ſeines Beutels und ſeines Vermögens einrichten; und er hat es bloß ſich ſelbſt beyzumeſſen, wenn er ſich ruinirt; derjenige aber, welcher dergleichen Thorheiten nicht nachmachen will, wird deswegen nicht für ſchlechter oder geringer geachtet. Nach dieſen Grundſätzen mag alſo Jemand alle Sonn-

und Feſttage, wenn es ihm einfällt, ein Tractement geben; er mag alle Geburtstage in ſeiner Familie celebriren, und alle Tage in Freude und Herrlichkeit leben: die Policey muß es geſchehen laſſen; denn ſie kann Niemand bey den Haaren von Verſchwendung ſeines Vermögens zurück ziehen.

Hingegen kann es der Policey nicht gleichgültig ſeyn, und ſie kann nicht geſtatten, daß bey den Handwerkszuſammenkünften und Innungen geſchmauſet und geſoffen wird, noch daß ſolches bey Kauf- und Verkaufsfällen oder ſo genannten Weinkauf geſchieht.

In der heſſencaſſeliſchen Verordnung, wie es bey Hochzeiten, Verlöbniſſen, Kindtaufen, Begräbniſſen, Weinkaufen, Panketen und Gaſtereyen gehalten werden ſoll, v. 8. Oct. 1625, wird verordnet, daß beym Kaufen und Verkaufen über 500 Gulden, ein Viertel, welche aber darüber getroffen werden, nur zwey Viertel Wein getrunken werden ſoll. Bey Eheverlöbniſſen aber ſind die Weinkaufsmahlzeiten in der Verordnung vom 9. Dec. 1748 gänzlich verboten.

Sie verbietet billig das Schmauſen der neuerwählten Rathsglieder und Schöffen;

S. heſſencaſſeliſches Rathsmodell v. 15. Oct. 1676, und Abſchied vom 28. Apr. 1686.

imgleichen die Schöffenmahlzeiten, welche ſonſt die neugewählten Dorf- und Gerichtsſchöpfen geben müſſen.

S. heſſencaſſeliſche Verordn. vom 1. Dec. 1732.

Auch verdienen die Kirchweihen oder Kirchmeſſen, wo nicht gänzlich abgeſchaffet, wenigſtens doch gehörig eingeſchränket zu werden; wovon im Art. Kirch-Meſſe ein Mehreres vorkommen wird.

Gaſtiren. 1. Ein Gaſtmahl ausrichten, ſchmauſen; Fr. regaler, traiter. 2. Ein Gaſtwirth ſeyn, Gäſte für Geld beherbergen und ſpeiſen. Siehe auch das Folgende.

Gaſtung, (*) im gem. Leben einiger Gegenden. 1. Ein Gaſtmahl, eine Gaſterey. 2. Eine Haushaltung, wo Gäſte

(*) Von dem veralteten Zeitworte gaſten, wofür jetzt gaſtiren üblich iſt.

Gäſte für Geld beherberget und bewirthet werden. *Eine Gaſtung haben, halten.* Daher das Gaſtungs-Recht, das Recht eine Gaſtung zu halten, d. i. Gäſte für Geld zu beherbergen und zu bewirthen.

Gâteau, ſiehe Fladen. Kuchen.

Gatte, Niederſ. Gade, eine durch das Band der Ehe mit einer andern verbundene Perſon, in Rückſicht auf dieſelbe, der *Ehe-Gatte*. So heißt ſowohl der Mann der *Gatte*, der Frau, als auch dieſe der *Gatte* des erſtern. Allein in der anſtändigen und edlern Schreibart, braucht man in dem letztern Falle lieber das weibliche die *Gattinn*.

Figürlich ſind beyde Wörter in der anſtändigern und dichteriſchen Schreibart auch von Thieren üblich. *Die Turtel-Taube trauert einſam und beweint den verlornen Gatten*, Fr. Compagne de tourterelle. Siehe *Ehegatte*.

Gatten, bedeutet überhaupt vereinigen, verbinden, wird aber nur noch in einigen Fällen gebraucht. 1. Für vereinigen, verbinden überhaupt, doch nur zuweilen in der dichteriſchen Schreibart. 2. Dinge von einer Art zu einander fügen, in welchem Verſtande es doch nur im Oberdeutſchen für das Hochdeutſche ſortiren, üblich iſt. *Die Waaren gatten*, Fr. aſſortir les marchandiſes. Die Hochdeutſchen haben dieſes Zeitwort veralten laſſen, aber deſſen Hauptwort *Gattung* beybehalten. 3. *Sich gatten*, ſich paaren, ſich zur Fortpflanzung vermiſchen, doch nur von den Thieren in der anſtändigen Schreib- und Sprechart.

Gatter, (*) (das) ein Werk aus über einander, oder kreuzweiſe mit einander verbundenen, oder auch verſchränk-

(*) Gatter, Niederſ. Gadder, ſtammet unmittelbar von gatten her, ſo fern es verbinden überhaupt bedeutet. Indeſſen iſt es in dieſer Form ſchon ſehr alt. Das Hebr. גדר bedeutet zäunen, und גדר ein Zaun, eine Mauer. Im mittlern Lat. iſt Caderum, Ital. Cararata, ein Gatterthor, und Caderes, Gades, die Gränze, vermuthlich ſo fern ſie durch einen Zaun be-

ſchränkten Stäben. Ein eiſernes Gatter vor einem Fenſter. Ein Gatter in einem Zaune, vor einem Garten, ein gegittertes Thor. Siehe Gitter.

In den Zinn=Hütten, ſind die Gatter, gitterweiſe gegoſſene Stücke Zinn. Siehe auch Gattern.

In den Schneide=Mühlen iſt das Gatter die Rüſtung, zwiſchen deren Ständern die Säge eingeſpannet iſt.

Auf den oberſächſiſchen Schiffen, welche nach Hamburg fahren, wird das Steuerruder zuweilen ein Gatter genannt, vermuthlich wegen einiger Aehnlichkeit oder ehemaligen Bauart.

Gatter=Geld, ſiehe Gatter=Zins.

Gatter=Gulden, ſiehe eben daſelbſt.

Gatter=Haube, ſiehe unter Haube.

Gatter=Thor, ein Thor, welches aus einem durchſichtigen Gatterwerke beſteht; Fr. Porte treilliſſée, Porte à treillis.

Gatter=Thür, Fr. Porte à claire-voye, eine Thür, welche von Lattenſtücken, mit Leiſten, Riegeln und Bändern gemacht iſt. Man pflegt dergleichen vor die Stallthüren zu hängen, damit, wenn die rechten Thüren geöffnet ſind, die Luft durchgehen, dem Viehe aber das unzeitige Einlaufen in dieſe Oerter und Ställe verwehret werden möge. Inſonderheit geſchieht ſolches vor die Pferde = und Kuhſtälle, da ſie denn oben mit leichten Geſtellen, wodurch Stäbe gezogen ſind, vollends zugemacht werden, damit die Hühner und Tauben

bezeichnet wird. Siehe Gart und Garten. In einigen, beſonders oberdeutſchen Gegenden, iſt dieſes Wort männlichen Geſchlechtes der Gatter.

Gatter und Gitter ſind bloß in der Mundart und Würde unterſchieden: jenes iſt mehr in der gemeinen, ſo wie dieſes in der edeln und anſtändigen Sprechart üblich, obgleich in einigen beſondern Fällen, wie in Fall=Gatter, Gatter=Thor u. ſ. f. jenes auch in der anſtändigen Sprechart beybehalten wird.

ben nicht hinein fliegen, das Futter aber mit Federn oder ſonſt verderben oder wegfreſſen mögen.

Gatterwerk, Fr. Treillage. 1. Die Verbindung mehrerer Stäbe in Geſtalt eines Gatters oder Gitters; in der anſtändigen Sprechart, das **Gitter-Werk**.

2. Ein jedes in Geſtalt eines Gitters verfertigtes Ding.

Gatter-Zins, (der) oder die **Gatter-Zinſen**, (*) an einigen Orten, z. B. um Nürnberg, eine Art von Zins, ſo noch außer dem Grund Zinſe gegeben wird, und auch **After-Zins**, **Nach-Zins**, **Gatter-Geld**, **Gatter-Gulden**, **Herren-Gulden**, genannt wird.

* „Zins, Gatter-Zins oder Nach-Zins werden genennet, die, „ſo auf einem Gut nach den Algenzinſen bekennt oder „verſchrieben ſind," heißt es in der Nürnb. Reformat. von 1564.

Ehedem gaben auch in Sachſen die auf den Dörfern wohnenden Handwerker **Gatter-Zinſen**, wofür nachmals das Schutz-Geld eingeführt wurde. An einigen Orten verſteht man darunter Kornzinſen, oder eine gewiſſe Abgabe an Getraide, welche die Bauern von ihren Gütern nicht ihrer eigenen Herrſchaft, ſondern einem auswärtigen Herrn, jährlich abzutragen ſchuldig ſind; doch muß dieſer Zins von demjenigen, dem er entrichtet wird, ſelbſt eingefordert werden. Derjenige welcher Gatterzinſen einzunehmen hat, wird der **Gatter-Herr**, derjenige aber, welcher Gatterzinſen zu geben verbunden iſt, der **Gatter-Zins-Mann** genannt. Siehe auch **Gatterſchaft**.

1. **Gattern**, ein unmittelbar von Gatter abſtammendes Wort, gatter- oder gitterförmig machen.

Das Zinn gattern, in den Zinnhütten, es erſt der Länge, und denn der Quere nach auf ein warm gemachtes Kupferblech gießen; ein ſolches Gatter rollet man

(*) Vielleicht von gattern, Angelſ. gadern, ſammeln, einſammeln.

man hernach, und ſchlägt es derb zuſammen, da es dann ein Ballen oder Zins-Ballen genannt wird. Siehe Gatter und Gittern, welches letzters der anſtändigen Sprechart gemäßer iſt.

2. **Gattern**, ein Wort, welches ein neues Frequentativum von gatten zu ſeyn ſcheint. Es iſt 1. ein Activum, verſammeln, doch nur im Niederſ. gaddern, und in dem zuſammen geſetzten vergattern. 2. Ein Neutrum mit dem Hülfsw. haben, laurend hin und her gehen, auf etwas lauern, es zu beſchleichen ſuchen, in den niedrigen Sprecharten. *Er gattert darauf, wie ein Vogel auf eine Nuß.* Fr. guigner, lorgner. Daher *aufgattern, ausgattern, ergattern.*

Gatterſchaft, in einigen Gegenden, die Eigenſchaft eines Grundſtückes, nach welcher es Gatterzinſen zu entrichten verbunden iſt.

Gattung, von dem Zeitworte ſich gatten, ſofern es ehedem ſich zuſammen ſchicken bedeutete. Dinge, welche ſich zuſammen ſchicken, welche einander ähnlich ſind, Dinge einer Art, als ein Collectivum; L. Species, Fr. Eſpèce, Façon, Sorte. *Das iſt eine dauerhafte Gattung Zeug. Eine andere Gattung von Waaren*, im gem. Leben Sorte. *Es giebt verſchiedene Gattungen von Aepfeln.* In dieſem Verſtande iſt Gattung ſo viel wie Art, mehrere einander ähnliche einzele Dinge zu bezeichnen. Allein in engerm und mehr philoſophiſchen Verſtande, werden nur ähnliche Arten eine Gattung, oder Geſchlecht, L. Genus, Fr. Genre, genannt. In dieſem Verſtande ſind die Thiere die Gattung, welche die vierfüßigen Thiere, Vögel, Fiſche u. ſ. f. als Arten unter ſich begreift.

Gau, (*) (der oder das), ein in dem Hochdeutſchen Sprachgebrauche größtentheils veraltetes Wort. 1. Das

(*) Dieſes alte Wort, welches auch Gäu geſchrieben und geſprochen wird, kömmt mit dem Hebr. גי, גיא, und Chald. גוה, גוא, ein Thal, und dem Griech. γαια, γεα, γῆ, die Erde, ge-

1. Das Land, im Gegenſatze der Stadt. Auf dem Gau wohnen, auf dem Lande, bey dem Altenſtaig. Die Bäcker und Metzger im Würtembergiſchen gehen auf das Gau, wenn ſie ihr Brod auf dem Lande verkaufen, auf das Land nach Vieh reiſen. Eine Gäu-Taferne iſt im Oeſterreichiſchen eine Dorf-Schenke.

2. Ein Thal. Vallis venuſta, in Tyrol, heißt deutſch Vingſtau oder Vintſchgau.

3. Eine Landſchaft, eine Provinz, ein Gebiet, in welcher Bedeutung dieſes Wort in den mittlern Zeiten ſehr häufig vorkömmt, wo Deutſchland und deſſen Provinzen in viele Gaue vertheilt waren, deren jeder ſeinen Vorgeſetzten hatte, ſo gemeiniglich ein Graf hieß. Eine Menge eigenthümlicher Namen der Oerter haben dieſes Wort noch aufzuweiſen, ſo wie es in dem ehemaligen Alemannien noch häufig in der Bedeutung eines Diſtrictes, Landſtriches, üblich iſt.

Gau-Dieb, eine in gem. Leben übliche Benennung eines liſtigen, verſchlagenen Diebes, der mit Behendigkeit zu ſtehlen weiß.

Dieſes Wort kömmt in dieſer Bedeutung nicht von Gau, ein Land, ſondern von dem noch im Niederſ. üblichen gau, hurtig, geſchwinde, liſtig her, welches bey dem Ottfried gow und gaw lautet, und zu dem hochdeutſchen Jäh gehört; weil man mit dieſem Worte allemal den Begriff der Liſt, der Geſchwindigkeit, verbindet. Niederſ. Gaudeef, Dän. Gaudiv. Siehe Gauner. In Lübeck heißt ein ſolcher Gaudieb auch Handkengau, der ſchnell mit den Händen iſt; ſiehe Jäh. So fern aber Gau-Dieb, in Schwaben, dem Friſch zu Folge, einen Landdieb bedeutet, der Land und Leute beſtiehlt, kömmt es allerdings von Gau, ein Land, her.

Gau-Ding, ein noch in einigen Gegenden übliches Wort, ein Ding, d. i. Gericht über einen gewiſſen Gau oder

genau überein. Bey dem Ulphilas lautet es Gauje, im Holl. Gav, Goy, Goo, im Frieſ. Gau, im Niederſ. Gohe, Göe, bey dem Ottfried Gouuo, im mittlern Lat. Gobia. Siehe Gau-Ding, Gau-Gericht, Gau-Graf, u. ſ. f.

oder Diſtrict zu bezeichnen, ein Gau-Gericht. In Bremen wird das öffentliche peinliche Halsgericht das Göding oder Güding genannt.

So fern Gau auch der Stadt entgegen geſetzt wird, und alsdann oft ein Dorf bezeichnet, kömmt Gau-Ding auch an einigen Orten von einem Dorfgerichte vor.

Gau-Gericht, wie das vorige, ein Gericht ſowohl über einen ganzen Gau, als auch auf dem Gaue, d. i. auf dem Lande, zum Unterſchiede von dem Stadtgerichte; in beyden Fällen nur noch in einigen Gegenden.

Gau-Graf, gleichfalls nur noch in einigen Gegenden. 1. Ein Graf oder ein Richter über einen Gau d. i. über einen gewiſſen Diſtrict. Dergleichen ſind die Gaugrafen in dem Ravensbergiſchen, welche das Gau- oder Hochgericht ausmachen. Weil ein ſolches Gericht die hohe Gerichtsbarkeit ausübet, ſo wird ein Gaugraf an einigen Orten, z. B. in der Grafſchaft Mark, auch ein Hochgraf genannt. Siehe Gau 3.

2. Ein Richter auf dem Lande, in einem Dorfgerichte, ein Dorfſchulze, in welchem Verſtande dieſes Wort in einigen niederſächſiſchen Gegenden noch ſehr üblich iſt.

Daher die Gaugrafſchaft, der Diſtrict oder das Gebiet, worüber ein Gaugraf geſetzt iſt, in beyden Bedeutungen dieſes Wortes.

Gau-Recht, ſiehe Dorf-Recht.

1. **Gauch** (der), ein nur im Oberdeutſchen übliches Wort. 1. Ein junger unbärtiger Menſch, im verächtlichen Verſtande; Ital. Cueco. Daher die erſten Haare des Bartes, die Milchhaare, im Oberdeutſchen auch der Gauch, imgleichen Gauch-Federn, Gauch-Haare genannt werden.

2. Ein Narr; im Hochd. ein Geck. Kaiſersberg braucht auch das Fämin. die Gäuchin, für eine Närrin.

3. Ein Blendwerk, ein Geſpenſt.

4. Die ſpaniſche Fliege, Meleo vœviſicatorius *Linn.* ſ. Th. XIV, S. 241.

2. **Gauch** (der), eine oberdeutſche Benennung verſchiedener Vögel, deren Geſchrey durch dieſes Wort nachgeahmet wird. 1. Am häufigſten des Guckguckes; im Engl. heißt dieſer Vogel Gawk, im Angelſ. Gaec. 2. Der Krähe, im Alemann. Cauha, im Engl. Chauh und Chouh. 3. Der Dohle, im Niederſ. Kayke, Franz. Gay. 4. Des Uhuhes, der im Oberd. auch Auf und Gauf genannt wird.

Gauch-Bart, im Oberdeutſchen. 1. Die erſten Haare des Bartes, die Milchhaare und ein junger Menſch, bey dem dieſe Haare zum Vorſchein kommen. Siehe 1. Gauch 1.

2. Eine Benennung der wilden Haber-Wurzel, Tragopogon praetens; ſiehe unter Haber-Wurzel.

Gauch-Blume. Dieſer Name ſcheint ſchicklicher als Berg-Kreſſe, womit Hr. Dietrich das Geſchlecht Cardamine belegt. Man findet ſolchen ſchon bey den alten deutſchen Schriftſtellern. Es gehört ſelbiges zu den Scharbockskräutern, welche einen vierblätterigen Kelch, vier kreuzweiſe geſtellte Blumenblätter, vier lange und zwey kurze Staubfäden, einen einfachen Griffel, oder vielmehr nur einen Staubweg hat, und eine lange Schote trägt. Es unterſcheidet ſich von andern, daß die Klappen der Schote ſich mit einer Federkraft öffnen, und beym Aufſpringen ſich von unten aufwärts zuſammenrollen, der Kelch etwas ausgeſperrt, und der Staubweg ungetheilt iſt. Es giebt eine Art, welche nur 4 Staubfäden hat, und eine andere, bey welcher die Blumenblätter mangeln. Hr. v. Linné hat 15 Arten, welche entweder einfache, wie die vier erſten, oder dreyfache, wie die drey folgenden, oder gefiederte Blätter, wie die übrigen, haben.

1. Gauch=Blume, deren Blätter einfach und eyrund ſind, und einen glatten Rand und lange Stiele haben, Cardamine (bellidifolia) foliis ſimplicibus ovatis integerrimis, petiolis longis *Linn.* Cardamine pumila, bellidis folia alpina *Raj.* Sie iſt perennirend, und wächſt auf den lappländiſchen, ſchweitzeriſchen und britanniſchen Alpen wild. Sie iſt niedrig; und man kann ſie entweder durch die Wurzeln, die man im Herbſte theilet, und in einen ſtarken Boden und eine ſchattige Lage ſetzt, oder durch den Samen fortpflanzen, welchen man im Herbſte in eine ſchattige Rabatte ſäet.

2. Gauch=Blume mit einfachen und etwas herzförmigen Blättern, Cardamine (aſarifolia) foliis ſimplicibus ſubcordatis *Linn.* Cardamine montana aſari folio *Tourn.* Sie iſt auf den italiäniſchen Alpen zu Hauſe.

3. Gauch=Blume mit einfachen, lanzenförmigen und ausgehöhlt gezahnten Blätten, und nackenden Stängeln, Cardamine (nudicaulis) foliis ſimplicibus lanceolatis ſinuato-dentatis, caulibus nudis *Linn.* Sibirien iſt ihr Vaterland. Ihre Blätter ſind glatt; ihre Schoten geſtreift und glatt, und endigen ſich in den Griffel.

4. Gauch=Blume mit einfachen, länglichen und gezahnten Blättern; Berg=Kreſſe, Cardamine (petræa) foliis ſimplicibus oblongis dentatis *Linn.* Cardamine petræa cambrica, naſturtii facie *Dillen.* Sie wächſt in England und Schweden auf hohen Felſen, und iſt zweyjährig. Sie blühet im Brachmonate. Man kann ſie aus dem Samen ziehen, der im Herbſtmonate reif wird, und den man im Herbſte auf einen magern, leichten Boden, in eine offene Lage ſäet, und die Pflanzen, wenn ſie aufgegangen ſind, fleißig vom Unkraute reiniget.

5. Gauch=Blume, deren untere Blätter unzertheilt, die obern aber dreylappig und gefiedert ſind,

Cardamine (reſedifolia) foliis inferioribus indiviſis, ſuperioribus trilobis pinnatisque *Linn.* Cardamine alpina major reſedæ foliis *Tourn.* Sie wächſt auf den ſchweitzeriſchen und pyrenäiſchen Alpen. Wenn ſie alt wird, ſind ihre Wurzelblätter halbdreylappig, oder dreylappig, bisweilen mit 2 oder 4 Lappen vermehrt, welche mit der Rippe in eines zuſammen fließen.

6. **Gauch-Blume mit dreyfachen und ſtumpfen Blättern, und einem ziemlich nackten Stamme,** Cardamine (trifolia) foliis ternatis obtuſis caule ſubnudo *Linn.* Cardamine trifolia *Lobel. Dalech. Theod.* & *Gerard.* Cardamine alpina *Cluſ.* Sie wächſt auf den ſchweitzeriſchen und lappländiſchen Alpen in ſchattigen waldigen Gegenden wild. Sie wird, wie die erſte Art, fortgepflanzt und behandelt.

7. **Gauch-Blume mit dreyfachen und ſcharf zugeſpitzten Blättern, und einem ſehr äſtigen Stamme,** Cardamine (africana) foliis ternatis acuminatis, caule ramoſiſſimo *Linn.* Cardamine africana trifolia *Tourn.* Sie kömmt aus Afrika.

8. **Gauch-Blume, deren Blätter gefedert ſind, und aus fünf eingeſchnittenen Blättlein beſtehen,** Cardamine (chelidonia) foliis pinnatis, foliolis quinis inciſis *Linn.* Cardamine glabra chelidonii folio *Tourn.* Man findet ſie in Sibirien und Italien wild. Ihre Blumen ſind blaßpurpurroth. Sie wird, wie die erſte Art, fortgepflanzt.

9. **Gauch-Blume, deren Blätter gefiedert und eingeſchnitten ſind, und Blatt-Anſätze, und deren Blumen keine Krone haben; Spring-Gauchblume; Spring-Kreſſe,** Cardamine (impatiens) foliis pinnatis inciſis ſtipulatis, floribus apetalis *Linn.* Cardamine annua exiguo flore *Tourn.* Cardamine impatiens, vulgo Sium minus impatiens *Raj.* Sie wächſt in Europa in den Wäldern an dem Fuße der Berge, und iſt dem äußerlichen Anſehen nach dem Sophienkraute ähnlich.

lich. Die Blattſtiele bilden an ihrer Einlenkung zwo zurückgebogene Spitzen, welche wie Blattanſätze ausſehen, dergleichen in keiner andern Art zu finden ſind. Der Kelch iſt kürzer als die Staubfäden, und die Blumenblätter fehlen gänzlich. Wenn der Same reif iſt, ſpringt die Schote, ſobald man ſie berührt, mit einiger Gewalt auf, und ſtreuet den Samen überall herum. Aus dieſem kann man ſie auch ziehen. Man darf ihn nur in dieſer Abſicht an einem ſchattigen Orte von ſelbſt ausfallen laſſen, und, wenn die Pflanzen aufgegangen ſind, verdünnen, und vom Unkraute reinigen.

10. **Gauch=Blume, deren Blätter gefiedert ſind, und keine Anſätze, aber lanzenförmige und ſtumpfe Blättlein, und deren Blumen Kronen haben**, Cardamine (parviflora) foliis pinnatis exſtipulatis, foliolis lanceolatis obtuſis, floribus corollatis *Linn.* Cardamine pratenſis parvo flore *Tourn.* Man findet ſie in Europa. Sie iſt jährig, und kömmt in der Art ihrer Fortpflanzung, in der Beſchaffenheit ihrer Schoten, und in dem Gebrauche ihrer jungen Blätter zu Salat, mit der vorhergehenden überein; ihr Stamm aber iſt kürzer und hat ſpitzige Ecken. Ihre Blätter haben keine Anſätze, und beſtehen aus lanzenförmigen, ſtumpfen und nicht gezahnten Blättern, deren unterſte nicht handförmig, ſondern eyrund und glatt ſind. Ihre Staubfäden ſind kürzer als die Blumenkrone; ihre Schoten um die Hälfte kleiner, und ſtehen aufrecht auf horizontalen Stielchen.

11. **Gauch=Blume mit gefiederten Blättern, deren Blättlein handförmig, gleich und geſtielt ſind,** Cardamine (græca) foliis pinnatis foliolis palmatis æqualibus petiolatis *Linn.* Man findet ſie in Deutſchland, Sicilien, Corſica, und auf den griechiſchen Eylanden wild. Sie kömmt in der Art, ſie fortzupflanzen, in ihren Schoten und in ihrem Nutzen, mit der Springgauchblume überein.

12. Rauche Gauch-Blume, Cardamine (hirſuta) foliis pinnatis, floribus tetrandris *Linn.* Sie wächſt in den Gärten und auf den Aeckern. Die Stängel und Blätter ſind rauch; und ſie iſt wegen der verminderten Anzahl der Staubfäden, da man nur vier dergleichen antrifft, leicht zu erkennen. Sie wird wie die Spring-kreſſe fortgepflanzt, hat auch eben ſolche Schoten, und ihr junges zartes Kraut taugt zu Salat.

13. Wieſen-Gauchblume, Feld- oder Wieſen-kreſſe, braune Kreſſe, wilde Kreſſe, Guckgucks-Blume, (von einigen auch Bach-Münze genannt) Cardamine (arvenſis ſ. pratenſis) foliis pinnatis, foliolis radicalibus ſubrotundis, caulinis lanceolatis *Linn.* Cardamine pratenſis, magno flore purpurascente *Tourn.* Fr. Creſſon des prez. Sie wächſt in Europa häufig an feuchten Wieſen und Triften. Sie iſt fortwährend, und blüht im April und May. Ihre Blume iſt weiß, zuweilen auch bleichroth; bald einfach, bald gefüllt. Aus der faſerigen Wurzel treiben Blätter und Stängel; jene ſind gefiedert, und beſtehen aus rundlichen, eingekerbten Blättchen, davon die unterſten gemeiniglich kleiner, die obern aber breiter ſind. Der aufgerichtete, 1 bis 2 Fuß hohe Stängel iſt mit ähnlichen Blättern beſetzt; doch ſind die Blättchen ſchmäler und ſpitziger; auch öfters völlig ganz. Man kann ſie durch die Wurzeln fortpflanzen, die man im Herbſte theilt, und alle Jahr um dieſe Zeit verſetzt. Sie liebt einen milden, lehmigen und feuchten Boden, und eine ſchattige Lage. Man hat das junge Kraut wider den Scharbock gerühmt, und der Brunnenkreſſe gleich geſchätzt; doch iſt dieſe weit kräftiger. In ihren Blumen hat Heberden eine Kraft, gichteriſche Bewegungen zu dämpfen, gefunden. Die ganze Pflanze, inſonderheit wenn ſie jung und grün iſt, iſt dem Rindviehe und den Ziegen geſund, auch den Schafen angenehm; nur die Pferde laſſen dieſelbe ſtehen.

14. Die

14. Die bittere Gauch-Blume, oder Bitter-Breſſe, Cardamine (amara) foliis pinnatis, axillis ſtoloniferis *Linn.* Cardamine flore majore elatior *Tourn.* Sie hat zwar einen aufrecht ſtehenden Stängel, welcher aber aus dem Winkel der gefiederten Blätter Ausläuſer treibt, wodurch ſich dieſe Art von allen übrigen unterſcheidet. Wenn aber auch dieſe nicht zugegen ſind, kann man ſelbige von der Wieſengauchblume durch die breitern, rundlichen, eckigen und dreyzackigen Blättchen, und von der Brunnenkreſſe, mit welcher ſie, den Blättern und dem Geſchmacke nach, überein kömmt, durch die größere Blume unterſcheiden. Sie wird jung, als Salat, genoſſen. Sie wächſt in den Wäldern des nördlichen Europa, blüht im April und May, und erhält ſich in der Wurzel oder den Ausläufern.

15. Virginiſche Gauch-Blume, Cardamine (virginica) foliis pinnatis, foliolis lanceolatis baſi unidentatis *Linn.* Ihre Wurzelblätter ſind zuſammengehäuft und gefiedert; ihre Blättlein ſind zahlreich, ziemlich lanzenförmig, und liegen faſt wie Dachziegel auf einander. Ihr Stamm hat weniger Blätter, welche öfters gleichbreit und unzertheilt ſind; in ihrer äußern Stellung gleichen ſie dem Hirtentäſchlein. Sie iſt in Virginien zu Hauſe.

Uebrigens iſt Gauch-Blume auch eine Benennung der Lychnis Flos Cuculi; ſiehe Guckgucks-Blume.

Gauch-Brod, Acetoſella; ſiehe Th. I, S. 266.

Gauch-Federn, Gauch-Haare, ſiehe 1. Gauch 1.

Gauch-Hafer, Taub-Hafer; ſiehe Treſpe.

Gauch-Heil, Anagellis; ſiehe Th. II, S. 11—27.

— — (Waſſer-) Beccabunga; ſiehe Th. IV, S. 134.

Gauch-Klee, Acetoſella; ſiehe Th. I, S. 266.

Gauch-Nelke, Lychnis Flos Cuculi; ſ. Guckgucks-Blume.

Gauche, (*) eine verächtliche Benennung eines ſchlechten oder unreinen flüſſigen Körpers. Daher die Dünger- oder Miſt-Gauche, Lehm-Gauche, Schiff-Gauche u. ſ. f.

Gaude, Reſeda Luteola *Linn.* ſiehe Wau.

Gaudivis, eine Sorte weißer baumwollener Tücher, welche aus Oſt-Indien kömmt. Dieſe Tücher gehören zu der Zahl derjenigen, die man Baffetas nennet; nur daß ſie ſchmäler und nicht ſo fein ſind. Siehe Th. III, S. 436.

Gaudron, Gauderon, Gaudron, Schiffs-Pech; ſ. unter Pech.

Gauf, Gaufel; ſiehe Gäſpe.

Gaufre, Gauffre; ſiehe Honig-Scheibe. Waffel-Kuchen.

Gaukel, ein im Hochdeutſchen veraltetes Wort, welches poſſenhafte Stellungen des Leibes, wunderliche Bewegungen und lächerliche Geberden, zuweilen auch die Hexerey und ähnliche Arten der Verblendung bedeutet. Im Hochdeutſchen ſind dafür Gaukeley, Gaukel-Poſſen, Gaukel-Spiel, Gaukel-Werk, üblicher.

Gaukel-Licht, in einigen Gegenden, ein Licht von ſchlechtem Talge, oder von dem Bodenſatze des Talges, zum hin und wieder gehen im Hauſe; in Schleſien eine Gaukel, an andern Orten ein Küchen-Licht, in Pommern eine Schlepp-Katze.

In der erſten Hälfte dieſes Wortes hat Gaukel noch ſeine erſte urſprüngliche Bedeutung der Bewegung.

Gaukeln, (**) iſt in doppelter Geſtalt üblich. 1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, lächerliche Be-

(*) Im Niederſ iſt Jüche, Juche, ſowohl Brühe, als auch ein dünnes ſchlechtes Bier; und im Poln. bedeutet Jucha das Blut von geſchlachteten Thieren. Wenn die Niederſachſen hochdeutſch reden und ſchreiben, ſo pflegen ſie es gemeiniglich Jauche zu ſprechen.

(**) Im Niederſ. lautet dieſes Wort göcheln und kukeln, im Engl. juggle, im Holländ. ieuchelen, im Oberdeutſchen auch kocheln,

Bewegungen, poſſenhafte Stellungen, wunderliche Geberden machen. Imgleichen, durch ſeltſame Bewegungen des Leibes, durch Geſchwindigkeit, andere verblenden. Aus der Taſche gaukeln. 2. Als ein Activum, durch ſolche Bewegungen verurſachen. *Einem etwas in die Taſche gaukeln; es ihm aus der Hand gaukeln.*

Gaukler. 1. Eigentlich, der allerley geſchwinde Bewegungen macht. In dieſem Verſtande heißt nur noch in Schleſien einer, der mit dem Lichte unvorſichtig hin und wieder geht, imgleichen einer, der durch allerley unnütze Bewegungen den Schein des Lichtes hindert, ein Gaukler oder Greckler. Siehe Gaukeln Anm. und Gaukel-Licht.

2. In engerer und im Hochdeutſchen üblichſten Bedeutung, der allerley ſchnelle und poſſenhafte Bewegungen macht. In dieſem Verſtande werden die Seiltänzer und Taſchenſpieler unter dem Namen der Gaukler begriffen. Siehe den Art. Schau-Spiel. Auch vorgegebene Zauberer, ſo fern ihre Kunſt auf die Geſchwindigkeit der Bewegung und die dadurch bewirkte Verblendung beruhet, verdienen dieſen Namen, den ſie auch von Alters her wirklich führen. (*)

chen, keucheln und geucheln. Goucealtuomum wird in der monſeeiſchen Gloſſe durch magicis überſezt, ohne Zweifel nur, ſo fern die Zauberey auf einer geſchwinden Verblendung beruhet. Das Lat. Jocus, Jocari und mittlere Lat. Jocale, Jocalus, ſind genau damit verwandt, aber nicht als Stammwörter, ſondern als Seitenverwandte eines ältern allgemeinen Stammes, welcher ohne Zweifel das Wort jäh, gäh, geſchwinde, im Oberd. gach, iſt. Von dieſem Worte bedeutete gaukeln eigentlich ſchnell bewegen, hüpfen, fallen u. ſ. f. Siehe Gaukel-Licht und Gaukler. Noch Kaiſersberg braucht übergaukeln, theils für überhüpfen, theils für ſtürzen. Siehe Schaukeln, welches bloß durch Vorſezung des Ziſchlautes aus dieſem Worte entſtanden iſt.

(*) Bey dem Ottfried lautet dieſes Wort Gougular, bey dem Notker Goucler, bey dem Apherdian Keuchler, in der Jülich. Polizeyordnung Geuchler, im Angelſ. Geogelere, im Niederſ. Göcheler, im Dän. Gogler, im Schwed. Gycklare, im Franz.

3. Figürlich, in der Naturgeſchichte der Neuern:

1) Ein Käfer, mit einem Zungenbiſſe und hinten abgeſtumpften Flügeldecken, der den Kopf bald zwiſchen die Schultern hinein zieht, bald wieder heraus ſteckt, daher er auch von andern der Harlekin genannt wird; Hiſter *Linn.*

2) Ein Pflanzen-Geſchlecht mit zwey ungleich langen Paaren von Staubfäden, und bedeckten Samen. Mimulus *Linn.* Cynorrhynchium *Mitch.* Linné hat zwo Arten:

a) Der blaue Gaukler, Mimulus ringens erectus, foliis oblongia linearibus ſeſſilibus *Linn.* Digitalis perfoliata glabra, flore violaceo minore *Moriſ.* wächſt urſprünglich in Nord-Amerika, inſonderheit in Virginien und Canada, und iſt auch zuweilen in hieſigen Gärten anzutreffen. Er hat eine perennirende Wurzel, und einen jährigen Stängel, welcher im Herbſte verwelket. Der Stängel iſt viereckig, wird $1\frac{1}{2}$ Schuh hoch, und iſt an jedem Gelenke mit zwey länglichen glatten Blättern beſetzt, welche an ihrer Baſis am breiteſten ſind, wo ſie ſich faſt um die Stängel herum ſchlingen, oben aber ſich mit ſcharfen Spitzen endigen. Der untere Theil des Stängels treibt 2 bis 3 kurze Zweige, und der obere iſt mit 2 Blumen an jedem Gelenke geziert, welche mitten aus den Blättern an jeder Seite des Stängels hervor kommen. Dieſe haben einen länglichen gekrümmten Kelch, mit 5 Ecken, der oben in 5 Theile getheilt iſt, aus welchem die Blume mit einer langen gekrümmten Röhre zum Vorſchein kömmt, die ſich oben in zwo Lippen abtheilt, von denen die obere gerade ſteht, und an der Spitze ſeicht in 2 Theile getheilt

Franz. Jougleur, im Engl. Juggler, im Ital. Giocoliere, im Poln. Kuglatz, im Böhm. Keyklir, im mittlern Lateine von Carls des Großen Zeit an, Caucùlator, Cauclearius, Jocularius, Jocarius u. ſ. f. Alles von Gaukeln, ſo fern dieſes Wort ſchnell hin und her bewegen bedeutet.

theilt iſt. Die untere Lippe iſt unterwärts gekehrt, und ſeicht in 3 Abſchnitte getheilt. Die Blumen ſind violet, haben aber keinen Geruch. Sie kommen im Julius zum Vorſchein; und auf ſie folgen längliche Kapſeln, mit 2 Fächern, die mit kleinen Samen angefüllt ſind, welche im Herbſte reif werden.

Dieſe Pflanze iſt in Anſehung der Kälte ſehr dauerhaft; ſie will aber einen lehmigen weichen Boden haben, der mehr feucht, als trocken, und der Sonne nicht zu ſehr ausgeſetzt iſt. Man kann ſie durch Abtheilung der Wurzeln im Herbſte fortpflanzen, doch müſſen die Abtheilungen nicht zu klein gemacht werden. Man kann ſie aber auch aus dem Samen ziehen, den man im Herbſte, bald nachdem er reif geworden iſt, ausſäen muß; denn derjenige, welcher erſt im Frühlinge ausgeſäet wird, geht ſelten in demſelben Jahre auf. Man kann aber den Samen auf eine Rabatte ſäen, welche die Morgenſonne hat, die Pflanzen aber können hernach in die Blumengärten geſetzt werden.

b) Der gelbe Gaukler, Mimulus luteus repens, foliis ovatis, kriecht auf der Erde hin, und hat eyförmige Blätter; wächſt an feuchten Orten in Peru, und wird von den Indianern in Suppen geſpeiſet.

Gaul (*) [der], ein jedes Pferd. *Einem geſchenkten Gaule muß man nicht in das Maul ſehen*, welches Sprichwort auch in der ſpaniſchen, italiäniſchen und franzöſiſchen Sprache üblich iſt. Ehedem wurde dieſes Wort beſonders von den ſtarken Pferden gebraucht, deren man ſich im Kriege und in den Turnieren bediente, zum Unterſchiede von den **Roſſen** und **Gurren**, d. i.

(*) Gaul und das Lat. Caballus, Ital. Caballo, ſind genau mit einander verwandt; ja es ſcheint, daß Gaul ehedem ein allgemeiner Name geweſen iſt, den mehrere größere Thiere geführt haben. Ein Eber heißt in einigen Handſchriften des Schwabenſpiegels Urgaul, und noch jetzt wird er bey den wilden Schweinen ein **Keiler** genannt. Siehe dieſes Wort.

d. i. den gemeinen Ackerpferden, wovon Friſch einige Beyſpiele anführt. Flemming nennt noch die Sonnenpferde Feuer-Gäule. Ihre Gäule ſchreyen, Jer. 8, 16. Im Hochdeutſchen iſt es gemeiniglich nur von mittelmäßigen und ſchlechten Pferden üblich, und braucht man es ja für ein Pferd überhaupt, ſo geſchieht es nur im Scherze. Daher ein Acker-Gaul, Karren-Gaul, Müller-Gaul u. ſ. w.

Gaule, ſiehe Gerte. Stange.

Gauler, ſiehe Abſchlagen.

Gaumen (*) [der], L. Palatum, Fr. Palais, iſt der obere gewölbte Theil des inwendigen Mundes, welcher ſich von dem hintern Rande der obern Kinnlade bis noch der Kehle hin erſtreckt. Es begreift derſelbe den feſten Theil des Gaumens, Palatum oſſeum, und den weichern Theil deſſelben, Palatum molle. Jener, den feſten und vorderſten Theil des Gaumens, machen die Gaumen-Knochen, Oſſa palatina, und die nächſten Theile

(*) Dieſes Wort lautet bey dem Raban Maurus Giuma, bey dem Notker Giumo und Giumen, im Däniſchen Gumme, im Schwed. Gom, im Jßländ. Gomur, im Angelſ. Goma, im Engl. the Gummes, im Lappländ. Koulme. Wachter leitet es von dem Griech. γευμα, her, allein es ſcheint vielmehr zu dem alten gia, aufſperren, zu gehören, von welchem Worte auch gähnen, gaffen u. ſ. f abſtammen, welche bloß in den Suffixis verſchieden ſind. Der Gaumen iſt nur bey einer weiten Oeffnung des Mundes ſichtbar, und im Dän. heißt daher auch Gane, der Gaumen; ſiehe Gähnen, in der Anmerk. Das Hebr. גמא, abſorpſit, das alte Lat. Goma, Gumia, ein fräßiger Menſch, und das bey dem Kero, Ottfried und andern befindliche Gauma und Gaumo, eine Mahlzeit, ſind genau damit verwandt, obgleich Ihre das letztere von dem Schwed. gamman, die Freude, abſtammen läßt. Einige Hochdeutſche brauchen dieſes Wort in der verkürzten oberdeutſchen Form, der Gaum, verdienen aber damit ſchlechten Dank bey Leſern von einem feinen Gehör. Die Niederſachſen und Holländer nennen den Gaumen Bön, Boen, d. i. den Boden. Das alte noch in einigen oberdeutſchen Gegenden übliche Gaum, Achtung, Sorgſalt, Aufmerkſamkeit, gaumen, beobachten, aufmerken, hüten, Gaumer, ein Aufſeher, Curator, Procurator, ſcheint nur zufälliger Weiſe mit unſerm Gaumen überein zu ſtimmen.

Theile der beyden obern Kinnbackenknochen aus, welche in ihrer Verbindung das ganze obere Gewölbe des Mundes bilden, und außer den Knochenhäutchen noch mit der gemeinſchaftlichen Haut des inwendigen Mundes, die voller Drüſen iſt, überzogen ſind. Dieſer, der weiche oder hintere Theil des Gaumens, ſtellt eine Klappe oder einen Vorhang vor, deſſen oberer Rand am Ende des vordern Theiles befeſtigt iſt, und der untere über dem hintern Theile der Zunge vor der Kehle frey herunter hängt. Es bildet derſelbe auf jeder Seite zwey herab hangende, und wie ein Segel ausgeſpannte, halbe Bogen, daher man ihn den **Gaumen-Flor**, Velum palatinum, Clauſtrum palati, oder Valvula faucium, zu nennen pflegt. Durch die Lage und Geſtalt dieſes Bogens bleibt oben und ſeitwärts eine Oeffnung zwiſchen dem mittlern und hintern Theile des inwendigen Mundes, welche ſich faſt ſteil und unterwärts nach der Kehle zu herab neigt, und daher den Namen der **Mundhöhlen-Enge**, Iſthmus oder Fretum oris führt. Der Nutzen des Gaumenflores ſcheint hauptſächlich darin zu beſtehen, daß ſich derſelbe bey dem Hinunterſchlucken der Speiſen, indem die Zunge mit ihren anhängenden Theilen ſich in die Höhe hebt, und an den Gaumen ſelbſt antrifft, wie eine Klappe oder Fallthür vorſchlägt, und die Mundhöhle ſelbſt verſchließt, folglich dadurch verhindert, daß dasjenige, was hinunter in den Schlund gepreſſet werden ſoll, nicht etwa wieder zurück in die Mundhöhle gelangen möge. Ueberhaupt aber ſcheint auch der ganze weiche Theil des Gaumens, zum Geſchmack der Speiſen ſelbſt vieles beyzutragen.

Die **Gaumen-Geſchwüre**, welche nicht nur die Haut daſelbſt, ſondern auch oft die Knochen angreifen, und endlich bis in die Naſe durchfreſſen, wodurch hernach ſolchen Leuten die Sprache ſehr verderbet wird, und die flüſſigen Sachen, welche ſie hinunter ſchlucken wollen, durch das Loch, welches in dieſem Falle das

Gau-

Gaumen-Loch heißt, mit großer Beſchwerlichkeit zur Naſe heraus laufen, entſtehen von ſcharfen ſcorbutiſchen Geblüte, oder, welches am öftern geſchieht, in veneriſchen Krankheiten. Bey der Cur iſt auf die Urſache zu ſehen, und darnach die Gurgelwaſſer, und andere innere und äußere Arzeneyen, einzurichten.

Bey den vierfüßigen Thieren bemerkt man im Gaumen vornämlich viele Falten; und bey den Vögeln ſcheint derſelbe weniger empfindlich zu ſeyn.

Der Gaumen der Pferde, iſt bey dem Gebiſſe allzu empfindlich, wenn die Furchen deſſelben zu dick und zu fett ſind. Ueberhaupt ſind bey jungen Pferden der Gaumen und das Zahnfleiſch fleiſchiger, als bey alten. Man kann daher auch das Alter eines Pferdes, wiewohl nicht ſo genau, aus den Furchen des Gaumens erkennen, welche nach dem Maße, als das Pferd alt wird, vergehen. Eine von den Furchen, woraus der Gaumen der Pferde beſteht, wird der Kern genannt. In der Feifel pflegt man den Pferden den dritten Kern zu ſtechen; ſiehe Th. XII, S. 428, und den Art. Kern-Stechen.

Von der Geſchwulſt des Gaumens um die Vorderzähne, oder dem ſo genannten Froſch, ſiehe Th. XV, S. 184, f.

Der Gaumen der Ochſen, wird von der Gaumenfläche der vordern Kinnbackenknochen gebildet, und iſt mit verſchiedenen Häuten bekleidet. Die erſte iſt ein zelliges Gewebe, welches oben fettig wird; die zweyte iſt weiß, ſtark und ſehr dicht, inſonderheit gegen das untere Ende des Gaumens; die dritte iſt die Oberhaut, und nach unten zu dicker, als oben. Die zweyte und dritte Haut bilden an jeder Seite des Gaumens 15 Quererhabenheiten; ihr hängender und gezähnter Rand ſieht nach dem obern Ende des Maules hin; zwiſchen ihnen liegen Furchen, welche eben ſo tief, als die Erhabenheiten hoch ſind. Dieſe Erhabenheiten der einen Seite unterſcheiden ſich von denen

nen von der andern Seite darin, daß ſie nicht in einer Reihe liegen. Die 4 letztern obern Erhabenheiten haben keine Zähne am Rande, und das untere Ende des Gaumens wird nicht, wie bey dem Pferde, durch Vorderzähne begränzt. Eine flache, durch die zweyte und dritte Gaumenhaut gebildete Erhabenheit nimmt die Stelle der Zähne ein. Gaumenſcheidewand iſt die Fortſetzung der den Gaumen und das Innere der Naſe bekleidenden Häute. Das zellige Gewebe, welches die Muskeln der Gaumendecke mit den Häuten des Gaumens vereinigt, iſt mit einer Menge von Drüſenbläschen verſehen, welche eine mehr oder weniger gute Feuchtigkeit abſondern. Der frey herab hängende Theil der Gaumendecke macht mit dem Vordertheile des obern Endes des Luftröhrenkopfes eine kreisförmige Oeffnung, welche zu der hintern Naſenhöle führt.

Unter denen Gaumen, welche man gewöhnlich zu verſpeiſen pflegt, werden die aus den Ochſenmäulern für die beſten gehalten; daher man ſie auch in den Küchen als einen beſonders guten Biſſen unter die übrigen Ingredienzien der Paſteten nimmt.

Gauner (*) [der], in den gemeinen Sprecharten, ein Spitzbube, ein liſtiger geübter Betrieger.

Gaupe (die), in Franken, ein Fenſter in einem Dache ohne Glas, mit einem Laden, im Niederſ. eine Luke. Siehe Th. XII, S. 574, und Gäſpe.

Gaute, ein Getraidemaß, deſſen man ſich an einigen Orten an der Küſte der Barbarey bedient, 30 Gautes Korn betragen ungefähr eine Laſt.

Gaute, ſiehe unter Dach-Rinne.

Gaut-

(*) Im Schwed. bedeutet Gan eine Art der Zauberey; im mittlern Lat. iſt Egaunnum, Engannum, Ingenium, im Span. Enganno, im Franz. Engan, Betrug, und engannare, ingeniare, betriegen. Alles, wie es ſcheint, von dem alten noch im Niederſ. üblichen gau, geſchwinde. Siehe Gau-Dieb.

Gautſchen, (*) bey den Papiermachern, die Bögen aus der Form nehmen, und auf ein Bret legen, welches daher auch das Gautſch-Bret, Fr. Drapan, Trapan, genannt wird. Dieſes Bret mit dem aus den Formen genommenen Papiere, wird unter die große Preſſe gebracht, um das Waſſer aus den noch naſſen Bögen zu preſſen. Derjenige Geſell, der die von dem Butt-geſellen geſchöpften Bögen Papier auf den Filz leget, wird der Gautſcher, (Kautſcher) Fr. Couchart, Gaucher, und der vorn offene Kaſten, in welchem der Gautſcher vor der Butte ſteht, der Gautſcher-Stuhl genannt.

Gautſch-Bret, }
Gautſcher, } ſiehe im vorhergehenden Artikel.
Gautſcher-Stuhl, }

Gauza, eine Münze von Kupfer und Zinn, welche in dem Königreiche Pegu gangbar iſt.

Gavaſſinen oder **Cavaſſinen**, Fr. Cavacines, Cavaſſines, Gavaſſines, heißen, am Stuhle des Atlaßwebers, die ungefähr ellelangen Schnüre an beyden Enden der am Carett (Kammhebelbret, Fr. Caretto,) auf und nieder gehenden acht Wagebalken (des Kammhebels,) vermittelſt welcher Schnüre die unter den Kämmen befindlichen Quertritte (Contre marches) auf und nieder gezogen werden. In der Mitte jeder Gavaſſine wird ein Ring (Boucle) angemacht, durch welchen eine ziemlich dicke Schnur (die Gavaſſin-Schnur oder Trage-Leine, Fr. Gavaſſinière, genannt) durchgezogen wird. Jede Gavaſſine hat ein doppeltes Ende, wozwiſchen eine kleinere Schnur eingefüget wird, welche einen Theil der Gavaſſinſchnur ausmacht, und dem Ziehjungen das Treffen der rechten Latzen (Lacs) erleichtert.

Ga-

(*) Dieſes ſonſt veraltete Zeitwort bedeutet eigentlich legen, und iſt zugleich die Mutter oder Tochter des Franz. coucher, welches bey den franzöſiſchen Papiermachern gleichfalls von dieſer Verrichtung üblich iſt. Ehedem wurde auch eine Sänfte eine Gautſche genannt. Siehe Kutſche, welches gleichfalls hieher gehört.

Gavettes, ſind gewiſſe Arten von Silberarbeit, oder von vergoldetem Silber, welche die Gold- und Silberdrahtzieher, wie auch die Gold- und Silberſchläger machen. Sie gehören nebſt den Klumpen und Stangen von geläutertem Golde und Silber, wie auch dem geſchlagenen Golde und Silber und dem daraus gezogenen Drahte unter die Waaren, welche aus fremden Ländern und den im Königreiche eingeſchloſſenen Fürſtenthümern nach Frankreich zu bringen verboten ſind. Siehe Silber.

Gavia Klein. ſiehe Kibitz.

Gavon, ſiehe Kaue.

Gay, ſiehe Dohle.

Gayac, ſiehe Franzoſen-Holz.

Gazana, Gazava oder Caſava, eine oſtindiſche Silbermünze, und eine von den Rupien, welche in den Ländern des großen Mogols, inſonderheit zu Amadabath, gangbar ſind. Sie gilt 50 Sols nach franzöſiſcher Münze, oder 16 bis 17 Groſchen unſers Geldes.

Gaze, (welches im gem. Leben Galche lautet) Fr. Gace, Gage oder Gazze, eine Art von ſehr feinem und dünnem Schleyer, oder ein von weißem Neſſelgarne, feinem Zwirne, oder auch von roher Seide dünn und leicht zuſammengeſchlagenes Gewebe, welches ſehr ſtarr gemacht iſt. (*) Es wird dergleichen auch von halb Seide und halb Neſſelgarn verfertiget ſo man Cantille zu nennen pflegt. Man nennt auch dasjenige weitlöcherige und dünne flächſene Gewebe, welches die Nähterinnen brauchen, Stühle und Decken nach Teppichart mit bunter Wolle zu nähen und zu ſticken, Gaze.

Ueber-

(*) In dieſem Verſtande kömmt ſchon um das Jahr 1279 das mittlere Lat. Gazzatum vor. Man glaubt, daß es von der Stadt Gaza in Paläſtina ſeinen Namen habe, und durch die Kreuzzüge in Europa bekannt geworden ſey. Allein da es in China noch jetzt eine Art ſeidener Zeuge giebt, welche daſelbſt Gaſe heißt, ſo ſcheint dieſes Wort aus China herzuſtammen.

Ueberhaupt iſt Gaze eine Zeugart, deren Faden ſowohl der Kette als des Einſchlages von einander abſtehen, ſo daß ein ſolcher Zeug einem feinen Netze gleichet. Man hat vornämlich dreyerley Arten dieſes Zeuges, Filet, Flor und Marly. Das vornehmſte kömmt dabey auf die Einrichtung des Stuhles an, welcher eigene Theile haben muß, das Netzförmige hervor zu bringen, welches vermittelſt eines eigenen Kammes geſchieht, welcher der Perlkopf heißt, weil unter jedem ſeiner Faden eine durchlöcherte Perle oder Koralle ſchwebt. Durch die Löcher dieſer Perlen werden die ſämtlichen Faden des Oberfaches gezogen, und vor Durchpaſſirung durch das Rieth dergeſtalt um die Unterfäden geſchlungen, daß ſich beyde Faden durchkreuzen; daher es dann kömmt, daß ſich beym Weben die auf dieſe Art vereinigten Fäden hinter jeden Einſchuß zuſammen drehen, und dadurch zugleich den Einſchußfaden binden und befeſtigen.

Der Marly iſt ſehr großlöcherisht, und gleicht daher am ſtärkſten einem Netze. Seine Kette iſt leinener Zwirn, und der Einſchlag leinenes Garn. Er wird mit zwo Ketten, wovon eine das Ober- und die andere das Unterfach ausmacht, und mit vier Kämmen und zween bis drey Fußtritten gewebet. Nach dem Weben wird er auf der Appreturbank ausgeſpannet, und mit Gummi und weißer Stärke über glühende Kohlen geſteifet. Filet und Flor werden ganz aus Seide gewebet, und ſind bloß darin von einander unterſchieden, daß jener größere Zwiſchenräume hat, und daher mit einem gröbern Riethblatte gewebt wird. Weil ſie ſteif ſeyn müſſen, nimmt man rohe ungekochte Seide dazu, welche entweder dreyfach gezwirnet, oder, wenn die Seide ſtark iſt, auch wohl ungezwirnt verwebt wird. Glatter Filet und Flor werden wie der Marly gewebet. Sollen beyde Taffetſtreifen bekommen, ſo müſſen drey Ketten vorhanden ſeyn, wovon eine die Streifen bil-

det, und ihren eigenen Taffettritt hat. Das übrige hängt von der Einreihung der Kettenfäden ab. Beyde Zeugarten werden auch zuweilen faſſonirt gewebet, und zwar ſowohl vermittelſt der Fußarbeit als vermittelſt des Zampelzuges. Der Grund iſt alsdann etwas gefärbt, und bekömmt Blumen von weißem leinenem Garne, Gold= oder Silberlahne, oder andern reichen Fäden, oder er iſt weiß, und die Blumen werden durch gefärbte Einſchußfäden hervor gebracht. Alsdann werden zur Fußarbeit dieſer Art außer den vier Gazekämmen noch die zu jedem Muſter gehörigen Figurkämme nebſt ihren Tritten erfordert. Da aber hier die Einſchußfäden, da wo nicht die Figur entſteht, ungebunden liegen bleiben, ſo muß das Ueberflüſſige dieſer Fäden nach dem Weben von einer geſchickten Hand weggeſchnitten werden. Weil aber dadurch vieles verloren geht, ſo broſchirt man oft die Figuren lieber. Die damaſtartige Gaze wird jederzeit auf einem Zampelſtuhle gewebet. Der Grund iſt feiner Flor, und man pflegt ſie nur grün, weiß und ſchwarz zu weben.

Ausführliche Beſchreibungen der Gazefabrik findet man in Jacobsſon Schauplatz der Zeugmanufacturen in Deutſchl. 4. B. Berl. 1776, gr. 8. S. 78—109, und in Sprengels Handwerke und Künſte 14. Samml. Berl. 1776, 8. S. 633—646.

Hallens Werkſtätte der heutigen Künſte, 1. B. Brandenb. und Lpz. 1761, 4. S. 404.

Hrn. geh. R. v. Beauſobre Einleit. in die Kenntniß der Politik, der Finanz= und Handlungswiſſenſch. nach der Ueberſetz. des Hrn. Prof. Albaum. 1. Th. Riga 1773, 8. S. 268.

Hrn. geh. R. v. Pfeifer Lehrbegriff ſämtl. öcon. und Cameralwiſſ. 3. B. 1. Th. Mannh. 1777, 4. S. 487—490.

Hrn. Prof. Ebert kurzer Begriff menſchl. Fertigkeiten und Kenntn. 1. Th. Lpz. 1778, 8. S. 320—322.

Churbrandenburgiſches Patent wegen der Gazenmanufactur in Berlin, und verbotener Einführung der fremden Gaze, *d. d.* 18. Jun. 1686, ſt. in *Mylii* Corp. Conſtit. March. 5. Th. 2. Abth. 5. Cap. No. 1, S. 438.

Uebrigens ſind alle Sorten der Gaze, ſie ſeyn glatt (Gaze unie), oder broſchirt (Gaze brochée), oder geſtreift (Gaze rayée), zum Putze und zur Kleidung des Frauenzimmers, inſonderheit aber die garnenen, zu ihren Kopfzeugen, Halstüchern, Manchetten und Engageanten, die ſeidenen aber zu ihren Vorſtecklätzen, zu ihren Leibbinden, und im Sommer ſogar zu völligen Kleidungen dienlich. Man macht auch zu dieſer Jahrszeit aus ſelbigen einige Sorten von Hausgeräthe, als: Faulbetten, Bademäntel und Schürzen, wovon man vornämlich die mit Gold, Silber oder Seide von verſchiedenen Farben broſchirten Gazen gebraucht. Sonſt bekömmt man auch aus Indien Gazen mit goldenen oder ſilbernen Blumen auf einem ſeidenen Grunde, wovon die Stücke gemeiniglich 19 bis 20 Ellen lang ſind. Es kommen dergleichen aus China, auf welchen zum Theil allerley Blumenwerk und andere Zierrathen eingebrannt, und welche 11 Ellen lang und zwey Drittel breit ſind.

Eine überaus zarte Art von Purpurſeide, wovon bey den Griechen und Römern die vornehmen Damen Kleider trugen, in welchen ſie faſt nackt zu ſeyn ſchienen, heißt Veſtis coa, Fr. Gaze de Cos. Der Purpur, womit die extrafeine Seide dieſes Luftgewebes (Ventus textilis) gefärbt war, kam von den Purpurmuſcheln, welche bey der Inſel Cos gefangen wurden; und eben daher iſt die Benennung entſtanden.

Wie die Gaze zu tractiren ſey, wenn ſie abgetragen oder ſchmutzig geworden iſt, ſiehe Th. XIV. S. 348, f.

Den Namen Gaze führt auch eine gewiſſe Art Treſſen, welche die Bortenwirker verfertigen. Der Anſchweif iſt von Seide, der Einſchlag aber von Geſpinnſt und von ſtarkem Lahne, den man grobe Ringel nennt. Letzterer macht die Figur. Der Bortenwirker nennt dieſe Treſſe broſchirt, wenn einige Theile der Figur, z. B. die Mitte einer Blume durch Chagrin oder Cantille gemacht werden; alsdann braucht er zu der Arbeit drey Schützen.

Hallens Werkſtätte ꝛc. 2. Band, S. 228, f.
Sprengels Handwerke ꝛc. 3. Samml. S. 108.

Gaze, eine perſiſche Kupfermünze; ſiehe Kabesqui.

Gazelle. (*) Dieſen urſprünglich arabiſchen Namen pflegen die Naturforſcher bald in einer weitern, bald in einer engern Bedeutung zu nehmen. Insgemein verſteht man dadurch ein ganzes Geſchlecht zweyhufiger Thiere, welches ſehr viele Arten enthält, und von den meiſten Schriftſtellern unter die Ziegen gerechnet wird, eigentlich aber als eine Mittelgattung zwiſchen den Ziegen und Rehen anzuſehen iſt; hingegen Linné und Klein ſchränken dieſe Benennung nur auf eine einzige Art ein.

Dieſe Thiere, welche auch unter dem Namen der Antilopen bekannt ſind, haben in Anſehung der Geſtalt des Leibes, der Beſchaffenheit der Haare und der Gegenwart des Thränenſackes eine große Aehnlichkeit mit den Hirſchen und Rehen, von welchen ſie ſich aber vornämlich durch die Hörner unterſcheiden, welche mehr mit den Hörnern der Ziegen überein kommen: denn ſie ſind hohl, und fallen niemals ab; doch weichen ſie in Anſehung der äußern Geſtalt von den Hörnern der Ziegen etwas ab, indem ſie mit Querringen und länglichen Hohlſtreifen verſehen ſind. Die Gazellen haben meiſtentheils noch dünnere Beine, als die Rehe; und zwar ſind die Hinterfüße etwas länger als die Vorderfüße. Die meiſten ſind falb auf dem Rücken, und weiß unter dem Bauche, und dabey mit einem braunen Streife gezeichnet, welcher unten an den Weichen die falbe und weiße Farbe von einander ſcheidet. Das kurze Haar iſt noch weicher und glänzender, als das Haar der Rehe. Ueberhaupt ſind dieſe Thiere, welche ſehr häufig in Afrika und Aſien gefunden, und für ein vortreffliches Wildbret gehalten werden, noch ſchö-

(*) Der Name iſt aus dem Arab. Algazel, welches eine libyſche Ziege bedeutet.

ner und lebhafter, als die Rehe und Hirſche. Ihre große, muntere und blizende Augen ſind bey den Morgenländern zum Sprichworte geworden. Wenn ein arabiſcher Poet oder Stutzer den Augen eines ſchönen Frauenzimmers einen recht großen Lobſpruch machen will, ſo pflegt er ſie mit den Augen der Gazellen zu vergleichen.

Die Zahl der Arten, welche dieſes Geſchlecht unter ſich begreift, iſt ziemlich anſehnlich; den von dem Grafen von **Buffon** werden 13, und von Hrn. **Pallas** 16 verſchiedene Arten angeführet, wovon die merkwürdigſten in beſondern Artikeln vorkommen werden. Hier werde ich nur diejenigen beyden Arten anzeigen, die im engern Verſtande Gazellen (Geißhirſche, Capricerva) und Antilopen heißen.

Die erſte und gemeinſte Art, für welche der Graf **von Buffon** und die meiſten andern Schriftſteller den Geſchlechtsname Gazelle beybehalten, iſt nach der Beſchreibung des **Daubenton** ungefähr ſo groß wie ein Reh, dem ſie auch unter allen Gazellen in der Geſtalt des Körpers am meiſten gleichet, und hat ſchwärzliche Hörner, die nicht weit über den Augen ſitzen, und ſich gegen den Rücken zu kehren, ausgenommen an der Spitze, welche ſich ein wenig vorwärts krümmt. Sie haben 13 bis 14 hervor ragende Ringe, welche durch kleine Hohlſtreifen durchſchnitten werden. Die untern Ringe gehen ganz um das Horn herum, und ſtehen näher bey einander, als die übrigen, welche ſich nicht bis auf die hintere Seite erſtrecken. Das Ende der Hörner, deren Länge ungefähr 1 Schuh beträgt, iſt glatt. Der Rücken hat gemeiniglich eine falbe Farbe, welche bald dunkler, bald heller, und an verſchiedenen Stellen röthlich und braun ſchattirt iſt. Die Bruſt und der Unterleib iſt weiß. Man findet dieſe Thiere nicht nur in der Barbarey und in allen nördlichen

lichen Theilen von Afrika, ſondern auch in Syrien und andern morgenländiſchen Gegenden.

Die andere Art, deren ich hier gedenken will, iſt diejenige, welche in dem linnäiſchen Syſteme unter dem allgemeinen Namen Capra Gazella angeführet wird. Sie iſt größer als die vorige. Ihre Länge beträgt ungefähr $4\frac{1}{2}$ Fuß. Die Hörner ſind faſt 3 Fuß lang, von Farbe ſchwarz, nur von der Wurzel an ein wenig mit erhabenen Ringen umgeben, übrigens ganz glatt. Die Haare ſind ſanft und kurz. Ueber den Rücken aber geht ein Strich längerer und ſtärkerer Haare, die eine verkehrte Richtung haben; dieſe ſind gelb, und bilden unten am Halſe einen langen Strich. Die übrigen Haare ſind aſchgrau, und hin und wieder mit breiten ſchwarzen Streifen durchzogen; der Unterleib ausgenommen, welcher weiß iſt. Herr Pallas hält dieſes Thier, welches man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in andern afrikaniſchen Gegenden antrifft, für die eigentliche Bezoargazelle, d. i. für diejenige, in deren Magen ſich der orientaliſche Bezoar erzeuget, welcher nach anderer Naturforſcher Meinung in dem Magen derjenigen Art gefunden wird, welche unter dem Namen Paſan bekannt iſt. Wahrſcheinlicher Weiſe aber iſt wohl der Bezoar keiner beſondern Gattung von Gazellen eigen, weil die Reiſenden mehr als eine Art von Gazellen anführen, in denen ſie dergleichen Steine entdeckt haben.

In Indien wird nach des **Bernier** Bericht in ſeiner Reiſe in das Königreich Kachemir, v. J. 1664, die Gazellenjagd mit gezähmten Leoparden angeſtellt. Die Gazellen gemeiniglich haufenweiſe von einandert abgeſondert; und jeder Haufen, der nie mehr als 5 oder 6 begreift, wird von einem Männchen allein begleitet, welches an ſeiner Farbe kenntlich iſt. Wenn man einen Haufen Gazellen entdeckt hat, ſo ſucht man zu machen, daß der Leopard ſie merket, den man auf einem kleinen Karren gefeſſelt hält. Dieſes liſtige Thier überläßt ſich nicht ſogleich der Hitze, ſie zu verfolgen.

Es wendet, verbirgt, krümmt ſich, ihnen zu nähern und ſie zu überfallen. Wie es unglaublich leicht ſpringt, ſo ſetzt es auf ſie, wenn es nahe genug iſt, erwürgt ſie, und ſättiget ſich mit ihrem Blute. Mißlingt ihm dieſer Streich, wie es oft geſchieht, ſo macht es nicht die geringſte Bewegung mehr, die Jagd wieder anzufangen; und es würde dieſe Mühe auch vergeblich ſeyn, weil die Gazellen länger und ſchneller laufen, als der Leopard. Sein Führer nähert ſich ihm behutſam, ſchmeichelt ihm, wirft ihm Stücke Fleiſch hin, und nimmt einen Augenblick wahr, da er ihm die Brillen, wie es **Bernier** nennt, über den Kopf werfen kann, die Augen damit zu bedecken, worauf er das Thier feſſelt, und wieder auf den Wagen bringt. Samml. aller Reiſebeſchr. XI. Band, S. 108, f.

Wie die Gazellen in Perſien von beſonders dazu abgerichteten Falken gejagt werden, ſiehe Th. XII. S. 145.

Siehe auch **Revel**.

Gazetta, eine römiſche Münze, die 7 Quadrini beträgt; 7 Gazetten und 1 Quadrino aber betragen 1 Paolo. Siehe auch den folg. Artikel.

Gazette, aus dem Franz. Gazette und Ital. Gazetta, in einigen Gegenden, beſonders Niederſachſens, eine gewöhnliche Benennung der gedruckten Zeitungen oder Zeitungsblätter, die wöchentlich an gewiſſen Tagen heraus kommen. Siehe Zeitung.

Der Name ſtammt aus Venedig her, wo man zu Anfange des 17ten Jahrhunderts eine wöchentliche Sammlung der merkwürdigſten Neuigkeiten aller Arten zu drucken anfieng, und ſie, wie eine Kaufmannswaare, jedes Stück für eine Gazetta, eine damals übliche Scheidemünze (ſ. den vorhergeh. Artikel) verkaufte, wovon dann die Zeitungen ſelbſt den Namen der **Gazetten** bekamen.

In den Porzellan- und Fayancefabriken heißen Gazetten, Fr. Gazettes, die Futterale, Käſten oder Kapſeln von gebrannter Erde, worein man eine Anzahl geformeter und getrockneten Porzellan- oder Fayancegefäße thut, die man brennen will. In dieſen Kapſeln, welche eine Art Tiegel ſind, werden die Gefäße, auf weißem Sande ruhend, in den Ofen eingeſetzt, damit

mit die Holzflamme nicht die ſchöne Weiße verdunkle, oder Riſſe und Blaſen verurſache.

Gazon, ſiehe Raſen.

Gazon de montagne, Gazon d'olympe. Statice Linn. Nägelein- oder Nelkengras; ſiehe Grasblume.

Gé, oder wie einige ſchreiben, Jé, iſt ein Maß zu flüſſigen Dingen, deſſen man ſich an einigen Orten in Deutſchland, inſonderheit zu Augsburg, bedient. Der Gé hält 2 Muids oder 12 Beſons, der Beſon aber 13 Maß, 7 Gés machen 1 Fuder.

In den Ländern deß großen Mogols iſt Gé ein Längenmaß, oder vielmehr nur ein Rechenmaß, welches 34½ holländ. Ellen gleichgeſchätzt wird.

Geäder, ein Collectivum, die ſämtlichen Adern in einem thieriſchen Körper zu bezeichnen.

Bey einem Gitterwerke heißt es die Verzierung aus erhabenem und getriebenem Bleche zwiſchen den eiſernen Stäben und Stangen, die zuweilen mit angebracht wird, und zur Schönheit vieles beyträgt, wenn es vergoldet iſt; da man wegen des Roſtes das übrige Gitterwerk ſchwarz, oder auch in Gärten grün anſtreicht.

Geäfter (das), bey den Jägern, die kleinen Klauen oder Hornſpitzen, welche ſowohl das rothe als auch das ſchwarze Wildbret unten an den Läufen (Läuften) über den Ballen hat, (und welche von einigen auch die Aberklauen, Afterklauen, imgleichen die Oberrücken genannt werden) und deren Eindruck in den Boden.

Geäß (das) oder **Geätz**, bey den Jägern, 1. eigentlich dasjenige, was dem Wildbrete und Geflügel zur Nahrung und zum Futter dient. Fr. Viandis du Cerf. Pât de l'oiſeau. Dem Geäße nachziehen. Auf das Geäß gehen.

2. Figürlich. 1) Der Ort, wo der Hirſch mehrmal zur Weide kömmt. 2) Das Maul bey dem Roth- und Rehwildbrete.

Das Geäß der wilden Thiere und Vögel muß ein Weidmann vollkommen wiſſen, weil er ſeine vornehmſte Anſtalten zum Jagen, Fangen und Schießen danach einzurichten hat.

Von allen wilden Thieren, ſowohl edlen als Raubthieren, iſt bekannt, daß dieſelben des Nachts ihr Geäß, Nahrung und Fraß, jedes nach ſeiner eingepflanzten Natur, ſuchet, wie an den Hirſchen, Damhirſchen und Thieren, Elenden, Sauen, Rehen und Haſen zu ſehen iſt, daß ſelbige gegen Abend ſich aus ihrem Lager und Stande aufmachen, bey und nach der Sonnen Untergang aus ſelbigem heraus und auf die freyen Oerter ziehen, wo ſie ihr Geäß haben, mit anbrechendem Morgen aber wieder nach ihrem Stande eilen. Dieſes gilt aber nur von demjenigen, was recht wild iſt. Mit demjenigen, welches zahm gemacht, oder nahe bey Städten und Dörfern gezogen und gewöhnt worden ſind, hat es eine ganz andere Bewandtniß. Denn ſolche nehmen des Tages noch mehr Geäß zu ſich, als des Nachts. Ferner iſt auch zu merken, daß es mit dem Geäße der wilden Thiere nur im Frühlinge, Sommer und Herbſte dieſe Beſchaffenheit hat; im Winter aber, da die Noth in Abſicht auf ihre Erhaltung größer wird, treibt ſie der Hunger, auch am Tage nach dem Geäße umher zu ziehen. Doch findet man auch, daß ſie meiſtens nur im ſtehenden, und wenig auf freyen Oertern, den Tag über ſich äßen. Mit Raubthieren, wie auch mit demjenigen, was unter der Erde und im Waſſer ſeine Nahrung hat, hat es eben die Beſchaffenheit, daß ſie ſich gemeiniglich des Nachts nähren. Der Bär und Dachs kommen in den Wintermonaten, als: in der Mittee des Novembers, im December, Januar, und zuweilen bis in den Februar gar nicht aus, und zehren von ihrem eigenen Leibe und Fette. Der Luchs, Wolf, Biber, Fiſchotter, Fuchs, Katzen, Marder und Iltiſſe ſuchen das ganze Jahr ihren meiſten Fraß zur Nachtzeit. Bey Luchſen, Wölfen und Füchſen geſchicht es wohl zuweilen, daß ſie ſich auch am Tage etwas ſuchen und fangen; da man ſich dann darnach richten muß, wenn etwas mit Jagen oder Pürſchen erhalten werden ſoll, daß man ſolches am Tage, vornämlich aber in den Morgen- und Abendſtunden, einrichten muß. Was hingegen durch Gärten, Einfänge, Gruben, Fallen, Eiſen, Schlagbäume u. d. gl. gefangen werden ſoll, muß alſo eingerichtet werden, daß es gegen die Abendſtunden fertig iſt, inmaßen man am Tage mit ſolchen Fängen gar nichts ausrichten oder erhalten wird.

Mit

Mit dem Federwildbrete oder den Vögeln hat es wieder eine andere Bewandtniß. Selbige ſuchen insgeſamt ihr Geäß am Tage; der Schuhu und die Eulengeſchlechter ausgenommen, welche ihren Raub und Fraß in der Nacht ſuchen. Nicht weniger ſuchen die im Waſſer ſchwimmenden Vögel ihre meiſte Nahrung auch zur Nachtzeit, die Tagſchläfer aber in den Morgen- und Abendſtunden. Sonſt ſind überhaupt alle alle andere Vögel, vom Auerhahn an bis zum ſchlechteſten, beſchäftigt, daß ſie ihr Geäß am Tage, insbeſondere aber des Morgens früh und auch Nachmittags ſuchen; in den Mittagsſtunden aber ruhen ſie insgemein, zwar wohl nach Erfordern nicht ſo gar, jedoch ſind ſie nicht ſo emſig, als des Morgens, da der Magen verdauet hat, und gegen Abend, da ſie vollends zu ſich nehmen, daß ſie des Nachts dauern können. Hiebey ſind aber auch die hier bleibenden und die ziehenden Vögel zu unterſcheiden. Denn währendem Zuge nimmt ſich der Vogel freylich nicht des Morgens ſo rechte Zeit, daß er ſich zuvörderſt ſättigte, ſondern er eilt, beſonders bey ihm erſprießlichen Wetter und Winde, auch nachdem die Natur in ihm das bevorſtehende Wetter merkt, damit er wieder in andere warme und ihm gelegene Länder komme. Eben dieſes verleitet auch den ziehenden Vogel, daß, da ihm der Magen währendem Ziehen vollends leer wird, er ſich alsdann belieben läßt, auf den Heerden einzufallen, da er den Ruf und das Geſchrey von Vögeln, die ſeines gleichen ſind, vernimmt, in Meinung, daß dieſe Nahrung vor ſich haben; da ſie auch anfußen, und Beeren, Körner, und für ſie dienliches Futter gewahr werden, nöthigt ſie der Appetit, einzufallen, worüber ſie aber berückt und gefangen werden. Ein fleißiger Dohnenſteller wird wahrnehmen, wenn er ſeine Dohnen mit dem früheſten zurechte macht, daß er gegen Mittag um 9 bis 10 Uhr die meiſten Vögel fängt, weil der Zugvogel alsdann einzubuſchen anfängt; und ferner gegen Abend, wenn der Vogel wieder ein- und zur Ruhe fällt, iſt der Fang auch wieder recht gut. Mit den Lerchen ſind ebenfalls, was etwa auf dem Zuge mit Heerden und Wänden gefangen werden ſoll, die Frühſtunden die beſten, inmaßen ſie gegen Mittag einfallen, und liegen bleiben. Wachteln ziehen meiſtens des Nachts; Schnepſen ganz früh, und des Abends in der Dämmerung; die Waſſervögel auch meiſtens des Nachts über eine Weile, und fallen ſodann nach ihrer Nahrung ein. Die kleinen Vögel von allerley Art ziehen des Vormittags, gegen und nach dem Mittage aber ſuchen ſie ihre Nahrung. Auerhähne und Hühner, desgleichen die Faſanen, ſtehen des

Nacht,

Nachts auf Bäumen, und fallen des Morgens wieder auf den Boden nach ihrem Geäße; dergleichen die Birkhähne und Haſelhühner auch meiſtens thun, inſonderheit bey naſſem Wetter und ſtarken Reifen oder Thauen, da ſie dann des Morgens wieder auf das Geäß fallen. Kraniche, Trappen ꝛc. ziehen früh, Vor- und Nachmittags. Wo ſie aber auf die Felder auf das Geäß einfallen, daſelbſt halten ſie ſich den übrigen Tag vollends auf; und wenn ſie gutes Wetter merken, ſtehen ſie auch wohl noch des andern Tages auf dem von ihnen einmal angenommenen Felde.

Geai, ſiehe Elſter. Häher.

Geailoie, Geailoye, heißt in einigen Provinzen Frankreichs ein Maß zu flüſſigen Sachen, welches an einigen Orten 16, an andern 12, an andern nur 8 Nöſſel (Pintes) hält. Siehe auch Gallon.

Géant de Conſtantinople, Géant de Rome, bey den Bluміſten, Arten von Ranunkeln; Ranunkel.

Géante, eine Tulpenſorte; ſiehe Tulpe.

Geback oder Gebäck (das), ſo viel man auf einmal bäckt, in der Lauſitz, die Bäcke, in Nieder ſ. ein Backels; Fr. Fournée. Ein Geback Mehl. Ein Geback Brod, ſo bey den Bäckern auch ein Ofen voll, imgleichen ein Schuß genannt wird; Fr. Fournée de pain.

Gebacke (das), ein wiederholtes Backen. Das Gebacke hat kein Ende.

Gebackenes, Fr. Pâtiſſerie, nennt man dasjenige zugerichtete Eſſen, welches meiſtens aus einem guten und mürben Teige beſteht, der hernach gehörig gebacken wird. Weil dieſer Teig entweder aus heißer Butter gebacken, oder nur mit Schmalz, wie das meiſte Kuchenwerk, angemacht, oder auch aus Mehl, Eyern, Zucker, oder an deſſen Statt aus Honig, Mandeln und allerley gutem Gewürze zubereitet, und in dem Ofen abgebacken wird: ſo pflegt man auch dieſes gemeiniglich in Butter Gebackenes und Zucker Gebackenes einzutheilen. Siehe Blätter-Gebackenes. Butter-Kuchen. Butter-Teig. Kuchen.

Gebä-

Gebäckel, (Herren-) ſiehe in H.
Gebackenes Obſt, ſiehe Obſt-Darre.
Gebälk. 1. Eigentlich, die ſämtlichen Balken eines Gebäudes, als ein Collectivum. Das Gebälk eines Hauſes, eines Schiffes.

2. Figürlich, der oberſte Theil einer Säulenordnung, welcher die Enden des Gebälkes vorſtellt, oder das geſamte Simswerk der Säulenordnungen, welches ſich über den Säulen befindet, oder von den Säulen unterſtützt und getragen wird, und aus dem Unterbalken oder Architrab, dem Fries oder Borten, und dem Karnieß oder Kranz beſteht; L. Trabeatio, Ital. Intavolato, Fr. Entablement, Trabeation. Der deutſche Name dieſer Sache iſt ſehr ſchicklich, weil er ein aus verſchiedenen Balken zuſammen geſetztes Werk andeutet; und ein ſolches Werk wird auch durch das Gebälk, wenn es gleich von Stein iſt, wirklich vorgeſtellt.

Man kann ſich von dem Urſprunge und der Beſchaffenheit des Gebälkes aus der Zeichnung, Fig. 858, einen ganz deutlichen Begriff machen. Man ſtelle ſich vor, daß ein verſtändiger Menſch, ehe noch irgend das Bauen zu einer Kunſt geworden iſt, eine Decke oder einen Boden habe auf Säulen ſetzen wollen. Nachdem er ſeine Säulen geſetzt hatte, gab ihm der geringſte Grad der Ueberlegung ein, daß er, ſowohl von vorn als hinten, über ſeine Säulen zuerſt einen Balken legen müſſe, der hier mit a b bezeichnet iſt, welcher nicht nur die in einer Reihe ſtehenden Säulen zuſammen verbände, ſondern auch zugleich die Unterlage zu den Hauptbalken abgäbe. Nun mußte ihm natürlicher Weiſe einfallen, auf dieſe Balken diejenigen Balken zu legen, die von der Vorderſeite des Gebäudes bis auf die Hinterſeite reichen, und die eigentliche Grundlage der Decke oder des oberſten Bodens machten. Hierüber mußten, um den Boden zu vol-

vollenden, quer über dieſe Balken dicke Breter, ſo wie die Figur es anzeigt, gelegt werden. Dieſe Breter mußten zu beſſerer Bedeckung der Balken auf allen Seiten etwas heraus ſtehen. In der Figur iſt das vorderſte Bret weggelaſſen, damit man die Köpfe der Hauptbalken ſehen könne, die von dem über ſie heraus laufenden Brete wären bedeckt worden. Dieſes iſt alſo der Urſprung der Gebälke.

Es iſt hieraus zu ſehen, daß das Gebälk drey nothwendige, aber weſentliche Theile habe. 1. Den Querbalken, der die Säulen zuſammen verbindet, und den Hauptbalken zur Unterlage dient. Er wird daher im Deutſchen der Unterbalken genannt. 2. Die Hauptbalken, deren Köpfe auf dem Unterbalken ruhen. Der Raum, den dieſe Balkenköpfe nebſt dem dazwiſchen gelaſſenen leeren Raume an der Vorderſeite zwiſchen den Unterbalken und den obeſten hervor tretenden Bretern einnehmen, wird der Fries genannt, und iſt alſo der zweyte Haupttheil des Gebälkes. 3. Den dritten machen die über die Balken hervor tretenden Breter oder Bohlen aus, die darum, weil ſie um das ganze Gebäude herum einen heraus ſtehenden Kranz formiren, der Kranz genannt werden. Dieſes iſt alſo der Urſprung des Gebälkes, und der Benennung ſeiner verſchiedenen Theile

Als man hernach in den Gebäuden auf die Schönheit zu ſehen angefangen hatte, ſind dieſe Theile verſchiedentlich verziert worden, und man hat ihnen in verſchieden Säulenordnungen ihre beſondere Verzierungen und Verhältniſſe gegeben. Auch in ſteinernen Gebäuden, ſogar in denen, die wirklich keine Böden oder Decken haben, die von den Säulen getragen werden, hat man von außen, des Anſehens halben, die Gebälke beybehalten. Sie dienen in der That, dem Gebäude oder einer Säulenordnung von oben ſeine Begränzung oder Vollendung zu geben, ſo wie der Knauf

die

die Säule vollendet. Auch überall, wo Säulen angebracht werden, ſelbſt da, wo ſie wirklich nichts tragen, muß nothwendig ein Gebälk darüber ſtehen, weil ſonſt die Säulen als ganz müſſige Theile da ſtehen würden. Mithin iſt das Gebälk ein weſentlicher Theil jeder Säulenordnung.

Aber auch da, wo ſowohl die Säulen als das Gebälk nur zur Verzierung dienen, wie in den Gebäuden, da die Säulen halb in die Mauer hinein treten, muß man den Urſprung des Gebälkes nie aus dem Geſichte verlieren, weil man ſonſt in ganz ungereimte Fehler fällt, die das Auge eines Kenners ſehr beleidigen. Man ſieht aus dieſem Urſprunge, daß der Unterbalken ſeiner Natur nach in gerader Linie über alle Säulen weglaufen müſſe, weil er einen wirklichen Balken vorſtellt, der über die Säulen gelegt iſt. Daher dann die Baumeiſter, ſo berühmt ſie ſonſt auch ſeyn mögen, ſehr grob fehlen, die den Unterbalken durch Verkröpfungen zerbrechen; ſo wie die, welche ihn bisweilen zwiſchen ein Paar Säulen, um ein Fenſter etwas höher machen zu können, gar weglaſſen oder ausſchneiden, ſo daß die Hauptbalken an denſelben Stellen keine Unterlage zu haben ſcheinen.

Dergleichen Fehler ſind an dem königlichen Schloſſe in Berlin, welches ſonſt ſehr groſe architectoniſche Schönheiten hat, häufig. Dieſe Fehler haben die Alten in der ſchönen Zeit der Kunſt nie begangen. Alle Gebälke der alten griechiſchen Gebäude ſind vollſtändig, und laufen gerade und ohne alle Brechung über den Säulen weg. Aber an den Gebäuden, die aus den Zeiten der ſpätern römiſchen Kaiſer übrig geblieben ſind, findet man die unſchicklichen Verkröpfungen der Gebälke.

Selbſt in Gebäuden, die weder Säulen noch Pfeiler haben, iſt das Gebälk nothwendig. Man macht an dem obern Ende der Mauern einen Streif, der den Unterbalken vorſtellt; und da die Hauptbalken wirklich daſelbſt aufliegen, ſo deutet man auch den

Fries

Fries an; endlich läßt man auch, ſowohl zum Abtro-pfen des Regens von den Dächern, als auch um das ganze Gebäude zu begränzen, einen Kranz von verſchiedenen Gliedern herum gehen. Alſo hat jedes, auch ſonſt ſchlecht gebauete Haus, ſein Gebälk, welches, zumal wenn keine Säulen angebracht ſind, auch bloß das Hauptgeſims genannt wird.

So ein kleiner Theil des ganzen Gebäudes das Gebälk iſt, ſo ſehr kann es ihm ein gutes Anſehen geben oder benehmen. Ein niedriges Gebälk mit wenig hervorſtehendem Kranze giebt einem großem Hauſe ein gar elendes und mageres Anſehen, als wenn ein ſehr kleiner Kopf auf einem großen Körper ſäße. Iſt hingegen das Gebälk gar zu groß und ſtark, ſo ſcheint es das Gebäude einzudrücken. Hier kömmt es alſo vorzüglich auf ein richtiges Auge an, welches die guten Verhältniſſe zu treffen vermöge. Wir haben alſo hier noch dieſe Verhältniſſe und auch die Verzierung des Gebälkes zu betrachten.

Um dieſes deutlicher zu machen, iſt die Zeichnung eines ioniſchen Gebälkes im Profil, Fig. 859, beygefügt.

Die Linie g h bezeichnet den Durchſchnitt des Gebäudes, der von oben bis unten mitten durch den Säulenſtamm durchgeht. Demnach zeigt die Figur die Auslaufungen, (d. i. die Weite, um welche der äußerſte Rand des Gebälkes von der Achſe der Säule heraus tritt) und die Höhen der zum Gebälke gehörigen Theile. Die ganze Höhe des Gebälkes a b wird von unterſchiedenen Baumeiſtern und in jeder Ordnung verſchiedentlich genommen. Goldmann macht jedes Gebälk in jeder Ordnung von 4 Modeln; und dieſes iſt das Verhältniß des hier gezeichneten Gebälkes. Selten findet man, daß gute Baumeiſter dieſe Höhe bis auf 3 Model vermindern; hingegen haben einige, als Barozzi und Cataneo, das Gebälk der korinthiſchen und römiſchen Ordnung bis auf 5 Model erhöhet. Eben ſo verſchieden ſind die Baumeiſter auch ſowohl in den Hö-

hen

hen, als in den Auslaufungen der einzelnen Theile und in den Verzierungen.

Die Höhe des Unterbalkens d e, des Frieſes e f, und des Kranzes c b, macht Goldmann in den niedrigen Ordnungen gleich, nämlich jede von $1\frac{1}{3}$ Model; in den höhern Ordnungen aber giebt er dem Unterbalken $1\frac{1}{3}$ Model, dem Fries $1\frac{1}{15}$, und dem Kranze $1\frac{3}{5}$ Model.

Die Auslaufungen ſind an dem Unterbalken und an dem Fries geringer, als die Höhen; hingegen hat der Kranz natürlicherweiſe eine ſehr ſtarke Ausladung, von $2\frac{1}{2}$ bis $2\frac{2}{3}$ Model, ſowohl, weil er das ganze Gebäude begränzt, als auch, weil er zugleich das ablaufende Waſſer von dem Gebäude abzuhalten, dient.

Der Unterbalken wird in den meiſten Ordnungrn in zween oder 3 Streiſe abgetheilt, und oben mit einem oder zwey kleinen Gliedern verzieret. Der Fries kann glatt bleiben, oder mit Balkenköpfen, auch allerley Schnitzwerke verzieret werden (ſ. Th. XV, S. 108); an ſeinem oberſten Ende werden ebenfalls ein Paar kleine Glieder angebracht. am meiſten aber gehen die verſchiedenen Baumeiſter in Anſehung des Kranzes von einander ab; und es würde in das Unendliche fallen, alle Veränderungen mit demſelben zu beſchreiben.

Hrn. Prof. Sulzer allg. Theorie der ſchönen Künſte, 1. Th. Lpz. 1773, gr. 8. S. 566, fgg.

Gebände, mehrere Bände oder Bänder einer Art. Siehe **Gebinde**.

Gebärde, ſiehe **Geberde**.

Gebären, (*) 1. Eigentlich, Junge zur Welt bringen, von dem weiblichen Geſchlechte aller Thiere, in der edlen

(*) Dieſes Wort bedeutete ehedem überhaupt machen, hervorbringen, und wurde hernach beſonders von der Hervorbringung ſeines Gleichen von beyden Geſchlechtern gebraucht. Bey dem Ottfried und andern kömmt es mehrmals für zeugen von dem Vater vor; und in eben dieſem Veſtand lieſt man auch 1. Chron. 2, 20. Hur gebahr Uri, Uri gebahr Bezaleel; ungeachtet es Jer. 30, 8. dem heutigen Sprachgebrauche nach ganz richtig heißt: aber forſchet doch und ſehet, ob ein Manns-

edlen Schreibart. Wenn die Gemſen auf den Felſen gebären, Hiob 39, 1. Die Hirſche beugen ſich, wenn ſie gebären, v. 3. Am häufigſten und eigentlichſten von Menſchen. Sie hat einen Sohn geboren. Ein Prinz, der zu Kron und Scepter geboren iſt. Ein geborner Deutſcher, der in Deutſchland geboren, oder von deutſchen Aeltern gezeuget worden iſt. Ein geborner von Adel. Er iſt taub, ſtumm geboren.

2. Figürlich, die Urſache einer damit verknüpften Folge ſeyn, in der edlen Schreibart. Die verirrte Phantaſie gebieret Schreckbilder.

Gebärende, **Gebärerin**, eine weibliche Perſon, welche ein Kind gebieret oder geboren hat. Sonſt heißt dieſelbe auch, ſo lange ſie in der Geburt arbeitet, eine Kreißende oder Kreißerinn, L. Parturiens, nachher aber eine Kindbetterin oder Sechswöchnerin, L. Genitrix, Puerpera, Fr. Acouchée.

Auf dem Lande ſterben mehr Frauensperſonen zur Zeit der Entbindung, als in den Städten, welches daher

Mannsbild gebären möge? Das Lat. parere, parare, und Hebr. ברא, creavit, ſind mit dieſem Worte genau verwandt, welches gleichfalls zu dem alten bären, tragen, gehört Gibiro, heißt bey dem Notker, ich bringe Frucht, pirig, fruchtbar, birigen, fruchtbar machen, und bey dem Ottfried iſt umbera, unfruchtbar. Das alte Barn, ein Sohn, Kind, welches ſchon bey dem Kero vorkömmt, iſt noch im Dän. und Schwed. vorhanden. Siehe auch Geburt.

Von Thieren wird dieſes Wort im Hochdeutſchen, den im Texte gedachten Fall der höhern Schreibart ausgenommen, nicht mehr gebraucht, indem man für dieſen Fall andere Wörter hat. Von kleinern vierfüßigen Thieren ſagt man im gem. Leben hecken, von größern werfen, von Schweinen faſeln und ferkeln, von wilden Sauen friſchen, von Ziegen zickeln, von Schafen lammen, von Kühen kalben, von Pferden füllen oder fohlen. Von Rehen, Haſen, Luchſen, Bären, Dachſen, Bibern und Ottern ſagen die Jäger ſetzen, von Luchſen und Hunden wölfen, von Wölfen, Füchſen und Hunden werfen, von dem Wildbrete und Hunden auch ausſchütten, von kleinern Raubthieren bringen, u. ſ. f.

daher rührt, weil ſie ſo wenig Hülfe haben, und ſo viele ſchlechte und verkehrte Mittel gebrauchen. Hingegen ſterben in den Städten mehrere nach der Entbindung, woran eine anhaltende ſchlechte Geſundheit, eine Verzärtelung und andere Umſtände, wovon die Bauerweiber nichts wiſſen, Schuld iſt. Der Mangel an geſchickten und wohl unterwieſenen Wehmüttern, iſt ein gar zu augenſcheinliches Unglück eines Landes; es hat die verderblichſten Folgen, und verdient die ganze Aufmerkſamkeit der Polizey. Ich werde davon im Art. Hebamme ausführlicher handeln. Hier will ich nur für eine der ſchädlichſten Gewohnheiten, nämlich für den Gebrauch der hitzigen Sachen warnen, welche die Wehemütter bey einer ſchweren oder langſamen Geburt gemeiniglich zu geben pflegen; dergleichen ſind: Bigergeil, Bibergeileſſenz, Saffran, Salbey, Raute, Säbenbaum, Theriak, mit Gewürz gekochte Weine, Branntwein, Liqueurs, und andere hitzige Getränke. Alle dieſe Sachen ſind in ſolchen Umſtänden wahre Gifte, welche die Entbindung nicht beſchleunigen, ſondern nur ſchwerer machen. Denn ſie entzünden ſowohl die Gebärmutter, welche ſich alsdann nicht mehr zuſammenziehen kann, als auch die Theile des Durchganges, welche dadurch aufſchwellen, enger werden, und ſich nicht mehr erweitern können. Zuweilen erwecken dieſe Mittel auch einen Blutſturz, der in wenig Stunden tödtet. Sehr viele Mütter und Kinder würden gerettet werden können, wenn man die Verfahrungsart gerade umkehrte. So bald eine Frau, die ſtark und wohl gebauet iſt, in Kindesnöthen kömmt, und die Geburt ſchmerzhaft und ſchwer zu ſeyn ſcheint, muß man, anſtatt ſie allzu früh zur Arbeit aufzumuntern, wodurch man alles verdirbt, und anſtatt durch die oben gedachten verderblichen Mittel der Geburt nachhelfen zu wollen, ihr einen Aderlaß am Arme verordnen; hiedurch wird man

der Entzündung vorbauen, die Schmerzen ſtillen, die Theile erweichen, und alles zu einem guten Ausgange vorbereiten.

So lange die Geburtsſchmerzen dauern, muß man keine andere Nahrungsmittel geben, als dann und wann ein wenig Bierſuppe, Hafer= und Gerſtengraupenſuppen mit kleinen Roſinen. Eine Taſſe Kaffe iſt denen, die dieſes Getränkes gewohnt ſind, ſo wie wohlhabendern ein Glas alten Rheinwein, gut. Wenn der Leib kurz vorher verſtopft geweſen iſt, oder die Oeffnung durch ſich ſelbſt nicht erfolgen kann noch will, muß ein Klyſtier aus einem Decocte von Käſepappeln oder Kamillenblumen, und ein wenig Oehl, geſetzt, und, nach Befinden, alle vier Stunden wiederholt werden. In den Zwiſchenzeiten zwiſchen den Klyſtiren, läßt man die Frau über einem Dampfbade ſitzen, nämlich über einem Geſchirre oder Nachtſtuhle, worin warmes Waſſer iſt. Man reibt die Theile des Durchganges mit ein wenig ungeſalzener Butter, und legt auf den Unterleib Umſchläge von warmem Waſſer. Auch iſt ein Gemiſche aus Lorbeerblättern, oder aus Lorbeeren ſelbſt, zu Pulver geſtoßen, und mit Baumöhl zu einer Salbe gemacht, warm in Leinwand gethan, und auf den Unterleib gelegt, ein ſicheres Mittel, die Geburt zu befördern und zu erleichtern, wofern die Lage oder Figur des Kindes nicht das Hinderniß iſt; wie es dann auch bey Schwangern wider die falſchen Wehen ſehr dienlich iſt.

Wenn das Kind eine unrechte Lage hat, oder wenn ſich bey der Mutter ein Fehler in den Geburtstheilen befindet, ſo ſind zwar die jetzt angeführten Mittel nicht hinreichend; allein ſie verhindern doch wenigſtens, daß das Uebel nicht größer wird, und laſſen Zeit, ſich an Geburtshelfer oder an geſchicktere Hebammen zu wenden.

Man

Man thut ferner den Gebärenden ſehr vielen Schaden, wenn man zur Winterszeit die Stuben allzu ſehr heizet. Es iſt freylich nöthig, alle kalte und Zugluft zu vermeiden; aber eben ſo nöthig iſt es auch, die zu heiße zu verhüten. Die Stube muß mäßig warm ſeyn. Man muß dann und wann ein Fenſter öffnen, aber ſo, daß die Gebärende in keinen Zug komme. Die Gebärenden haben Hitze genug; und man ſieht es augenſcheinlich, wie munter ſie werden, wenn man ein Fenſter öffnet, und die Luft in der Stube reiner und gemäßigter wird.

Ein Stuhl oder Bett, auf welchem gebärenden Weibern die Geburt erleichtert wird, wird ein Gebär= oder Geburts=Stuhl, und ein Accouchir=Bett genannt. Man findet dergleichen im IV, Th. S. 334, fgg. beſchrieben, und Fig. 150 abgebildet.

Die Wehmütter müſſen ſich ſehr in Acht nehmen, die Weiber zur Arbeit zu früh zu nöthigen, wodurch ſie ihnen unendlich viel Schaden thun, und wodurch ſie die Geburten unglücklich machen können, die mit etwas Geduld vollkommen glücklich abgelaufen wären. Ich dringe um deſto mehr auf die Gefahr der voreiligen Anſtrengung zur Arbeit, und auf die Nothwendigkeit der Geduld, da dieſe Verfahrungsart bey allen ſchlechten Hebammen allgemein iſt.

Weil man ſich für die Schwachheit fürchtet, worin eine Gebärende zu ſeyn ſcheint, daß ſie nicht Kräfte genug zur Geburt haben werde, ſo glaubt man, daß es nöthig ſey, derſelben herzſtärkende Sachen zu geben. Dieſes aber iſt lauter Einbildung. Eine Gebärende verliert die Kräfte nicht ſo geſchwinde. Leichte Schmerzen matten ab; allein, je ſtärker ſie ſich vermehren, deſto mehr erheben ſich die Kräfte wieder; ſie verſchwinden nie ganz, wenn kein fremder Umſtand vorhanden iſt; und man kann ganz ſicher glauben, daß bey einer

geſunden und ſich wohl befindenden Frau, die Schwachheit niemals die Geburt verhindere.

So ſchädlich und unnütz die herzſtärkenden Arzeneyen ſind, ſo ſchädlich ſind auch die treibenden Mittel. Durch leztere wird gar oft das größte Unglück angerichtet. Man giebt ſie, weil man nicht Geduld haben will; man erzwingt auch wohl dadurch die Geburt, allein die Wöchnerin ſtirbt in wenig Tagen, weil man ihr dadurch den Brand im Leibe verurſachet hat. Giebt man aber dieſe Mittel, und das Kind hatte eine unrechte Lage, ſo gehen Mutter und Kind darauf.

Wenn eine Gebärende dermaßen abgemattet wird, daß ſie in einen todesähnlichen Zuſtand fällt, ſo muß man die Entbindung, ſo bald als möglich, zu bewerkſtelligen ſuchen, um doch wenigſtens das Kind am Leben zu erhalten. Nach der Entbindung iſt auch die Nachgeburt nicht ſogleich zu löſen, weil die Gebärmutter alsdann in einer völligen Unwirkſamkeit iſt, und die offenen Blutgefäße ſich nicht zeitig genug ſchließen würden; das Blut könnte alſo bey der geringſten Wiederkehr des Lebens ungehindert heraus fließen. Hernach ſucht man einer ſolchen Perſon labende, jedoch nicht hitzige Getränke zu geben. Man kann auch Tücher mit warmem Wein und Eſſig um den Leib und um die Geburtsglieder ſchlagen; und ſollte auch dieſes noch nicht hinlänglich ſeyn, ſo kann man das Reiben und andere gelinde reizende Dinge zu Hülfe nehmen. Was übrigens nach der Entbindung zu beobachten iſt, wird in dem Art. Kind=Betterin vorkommen.

Das übrige, was zur Sorgfalt für Gebärende, als ein Theil der Medicinalpolizey gehört, wird im Art. Schwangere zu ſuchen ſeyn.

Eine gar ſeltſame Verfahrungsart der Kalmyken, bey Entbindung der Weiber, erzählt Hr. D. Lepechin, im 1. Th. ſeines Tagebuches der Reiſe durch verſchiedene Provinzen des ruſſiſchen Reiches,

nach

nach des Hrn. Haſe Ueberſetzung, Altenb. 1774, 4. S. 138, f. „Wenn eine Frau ihrer Niederkunft nahe iſt, ſuchen ſie einen geſunden vierſchrötigen ſtarken Kalmyken aus, welchen ſie alle Tage mit ſchönem Eſſen herrlich bewirthen. Sobald nun bey der Gebärerin die Wehen anfangen, ſetzt ſich der Gaſt, der rüſtige Kalmyke, mitten in der Kibitke auf den Boden, ſetzt die Kreißende auf ſeine Knie, umfaßt ſie mit ſeinen Armen, drückt und ſtreicht ſie oben von der Bruſt an, bis hinunter in den Schooß. Dieſes Preſſen wird ſo lange fortgeſetzt, bis das Kind ſich zu zeigen anfängt, auf welches die kalmykiſche Kindfrau, die vor der Gebärerin ſitzt, lauert. So bald ſich nun das Kind zeigt, giebt ſie denen Leuten, welche außerhalb der Hütte ſtehen, ein Zeichen, welche alsdann ihre Piſtolen losſchießen, damit die Kreißende durch den unvermutheten Schuß erſchrecket, und dadurch die Geburt beſchleuniget werde. Den mannhaften Kalmycken bewirthen ſie für ſeine Mühe noch 2 oder 3 Tage, ſchenken ihm ein Schaf oder Füllen, und geben ihm damit ſeinen Abſchied. Die Armen, welche nicht im Stande ſind, einen rüſtigen Kalmyken zu miethen, bedienen ſich eines doppelten Mittels. das erſte beſteht darin: Sie überbinden der Gebärerin, wenn ſie ihre Wehen bekömmt, den Leib mit breiten Riemen, und preſſen ihn von oben nach unten zu. Noch peinlicher iſt das andere Mittel, indem die Kreißende dabey alle ihre Kräfte zu ihrer ſelbſteigenen Marter anſtrengen muß. Sie legt ſich mit dem Bauche auf einen Stock, an deſſen Ende eine weite hölzerne Gabel iſt; in dieſer preßt ſie ihren Bauch aus allen Leibeskräften ſo lange, bis ſie ihrer Bürde entbunden iſt. Bey allen dieſen Hülfsmitteln zur Erleichterung der Geburt, geſchieht es doch, daß die Gebärerinnen nach der Entbindung eine lange Zeit ohne Empfindung liegen; einige haben auch zuweilen lange mit verſchiedenen daraus entſtehenden Krankheiten zu kämpfen. Allein, ihre ſtarke Natur überwindet alles; und ſehr ſelten hört man unter ihnen einen Fall, daß eine Frau durch die Niederkunft aufgeopfert worden wäre.“

Gebär=Mutter, (*) L. Uterus, Fr. Matrice, ein hohler Theil bey dem weiblichen Geſchlechte, der in dem untern Schmeerbauche liegt, worin die Frucht empfangen

(*) Man leitet dieſes Wort nicht ſowohl von gebären, als vielmehr von bären, tragen, ab.

gen und bis zur Geburt getragen wird; die Bärmutter, oder nur ſchlechthin die Mutter; bey einigen Thieren, z. B. den Kühen, der Trag-Sack.

Bey Menſchen ſowohl, als Thieren, hat die Gebärmutter ihre Lage zwiſcheu der Harnblaſe und dem Maſtdarme. Von beyden Seiten gehen die ſo genannten Mutter-Trompeten (Tubæ Fallopianæ) von der Gebärmutter nach vorwärts ab, deren Franſen (Fimbriæ) bey der Begattung, wie man glaubt, ein oder mehrere Eyer der an den Seiten liegenden Eyerſtöcke (Ovarium) umfaſſen, los reißen, und in die Gebärmutter bringen. Dieſe Eyer bilden ſich nach und nach in der Gebärmutter aus, und wachſen durch die Nahrung, die ſie von der Mutter erhalten. Wenn das Ey größer geworden iſt, ſo zeigt ſich innerhalb demſelben die junge Frucht (Foetus,) welche in dem Waſſer des Eyes ſchwimmt, und von den Häuten eingeſchloſſen iſt. Die Nabelſchnur geht von dem Bauche der jungen Frucht in den dickern Theil der Häute, welchen man den Mutter-Kuchen (Placenta uterina) nennt, durch welchen die junge Frucht die Nahrung von der Mutter erhält.

Gebärmutter-Entzündung bey Kindbetterinnen. Die Entzündung der Mutter, eine der Folgen einer ſchweren Geburt, entdeckt ſich durch Schmerzen in dem ganzen untern Theile des Bauches, Spannung des ganzen Unterleibes, Vermehrung der Schmerzen bey dem Anfühlen, einen rothen Fleck, der ſich zur Mitte des Unterleibes bis an den Nabel hinauf zieht, und, wenn das Uebel ſich verſchlimmert, ſchwarz wird, welches allemal tödlich iſt; durch eine außerordentliche Schwäche, ein überaus verändertes Geſicht, ein leichtes Phantaſiren, ein anhaltendes Fieber mit einem ſchwachen und harten Pulſe, bisweilen ununterbrochenes Erbrechen, oft Schluckſen, einen Abgang eines röthlichen, ſtinkenden und ſcharfen Waſſers; öfters Stuhl-

Struhldrängen; Brennen und bisweilen gänzliche Zurückhaltung des Urins.

Dieſes ſehr ſchwere und oft tödliche Uebel, muß eben wie die Entzündungskrankheiten behandelt werden. Hauptſächlich muß man, nach den Aderläſſen, öfters Klyſtire von laulichem Waſſer beybringen, dergleichen in die Mutter einſpritzen, und beſtändig ſolche Ueberſchläge auf den Unterleib legen, und reichlich entweder von einer ganz einfachen Gerſten-Ptiſane, mit einem Quent Salpeter auf jedes Quart vermiſcht, oder von einer Emulſion, trinken laſſen.

Gebärmutter-Entzündung bey Kühen. Daß der Tragſack entzündet ſey, erkennt man daran, wenn ſich die Kühe zum öftern ſtellen, als ob ſie den Harn laſſen wollten, welches jedoch nicht erfolgt; ſie gehen mit den Hinterfüßen ſehr beſchwerlich, und hinken bey jedem Tritte; der Pulsſchlag iſt geſchwind und ſtark, der Durſt heftig, und die Eßluſt verloren; zuweilen geht auch etwas Blut durch die Mutterſcheide ab. Wenn ſich der letztere Zufall bey tragenden Kühen ereignet, ſo werden ſie gewiß bald verwerfen (abortiren); zeigt er ſich hingegen nach dem Kalben, ſo iſt es eine gute Vorbedeutung zur Fruchtbarkeit. Man muß aber den itzt gedachten Abgang des Blutes durch die Mutterſcheide, von dem Bluthalnen unterſcheiden; denn im erſten Falle geht das Blut beſtändig und ganz allein durch die Mutterſcheide ab, da es hingegen bey dem Bluthalnen, mit dem Harne vermiſcht, und auch nur wenn das Vieh harnet, abgeht.

Die Entzündung des Tragſackes entſteht zuweilen von andern Krankheiten; am öfterſten aber von zurück gebliebener Nachgeburt, und verhinderter Reinigung nach dem Kalben, oder, wenn man die Nachgeburt mit Gewalt heraus zu ziehen trachtet; von ſtockendem Geblüte, welches ſich nach dem Kalben in dem Trageſacke geſammelt hat, und daſelbſt in Fäulniß geht; von

Erkältungen und kaltem Saufen nach dem Kalben; und endlich wenn der Tragesack bey einem vorhergegangenen ſchweren Kalben verletzt worden iſt.

Weil die Entzündung des Tragſackes bey Kühen am allergeſchwindeſten unter den übrigen Entzündungskrankheiten in einen Brand oder eine verhärtete Geſchwulſt überzugehen pflegen, und zwar erſteres wegen der häufig in dieſem Theile befindlichen Blutgefäße, letzteres aber wegen der drüſigen Beſchaffenheit des Tragſackes: ſo hat man um ſo mehr Urſache, alle Hülfe der Kunſt auf das ſchleunigſte anzuwenden, damit man eine baldige und gutartige Zertheilung der ſtockenden Säfte bewirken möge. In dieſer Abſicht eröffnet man ſogleich die Ader, welche an dem innern Theile des Schweifes hinab läuft, oder eine an den Hinterfüßen, wobey man 2 bis 3 Pfund Blut fließen läßt. Ja, man wiederholt dieſen Aderlaß am folgenden Tage, wenn ſich keine Verminderungen des Uebels auf den erſten Aderlaß zeigen ſollte, wenn auch die Hitze und der Durſt in gleichem Grade bliebe, und der Pulsſchlag noch geſpannt und ſchnell verſpürt würde. Innerlich giebt man zugleich alle 2 Stunden einen Eßlöffel voll von dem Pulver *No.* 1, (*) und läßt zugleich das gekochte Waſſer *No.* 2, (**) nach Gutdünken, jedoch nicht allzu

(*) Pulver, *No.* 1. Man nimmt zu Pulver geſtoßene Auſter- oder Muſchel-Schalen, 8 Loth; gereinigten Salpeter, 2 Loth; Campher, ½ Quent. Der Campher wird zuerſt mit 1 Paar Nuß- oder Mandel-Kerne zu einem Pulver abgerieben, und ſodann durch ferneres Beymiſchen und Abreiben mit dem Salpeter und den Auſterſchalen zu einem Pulver gemacht, welches man in einem zugebundenen Zuckerglaſe zum Gebrauch verwahret.

(**) *No.* 2. Man nimmt rohe Gerſte, 4 Handvoll; Salpeter. 1 Loth; kochet es in 2 Quart Waſſer ſo lange, bis die Gerſte aufgeplatzt iſt, und ſeihet es durch Leinwand.

zu kalt, trinken. Auch giebt man alle Morgen und Abend das Klyſtier *No.* 3, (*) und bähet zugleich den hintern Theil des Leibes mit dem aufſteigenden Dampfe von ſiedheißem Waſſer, in welchem vorher erweichende Kräuter, als: Eibiſch, Käſepappeln, Wollkraut, Kamillen, Hohlunderblühte, Leinſamen ꝛc. gekocht worden. Hienächſt giebt man dem kranken Viehe ſehr wenig, und zugleich nur eine ganz leichte Nahrung, von grünen Kräutern, oder, in deren Ermangelung, leicht verdauliche Siede von gutem Heu und Grummet.

Sollte aber, dem ungeachtet, die Entzündung ſich in ein Geſchwür verwandeln, wobey der Eiter in die innern Theile des Trageſackes ergoſſen würde (welches ſich an dem Ausfluſſe der Materie durch die Mutterſcheide offenbaret): ſo muß alsdann täglich dreymal ein dünner Gerſtenſchleim, der mit etwas Honig vermiſcht worden, laulich vermittelſt einer Sprize in den Trageſack eingeſprizet, auch damit ſo lange fortgefahren werden, bis man keinen fernern Ausfluß von Eiter mehr verſpürt; welches alsdann eine Anzeige iſt, daß das Geſchwür bereits geheilt ſey.

Wenn aber, ſtatt der Eiterung, der Brand in dieſem Theile erfolgt, und ſich ſolcher zugleich nur an den innern Häuten des Trageſackes angeſetzt hätte, (welches man an dem ſtinkenden Ausfluſſe eines bösartigen Eiters durch die Mutterſcheide erkennt): ſo darf man deshalb nicht alle Hoffnung zur Geneſung aufgeben. Man läßt bey dieſen Umſtänden 2 Loth Chinarinde in 2 Pfund

(*) Klyſtier, *No.* 3. Man nimmt Kraut und Wurzeln von Eibiſch, oder in deren Ermangelung, von Käſepappeln, zuſammen 2 Handvoll; Leinſamen, 1 Loth; läßt es mit 2 Maß Brunnenwaſſer eine halbe Stunde ſieden, ſeihet es hernach durch Leinwand, und miſchet darunter ½ Loth Salpeter, und 4 Eßlöffel voll Honig.

Pfund Brunnenwaſſer ſo lange kochen, bis der vierte Theil davon eingekocht iſt, und ſodann das durchgeſeihete Waſſer täglich dreymal, und zwar bis zu 8 Loth auf einmal, laulicht in den Trageſack einſpritzen. Hiernach pflegt gemeiniglich am vierten Tage eine von den inwendigen Häuten des Trageſackes abgeſonderte, und durch einen Brand verdorbene Haut abzugehen. Man ſetzt das Einſpritzen fort, bis der Eiter gutartig wird. Die Wirkung des Einſpritzens iſt um ſo kräftiger, wenn man zugleich innerlich von gedachter Chinarinde alle 4 Stunden ½ Loth, zu Pulver geſtoßen, und mit 1 Quent Salpeter vermiſcht, in friſchem Waſſer eingiebt.

Sollte aber die Entzündung des Trageſackes in eine verhärtete Geſchwulſt übergehen: ſo kann man dieſes Uebel nach der Anweiſung, die ich in dem folgenden Theile, im Art. Geſchwulſt, ertheilen werde, behandeln.

Gebärmutter-Vorfall oder Sturz, bey Kindbetterinnen. Das in ſolchem Falle erforderliche Wiederzurückbringen der Gebärmutter und der Mutterſcheide, wobey man ſich, zur Verhütung eines neuen Vorfalles dieſer Theile, des ſo genannten Mutter-Kranzes, oder Mutter-Zäpfchens (Peſſarium) bedient, iſt ein Geſchäft, welches die Hülfe eines Geburtshelfers oder geſchickten Wundarztes erfordert, und, worein mich hier einzulaſſen, wider die Abſicht meines Werkes iſt.

Gebärmutter-Vorfall bey Kühen. Dieſer Zufall iſt zweyerley; entweder iſt nur der Hals des Trageſackes, oder aber der Trageſack ſelbſt, vorgefallen. Im erſten Falle hängt der Hals des Trageſackes mehr oder weniger heraus; und im zweyten hat ſich der Trageſack ganz umgekehrt, ſieht einem umgekehrten Handſchuhe gleich, und hängt ſo aus der Geburt hervor.

Eine ſchwere Geburt, zurück gebliebene Nachgeburt, die man mit Gewalt heraus gezogen hat, und die Mutter-

ge-

gewächſe, welche ebenfalls mit Unvorſichtigkeit ſamt dem Tragesacke heraus gezogen worden, ſind die allgemeinen Urſachen dieſer Krankheit.

Wenn der Tragesack nicht von ſelbſt alſobald zurück geht, ſo muß man ihn ungeſäumt wieder an ſeine Stelle zu bringen trachten. In dieſer Abſicht benetzt man ein Stück feine Leinwand mit friſcher und warm gemachter Milch, und ſchiebet damit den Tragesack vorſichtig zurück, welches viel leichter, als man ſich vorſtellen kann, von Statten geht. Damit aber die Theile des Tragſackes geſtärket, und ein neuer Vorfall deſſelben verhütet werde: ſo ſpritze man täglich zwey bis dreymal ein halbes Pfund von dem unten beſchriebenen Mittel (*) in den Tragesack, und laſſe das Vieh einige Tage, oder auch wohl länger, bey aller nur möglichen Ruhe im Stalle ſtehen.

Es geſchieht aber ſehr oft, daß, der gebrauchten Mittel ungeachtet, wegen Schwäche und Erſchlaffung der Theile, und wegen des ſtarken Drängens, ſo die Kühe hiebey gemeiniglich anwenden, der Tragesack zuweilen ſo bald, als er in den Leib gebracht worden iſt, aufs neue und zu wiederholtenmalen wieder hervor gedrückt wird. In ſolchen Fällen pflegen die Haus- und Landwirthe dergleichen Kühe für unheilbar zu halten, und demnach zu ſchlachten. Sie werden aber dieſe Thiere ſicher retten, wenn ſie nachſtehender Anweiſung Folge leiſten. Das erſte beſteht darin, daß man den Tragesack auf vorgedachte Art wieder in den Leib zurück bringe. So-

(*) Zwey Handvoll Tormentillwurzel, eine gute Handvoll Schafgarbenkraut, und eben ſo viel Eichenlaub, und 4 Loth gedörrte Schwarzbeeren, oder, in deren Ermangelung, eben ſo viel Schlehenbeeren, werden mit 1 Quart Waſſer und 1 Nößel rothen Wein, $\frac{1}{4}$ Stunde lang gekocht, hernach durch Leinwand gedrückt, und täglich zwey bis dreymal laulich in den Tragesack eingeſpritzt

Sodann nimmt man eine große Ochſenblaſe, aus wel-welcher die Luft heraus gelaſſen worden iſt, befeuchtet ſolche mit laulichem Waſſer, damit ſie dadurch weich gemacht werde; nimmt ein Finger-dickes und an 3 Spannen langes, an der Spitze gewölbt geſchnittenes Stäbchen, von beliebigem Holze, ſteckt es in die oben zugerichtete Blaſe, daß es mit der gewölbten Spitze an den Grund der Blaſe reiche, und der übrige Theil, wie eine Scheide, über das Stäbchen hänge; ſchiebt endlich die Blaſe vermittelſt des Stäbchens, ſo tief in den Trageſack, daß nur noch ein Paar Querfinger langer Theil von dem Halſe der Blaſe zu ſehen iſt. Wenn nun die Blaſe auf beſagte Art in den Trageſack gebracht worden iſt, ſo zieht man das Stäbchen, welches zum Einbringen der Blaſe gebraucht worden iſt, heraus, und ſteckt an deſſen Statt, in den Hals der Blaſe ein Röhrchen, wodurch man die Blaſe ſtark aufbläſet, und zu gleicher Zeit durch einen Andern den Hals der Blaſe feſt zubinden läßt. Dieſe auf ſolche Art mit Luft ausgedehnte Blaſe läßt man 10 bis 12 Tage lang in dem Trageſacke; ſchneidet oder löſet alsdann das Band, womit ſie zugebunden worden iſt, auf, damit der Wind heraus fahre und die Blaſe zuſammen falle; zieht hierauf die Blaſe wieder heraus, und gebraucht hernach, zu mehrerer Stärkung des Trageſackes und ſeiner Bänder, das oben beſchriebene Mittel auf gleiche Art täglich dreymal, bis die vorgeſchriebene Quantität deſſelben völlig verbraucht worden iſt.

Die nach obiger Vorſchrift in den Trageſack gebrachte, und mit Luft ausgedehnte Blaſe verhindert das fernere Ausfallen dieſes Sackes ſo ſicher, als gewiß, und verurſachet den Kühen bey dem Liegen, Stehen oder Gehen, nicht die mindeſte Beſchwerde; daher deren Gebrauch in ſolchem Falle niemals zu unterlaſſen iſt; da überdieß die Einbringung derſelben eben ſo leicht, als deren Herausnehmen iſt.

Uebri-

Uebrigens muß man die Kühe, welche einen ſolchen Vorfall erlitten haben, nicht nur während der Cur, ſondern auch eine Zeit hernach, die möglichſte Ruhe im Stalle genießen laſſen, und alle heftige Bewegungen auf eine lange Zeit zu vermeiden ſuchen. Auch iſt es nöthig, daß man eine ſolche Kuh mehr mit trocknen, als mit allzu fetten und erſchlaffenden Fütterungsarten ernähre.

Hrn. v. Wilburg Anleit. für das Landvolk ꝛc. Nürnb. 1776, 8. S. 227, ſgg.

Gebär⸗Stuhl, ſiehe oben, S. 517.

Gebär⸗Wurz, Ariſtolochia rotunda vera; ſ. Th. II, S. 393.

Gebäude, (*) von dem Zeitworte bauen, ſo fern es ædificare bedeutet, ein nach den Regeln der Baukunſt eingeſchloſſener Raum. In dieſem allgemeinern Verſtande wird ein großes Faß, ein Schiff und andere Kunſtwerke dieſer Art Gebäude genannt. In engerm und üblicherm Verſtande iſt es ein ſolcher nach den Regeln der Baukunſt eingeſchloſſener Raum, in welchem man gewiſſe Verrichtungen gemächlich vornehmen kann; L. Ædificium, Fr. Edifice. Es iſt ein allgemeiner Ausdruck, deſſen beſondere Arten durch die Wörter Haus, Kirche, Stall, Scheuer u. ſ. f. ausgedrückt werden.

Ueberhaupt verſteht man unter Gebäude ein jedes Werk der Baukunſt, welches für ſich ein Ganzes ausmacht, und nicht bloß ein Theil eines größern Ganzen iſt, alſo nicht bloß Häuſer, Palläſte und Kirchen, ſondern auch Monumente, Ehrenpforten ꝛc. Ich betrachte hier das Gebäude überhaupt, als einen Gegenſtand des Geſchmackes, in der Abſicht einige Grundſätze und Maximen zu entdecken, auf welche das Urtheil über die Schönheit oder Vollkommenheit der Gebäude ſich allemal gründen muß.

Die

(*) Im gem. Leben lautet dieſes Wort oft nur Bau, in Niederſachſen Baute, imgleichen Gebau, Gebäu, in welcher letzten Geſtalt es mehrmals in der deutſchen Bibel vorkömmt.

Die Werke der Kunſt haben dieſes mit einander gemein, daß der Stoff, den ſie bearbeiten, außer der Kunſt liegt, von ihr aber ſeine Form und Bearbeitung bekömmt. Der Stoff des Dichters iſt etwas, das auch die gemeine Rede vertragen könnte; durch die Form und die beſondere Art des Vortrages aber, wird er zum Gedicht. So iſt ein Gebäude allemal ein Werk, welches auch außer der Kunſt noch ſein Weſen hat; ein Haus würde auch ohne allen Einfuß der Kunſt, in ſo fern ſie vom Geſchmacke geleitet wird, noch immer ein nutzbares Werk ſeyn. Hieraus folgt, daß ein Gebäude nicht anders, als in Rückſicht auf das, was es auch ohne die Kunſt ſeyn würde, beurtheilet werden müſſe. Man kann es nicht bloß wie eine ſchöne Form anſehen; es iſt allemal ein Werk zu gewiſſem Behuf beſtimmt. Will man es als ein Werk der Kunſt und des Geſchmackes beurtheilen, ſo kömmt es nicht darauf an, ob es überhaupt eine ſchöne Form ſey, ſondern ob es bey den weſentlichen Eigenſchaften, die es außer der Kunſt betrachtet, haben ſoll, auch ſchön genug ſey. Derjenige iſt ein guter Baumeiſter, der die weſentliche Abſicht, in welcher das Gebäude aufgeführt wird, vollkommen erreichen, zugleich aber dem Werke jede ihm zukommende Schönheit geben kann.

Vor allen Dingen alſo muß jedes Gebäude ſeinem Endzwecke gemäß angelegt ſeyn. Seine Lage, ſo wie die Stärke und äußere Form, müſſen durch ihn beſtimmt werden. Ein Rathhaus müßte nicht in einem Winkel der Stadt angelegt, in ſeiner Form nicht wie ein Gefängniß, und in Anſehung ſeiner Stärke, nicht wie ein Gartenhaus ausſehen. Eben ſo müſſen von außen und von innen die Verhältniſſe und die Verzierungen, ſo wie die Anordnungen, nicht nach zufälligem Gutdünken oder phantaſtiſchen Einfällen angegeben, ſondern aus der Natur des Gebäudes durch ein gründliches Urtheil und einen geſunden Geſchmack beſtimmt wer-

werden. Die Verhältniſſe der Theile, die für eine Kirche, oder für einen großen Pallaſt gut wären, ſchicken ſich nicht für ein Privathaus, ſo wenig als große Audienzſäle mit Vorzimmern; ſo wie auf der andern Seite das beſcheidene Anſehen, und eine durchaus gleiche und wenig Mannigfaltigkeit zeigende Anordnung, für ein gemeines Haus ganz vernünſtig, für einen Pallaſt hingegen zu mager und zu elend ſeyn würde. In Zierrathen kömmt das Große und die Pracht nur großen und in Anſehung ihrer Beſtimmung vornehmen Gebäuden zu; da hingegen Zierlichkeit, Nettigkeit, auch ein mäßiger Reichthum, auch an Privatgebäuden reicher Bürger noch gut ſtehen kann.

Man kann überhaupt dieſe und andere hieher gehörige Anmerkungen in die allgemeine Regel zuſammen faſſen, daß jedes Gebäude, ſowohl in ſeinen weſentlichen, als zufälligen Theilen, ſeinen Character behaupten und ſeinen Zweck anzeigen, zugleich aber in ſeiner Art gut in die Augen fallen, und überall gute Verhältniſſe, Geſchmack Feſtigkeit und angewandten Fleiß, an den Tag legen müſſe. Aus jeder Vergehung gegen dieſe Regel entſtehen Hauptfehler. Wer gründlich von einem Gebäude urtheilen will, der muß alſo zuerſt von der Natur und Beſtimmung deſſelben richtige Begriffe haben, und danach ſowohl das Ganze, als auch die Theile, beurtheilen. Hiezu aber gehört eine richtige Kenntniß der Sitten, der Lebensart, der Geſchäfte und der Gebräuche des Landes, deſſen Gebäude man beurtheilen will. Findet man jedes der Natur und der Beſtimmung des Gebäudes angemeſſen, ſo iſt man von dem Verſtande und der Ueberlegung des Baumeiſters verſichert; und man weiß, daß weder Mangel noch Ueberfluß, auch nichts Unſchickliches vorhanden iſt.

Jedes Gebäu aber, zu welchem Gebrauch es auch beſtimmt ſeyn möge, muß Feſtigkeit, Regelmäßigkeit und ſchöne Ordnung (Eurythmie) haben; auch muß je-

des Einzele darin mit Fleiß gemacht und in ſeiner Art wohl vollendet ſeyn. Alles ſtehende muß ſenkrecht, und alles liegende wagerecht ſeyn; jeder ſchwere Theil muß ſeine verhältnißmäßige Unterſtützung haben; hingegen muß auch nirgends weder Stärke noch Unterſtützung ſeyn, wo nichts zu tragen iſt. Säulen oder Pfeiler, auf denen nichts ſchweres ruhet, oder ſehr ſtarke Unterſtützungen, auf denen etwas ganz leichtes liegt, ſind Ungereimtheiten in der Baukunſt, die den gemeinen Begriffen widerſtreiten. Was ſollen rieſenmäßige Sclaven, die aus Nachahmung der Caryatiden an den Thüren gemeiner Wohnhäuſer angebracht ſind, um etwa einen leichten Balken zu tragen, wie man zuweilen an einigen Häuſern ſieht? Ueberhaupt muß in jedem einzelnen, zur Feſtigkeit oder zur Verzierung vorhandenen Theile, außer einem guten Verhältniſſe auch die Abſicht, warum er da iſt, in die Augen fallen, und aus dieſer Abſicht muß ſeine Beſchaffenheit beurtheilet werden. Eine Probe, wie eines jeden Theiles Beſchaffenheit und Verhältniß aus ſeiner Abſicht zu beurtheilen ſey, kann man aus den zum Gebälke gehörigen Theilen abnehmen, wovon die Art. **Gebälk**, **Fries**, **Dreyſchlitz**, **Sparren-Köpfe** ꝛc. nachzuſehen ſind.

Giebt man einem Gebäude Umfaſſungsmauern, ſo wird es ein **ſteinernes**, **maſſives Gebäude** genannt; beſtehen hingegen dieſe Mauern aus Holz, oder aus Holz und Steinen zugleich, ſo heißt es ein **hölzernes Gebäude**.

Bey allen Arten von Gebäuden, ſind die Eigenſchaften der Baumaterialien, welche mit einander zu verknüpfen ſind, und die Art, nach welcher dieſe Baumaterialien, der Abſicht gemäß, am geſchickteſten dergeſtalt verknüpfet werden können, daß daraus ein regelmäßiges Ganze entſtehe, in Erwegung zu ziehen. Wenn die Abſicht, durch die Uebereinſtimmung der Materialien und ihrer Verknüpfung erreicht iſt, ſo kann man das

das Gebäude für vollkommen, im entgegengeſetzten Falle aber für unvollkommen, halten. Da die Unterſuchung, ob gedachter Abſicht eine Genüge geſchehen ſey, das Mittel iſt, von deſſen Vollkommenheit urtheilen zu können, ſo werden die Gebäude ſo verſchieden, als die dabey habenden Abſichten, ſeyn müſſen; und ſo werden folglich, was z. B. die ſtädtiſchen oder Stadt-Gebäude betrifft, diejenigen, welche das Wohl der ganzen Stadt befördern, von anderer Beſchaffenheit, als diejenigen, die jeder einzelne Bürger zu ſeiner Privatbequemlichkeit bedarf, ſeyn müſſen. Gebäude von der erſten Art, werden öffentliche, die von der zweyten Art aber Privat-Gebäude genannt.

Oeffentliche Gebäude haben theils die Sicherheit, theils die Ausübung des Gottesdienſtes und der Gerechtigkeit, theils das Vergnügen der Bürger, zur Abſicht. Zur erſten Claſſe gehören: Zeughäuſer, Zuchthäuſer, Proviant häuſer, Brücken, Brunnen, Feuergeräthhäuſer; zur zweyten: Kirchen, Schulen, Gerichtsgebäude, Hoſpitäler, Waiſenhäuſer; zur dritten: Opern-, Ball-, Komödienhäuſer, Luſtgärten, öffentliche Spatziergänge 2c. Privat-Gebäude haben die Abſicht, daß man ſicher darin wohnen, und ohne Hinderniſſe die verſchiedenen Geſchäfte darin abwarten könne. Man nennt ſie, nach dem Unterſchiede des Standes, nach den verſchiedenen Beſchäftigungen der Beſitzer, nach dem verſchiedenen Grade des äußerlichen Aufputzes, Schlöſſer, Palläſte und Häuſer. Siehe auch den Art. Bau.

Zur Beſchreibung der Landwirthſchaft werden allerley Arten von Gebäuden erfordert, und ich werde dieſe jetzt in eine nähere Betrachtung ziehen, und inſonderheit, wie dieſelben, bey Würdigung der Landgüter, in Anſchlag zu bringen ſeyn, zeigen.

Die Wirthſchafts-Gebäude beſtehen theils in Häuſern und Wohnungen für die zur Beſtreitung der

Wirthſchaft benöthigten Menſchen, theils in Ställen für die verſchiedenen Vieharten, und theils in Scheunen und andern zur Aufbehaltung des Getraides, ſowohl in Stroh als Körnern, brauchbaren Behältniſſen. Alle dieſe Gebäude müſſen nach ihrer Beſtimmung beurtheilet werden. Je gemäßer ſie derſelben ſind, deſto brauchbarer und vollkommener ſind ſie.

Alle dieſe Gebäude ſind dermaßen nothwendig, daß die Wirthſchaft ohne dieſelben nicht fortgeſetzt werden kann. An und für ſich ſelbſt bringen dieſe Gebäude keinen baaren Ertrag. Wenn nun an verſchiedenen Orten ſolche Gebäude nach ihrem ganzen Umfange in Anſchlag gebracht, und der durch Sachverſtändige taxirte Werth derſelben dem Taxquanto des gutes zugerechnet wird: ſo iſt offenbar, daß dem Käufer eine Sache, die an und vor ſich zwar nothwendig iſt, aber auf keinerley Art Nutzen bringt, angerechnet werde. Ohne die erforderlichen Gebäude und Wirthſchaftsbehältniſſe kann keine Landwirthſchaft gehörig getrieben werden; es müſſen daher bey jedem gerichtlichen Anſchlage von dem wahren Ertrage eines Gutes, die dazu gehörigen Gebäude als nothwendig voraus geſetzet werden.

Die Wirthſchaftsgebäude ſind nicht überall von einerley Beſchaffenheit. An einigen Orten ſind ſie maſſiv, an andern nur von Holz; an einigen Orten zierlich und mit Ziegeln gedeckt, an andern aber ſchlechtweg gebauet. Der Ertrag des Gutes ſelbſt wird durch die mehrere oder wenigere Koſtbarkeit der Wirthſchaftsgebäude nicht um einen Häller erhöhet, und dem ungeachtet muß doch, bey vorerwähnter Taxationsmethode, der Werth eines Gutes, auf welchem koſtbare und zierliche Wirthſchaftsgebäude vorhanden ſind, nothwendig weit höhör, als auf einem andern, wo ſie von ſchlechterer Art ſind, ausfallen. Kann alſo ein Käufer bey dieſer unſchicklichen Taxationsart wohl jemals von dem wahren

ren Ertrage des Gutes ſelbſt auf eine zuverläſſige Art verſichert ſeyn?

Was in Anſehung des herrſchaftlichen Wohnhauſes oder Schloſſes, und der Gebäude der Bauergüter, imgleichen der Kirchen, Prieſter= Küſter= und Schulmeiſterwohnungen, beſonders anzumerken iſt, wird an ſeinen gehörigen Orte vorkommen.

So viel Schade aus dem Mangel der nöthigen Wirthſchaftsgebäude entſteht, eben eine ſo große Laſt iſt es hingegen, wenn ein Landgut gleichſam überbauet, und theils mit unnöthigen und überflüſſigen, theils aber auch mit koſtbaren, mit den Einkünften in keinem richtigen Verhältniſſe ſtehenden, Gebäuden beſchwert iſt. Es giebt überflüſſige Gebäude, ohne koſtbar zu ſeyn, und hinwiederum koſtbare Gebäude, ohne überflüſſig zu ſeyn. Beyde haben einen gemeinſchaftlichen Grund, warum ſie ſchädlich und läſtig ſind. Dieſer beſteht in den vielen, zu ihrer Erhaltung und Wiederaufbauung erforderlichen unnöthigen Koſten, welche aber bey einer Art eher und leichter, als bey der andern, vermieden und abgeſtellet werden können.

Ueberflüſſige Gebäude nenne ich diejenigen, welche über das Verhältniß des Gutsertrages gehen. An Scheunen, Schüttböden, Schaf= und Rindviehſtällen hat man dergleichen Ueberfluß nicht leicht zu befürchten; vielmehr machen allerley Arten von Nebenwohngebäuden, die der zur Wirthſchaft nicht gehörigen Bedienten halber errichtet ſind, Reithäuſer, Kutſch= und Reitpferdeſtälle, u. d. gl. m. an vielen Orten diejenige Laſt aus, die einem vernünftigen Landwirthe, der in allen ſeinen Wirthſchaftstheilen ein richtiges Verhältniß zu beobachten ſuchet, und ſich dabey keiner andern Einkünfte, als nur allein derjenigen, die aus einer ordnungsmäßigen Bewirthſchaftung ſeines Gutes erfolgen, zu erfreuen hat, beſchwerlich fällt. Auf dergleichen überflüſſige Gebäude nun iſt bey allen gerichtlichen Gü-

teradminiſtrationen, deren Würdigung, und in vorkommenden Meliorationsfällen, keine Rückſicht zu nehmen.

Ein vernünftiger Landwirth kann zwar auch, vermöge ſeiner Induſtrie, von den überflüſſigen Gebäuden durch eine damit vorgenommene Verhandlung einen Nutzen ziehen, und ſie brauchbar machen. Dahin gehört z. B. wenn er aus einem Reithauſe eine Scheune, und aus den Kutſchpferde- und Reitſtällen, Wohnungen für dienſtbare Häusler und Tagelöhner, zubereiten läßt. Allein, alles dieſes kann nicht ohne mancherley neue Koſten, wodurch der daraus zu erwartende Vortheil auf viele Jahre abſorbirt wird, geſchehen. Es iſt ohnedieß etwas willkührliches, und findet nicht an allen Orten Statt. Billig bleibt es daher in allen gerichtlichen Fällen bey der oben feſtgeſetzten Regel; und ein jeder Eigenthümer thut, um bloß wirthſchaftlich von der Sache zu urtheilen, weit beſſer, daß er dergleichen überflüſſige und unnütze Gebäude, anſtatt ſich mit deren jährlichen Erhaltung zu beläſtigen, einreißen, und die davon brauchbaren Materialien zu einem künftigen anderweitigen Behuf aufbehalten läßt. Wie ſehr aber würde er hiebey nicht zu kurz kommen, wenn ſolche Gebäude z. B. in der Kauftaxe mit angeſchlagen, oder bey Verloſung eines verpfändet geweſenen Gutes, als eine Melioration mit angerechnet worden wären!

Eine unwirthſchaftliche Koſtbarkeit der Gebäude iſt faſt noch läſtiger, als der Ueberfluß derſelben. Von dieſen kann man ſich, wie kurz vorher bemerkt worden iſt, entweder durch eine nutzbare Verwandlung, oder Abbrechung derſelben, befreyen; bey jenen aber geht ſolches, in ſo weit ſie nicht zugleich überflüſſig, ſondern nur zur Nothdurft hinreichend ſind, nicht an. Zu der unwirthſchaftlichen Koſtbarkeit der Wirthſchaftsgebäude rechne ich keinesweges die äußerlichen Zierrathen und Ausſchmückungen; denn dieſe machen keinen weſentlichen Theil eines Gebäudes aus; und wem ſolche nicht anſtehen, der kann ſie entweder eingehen oder abreißen laſſen; das Gebäude ſelbſt wird dem ungeachtet noch immer nutz- und brauchbar bleiben. Viel weniger läugne ich, daß ein jedes Wirthſchaftsgebäude feſt, tüchtig, dauerhaft und ſeinem Endzwecke gemäß, erbauet

und eingerichtet ſeyn müſſe. Meine Abſicht geht hiebey bloß auf die Verſchiedenheit der Baumaterialien, woraus ein Gebäude errichtet worden iſt. Durch eine ungeſchickte und ſchlecht getroffene Wahl derſelben, wird öfters ein Gebäude an einem Orte unwirthſchaftlich koſtbar, wofür es ſonſt, wenn es in einer andern Gegend ſtände, nicht gehalten werden könnte. Die Baumaterialien, wovon ein Gebäude errichtet werden kann, ſind, in Anſehung der Wände und des Fachwerkes, Holz, Mauer= oder Bruchſteine, und in Anſehung der Dachung, Ziegel, Rohr, Stroh, Dachſpäne ꝛc. Von dieſen verſchiedenen Materialien iſt nicht allenthalben ein gleicher Vorrath, ſondern eine Gegend hat vor der andern, bald von dieſem, bald von jenem, einen Ueberfluß oder Mangel. Daß diejenigen Baumaterialien, wovon in einer Gegend ein Ueberfluß vorhanden iſt, vor andern verhältnißweiſe wohlfeiler ſeyn, bedarf wohl keines Beweiſes. Daß man alſo ſich hienach richten, und ſeine Bauten von denjenigen Materialien, die in Ueberfluß, folglich am wohlfeilſten zu bekommen ſind, vollführen müſſe, iſt ein Rath, den die geſunde Vernunft ſelbſt giebt. Niemand wird in Abrede ſtellen, daß maſſive, von Mauer= oder Bruchſteinen aufgeführte Gebäude vor den hölzernen einen großen Vorzug haben; und an denen Orten, wo von ein oder andern Steinen, entweder auf dem Gute ſelbſt, oder doch in der Nähe, ein überflüſſiger Vorrath vorhanden, das Holz aber rar und theuer iſt, handelte man ſehr unrecht, wenn man ſich dieſes Vortheiles nicht bedienen wollte. In Gegenden hingegen, wo weder Ziegeleyen noch Steinbrüche in der Nähe anzutreffen ſind, das Holz aber in Menge und für einen wohlfeilen Preis zu bekommen iſt, macht man durch das maſſive Bauen nicht nur die Bauten ſelbſt ſehr ſchwer und koſtbar, ſondern ladet auch, wegen deren Erhaltung, ſich und ſeinen Nachkommen eine große Laſt auf. Eben die Bewandtniß

niß hat es auch mit den verſchiedenen Dachungsarten. Maſſive Gebäude ſind zwar weit dauerhafter, und können zwey hölzerne überſtehen; wenn aber wegen Mangel der Materialien die dazu erforderlichen Koſten mehr als dreyfach höher kommen, ſo fällt dieſer Vorzug dahin.

Bey allen unter gerichtlicher Direction ſtehenden Bauten, nicht weniger in Meliorations- und Deteriorationsfällen, ſind vorerwähnte von dem Ueberfluſſe oder Mangel der verſchiedenen Arten von Baumaterialien hergeleitete Grundſätze jederzeit vor Augen zu haben, auch bey den Gütertaxen die in Abzug zu bringenden Reparaturen der Gebäude danach zu beſtimmen.

Oeconomia forenſis, 1. Band, S. 168, f. 191, ſgg.

Da bey allen Wirthſchaftsgebäuden auf ihre Lage ſowohl, als auch innere Einrichtung, ſehr vieles ankömmt, ſo werde ich die davon zu wiſſen nöthigen Wahrheiten in den Artikeln Haus, Scheune, Korn-Boden, Stall ꝛc. beybringen.

Was bey Errichtung maſſiver ſowohl, als hölzerner, und mit Steinen verblendeter Gebäude zu beobachten iſt, wird man in dem Art. Haus antreffen.

Wie hölzerne Gebäude vor Wetter, Fäulniß und Würmern, durch Anſtreichen mit Oehlfarbe zu verwahren ſeyn, findet man im Art. Holz-Fäule.

Vom Schwamm in den Gebäuden, ſiehe Holz-Schwamm.

Von ſchadhaften und den Einfall drohenden Gebäuden, ſiehe die Art. Bau-Reparatur und Einfallen.

Wie Gebäude zu verſetzen ſeyn, ſ. unter Haus.

* * *

Im Bergbaue nennet man die Zugänge, welche die Bergleute in das Gebirge hinein arbeiten, um zu den Gängen zu gelangen, gleichfalls ein Gebäude, ein Berg-

Berg-Gebäude, oder Gruben-Gebäude, da dann dieſes Wort oft den Gang ſelbſt bedeutet, mit allen dazu gehörigen Oeffnungen in der Erde. Ein höfliches Gebäude, welches viel Erz hat. Ein Gebäude auflaſſen, aufgeben, ihm den Rücken kehren, eine Grube verlaſſen.

Auf ähnliche Art wird die Wohnung des Bibers bey den Jägern, und das Werk in einem Bienenſtocke, welches ſonſt auch das Gewirk heißt, das Gebäude genannt.

In weiterer Bedeutung führt dieſen Namen ein jeder Körper in Anſehung der Verbindung, oder auch des Verhältniſſes ſeiner Theile. Das Welt-Gebäude, Das Gebäude einer Blume.

Gebahn (das,) bey den Jägern, beſonders Oberdeutſchlandes, der Koth der wilden Thiere, die Loſung, das Gelos; vermuthlich, weil er die Bahn, d. i. den Weg eines Thieres zeigt.

Gebaren (*) erfordert das Hülfswort haben, und wird am häufigſten als ein Reciprocum gebraucht. Sich gebaren, ſich betragen, nicht bloß von den Geberden, ſondern auch von allen ſittlichen Handlungen des Menſchen.

Im Hochdeutſchen iſt es veraltet, außer daß es von den Kanzelleyen noch zuweilen im Andenken erhalten wird. Und hiebey allenthalben ſo, daß Jedermann völlig zufrieden ſeyn könne, gebahret werden ſolle, heißt es in einem Anſchlage des Rathes zu Leipzig, vom 22. Jul. 1771.

Gebauer (das,) in einigen oberdeutſchen Gegenden, ein Bauer, d. i. ein Käfich, ein Behältniß für Vögel, von bauen, wohnen.

(*) Bey den ältern oberdeutſchen Schriftſtellern kömmt dieſes Wort auch ohne Reciprocation vor, Er geparte als er lebte, Stryck er betrug, geberdete ſich, als wenn er lebte. Geſelklich well wir mit euch geparn, umgehen, Theuerd. Cap. 100. Im Niederſ. lautet es beren. Es ſtammet von dem alten bären, tragen, her. Siehe Geberde.

Gebe, was gegeben oder ausgegeben werden kann, im gem. Leben und in Verbindung mit dem Worte gänge. Gänge und gebe Münze, welche im Handel und Wandel üblich iſt; Fr. Argent qui eſt de miſe. Gäng und gäbe Waaren, übliche Waaren. Siehe Gänge.

Schon im Schwabenſp. wird genge und gaebe vom Gelde gebraucht. In den ſpätern Zeiten findet man dafür auch gänge und genehm; im mittlern Lat. dativus. Das Niederſ. geeve bedeutet theils leidlich, mittelmäßig wohl, theils aber auch friſch, geſund, untadelhaft. Von untauglichen Waaren und Münzen iſt in eben dieſer Mundart auch ungeeve üblich. Auch im Schwed. ſagt man gäf och gängſe.

Gebein (*) (das), oder, und zwar noch häufiger, die Gebeine. 1. Eigentlich, als ein Collectivum, die ſämtlichen Beine des thieriſchen Körpers, in der edlen Schreibart, für das niedrige Knochen.

2. Figürlich. 1) Die Glieder des menſchlichen Leibes, deren vornehmſter Theil die Knochen ſind, in der höhern Schreibart. 2) Der ganze Leib; in welcher Bedeutung es in der deutſchen Bibel ſehr häufig iſt. 3) Beſonders, der Leichnam eines Verſtorbenen und deſſen Ueberreſt, in der edlen Schreibart.

Geben. (**) Dieſes Wort iſt in doppelter Gattung üblich.

I. Als ein Activum.

1. Eigentlich, darreichen, in die Hand reichen, als ein allgemeiner Ausdruck, der das Eigenthum an und

(*) Bey dem Notker Gebein, im Tatian Gibeini, bey dem Stryker Gebain; im Niederſ. Gebeenke.

(**) Dieſes Zeitwort lautet bey dem Kero keban, im Iſidor gheban, im Niederſ. geven, im Holländ. gheven, im Angelſ. gifan, im Engl. give, im Dän. give, im Schwed. gifwa, im Iſländ. gifva, bey dem Ulphilas giban, im Griech. $\epsilon\gamma\gamma\alpha\nu\omega$. Es ſtammt ohne Zweifel von dem alten Gaff, die hohle Hand, her, welches noch im Oberd. Gaufe lautet. Siehe Gäſpe.

und für ſich unentſchieden läßt, von der körperlichen Ueberreichung. Einem zu trinken geben. Seinem Freunde die Hand geben. Geld für die Waare, Waare für Waare geben. Steuern Gaben geben. Ich habe zehn Thaler darauf gegeben, als ein Angeld. Den Zehenten geben. Einem ein Geſchenk, etwas zum Geſchenke geben. Den Armen ein Almoſen geben. Dem Viehe ſein Futter, dem Gläubiger ein Pfand geben. Unſer täglich Brod gieb uns heute. Einem etwas unter den Fuß geben, figürlich, es ihm heimlich anrathen, ihm heimlich Nachricht davon ertheilen. Ich kann es dafür, für den Preis, nicht geben, nicht weggeben. In weiterer Bedeutung auch von andern Arten, ſich einer Sache zu entledigen. Die Speiſen wieder von ſich geben, durch das Erbrechen. Beſonders wenn die Sache einem andern übertragen wird.

2. Figürlich, wo dieſes Wort in ſehr vielen Fällen und oft mit allerley Nebenbegriffen gebraucht wird, davon die vornehmſten etwa folgende ſeyn möchten.

1) Unentgeldlich geben, ſchenken. Er giebt nicht gerne. Einen Ball, einen Schmaus geben, auf ſeine Koſten veranſtalten. Seine Habe den Armen geben.

2) Das Eigenthum, oder den Gebrauch einer Sache einem andern übertragen. Einem ein Land zu regieren geben. Einem ſeine Tochter zur Frau geben. Dem Kinde einen Namen geben.

3) Mittheilen, auch von unkörperlichen Dingen. Einem einen guten Rath, einen Anſchlag, gute Lehren, heilſame Ermahnungen geben. Einem eine Stunde auf dem Claviere geben, d. i. ſtundenweiſe Unterricht auf dem Claviere ertheilen. Einem einen Verweis, einen Schlag, eine Ohrfeige geben. Einem Nachricht von etwas geben. Einem ein Amt geben. Einem Macht, Gewalt, Recht zu etwas geben.

4) Hervor bringen, entſtehen laſſen, die Urſache einer Wirkung ſeyn. Einem loſe Worte geben, loſe Worte gegen ihn hervor bringen. Ich habe ihm die beſten Worte von der Welt gegeben. Geben Sie mir die Ehre Ihres Beſuches. Er weiß ſich ein rechtes Anſehen zu geben. Gott gebe es! Einem Hauſe Licht geben. Dem Hauſe zehn Ellen Tiefe geben. Einem etwas zu thun, zu rathen geben. Einen Leibeigenen frey geben. Einem ein Aergerniß geben. eine unrechtmäßige Handlung vornehmen, welche zu Veranlaſſung ſolcher Handlungen bey andern eingerichtet iſt. Seinen Kindern eine gute Erziehung geben. Dem Holze eine Geſtalt geben. Ein Wort gab das andere, veranlaſſete das andere. Gott iſt es, der uns Frieden gegeben hat. Rechenſchaft von etwas geben. Einem ein gutes Beyſpiel geben.

5) Verſtatten, einem Erlaubniß zu etwas geben. Ich will ihm noch 8 Tage Friſt, Bedenkzeit geben. Dem Sauerteige Zeit zur Gahre geben. Einem Gehör geben, ihn anhören.

6) Sein Wort von ſich geben, ſich wörtlich zu etwas anheiſchig machen. Sie hat endlich ihr Ja von ſich gegeben. Einem ſein Wort geben, ihm etwas feyerlich verſprechen. Einem ſeine Stimme geben, für ihn, zu ſeinem Beſten ſtimmen. Seine Gedanken von ſich geben, ſie andern bekannt machen. Er kann es nicht von ſich geben, kann ſeine Gedanken andern nicht verſtändlich machen.

7) Sich Mühe geben, Mühe anwenden. Acht geben, aufmerkſam ſeyn.

8) Einem Recht, Unrecht geben, ſagen, daß er Recht, Unrecht habe. Ich gebe ihr fünfzig Jahr, ich behaupte, vermuthe, daß ſie fünfzig Jahr alt iſt. Ich gebe ihm höchſtens noch zwanzig Jahre, glaube, daß er höchſtens noch zwanzig Jahre leben könne. Etwas verloren geben, etwas für verloren halten. Einem

nem alle Schuld geben, behaupten, daß er alle Schuld habe.

9) Sich zufrieden geben, zufrieden werden, ſich beruhigen. Sich bloß geben, ſeine Schwäche ſehen laſſen, ſich verrathen.

10) Sich geben, nicht mehr Widerſtand leiſten, nachgeben. Sie wird ſich ſchon noch geben. Das wird ſich ſchon geben, wird ſchon vorüber gehen, unſern Wünſchen gemäß erfolgen. Das giebt ſich von ſelbſt. Das Tuch giebt ſich, läßt ſich dehnen, giebt nach. Dahin gehört auch die im gem. Leben übliche figürliche R. A. er wird es ſchon näher geben müſſen, er wird ſchon biegſamer werden, von ſeinen Forderungen ſchon nachlaſſen müſſen.

11) Ein franzöſiſches Wort durch ein deutſches geben, d. i. überſetzen. Dieſes Wort kann nicht ſo gegeben, d. i. überſetzet, oder durch ein anderes erklärt, werden. Ich will es kurz geben, ausdrucken. Das war ſehr gut gegeben.

12) Verfertigen, beſonders von Schriften, ausfertigen. In welchem Verſtande das Mittelwort gegeben noch zuweilen der Zeit der Ausfertigung einer Schrift, Vorrede oder Briefes beygefüget wird. Gegeben zu Berlin den 2. März 1787, d. i. geſchrieben. Daher das Datum eines Briefes, oder einer Schrift im Oberdeutſchen auch die Gabe genannt wird.

13) Zwo Perſonen zuſammen geben, im gem. Leben, ſie copuliren, ehelich verbinden.

II. Als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben.

1) Die Bäume geben gute Balken, wenn gute Balken daraus bereitet werden können. Die Garben geben dieſesmal wenig Getraide. Die Bäume geben vieles Obſt. Friſches Getraide giebt mehr als das alte.

2) Seyn,

2) Seyn, eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung, welche noch im Oberdeutſchen üblich iſt, für abgeben. *Er giebt einen guten Soldaten.*

3) *Die Flucht geben, das Reißaus geben,* die Flucht nehmen, ergreifen; zween im Hochdeutſchen gleichfalls veraltete Ausdrücke, wovon der erſte in der deutſchen Bibel vorkömmt.

4) *Er giebt nichts auf meine Worte,* läßt ſich nicht dadurch bewegen, achtet ſie nicht, folget ihnen nicht. *Er giebt nichts, weder auf mich, noch auf meine Befehle.*

5) Geſchehen, entſtehen, im gem. Leben, und nur in einigen Fällen, auch nur als ein unperſönliches Zeitwort. *Was giebt es?* was gehet vor? was für ein Lärm iſt entſtanden? *Es hat einen rechten Zank gegeben. Es wird gewiß wieder etwas geben,* es wird gewiß wieder ein Streit, ein Lärm entſtehen. *Giebts nichts neues?*

6) Da ſeyn, vorhanden ſeyn, auch als ein Imperſonale. *Künſte, bey denen es Grundſätze und wiſſenſchaftliche Regeln giebt.* Dahin gehören auch die N. A. mit einigen Gerundiis. *Hier giebt es was zu lachen, was zu ſehen, was zu verdienen, was zu gewinnen u. ſ. f.* hier findet ſich, oder iſt etwas zu lachen, zu ſehen u. ſ. f.

7) Erhellen machen. *Das giebt ſchon die geſunde Vernunft,* läßt ſich aus der geſunden Vernunft begreifen. *Sein Geſicht giebt es ſchon, daß er ein Betrüger iſt. Der Augenſchein giebt es. Der Brief giebt es,* aus dem Briefe erhellet es.

Geberde (*) (die,) L. Geſtus, Fr. Geſte, Mine, Port, Air, Contenance, Maintien. 1. Ueberhaupt, die

(*) Dieſes Wort lautet bey dem Willeram Gebare, Gebaere, bey dem Strycker Gepere und Geberde, im Niederſ. Gebeer, im Angelſ. Gebaer, im Dän. Gebärde, im Schwed. Gebärd. Atbaerd. Es iſt eine buchſtäbliche Ueberſetzung des Lat. Geſtus, und

die Bewegung des Leibes, oder einzeler Theile deſſelben, in Anſehung ihrer ſitlichen Beſchaffenheit. Bäueriſche, ſittſame Geberden.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, die Bewegung der Geſichtszüge, und dieſe Geſichtszüge ſelbſt, die Mienen.

3. Figürlich wird es collective ſowohl im Singular, als auch im Plural, zuweilen von der ganzen Geſichtsbildung, ja von der ganzen äußern Geſtalt gebraucht. *Seine ganze Geberde verſtellete ſich.*

Die Geberden ſind entweder frey und ungezwungen, oder man will dieſe oder jene Stellung wider ſeine Art machen, welches man *gezwungene*, wie jene *freye* Geberden nennet. Von dieſen kann man auf das Gemüth der Menſchen ſchließen; bey jenen aber muß man ſich ſehr in Acht nehmen; daß man nicht falſch urtheile, weil eben derjenige, der ſeine Geberden verſtellt, uns überreden will, als ob er ganz andern Sinnes ſey, als er doch in der That iſt.

Daher geberden, ſo nur als ein Reciprocum üblich iſt; *ſich geberden*, im Niederſ. ſich beeren, Fr. faire des geſtes, avoir la mine, le port, l'air, Geberden machen, ſowohl von den Geſichtszügen, als von den Bewegungen des Leibes, doch nur in Anſehung ihrer ſittlichen Beſchaffenheit, und mehrentheils im nachtheiligen Verſtande. *Er geberdete ſich ſehr übel. Sich lächerlich, albern geberden.* Daher die Geberdung.

Geberden, ſiehe den vorhergehenden Artikel.

Gebett (das,) ſo viel Stücke einzeler Betten, als zu einem vollſtändigen Federbette gehören. *Sechs Gebette Betten.*

Ge=

und ſtammet mit gebaren, von dem alten bären, tragen, ab, daher es in einigen nieder= und oberdeutſchen Gegenden ohne ge — auch nur Beere, Berde, Perde lautet. Eine Hand=Geber iſt im Niederſ. eine Bewegung mit der Hand, Mund=Geber, mit dem Munde.

Gebiet (das,) L. Ditio, Jurisdictio, Territorium, Fr. Territoire, Commandement. 1. Der Zuſtand, da man andern zu gebieten hat. *Das Gebiet über ein Land bekommen. Unter dem Gebiete der Herrſchaft Genua ſtehen.* Noch mehr aber 2. derjenige Bezirk, worin Jemand zu gebieten hat. *Das Gebiet einer Stadt. Das türkiſche* ꝛc. *Gebiet.*

Gebieten, (*) Fr. commander, ordonner, ſeinen Willen als Herr bekannt machen, befehlen. *Die Obrigkeit gebietet. Wir gebieten alles Ernſtes,* im Oberd. für mit allem Ernſte. *Ueber andere zu gebieten haben. Frieden gebieten,* gebieten, daß man Frieden halte. *Ein gebietender Herr;* ſiehe *Hochgebietend.*

Gebieter, in der edlen Schreibart, der andern zu gebieten hat, ein Herr, Befehlshaber; Fr. Commandant, Maitre, Seigneur. *Dein künftiger Gebieter,* Eheherr. Siehe auch *Gebietiger.*

Gebieterin, eine Perſon weiblichen Geſchlechtes, welche uns zu gebieten hat. In der anſtändigen Schreibart braucht man dieſes Wort auch von einer geliebten Perſon, das franzöſ. Maitreſſe auszudrücken.

Gebietiger, ein im Hochdeutſchen veraltetes und nur noch in einigen Ritterorden übliches Wort, einen Befehlshaber, einen Officier zu bezeichnen, der andern

zu

(*) Im Niederſ. gebeen. Buch im Oberd. war dieſes Wort ehedem in der einfachen Form ohne die Verlängerung ge ſehr üblich; Bieten.

Der Unterſchied, welchen Hr. Stoſch zwiſchen befehlen und gebieten annimmt, nach welchem jenes nur von Dingen gebraucht wird, welche in einer kurzen Zeit vollbracht werden ſollen, und dieſes von Dingen, welche beſtändig, oder doch auf lange Zeit beobachtet werden ſollen, hat weder in der Abſtammung noch in dem Sprachgebrauche einigen Grund. Iſt ja ein Unterſchied vorhanden, ſo liegt er in der Würde beyder Wörter, in dem befehlen im Hochdeutſchen mehr im gemeinen Leben, gebieten aber mehr in der höhern und edlen Schreibart üblich iſt.

zu gebieten hat. Ehedem auch Biethiger, im Nieders. Biedeger, für Comthur oder Commendator. Siehe in den künftigen Supplementen Commenthur.

Gebinde (das). 1. Eine Anzahl mehrerer mit einander verbundenen Stücke einer Art. So iſt bey den Spinnerinnen das Gebinde eine Zahl von 20, an einigen Orten auch von 40 Fäden, von der Länge des Umfanges des Haſpels, oder von 4 Ellen; welches Gebinde an andern Orten auch eine Fitze heißt. Zwanzig Gebinde machen eine Haſpel oder Zahl; drey Haſpeln ein Strehn, und vier Strehne ein Stück.

In der Zimmermannskunſt machen zwo durch Riegel und Streben mit einander verbundene Säulen ein Gebinde. Ein Haus von ſechs Gebinden.

Die beſtimmte Größe gebundener oder zuſammen gebundener Dinge. Auf einem Acker muß einerley Gebinde ſeyn, die Garben müſſen gleich groß gebunden werden. So auch von Fäſſern. Eine Tonne ſchmal Gebinde.

Gebirge (*) [das]. Eine Reihe mehrerer mit einander verbundener Berge. Ein hohes ſteiles Gebirge. Das Gebirge nimmt ſeinen Anfang an dem Meere. Das ſchweitzeriſche Gebirge. Siehe Berg.

Vom Brauſen in dem Gebirge von dem Thauwetter, ſiehe den Art. Thau-Wetter.

Daher gebirgig, Gebirge habend, Fr. montagneux, montueux. Eine gebirgige Gegend. Die Schweitz iſt ſehr gebirgig. Gebirgiſch, auf dem Gebirge befindlich, aus dem Gebirge gebürtig. Das gebirgiſche Städtchen. Gebirgiſche Bauern, aus dem Gebirge.

(*) Bey dem Ottfried Gibirgi, im Tatian Gibirgu, bey dem Willeram Gebirgo. Es kömmt von Berg her, vermittelſt der gewöhnlichen Verwandlung des e in i; wie in Werk, wirken; Feld, Gefilde; Recht, Gericht ꝛc. Daher es wider die Sprachähnlichkeit iſt, wenn einige dieſes Wort Gebürge ſchreiben und ſprechen.

Gebirge. Gebirger, ein Bewohner eines Gebirges, ein Gebirgiſcher.

Die Gebirger oder die Einwohner gebirgiger Gegenden haben in Abſicht auf die Geſundheit verſchiedene Vorzüge vor denjenigen, ſo in einer niedern wohnen, zum voraus. Die Veränderungen, welche die Atmoſphäre durch die Hitze und Kälte erleidet, haben niedrige Gegenden mit hoch gelegenen, obgleich dem Grade nach verſchieden, gemein; in Anſehung derjenigen hingegen, welche die Atmoſphäre von den verſchiedenen Ausdünſtungen der Erde erhält, findet bey beyden Gegenden ein großer Unterſchied Statt. Obgleich die Erde auf ihrer ganzen Oberfläche, folglich auch da, wo Gebirge ſind, ausdünſtet, ſo ſind die Dünſte doch in niedrigern Gegenden, an welche ſich alle Feuchtigkeit von den höhern Orten her ſammelt, weit ſtärker und häufiger; folglich wird dadurch nicht allein die Schwere der Luft vermehret, ſondern es wird auch die Elaſticität derſelben, indem ſich die Feuchtigkeiten in die Zwiſchenräume derſelben hinein begeben, ſehr vermindert. Wenn wir annehmen, daß in einem Jahre der Regen an 30 Zoll hoch auf den Erdboden falle, hernach aber wieder aufdünſte: ſo muß nothwendig die Atmoſphäre in der Tiefe eben deswegen weit dicker ſeyn, weil der Feuchtigkeit daſelbſt mehr, mithin die Ausdünſtung ſtärker und anhaltender iſt. Nehmen wir ferner an, daß dieſe Feuchtigkeit, welche ſich in einer niedern Gegend ſammelt, ſtocken, verderben und faul werden kann: ſo muß die daher kommende Ausdünſtung noch weit ſchädlicher ſeyn. Aus Pfützen, Seen, ſtehenden Wäſſern, Moräſten, welche ſich in der Tiefe häufiger befinden, iſt die Ausdünſtung ungemein ſtark; welches man an dem Nebel bemerken kann, welcher über ſolchem Gewäſſer vor Sonnenaufgang ſich aufhält. Aus dem mittelländiſchen Meere ſollen allein nach einer Berechnung in einem Sommertage

tage 528,000,000 Pfund ausdünſten; man kann hieraus leicht den Schluß machen, wie viel noch aus andern Gewäſſern ausdünſten könne. Nun iſt zwar auch nicht zu läugnen, daß nicht auch gebirgige Gegenden eine mit Ausdünſtungen angefüllte Atmoſphäre haben, und alſo die Luft auch nicht daſelbſt ſo gänzlich frey von ſolchen ſey; ſie iſt aber doch nicht ſo ſehr nach den vorgedachten Satze, damit geſchwängert, als die Luft in tiefer gelegenen Gegenden, folglich auch der Geſundheit weniger nachtheilig. Sind aber auch wirk: Dünſte in ſolchen Gegenden befindlich, ſo haben ſie doch vor niedrigen das zum voraus, daß ſie denen Winden, welche die Luft von allem Schädlichen am leichteſten reinigen, auch am meiſten auesgeſeʒt ſind, ſo wnie auch den Sonnenſtrahlen, welche durch ihre Wärme die Luft verdünnen, und die natürliche Elaſticität derſelben, welche ihr durch die in der Luft ſchwimmende Feuchtigkeit benommen worden iſt, wieder herſtellen. Die Dünſte, welche in tiefen und ſchattigen Thälern, ohne welche keine Berge ſind, befindlich ſind, werden auch durch die ſtärkere Bewegung der Luft, welche in bergigen Gegenden zu ſeyn pflegt, ziemlich vertrieben, noch leichter aber, wenn die Winde öfters die Gegenden wechſeln, aus welchen ſie wehen. Die häufigern und ſtärkern Gewitter verändern bekanntermaßen gleichfalls die Luft; und dieſen ſind gebirgige Gegenden vor andern ausgeſeʒt.

Daß aber auch wirklich die Einwohner gebirgiger Gegenden eine dauerhaftere Geſundheit vor andern genießen, lehren die Erfahrungen der Aerzte. Die Böhmen, Mähʒrer, Steyermärker, Tyroler, Schweitzer genießen vorzüglich dieſes Glückes, welches man hauptſächlich der Lage ihrer Länder zuzuſchreiben hat; wiewohl auch ihre einfachere Lebensart vieles mit hiezu beiträgt. Die Einwohner des Harzes dienen gleichfalls zum Beweiſe, denen eine ziemliche Anzahl Krankheiten,

welche in niedriger feuchten Gegenden ſehr häufig vorkommen, gänzlich unbekannt iſt.

Daß, und warum die Gebirger vorzüglich zur Gaſtfreyheit geneigt ſind, ſiehe oben S. 445.

Von den Vorzügen der gebirgigen Gegenden zur Viehzucht, ſiehe Th. I. S. 582.

Von Erziehung des Holzes in gebirgigen Gegenden, ſiehe den Art. Holz-Bau.

2. Bey den Bergleuten, bey welchen eine jede taube Erd- oder Steinart Berg genannt wird, führt ein jedes Geſtein, es mag ſchon gebrochen ſeyn, oder noch in ſeiner natürlichen Lagerſtätte liegen, den Namen Gebirge. Gemeines Gebirge, Bruchſteine. Schieferiges Gebirge, Schieferſtein. Gebreches Gebirge, eine mürbe, weiche Steinart.

Man nennt auch Gebirge, die Gegend, wo Gänge ſtreichen, und Erz gewonnen wird, und theilt daſſelbe in das Vor- Mittel- und hohe Gebirge. Vorgebirge iſt das nächſte, was nach der Ebene ſteht; und da ſind die Gänge ſelten fündig. Mittelgebirge iſt, was zwiſchen dem Vor- und hohen Gebirge liegt; und da ſind die Gänge am geſchickteſten, und beſtändig zu Metallen. Das hohe Gebirge iſt das höchſte, da es ſich wieder hinter demſelben ſenket; und da liegen die Gänge nicht gar tief, und haben ihre beſte Art zu groben Metallen, als: Blei, Kupfer u. d. gl. Wo das Gebirge aufſteigt, wird es das Vordergebirge genannt; wo es aber auf der andern Seite wieder fällt, heißt es das Hintergebirge.

Gebirg-Hirſch, ſiehe unter Hirſch.

Gebirg-Maus, ſiehe Haſel-Maus.

Gebirger, ſiehe oben S. 546.

Gebirgig, } ſiehe oben S. 545.
Gebirgiſch, }

Gebiß

Gebiß (das). 1. Das Werkzeug, womit man beißt, das Maul und die Zähne, Fr. Dents, Dentelier. So pflegt man im gem. Leben und in der Jägerſprache das Maul eines Hundes, Wolfes, und aller vierfüßigen Raubthiere das Gebiß, in einigen Gegenden auch nur das Biß zu nennen. Auch von einer Perſon, welche ſchöne Zähne hat, ſagt man im Scherze, ſie habe ein ſchönes Gebiß, Fr. elle a un beau ratelier.

2. Das eiſerne Mundſtück eines Zaumes, weil die Pferde darauf beißen, (*) Fr. Mors, und in weiterer Bedeutung auch wohl alles Eiſenwerk an einem Pferdezaume. Siehe Zaum. Einem Pferde das Gebiß einlegen oder anlegen, Fr. mettre les mors à un cheval.

Gebläſe (das), Fr. Forge, in den Hüttenwerken, die zu einem Ofen gehörigen Blaſebälge mit ihrer Zurüſtung. Das Gebläſe anlaſſen. Das Gebläſe ſtehet ſtill. Etwas vor das Gebläſe bringen. Siehe Blaſebalg.

Geblümt, ſiehe Blumicht, Th. V. S. 787. Geblümte Bänder, ſiehe Th. III. S. 497.

Geblümte, (das) in einigen Gegenden, alles, was die Bienen zu ihrer Nahrung eintragen, welches in andern Gegenden auch die Nutzung genannt wird; ohne Zweifel, weil ſie es von den Blumen ſammeln.

Geblüt, (das) die ganze Maſſe des in einem Körper befindlichen Blutes. Ein böſes verdorbenes Geblüt haben.

Vom Aufwalken des Geblütes bey Pferden, ſiehe Th. II. S. 786.

Figürlich auch nahe Verwandtſchaft, Blutsfreundſchaft. Zu nahe in das Geblüt heurathen. Von königlichem Geblüte herſtammen. Die Prinzen vom Geblüte, in Frankreich, welche mit dem regierenden Könige nahe verwandt ſind.

(*) In dieſer letztern Bedeutung lautet es im Niederſ. Bit, im Theuerdanke Biß, im Dän. Bidſel, im Engl. Bitt, im Angelſ. Bitole, Gebaete, im Holländ. Ghebit.

Jngleichen, die Geſinnung. Das giebt freylich kein gutes Geblüt, d. i. keine freundſchaftliche Geſinnung.

Gebot. (das) 1. Von dem Zeitworte bieten oder gebieten, befehlen, der Befehl, die Verordnung eines Höhern. Gebot und Verbot von Jedermann annehmen müſſen, ſeiner Gerichtbarkeit unterworfen ſeyn. Siehe Hülfsgebot, Strafgebot. Am häufigſten braucht man dieſes Wort von den Befehlen und Geſetzen Gottes. Die zehen Gebote Gottes, die zehen Verordnungen des göttlichen Sittengeſetzes. Doch ſagt man auch, einem zu Gebote ſtehen, ihm gehorchen müſſen, ſeiner Herrſchaft unterworfen ſeyn.

2. Von bieten, offerre, die Handlung des Bietens, und die Summe, welche man bietet. Ein Gebot auf etwas thun, Fr. encherir, faire une offre, offrir. Ein ſchlechtes Gebot. Jn den gemeinen Mundarten ſowohl Ober= als Niederdeutſchlandes nur ſchlechthin Bot.

3. Von bieten, einladen. Jn dem zuſammengeſetzten Worte Gaſtgebot; ſiehe oben S. 464.

Gebots=Brief, in einigen oberdeutſchen Gegenden, der ſchriftliche Befehl eines Höhern, oder einer Gerichtsherrſchaft, ein Mandat.

Gebräme, (das) Fr. Bordure, Chamarrure, der Rand eines Dinges, beſonders der Saum oder Aufſchlag eines Kleides. Die Flittern, die Gebräme, die Schmürlein, Eſ. 3, 20. Jch will dir deine Gebräme aufdecken unter dein Angeſicht, Nahum 3, 5. Jn dieſer allgemeinen Bedeutung iſt es im Hochdeutſchen veraltet, wo es nur noch von dem Rande von Pelzwerk um verſchiedene Kleidungsſtücke gebraucht wird.

Gebräude, (das) Fr. Braſſin, ſo viel auf einmal gebrauet wird. Ein Gebräude Bier; im gem. Leben ein Gebräu, in Niederſachſen ein Brau.

Die

Die Gebräude ſind nicht aller Orten gleich. In Berlin hält ein Gebräude Bier 9 Kufen, oder 18 Faß, oder 36 Tonnen; in Leipzig hält es 16, und in Dresden 24 Faß.

Gebratenes, ſiehe Braten.

Gebrauch. (der) 1. Die Anwendung einer Sache zu ſeinen Bedürfniſſen; L. Uſus, Fr. Uſage. Ich hebe es zum künftigen Gebrauche auf. Den Gebrauch von etwas haben. Die Sache iſt durch langen Gebrauch verderbt worden. Gebrauch von etwas machen.

2. Der mehrmalige Gebrauch eines Dinges, die mehrmalige Wiederholung einer willkührlichen Sache. Dieſes Wort, dieſe Art Kleider iſt nicht mehr im Gebrauche, wird nicht mehr gebraucht. In Polen ſind die langen Kleider im Gebrauche, in Deutſchland die kurzen.

3. Diejenigen willkührlichen Dinge ſelbſt, welche von einem oder mehrern mehrmals wiederholt werden, ſofern ſie dadurch gewiſſermaßen die Kraft eines Geſetzes erhalten; Fr. Coûtume, Mode, Uſage. Die hieſigen Gebräuche ſind mir unbekannt. Gute, böſe Gebräuche. Kirchengebräuche.

4. Das dadurch erwachſende Geſetz, das Herkommen. Der Gebrauch bringt es ſo mit ſich. Nach Landesgebrauch. Der Gebrauch will, daß man ſeine Freunde betraure.

In den gemeinen Mundarten Ober- und Niederdeutſchlandes iſt dafür nur das einfache Brauch üblich. Aus dem obigen erhellet, daß der Unterſchied, welchen Hr. Stoſch zwiſchen Gebrauch, Gewohnheit und Herkommen annimmt, ſehr unglücklich gerathen iſt. Gebrauch iſt, ihm zufolge, etwas, was der größte Theil der Menſchen thut, oder was von dem größten Theile in einem gewiſſen Stande beobachtet wird; welche Erklärung auf der einen Seite zu enge, auf der andern aber wieder zu weit iſt. Siehe auch Gewohnheit und Herkommen.

Gebrech, im gem. Leben, beſonders im Bergbaue, mürbe, aber doch weniger als zerbrechlich. Ein ge-

breches Geſtein, welches mit leichter Mühe zu erbrechen oder zu gewinnen iſt.

Gebreche. (das) 1. Ein wiederholtes anhaltendes Brechen.

2. Der Ort, wo die wilden Sauen gebrochen oder gewühlt haben, bey den Jägern.

3. Der Rüſſel an den Schweinen, ſo auch der Wurf genannt wird, gleichfalls bey den Jägern.

Gebrechen. (*) [das] 1. Der Zuſtand, da eine Sache mangelt oder fehlt, doch nur im Oberdeutſchen. Das Gebrechen an Lebensmitteln. Gebrechen am Gelde leiden; Fr. Faute oder Manque de vivres, d'argent.

2. Ein jeder Mangel der Vollkommenheit, Unvollkommenheit, Fehler; Fr. Défaut, Infirmité, Vice. Ein jeder hat ſeine Gebrechen, ſeine Fehler. Die Landesgebrechen heilen. Das Alter hat mancherley Gebrechen. Im gem. Leben werden auch Krankheiten des Leibes häufig Gebrechen genannt. Daher das ſchwere Gebrechen, eine bey dem großen Haufen bekannte Benennung der Epilepſie oder fallenden Sucht, welche in Niederſachſen die Kränkte, d. i. die Krankheit, heißt.

In engerer Bedeutung führen 3. äußere Unvollkommenheiten des Leibes, welche den Menſchen verunſtalten, und ihn zu ſeinen Geſchäften untüchtig machen, den Namen der Gebrechen. Ein Menſch hat ein Gebrechen an ſich, wenn er einäugig, blind, buckelig, lahm iſt, einen Bruch hat, u. ſ. f. Daher gebrechlich, Niederſ. breklik, ſo nur in dieſer dritten, und in eini-

(*) Statt dieſes Wortes iſt zu allen Zeiten auch nur das im Hochdeutſchen veraltete einfache Brechen üblich geweſen, welches für einen Fehler unter andern auch in dem Buche Belial von 1472 vorkömmt. Bey dem Ottfried lautet es Bresta, im Niederſ. Brek, im Dän. Bräk, im Angelſ. Brec, im Engl. Brack. 3. Moſ. kömmt noch das Mittelwort gebrochen, von dem Zeitworte brechen, in der veralteten Bedeutung vor, ein Gebrechen habend. Keiner, der gebrochen iſt, ſoll herzu nahen.

einigen Fällen der zweyten Bedeutung üblich iſt. Ein gebrechlicher Menſch, der entweder ein Gebrechen des Leibes hat, oder auch vor Alter ſchwach und unvermögend iſt. In engerm Verſtande werden lahme und mit einem Bruche behaftete Perſonen im gem. Leben gebrechlich genannt.

Man hört öfters bey der Gelegenheit, wenn Jemand von einem Gebrechlichen eine Beleidigung empfangen hat, dieſes Sprichwort reden: Man müſſe ſich vor ſolchen Menſchen hüten, welche die Natur gezeichnet hat; und man hört auch den gewöhnlichen Ausdruck dabey, daß dieſes Sprichwort ein wahres Wort ſey. Es verlohnt ſich der Mühe, daß man unterſuche, wie weit daſſelbe einen Grund habe.

Wenn man auf ſolche Perſonen, welche buckelig, lahm, oder an ihren Sinnen fehlerhaft geboren, auch die in ihrer Jugend durch Zufälle gebrechlich geworden ſind, genau Achtung giebt, ſo wird man finden, daß ſie von verſchiedenen Laſtern bewohnt werden. Und ob zwar die Regel: daß in einem ſchönen Leibe auch eine ſchöne Seele wohne, ihren öftern Abfall leidet, ſo iſt es doch gewiß, daß unter den Häßlichen allemal mehr Untugendhafte anzutreffen ſind, oder daß wenigſtens ihre Laſter eher in die Augen fallen, und merklicher werden.

Die alten Griechen und Römer hielten beſonders viel auf eine gute Geſtalt; und es iſt bekannt, daß Socrates ungern einen Häßlichen in ſeine Schule aufnahm. Cicero giebt uns an verſchiedenen Orten einen Grundriß, wie eine Manns- und Weibsperſon geſtaltet ſeyn müſſe; und wir finden überhaupt viele Merkmale, daß ſie wohlgebildete Perſonen für fähig zuguten Tugenden gehalten haben.

Weil den Menſchen ohne Zweifel ein Trieb zur Schönheit angeboren iſt, ſo fallen ihnen die guten Eigenſchaften der Wohlgebildeten immer viel reizender in

die Augen, und ihre Laſter verdunkeln ſich unter dem Glanze ihrer Schönheit. Dahingegen hat man ſchon ſo große Aufmerkſamkeit auf die Tugend eines Gebrechlichen nicht. Wir ſehen aber ihre Laſter, weil uns ſchon die Geſtalt der Perſon gehäſſig iſt, in ihrem weiteſten Umfange. Da nun die Erfahrung lehrt, daß die Ungeſtalteten mit gewiſſen Laſtern behaftet ſind: ſo will ich dieſelben anzeigen.

Das erſte und zugleich das lächerlichſte iſt der **Hochmuth und die hohe Einbildung von ſich ſelbſt.** Wenn dergleichen Gebrechliche einige gute Eigenſchaften beſitzen, ſo denken ſie, ſie seyn es wirklich allein, und ſehen keinen andern über die Achſel an. Weil ſie gewahr werden, daß die Welt viele Vorzüglichkeit auf eine gute Leibesgeſtalt und Anſehen legt, und ſie dieſes nicht beſitzen: ſo ſuchen ſie mit allen Kräften ihren Eigenſchaften den Vorzug zu geben, der ihnen ſonſt abgeht, und laſſen keine Gelegenheit vorbey ſtreichen, welche ſie nicht zu Erhebung deſſelben anwenden. Alle andere ſind alſo an Klugheit, Witz und Einſicht weit unter ſie zu ſetzen, und ſie glauben, daß es ihnen hieran Niemand gleich thun könne.

Dieſes, ob es ſchon thöricht iſt, fällt doch ſo lächerlich nicht in die Augen, als wenn ſie ihrem gebrechlichen Körper einen Vorzug geben wollen. Man ſieht öfters, daß ſich buckelige oder andere ungeſtaltete Perſonen auf alle mögliche Weiſe brüſten, und mit den erhabenſten ſpaniſchen Schritten einher gehen. Der Kopf iſt gar nicht auf die Erde, ſondern an die Dächer und Fenſter der Häuſer gerichtet; und ſie wollen mit ihrer ganzen Stellung dieſe Worte zu erkennen geben: Sehet, wie ich meinen gebrechlichen Leib ſo geſchickt trage; ſehet aber auch dabey, was ich für ein großer Narr bin! Wenn ein häßliches Frauenzimmer beſtändig vor dem Spiegel ſteht: ſo iſt es lächerlich und thöricht; wenn aber eine gebrechliche Perſon eine

gute und geſchickte Stellung des Körpers annehmen will, die ſie doch der Natur deſſelben nach unmöglich haben kann, ſo iſt es unendlich thörichter.

Das andere Laſter iſt der Argwohn. Weil ſie mit ihren Leibesfehlern höchſt unzufrieden ſind, und dieſelben auf das möglichſte zu verbergen und zu verſtellen ſuchen: ſo werden ſie ungemein aufgebracht, wenn man ſich nur im geringſten merken läßt, daß man einige widrige Geſinnungen gegen ſie trage. Sie geben auf alles genau und ſorgfältig Achtung; und wenn man ſich mit einem einzigen Worte verſpricht, oder nur eine unrechte Miene macht, ſo ziehen ſie gleich alles auf ſich. Man kömmt manchmal ganz unſchuldig dazu, und ſtößt einige Worte heraus, ohne Betracht auf eine ſolche gebrechliche Perſon zu machen, die ſich dabey befindet; dieſe aber denkt den Augenblick, ſie ſey damit gemeinet.

Man muß ſich hierin bey Geſellſchaften beſonders in Acht nehmen, daß man nicht von dem Lahm- Buckelig- oder Blindſeyn rede, wenn ſich eine Perſon dabey befindet, die mit einem ſolchen Fehler behaftet iſt. Sie glaubt ganz gewiß, daß ſie unter der allgemeinen Materie gemeint ſey, und daß man ihr ihre Fehler vorrücken wolle; und wenn die Worte noch ſo unſchuldig ſind, ſo ſind ſie doch nicht zureichend, ihren Argwohn zu benehmen.

Dieſes Laſter iſt faſt allemal mit der Argliſtigkeit vergeſellſchaftet. Sie können ſich mehrentheils ungemein verſtellen, und ſie geben ſich alle Mühe, die Geſinnungen anderer auszuforſchen. Sie bringen in Geſellſchaften oft ſelbſt Unterredungen von Leibesfehlern auf die Bahn, um nur zu hören, was dieſer oder jener dazu ſagen werde. Sie fangen alsdann die Worte fleißig auf, und machen eine Auslegung darüber, die ſich derjenige, welcher ſie geſprochen hat, ſo leicht nicht vermuthet hätte. Sie nehmen manchmal mit Fleiß gewiſſe Stellungen und Handlungen vor, die ſich nach Beſchaffenheit ihres gebrechlichen Körpers nicht ſchicken, um nur die Urtheile der andern darüber zu hören;

ren; und ſie ſind wohl gar im Stande, über ſich ſelbſt zu ſpotten, um das Bezeigen der Anweſenden zu vernehmen.

Die Rachbegierde iſt alsdann das Laſter, welches an der vorigen Stelle tritt. Wenn ſie etwas aufgefangen haben, daß ſie auf ſich ziehen können, oder wenn ſie die Geſinnungen anderer Menſchen durch ihre Argliſtigkeit ausgekundſchaftet haben: ſo ſind ſie auf alle Weiſe bedacht, ſich empfindlich zu rächen. Sie legen ihnen alſo tauſend Fällen, ſie ſuchen ſie möglichſt zu verkleinern, und ihnen den größten Tort anzuthun. Ihre Rache hat ſogar kein Ende, und ſie ſind im Stande, einem, der ſie ihrer Vorſtellung nach beleidigt hat, viele Jahre etwas nachzutragen.

Gemeiniglich ſind ſolche Leute auch zur Tadelſucht geneigt. Sie wollen gern witzig ſcheinen, damit ſie in Geſellſchaften angenehm ſeyn, und die Zuneigung anderer erlangen, welche ſie ſich ſonſt wegen ihrer Gebrechlichkeit nicht verſprechen. Weil es ihnen aber gemeiniglich an wahrem Witze gebricht, ſo müſſen die Handlungen ihrer Nebenmenſchen herhalten, und ſie lernen immer einige lächerliche Ausdrücke, womit ſie dieſelben belegen können.

Aus Betrachtung dieſer Laſter wird man nun leicht die Folge ziehen können, ob man ſich vor ihnen zu hüten habe. Es iſt meines Erachtens vorſichtig gehandelt, wenn man ihren Umgang meidet. Man bleibe aus ſolchen Geſellſchaften, von denen man weiß, daß ſich dergleichen Leute daſelbſt befinden; und wenn es ſich fügt, daß wir in ſolchen Geſellſchaften ſeyn müſſen, ſo führe man ſich auf alle Weiſe behutſam auf. Man bringe keine Rede auf die Bahn, die ihnen nur einigermaßen nachtheilig ſeyn könne; man ſehe ſie auch nicht zu öfters an, denn auch aus dem bloßen Anſchauen pflegen ſie Argwohn zu ſchöpfen; und man hüte ſich, ihnen durch Mienen Anlaß zu ungleichen Gedanken

danken zu geben. Man ſey in Unterredung niemals gegen ſie offenherzig; und wenn ſie ſelbſt von Leibesgebrechen zu reden anfangen, oder über ſich ſelbſt ſpotten, ſo bezeige man ſich ganz gleichgültig, und nehme in ſeinen Mienen keine Veränderung an. Man verſtelle ſich übrigens gegen ſie auf alle mögliche Weiſe; denn hier iſt die Verſtellung eine Tugend.

So weit müſſen die Gränzen der Vermeidung ſolcher Perſonen gehen, welche die Natur nach dem Sprichworte gezeichnet hat. Hingegen muß ſich dieſelbe in keinen Haß und Abſcheu oder Verachtung verwandeln, ſondern die Menſchenliebe, die man Jedermann ſchuldig iſt, muß ſich auch auf ſie erſtrecken. Was können ſie dafür, daß die Vorſehung ſie auf dieſe Weiſe hat laſſen geboren, oder durch Zufälle gebrechlich werden! Ihr Zuſtand iſt bereits beſchwerlich genug; und es iſt unbillig, ihnen denſelben durch Haß und Verachtung noch beſchwerlicher zu machen. Man muß vielmehr Mitleiden ſowohl mit ihrer Leibes- als Gemüthsbeſchaffenheit tragen, und dem Höchſten danken, daß er uns einen wohlgeſtalteten Körper gegeben hat.

Gebrechlich, ſiehe den vorherg. Art.

Gebreite, (die) in der Landwirthſchaft Meißens und Thüringens, ein breites Stück Feldes von unbeſtimmter Größe, ſo aber breiter als ein Gelänge, d. i. über 4 Ruthen breit iſt; ſiehe Gelänge. Eine Gebreite von ſieben Aeckern. Ein Stück von den herrſchaftlichen Gebreiten. Ein Gebreitchen, iſt nur in der Länge von einer Gebreite unterſchieden, hat aber übrigens eben dieſelbe Breite.

Gebrochenes Dach, ſiehe unter Dach.

Gebrochene Farben, ſiehe unter Farbe.

Gebrochener Stab; darunter verſteht man in genäheten Arbeiten die einem halben Vierecke gleichenden und an einander gefügten kleinen Figuren.

Gebrochene Treppe, ſiehe unter Treppe.
Gebrochene Zahl, ſiehe Bruch in der Rechenkunſt.
Gebrüder, (die) mehrere Brüder zuſammen genommen, als ein Collectivum. Die Gebrüder Richter. Im Oberd. gebraucht man es auch für das einfache Brüder. Sie ſind Gebrüder, d. i. Brüder.
Gebühr. (die) 1. Die Pflicht, ſie ſey, von welcher Art ſie wolle, eine jede Verbindlichkeit, welche man zu erfüllen ſchuldig iſt. Seine Gebühr beobachten, thun. Ueber die Gebühr arbeiten, mehr als man zu thun ſchuldig iſt. Nach Standesgebühr, wie es ſich nach eines jeden Stande ſchickt, oder wie man es einem jedem Stande ſchuldig iſt. Wider die Gebühr trinken, unmäßig.

2. In engerer Bedeutung dasjenige, was man einem andern zu leiſten ſchuldig iſt, oder was der andere als eine Schuldigkeit von uns fordern kann. Einem um die Gebühr oder für die Gebühr arbeiten, für den gebührenden Lohn. Einem ſeine Gebühr geben. Die Gebühr auf dem Rathhauſe bezahlen.

Im Oeſterreichiſchen iſt die Gebühr dasjenige, was der Miliz zu ihrer Unterhaltung gereicht wird.

In dieſer zwoten Bedeutung iſt es häufig im Plural ohne Singular üblich. Der Obrigkeit ihre Gebühren bezahlen. Die Pfarrgebühren, was man dem Pfarrer zu bezahlen hat. Schreibegebühren, der Schreibelohn. Gerichtsgebühren, Arztgebühren, Amtsgebühren u. ſ. f.
Gebürſch, (die) in einigen oberdeutſchen Gegenden die Jagd, der Jagddiſtrict, für das einfache Bürſch.
Gebürtig, Fr. Natif, der Geburt nach herſtammend. Aus Frankreich, aus Berlin ꝛc. gebürtig ſeyn.
Gebüſch. (das) 1. Ein Ort, der mit Buſchwerk, d. i. Sträuchen oder Unterholze bewachſen iſt. Imgleichen mehreres an einem Orte befindliches Unterholz. Sich in das Gebüſch verſtecken.

2. Ein=

2. Einzelne Sträuche oder Büſche, doch größtentheils nur im Oberdeutſchen. Siehe Buſch.

Gebund, (das) ein nur in den gemeinen Mundarten für das einfache Bund, Faſciculus, übliches Wort. Ein Gebund Stroh. Siehe Bündel.

Bey den Buchbindern ſind die Gebünde diejenigen Schnüre, worauf ein Buch geheftet wird.

Geburt, (die) von dem Zeitworte gebären.

1. Der Zuſtand, da eine Perſon oder ein Thier weibliches Geſchlechtes gebäret, imgleichen der Zuſtand, da ein Kind oder Thier geboren wird, da dann dieſes Wort ſowohl von der Mutter als auch von der Frucht gebraucht wird.

1) Eigentlich. In der Geburt begriffen ſeyn. Die Mutter ſtarb in der Geburt. Das Kind blieb in der Geburt. Eine ſchwere Geburt haben. Von mehrern einzelnen Fällen gebärender Perſonen gebraucht man zuweilen auch den Plural. Eine Arzney in ſchweren Geburten.

2) Figürlich. (a) Die Abſtammung, das Geſchlecht, ſofern gewiſſe Eigenſchaften von den Aeltern auf die Kinder fortgepflanzt werden. Ein Edelmann von Geburt, ein geborner Edelmann. Er iſt von vornehmer Geburt, von vornehmen Aeltern geboren. Ein Menſch von niedriger Geburt. (b) Der Anfang, die Entſtehung einer Sache. Man muß die böſen Begierden in der Geburt erſticken.

2. Die geborne oder zur Geburt beſtimmte Frucht, doch nur in einigen Fällen. Eine unzeitige Geburt, welche nach dem Laufe der Natur zu früh geboren wird. Sich die Geburt abtreiben. Daher die Erſtgeburt, Nachgeburt, Mißgeburt, Wundergeburt u. ſ. f.

Sichere Mittel, eine ſchwere oder langſame Geburt zu erleichtern und zu befördern, ſiehe oben S. 515, fgg.

Bey der Geburt der vierfüßigen Thiere giebt die Mutter die Jungen durch die Geburtsglieder von ſich, wobey

wobey mehrentheils der Kopf voran kömmt; ſie beißt darauf die Nabelſchnur ab, und reinigt die Jungen durch ihr Lecken mit der Zunge. Die mehreſten Thiere gebären im Liegen; die Stute im Stehen.

Bey dem Viehe wird die Geburt meiſtens dadurch ſchwer, daß entweder die Geburtsglieder unförmlich gebildet ſind, oder das junge zu groß und ungeſtaltet iſt, oder ſich in einer unrechten Lage befindet, und deswegen nicht wohl durch den für daſſelbe beſtimmten Weg an das Licht gelangen kann. Zuweilen ſind auch die Entkräftungen der Mutter Schuld daran.

Geburts⸗Brief, ehedem der **Mannrechtsbrief**, ein Brief, d. i. Urkunde oder Schein, ein glaubhaftes Zeugniß von der Obrigkeit, daß Jemand aus einem untadelhaften Ehebette, recht und ehrlich, deutſcher Nation und redlichen Herkommens, auch Niemanden mit einiger Leibeigenſchaft verbunden noch verpflichtet, erzeugt und geboren ſey. Ohne ein ſolches Zeugniß kann Niemand in die Lehre bey einem Handwerke aufgenommen werden. Siehe Handwerk.

Geburts⸗Helfer, der **Hebarzt**, **Hebammenmeiſter**, Fr. Accoucheur, ein Arzt, welcher dem weiblichen Geſchlechte in der Geburt Hülfe leiſtet. S. Hebamme.

Geburts⸗Hülfe, die Hülfe, welche gebärenden Weibern geleiſtet wird; Niederſ. der **Kinderfangſt**. Siehe Hebamme.

Geburts⸗Maal, ſiehe **Mutter⸗Maal**.

Geburts⸗Stuhl und Bette, ſiehe oben S. 517.

1. **Geck**, (der) im gem. Leben, beſonders Niederſachſens, die Naht der Hirnſchale bey dem Ohre an den Kalbs⸗ und Schöpsköpfen. **Den Geck ſtechen**, dieſe Naht mit dem Meſſer öffnen. **Einem den Geck ſtechen**, figürlich in den niedrigen Sprecharten, ihn zum beſten haben, ſeiner Einfalt ſpotten.

Peucer verſichert, daß auch die Fiſchohren oder Kiefen bey den Sachſen der **Geckel** genannt würden. Gemeiniglich leitet man dieſes Wort von dem folgenden ab, weil ein Unvorſichti-

ger

ger ſich bey dem Stechen des Geckes leicht in die Finger ſteche. Allein es iſt vermuthlich ein altes Stammwort, welches überhaupt eine Spalte oder Oeffnung bedeutet hat, und zu dem Oberdeutſchen Gauf, die hohle Hand, gehört, indem die Blaſe und Hauchlaute mehrmals in einander übergeben. Siehe Gäſpe. In Oberſchwaben werden in den Steinbrüchen die Zwiſchenräume zwiſchen den Schieferplatten Gechtinen genannt.

2. **Geck**, ein ungeſchickter Poſſenreißer. Imgleichen ein alberner, thörichter Menſch, ein Narr,

3, **Geck**, **Gecko**, ein vierfüßiges Thier, welches **Linné** unter die chamäleonartigen Eidechſen rechnet, und Lacerta Gecko, cauda tereti mediocri, digitis ſubtus lamellatis, corpore verrucoſo, auribus concavis, nennt, **Klein** aber als ein beſonderes Geſchlecht der unhaarigen Thiere mit Zehen betrachtet, vom **Bontius**, **Gronov** und und andern aber den Salamandern beygezählt wird, ſoll ſeinen Namen davon erhalten haben, weil es zu der Zeit, wenn es regnen will, einigemal hinter einander Gecko Gecko zu ſchreyen pflegt. Der Kopf iſt lang und breit; der dicke Körper, welcher eine röthlichgraue oder graulichgelbe Farbe hat, iſt mit Warzen beſetzt und perlenförmig. Jeder Fuß enthält 5 Zehen, welche am Ende rund und mit kleinen Nägeln verſehen ſind. An den Sohlen der breiten Zehen, findet man häutige Schuppen, zwiſchen welchen eine Feuchtigkeit ausfließt, welche, ſo wie der Speichel des Gecko, giftig ſeyn, und den Indianern zu Vergiftung ihrer Pfeile dienen ſoll; daher man das Eſſen, über welches eine ſolche Eidechſe läuft, für ſchädlich hält. Der kurze, dicke und ſtumpfe Schwanz iſt mit Erhöhungen, wie mit Perlen beſetzt. Man findet dieſe Thiere nicht nur in Java, Ceylon und andern Gegenden von Oſtindien, ſondern auch in Aegypten und Arabien. Sie ſind zahm, und ſuchen in Gefahr bey Menſchen Hülfe. **Klein** führt 3 Arten aus dem **Seba**, und eine aus dem **Aldrovand** an, deren Unterſchiede aber nicht genau an-

gegeben werden. Die größten ſind nebſt dem Schwanze kaum einen Schuh lang. Sie halten ſich theils in den Wäldern und in den Häuſern, theils auch im Waſſer auf. Diejenige Art, welche Klein unter dem Namen geſtirnter Geck anführt, hat das Beſondere an ſich, daß der Schwanz mit einer Floße beſetzt iſt. Man findet auch Thiere dieſer Art, deren Zehen mit einer Schwimmhaut verbunden ſind.

Geckelkraut, in einigen Gegenden eine Benennung des Spindel-Baumes, Evonymus europæus *Linn.* Siehe dieſes Wort.

Geckenheil, Gauchheil; ſiehe Anagallis.

Gecko, ſiehe Geck 3.

Gedächtniß, (das) von dem Zeitworte gedenken oder denken; L. Memoria, Fr. Mémoire.

1. Das Andenken, die Erinnerung an eine vergangene Vorſtellung oder Begebenheit. Etwas in in friſchem Gedächtniſſe haben. König Fridrich der Zweyte glorwürdigſten Gedächtniſſes. Dein verſtorbener Vater ſeligen Gedächtniſſes. Etwas zum ewigen Gedächtniſſe aufſchreiben.

2. Das Mittel der Wiedererinnerung oder des Andenkens, ein Denkmal, nur in einigen Fällen im gemeinen Leben. Seines Namens Gedächtniß ſtiften. Ein Ehrengedächtniß. Ein Gedächtniß ausrotten, dasjenige vernichten, was ſein Andenken erhalten könnte.

3) Die Fähigkeit des Verſtandes, die Kraft der Seele, angefangene Begriffe fortzuſetzen; und in engerm und gewöhnlicherm Verſtande, das Vermögen, ſich gehabter Begriffe wieder bewußt zu ſeyn; die Erinnerungskraft. Ein gutes, ein glückliches, ein ſcharfes, ein ſtarkes Gedächtniß, wenn man ſich bey allem wohl beſinnen kann, daß wir es vor dieſem ſchon empfunden haben. Ein ſchlechtes, ein ſchwaches Gedächtniß. Das Gedächtniß verlieren, um ſein Gedächt-

dächtniß kommen. Etwas im Gedächtniſſe behalten. Das Gedächtniß ſtärken. Etwas ſeinem Gedächtniſſe einverleiben oder einprägen. Etwas aus dem Gedächtniſſe laſſen, es vergeſſen.

Die Einbildungskraft und der Witz ſind die Aeltern, von welchen das Gedächtniß erzeugt worden iſt. Es faſſet daſſelbe zwey Stücke in ſich: 1) das Vermögen der Seele, gehabte Vorſtellungen wieder hervor zu bringen; dieſes aber haben wir unſerer Einbildungskraft zu danken; 2) das Vermögen der Seele, die wieder hervor gebrachten Vorſtellungen wieder zu erkennen, oder zu wiſſen, daß es ſolche ſeyn, die ſchon einmal in der Seele gegenwärtig geweſen ſind; und dieſes iſt eine Wirkung des Witzes. Witzige Köpfe pflegen daher gemeiniglich ein fähiges Gedächtniß zu haben. Das Gedächtniß iſt fähig, wenn wir viel behalten; treu, wenn wir eine Sache lange behalten; und lebhaft, wenn wir uns derſelben leicht wieder erinnern können. Es giebt keinen Stand und keine Lebensart, in welchen die Menſchen den Gebrauch des Gedächtniſſes entbehren könnten, obwohl gewiſſe Zweige der großen Geſellſchaft der Bürger, die Gelehrten, deſſen vor ander benöthigt ſind. Man lobt zwar diejenigen nicht ſehr, deren ganze Gelehrſamkeit ein Werk des Gedächtniſſes iſt. Hic jacet vir beatæ memoriæ, exſpectans judicium, ſetzte man einem ſolchen zur Grabſchrift. Aber Gelehrſamkeit ohne Gedächtniß läßt ſich gar nicht denken. Was vergeſſen iſt, und weſſen man ſich nicht mehr erinnern kann, das iſt gleichſam aus der Seele verloren. Es lehrt und beſſert nicht mehr, und hat keinen Einfluß auf unſer Leben. Wer kein Gedächtniß hat, bey dem ſind alle Empfindungen ſogleich erloſchen, und wo es ſchwach iſt, da muß er entweder immer Empfindungen haben, oder er trägt ſich mit ſeinen wenigen Begriffen bis zum Ueberdruß, weil er ſie nicht mit andern verwechſeln kann. Das Gedächtniß iſt eine Innhaberin

der Gedanken, eine Bewahrerin der Wiſſenſchaften, eine Lehrerin der Tugend, und eine Schatzkammer der Weisheit.

Wenn wir etwas Wahres für falſch, oder etwas Falſches für wahr halten, ſo irren wir. Nun können alle unſere Erkenntnißvermögen irren; folglich iſt auch unſer Gedächtniß nicht von allen Irrthümern geſichert. Ein Irrthum, der von dem Gedächtniſſe herrührt, wird ein Gedächtnißfehler genannt; und in ſo fern das Gedächtniß fehlen kann, nennen wir es ein triegliches Gedächtniß. Wenn man einen Gedächtnißfehler begeht, den man augenblicklich durch ein kurzes Beſinnen wieder verbeſſert, ſo ſagt man: man habe ſich verſprochen.

Man kann das Gedächtniß füglich in das angeborne und erlangte eintheilen. Jenes bedeutet das Gedächtnißvermögen, welches der Menſch mit auf die Welt bringt, und bey ihm ohne alle vorhergegangene Uebung und Mittel angetroffen wird; dieſes, wird durch den Gebrauch bequemer Mittel hervor gebracht. Je vollkommener das Genie eines Menſchen (d. i. die ſämtlichen Erkenntnißvermögen und ihre gehörige Proportion unter einander) iſt, je geſunder und beweglicher ſein Körper gebaut iſt, deſto beſſer muß auch das angeborne Gedächtniß ſeyn. Wer ſieht nicht, wie viel auf unſere erſte Anlage ankomme, die wir von der Hand unſers Schöpfers haben; und wie wenig alſo von den Kräften unſerer Seele, womit doch viele ſo ſtolz thun, auf unſere Rechnung geſchrieben werden könne! Wie demüthigend muß nicht dieſer Gedanke für aufgeblaſene Gelehrte ſeyn! Wie viel Urſache haben wir, mit unſern ſchwachen Brüdern Geduld zu haben, und wer darf ſie, ihrer geringern Fähigkeiten wegen, verachten oder gering ſchätzen! Das erlangte Gedächtniß, iſt entweder das natürliche oder künſtliche. Die Wiſſenſchaft der Mittel der Verbeſſerung des Gedächtniſſes, beſon-

beſonders wenn ſolches vermittelſt der Einbildungskraft geſchieht, wird die Gedächtnißkunſt oder Mnemonik, Ars mnemonica, genannt; und es iſt dieſelbe ſowohl im gemeinen Leben, als auch zur Gelehrſamkeit, von ganz beſonderm Nutzen.

Die Erfahrung alter und neuer Zeiten ſtellt uns Beyſpiele von außerordentlicher und wunderbarer Stärke des Gedächtniſſes dar. Cicero und Cornelius Nepos rühmen das große Gedächtniß des Themiſtocles welcher lieber die Vergeſſenheits= als Gedächtnißkunſt zu beſitzen wünſchte. Von dem pontiſchen Könige Mithridates erzählen Plinius, Gellius und Quinctilian, daß er 22 Sprachen geredet habe. Druſus wußte den ganzen Homer, und Saluſtius den Demoſthenes auswendig. Cyrus konnte alle ſeine Soldaten beym Namen nennen. Seneca erzählt von ſich ſelbſt, er habe ehedem ein ſo ſtarkes Gedächtniß beſeſſen, daß er 2000 Wörter, welche man ihm vorgeſagt, in eben derſelben Ordnung habe wiederholen können; und wenn er ſich zuweilen von einem jeden ſeiner Mitſchüler beſondere Verſe habe vorſagen laſſen, ſo habe er deren oft mehr, als 200, vom letzten bis zum erſten, ſogleich wieder nachſprechen können. Muretus erzählt, nach den glaubwürdigſten Zeugniſſen, daß ein junger Corſicaner 36000 einmal gehörte fremde Wörter in eben der Ordnung nicht nur, ſondern auch umgekehrt, ohne Anſtoß habe wieder herſagen können. Morhof führt uns mehr dergleichen Beyſpiele eines ſehr großen Gedächtniſſes an. Allein, ſie ſind bey weitem ſo unbegreiflich nicht, als das folgende, welches im Gentlem. Magazine v. Febr. 1751. erzählt wird. Es lebt nämlich in dem Flecken Elmton, nahe bey Cheſterfield in Derbyſhire, ein Mann, mit Namen Jedediah Buxton, welcher damals ungefähr 50 Jahr alt war, und in ſeiner Jugend ſo ſehr verſäumt worden iſt, daß er nicht einmal ſeinen eigenen Namen zu ſchreiben weiß. Bloß das Einmaleins hatte er als ein Kind gelernt, und dieſes und ſein Fleiß haben ihn in den Stand geſetzt, daß er, ohne alles Schreiben, oder irgend eine andere Beyhülfe, außer ſeinem Gedächtniſſe 5 bis 6 Zahlen, durch eben ſo viele andere, mit einer ſo bewundernswürdigen Geſchicklichkeit multipliciren oder dividiren kann, daß der künſtlichſte Rechenmeiſter kaum mit ihm fortkommen würde. Er verdient ſein Brod kümmerlich mit ſeiner Hände Arbeit; und obgleich ſeine Seele ein Wunderwerk iſt, ſo geht doch ſein Leib

mit Lumpen bekleidet. Hr. Holliday legte ihm einmal die Frage vor: Wenn ein Feld 423 engliſche Ellen lang, und 383 breit wäre, was würde der Inhalt der ganzen Fläche ſeyn? Er las ihm die Zahlen deutlich vor, und erhielt nach zwo Minuten das richtige Product, nämlich 162009 engl. Ellen. Auf die Frage: Wie viel Morgen beſagtes Feld betragen würde, ſagte er nach eilf Minuten, 33 Morgen, 1 Vorling, 35 Ruthen, 20 engl. Ellen, und accurat ein Viertel. Als er ſagen ſollte, wie viel Gerſtenkörner in einer Länge von 8 Meilen liegen könnten, antwortete er in anderthalb Minuten: 1520640. Um zu berechnen, wie vielmal ſich ein Kutſchrad, deſſen Umfang 6 engl. Ellen wäre, auf einem Wege von 204 Meilen umdrehen müßte, antwortete er nach dreyzehn Minuten, 59840 mal. So löſet dieſer Mann die ihm vorgelegten Fragen auf, ohne gehindert zu werden, wenn man mit ihm zwiſchen durch von ganz andern Dingen redet. Man bemerkt auch bey ihm keinen Unterſchied, er möge mit weitläuftigen oder kurzen Rechnungen zu thun haben. Denn er fängt des folgenden Morgens da wieder an, wo er des Abends zuvor aufgehört hat, und ſo fährt er ſo lange fort, bis er fertig iſt. Ja, er kann auch ſogar ſeine Rechnungen abbrechen, und wieder anfangen, er möge eine Woche, oder einen Monat, oder mehrere Monate inzwiſchen verſtreichen laſſen. Er nennt ſeine Zahlen bey ihren eigentlichen Namen, und ihm iſt es einerley, ob er ſie rückwärts oder vorwärts ſagen ſoll. Wenn man weiß, was das bisweilen für Zahlen ſind, ſo muß man dieſe Sache faſt für übermenſchlich halten. Hier ſind einige Proben davon, welche unglaublich ſcheinen.

Herr Saxe traf ihn einmal bey ſeiner Arbeit an, und legte ihm zur Probe die Frage vor: wie viele Cubikzoll ein Körper hätte, deſſen eine Seite 23145789, die andere 5642732, und die dritte 54965 engl. Ellen in ſich enthielten? Er ſagte ihm ein einzigesmal dieſe Zahlen deutlich eine nach der andern vor, um ſie dem Gedächtniſſe einzuprägen. Sogleich fuhr er ohne weitere Bemühung fort, mitten unter mehr als hundert ſeiner Mitarbeiter, ſeine Handarbeit abzuwarten. Herr Saxe entfernte ſich indeſſen, ungefähr 5 Stunden, in ſeinen Verrichtungen, und rechnete zugleich die Ausgabe mit der Feder aus. Sobald er wieder kam, ſagte Burton, daß er fertig ſey; daher zog er ſeine Schreibtafel, um die Antwort niederzuſchreiben. Burton fragte den Hrn. Saxe, von welchem Ende er anfangen ſollte, die einzelnen Ziffern ſeiner Summe zu nennen, weil

weil es ihm gleichviel wäre. Er nannte ihm hiernächſt dieſe Reihe von 28 Zahlen, ohne den geringſten Fehler. Er iſt im Stande, denen ihre Fehler zu zeigen, die mit der Feder gerechnet haben. Er läßt ſich, zum Erſtaunen, von zwo Perſonen ganz verſchiedene Aufgaben unmittelbar hinter einander vorſagen, und giebt nachher einem jeden die gehörige Antwort, ohne ſich im mindeſten dabey zu verirren. Findet ſich ja einmal ein Irrthum in ſeiner Antwort, ſo überholt er, nach ſeiner Sprache, die ganze Rechnung, und ändert ſeinen Fehler ſelbſt. Sein Gedächtniß iſt ihm ſo getreu, daß er eine einmal ausgerechnete Summe nach zween Monaten noch völlig und ohne Anſtoß wiederholen kann. Millionen, Millionen über Millionen, Tribes und Cramps u. ſ. w. (denn ſo nennt er ſeine lange Reihen von Zahlen) ſind ihm eben ſo geläufig, als Pfunde, Schillings und Pence. Er erzählte dem Hrn. Holliday, daß er im J. 1725, ungefähr einen Monat lang, von ſeinen Gedächtnißrechnungen ganz taumelnd geweſen wäre, und zuletzt ſieben Stunden in einem tiefen Schlafe gelegen habe. Er fürchtete ſich aber, jemals wieder dergleichen Rechnungen anzufangen, um nicht wieder in ſolchen Schwindel zu gerathen. Damals hätte er nämlich folgende Fragen beantworten ſollen: Wie viel Gerſte, Wicken, Erbſen, Weizen, Haber, Roggen, Bohnen, Linſen, ein Raum von 202680000360 Meilen, jede Meile cubiſch gerechnet, faſſen könne, und wie viel Haare, jedes 1 Zoll lang, dieſen Raum füllen würden. Er nimmt aber die Breite von 48 Haaren für die Breite eines Zolles. Das Verhältniß ſeiner Maße, ſo wie er es ausgerechnet hat, iſt folgendes: Auf den körperlichen Inhalt eines Zolles gehen 200 Gerſten= 300 Weizen= 512 Roggen= 180 Haberkörner, 40 Erbſen, 25 Bohnen, 80 Wicken, 100 Linſen, 2304 zollange Haare. Hieraus ſchloß er folgende Größen: In einer Cubikmeile ſind enthalten 14 tauſend 93 Millionen, 420 tauſend 936 Quarters, 1 Scheffel, 1 Metze, 1 Maß, 3 Nößel und 5¼ Cubikzoll von einer Art Korn. Fünftauſend 451 Millionen, 776 tauſend Ellen in einer Cubikmeile ſind 254 Millionen Millionen, 358 tauſend 61 Millionen und 56 tauſend Zoll; und wenn ein jedes Haar einen Zoll lang iſt, und 2304 Haare einen Cubikzoll ausmachen, ſo gehen 586 tauſend 40 Millionen Millionen, 972 tauſend 673 Millionen, und 24 tauſend auf eine Cubikmeile. Wäre aber ein Haar eben ſo lang, als es breit iſt, ſo meint er, es müßten 28 Tribes, 129 tauſend 966 Millionen

Millionen, 688 tauſend 305 Millionen und 152 tauſend Haare den Raum einer Cubikmeile erfüllen.

Das Erſtaunlichſte, was wohl jemals ein menſchliches Gedächtniß, außer der vorigen Rechnung geleiſtet hat, beſteht darin, daß dieſer Mann folgende, aus 39 Ziffern beſtehende Zahl, blos im Gedächtniſſe mit ſich ſelbſt multipliciret hat: 725, 958, 238, 096, 074, 007, 868, 531, 656, 993, 638, 851, 106. Nachdem er über dieſer Rechnung drittbalb Monate zugebracht hatte, gab er folgende Quadratzahl davon an, welche die Rechenmeiſter nachrechnen mögen: 527, 015, 363, 459, 557, 385, 673, 733, 542, 638, 591, 721, 213, 298, 966, 079, 307, 524, 904, 381, 389, 499, 251, 637, 423, 236.

Da das Gedächtniß dieſes Mannes das einzige von ſolcher Stärke in der Geſchichte aller Zeiten iſt, ſo hoffe ich, daß man es mir nicht verdenken werde, wenn ich mich dabey ein wenig lange aufgehalten habe. Ich übergehe dafür viele andere gemeinere Beyſpiele, die man in allen Abhandlungen vom Gedächtniſſe lieſet.

Eine ſo große Stärke des Gedächtniſſes läßt ſich auf keine andere Weiſe erlangen, als durch ein natürliches Geſchick und unabläſſige Uebung. Hätte Buxton in ſeiner Jugend ſchreiben gelernt, ſo würde er dieſe Fertigkeit, in Gedanken zu rechnen, nie erreicht haben, weil er ſich in den meiſten Fällen mit der Feder beholfen haben würde, die das Gedächtniß träge macht. Es iſt mit dieſer Kraft der Seele eben ſo, wie mit allen übrigen. Je beſſer uns die Natur in unſerer erſten Anlage damit ausgerüſtet hat, und je länger und ſtärker wir ſie üben, deſto größer iſt der Grad der Vollkommenheit, den ſie erreichen.

Die natürlichen Mittel, das Gedächtniß zu verbeſſern, können entweder aus der Natur der menſchlichen Seele, oder des menſchlichen Körpers, hergeleitet werden. Jene nenne ich pſychologiſche, dieſe aber phyſiologiſche, mediciniſche und diätetiſche Mittel. Die Betrachtung der erſtern möchte mich zu ſehr in das Fach der Philoſophie hinein führen, und mir den Vorwurf einer

einer Ausſchweifung in ein von dem Bezirke eines Werkes entferntes Gefilde zuziehen. Viel eher wird man hier eine Anzeige der zweyten Mittel von mir erwarten.

Alle Arten von Vorſtellungen der Seele erfodern gewiſſe damit harmonirende Bewegungen in jedem thieriſchen Körper. Nun aber iſt das Gehirn und die Nerven die Werkſtatt und der Urſprung aller Bewegungen des Körpers, in ſo fern ſie thieriſch ſind; folglich muß der Mangel einer jeden Seelenwirkung zugleich den Mangel der dazu gehörigen Bewegungen im Gehirne, in den Nerven und Lebensgeiſtern, voraus ſetzen. Da es nun möglich iſt, dieſe Bewegungen durch Arzneyen wieder herzuſtellen: ſo müſſen alle Fehler der Seelenwirkungen, ſchlechterdings betrachtet, durch Arzneyen verbeſſert werden können; und die Urſache, warum die Aerzte dieſes nicht allemal thun können, liegt bloß in einer bedingten Unmöglichkeit, wie bey den Krankheiten des Leibes, wenn ſie entweder den Grund des körperlichen Fehlers nicht finden können, oder wenn ihnen die Arzneyen, welche ihn heben würden, unbekannt ſind. Das Spiel der Lebensgeiſter und der Mechanismus des Gehirns, welcher dazu erfodert wird, ehemalige Vorſtellungen wieder hervor zu bringen, und für die ehemaligen zu erkennen, iſt uns zur Zeit noch unbekannt. Wir können zwar ſagen, daß Godart glaube, die Vorſtellungen drückten gewiſſe Zeichen in die Fäſerchen der Hirnſchwiele, (Corpus calloſum cerebri) und hierin könnte die Seele alle ihre ehemaligen Vorſtellungen eben ſo, wie eine in hieroglyphiſchen Zeichen beſchriebene Geſchichte, wieder leſen, ſo oft ſie wolle. Allein, ob das, was Godart glaubt, wahr ſey, das können wir nicht ſagen. Was die Arzneyen betrifft, ſo kennen wir deren weit mehr und zuverläſſigere für viele andere Gemüthskrankheiten, als des Gedächtniſſes. Ohne der Empfindungen zu erwähnen,

beſitzen wir wirklich ſehr gute Arzneyen, welche in die Einbildungskraft wirken, die den Verrückten die Vernunft wieder geben, die den Witz erheitern, und die Triebe und Leidenſchaften dirigiren. Hingegen ſind die Arzneyen für das Gedächtniß mehr Namen, als Sachen; und wir kuriren die Fehler deſſelben, wenn ſie einen Grund haben, der im Gehirne allein verborgen bleibt, nie, wenigſtens nie aus Erkenntniß, ſondern nur alsdann, wenn das Gedächtniß von einer Krankheit des Körpers verdorben iſt, die uns offenbar wird. Solcher Krankheiten ſind aber nicht wenige.

Boerhaave und Schenk haben Beyſpiele von Leuten, welche in hitzigen Krankheiten ihr Gedächtniß verloren haben. Wepfer hat dieſe Wirkung vom Schwindel, vom Verbluten und von der Lähmung einer Seite des Körpers, erfolgen geſehen. Schon Plinius und viele Neuere beobachteten den Verluſt des Gedächtniſſes von einem Falle auf das Haupt. Thucydides hat beobachtet, daß nach der Peſt ein Mangel des Gedächtniſſes zurück geblieben iſt. Blancard bezeugt daſſelbe, nach einer überſtandenen Schlafſucht; Bonetus, nach Schlagflüſſen und verhaltenen natürlichen Blutflüſſen. Wepfer hat angemerkt, daß die Vergeßlichkeit von Würmern in den Gedärmen ihren Urſprung genommen habe. Daß das hohe Alter eben dieſelbe Folge zu haben pflege, iſt Jedermann bekannt; und vom Schrecke und andern heftigen Leidenſchaften, iſt zuweilen eben dieſe Wirkung erfolgt. Demetrius erzählt es von einigen, die von einem unvermutheten Windwirbel dermaßen erſchrocken ſind, daß ſie alles Vergangene darüber vergeſſen haben; und Apollonius ſagt, daß ſich der Grammatiker, Artemidor, vor einem nahen Krokodille dergeſtalt entſetzt habe, daß er hernach keinen einzigen Buchſtab mehr gekannt habe. So verlor auch Bamba, der König der Gothen, ſein Gedächtniß, als ihm ſein Nachfolger einen Giftbecher reichen ließ, wel-

chen er austrinken mußte. Von verſchiedenen Arten der Gifte, die das Gedächtniß zerrütten, findet man überall Beyſpiele.

Unter ſo vielen Zufällen giebt es einige, welche die Aerzte aus dem Grunde heben können; und ſo ſtellen ſie zuweilen ein verlornes Gedächtniß wieder her. Allein, es iſt eine ganz andere Sache, dergleichen Cur zu bewerkſtelligen, wenn die Schwäche, die Untreue oder der Mangel des Gedächtniſſes kein bloßer Zufall anderer Krankheiten, ſondern ein urſprüngliches Uebel, iſt; und alle Aerzte müſſen geſtehen, daß ſie in ſolchen Fällen, weder die eigentliche Natur und materielle Urſache der Krankheit verſtehen, noch auch ſolche Arzneyen kennen, die darin eine ſpecifiſche Wirkung thäten. Alles dieſes muß einen jeden warnen, daß er in die Arzneyen, welche die Charlatane ſo zuverläſſig anpreiſen, und wohlfeil verkaufen, womit ſie das ſchwache Gedächtniß ſtärken, und der Vergeßlichkeit abhelfen wollen, ein gerechtes Mißtrauen ſetze, und ich ſtatt derſelben lieber mit den Rathſchlägen der Pſychologen begnüge, welche das Gedächtniß durch Aufmerkſamkeit, Fleiß und lange Uebung, zu ſtärken lehren.

Bey allen Krankheiten, deren Natur den Aerzten unbekannt iſt, kann man nicht vorſichtig genug ſeyn, ihre Verſuche zu vermeiden. Es ſind mehr Leute durch den Gebrauch der gemeinen Arzneyen, die das Gedächtniß ſtärken, ungeſund und völlig vergeßlich gemacht, als wiederhergeſtellt worden. Wenn alles recht gut geht: ſo hat man von ſolchen Curen weder Nutzen noch Schaden, und das Uebel geht ſeinen alten Weg fort.

Sollen denn aber alſo alle die armen Leute hülflos bleiben, die der Mangel des Gedächtniſſes zu allen Dingen untüchtig macht? Beynahe möchte ich antworten: Ja! Allein, ich würde doch hierin zu weit gehen. In denen Fällen, wo wir weder die unmittel-

bare Urſache der Krankheiten, noch ſpecifiſche Arzneyen wider dieſelben kennen, iſt noch eine Zuflucht offen, welche darin beſteht, die Veranlaſſungen des Uebels zu erforſchen, und dieſen den Krieg anzukündigen. Plinius hat z. B. geſagt, daß die öftere Trunkenheit das Verderben und eine Peſt des Gedächtniſſes ſey, und die neuern Beobachtungen beſtätigen dieſes zur Genüge. Nun können wir zwar nicht begreifen, auf welche Weiſe die Trunkenheit dieſes wirke. Denn, ob wir gleich muthmaßen, daß ſie die Fäſerchen des Gehirns durch die wiederholte allzu heftige Ausdehnung nach und nach ſchwäche: ſo hat doch noch Niemand bewieſen, daß ein gutes Gedächtniß ſtarke Fäſerchen des Gehirnes erfodere; noch weniger weiß uns Jemand zu ſagen, warum die Trunkenheit nur eben das Gedächtniß, und nicht auch alle übrige Seelenwirkungen ſchwäche, da ſie doch ihre Wirkungen im ganzen Gehirne ausbreitet. Ja, wenn auch die Trunkenheit wirklich alle Seelenkräfte ſchwächte, ſo giebt es doch genug andere Veranlaſſungen der Vergeßlichkeit, die nur auf das Gedächtniß allein wirken; und dieſer Punkt bleibt uns allezeit dunkel. Endlich ſo haben wir auch keine Arzneyen, von welchen wir zuverläſſig wüßten, daß ſie nur den uns unbekannten Theil des Gehirns, welcher mit den Vorſtellungen des Gedächtniſſes gemeinſchaftlich wirkt, ſtärken würden. Nichts deſto weniger aber hindert uns dieſe Unwiſſenheit nicht, denen, die ein ſchwaches Gedächtniß haben oder befürchten, mit dem völligſten Grunde den Rath zu ertheilen, die Geſetze der Mäßigkeit und Nüchternheit niemal zu übertreten. Eben ſo ſind die übrigen Regeln, welche ich jetzt vorſchlagen werde, um das Gedächtniß zu erhalten, auf Vernunft und Erfahrung gegründet.

Ich könnte meinen Leſern viel zu lachen machen, wenn ich ſie ermahnte, nicht auf das Haupt zu fallen, ſich keinen Stein auf den Kopf fallen zu laſſen, alle

Schlag-

Schlagflüſſe und Verblutungen, die Peſt, die Raſerey, die fallende Sucht und hitzige Fieber zu vermeiden, und dafür zu ſorgen, daß ſie nie erſchrecken, und daß ihr Gehirn nicht hart und trocken werde, vereitere, zuſammen falle, oder daß keine Steine darin wachſen, weil man dergleichen Fehler an denen beobachtet hat, die nach dem Verluſte des Gedächtniſſes geſtorben ſind. Allein, unter den Veranlaſſungen der Vergeßlichkeit, die wirklich in unſerer Gewalt ſtehen, ſind viele, die wir zu ſehr vernachläſſigen; und für dieſe ſind meine Regeln.

Eine alte Erfahrung hat gelehret, daß der Genuß vieler zähen, ſchleimigen und verdickenden Nahrungsmittel das Gedächtniß verderbe. Um deswillen verbot **Pythagoras** den Muſenſöhnen die Hülſenfrüchte. Eine feuchte, kalte, trübe, dicke und unreine Luft iſt aus eben dieſer Urſache berüchtigt; und die Böotier haben wohl keinen **Burton** aus ihrer Nation aufzuweiſen gehabt. **Salmuth** und **Borrich** haben beobachtet, daß die Zurückhaltung der natürlichen Blutflüſſe das Gedächtniß zuweilen zerrütte; und die meiſten Menſchen ſind allzu nachläſſig, dieſelben gehörig zu befördern. Hingegen hat man auch bemerkt, daß das allzu viele Blutlaſſen, wie jede ſtarke Verblutung, das Gedächtniß ſchwäche; und dieſes iſt gerade das Hilfsmittel, wodurch viele ihr Gedächtniß zu ſtärken glauben, wenn ſie ſich das Syſtem in den Kopf geſetzt haben, daß die Vollblütigkeit die Mutter aller Krankheiten ſey. Weil **Galenus** gefunden hat, daß das lange Faſten und das nächtliche Studiren das Gedächtniß faſt gänzlich vertilgen: ſo haben die Mönche für ihren Magen, und die Gelehrten für ihre Köpfe eine ſchöne Entſchuldigung, wenn ſie die Geſetze ihres Berufs übertreten wollen. Nachdem **Dodart** einen frühzeitig gelehrten Knaben hat kennen lernen, der allemal in den Hundstägen wieder vergaß, was er in den kühlen Monaten

naten gelernt hatte, und der bey kühler Witterung in drey Tagen ſein Gedächtniß wieder erlangte, ſo kann man es den Schullehrern nicht verdenken, wenn ſie die Hundstagsferien nicht abgeſchafft wiſſen wollen. Daß die Ausſchweifungen in der wollüſtigen Liebe das Gedächtniß ausnehmend ſchwächen, iſt ſo bekannt, als gemein; es ſcheint aber nicht, daß die Liebe zum Gedächtniſſe in der Ausrottung dieſes Laſters große Wunder thun werde. Weil endlich Paullini beobachtet hat, daß ein Doctor der Theologie mit dem häufigen Gebrauche der flüchtigen Spiritus und anderer Arzneyen, die das Gedächtniß ſtärken ſollten, daſſelbe in ſolchem Grade verdorben hatte, daß er ſogar ſeinen eigenen Namen vergeſſen hatte: ſo muß dieſes eine Warnung für alle diejenigen ſeyn, die ohne Wahl und Unterſcheidung alles, was ihnen angeboten wird, einnehmen, ſobald einmal ihr Gedächtniß eine Zeitlang die böſe Laune hat. Eigentlich dienen alle dieſe flüchtige und hitzige Arzneyen für das Gedächtniß nur derjenigen Art von Leuten, die ſchleimvoll und waſſerreich, flüſſig, kalt, träge, phlegmatiſch ſind, die ſich wie Faulthiere bewegen, und ihre Gedanken quartaliter zuſammen zählen können. Wenn ſich bey ſolchen Leuten, wie ich aus guten Gründen vermuthe, das Gedächtniß zuweilen träge und langſam beweiſen ſollte: ſo rathe ich ihnen, ſich zuerſt wohl zu prüfen, ob ſie es mit dem Themiſtocles, der ſich die Kunſt, zu vergeſſen, lieber wünſchte, als die Kunſt, das Gedächtniß zu ſtärken, oder mit dem Cicero halten wollen, der ihn dieſes Wunſches wegen tadelte. Sind ſie aber feſt entſchloſſen, über ihre Natur zu ſiegen, und den ewigen Schnupfen ihrer Seele zu vertreiben: ſo iſt das mein Rath, daß ſie mit vielen Purganzen, mit Fontanellen, Haarſeilen und Blaſenpflaſtern, durch Schneiden und Brennen am Kopfe, durch fleißiges Kämmen und Rauch- und Schnupftoback, ihrer verſchleimten Seele Luft ſchaffen,

und

und dann nur getroſt Cubeben käuen, und Kalmus, Engelſüß, Meiſterwurz, Gewürznelken, Salbey, Rosmarin, Lavendel und Mayblumen in Thee, Pulver, Spiritus, Kräutermützen und ſonſt, ſowohl äußerlich, als innerlich, gebrauchen. Auch möge ihnen erlaubt ſeyn, das Pulver des ſchwachen, zaubervollen Abtes Trithemius einzunehmen, welches ein Inbegriff faſt aller Gewürze iſt, und wenigſtens ihren kalten Magen erwärmt, welcher bey allen Menſchen die Stelle des Gedächtniſſes vertritt, wenn er ſie, ſo oft ſie es bedürfen, erinnert, Speiſen und Getränke zu ſich zu nehmen. Solchen Leuten würde noch außerdem viel damit geholfen ſeyn, wenn ſie ſich fleißig bewegten, und wenig ſchliefen, die Nachmittagsruhe und Ueberladung vermieden, viel auswürfen und auswendig lernten, und wie die Peſt den Mohnſamen, das Opium, den Käs, den Kohl und die Hülſenfrüchte verabſcheueten.

Wenn eine Sache, die, an ſich betrachtet, das Gedächtniß zu verbeſſern, nicht im Stande iſt, durch die Kunſt dazu geſchickt gemacht wird, ſo nennen wir ſie ein künſtliches Gedächtnißmittel, Artificium memoriæ, und die dadurch erlangte Gedächtnißfertigkeit das künſtliche Gedächtniß. Wenn ich alle die künſtlichen Mittel hier anführen wollte, die man von dem Simonides bis auf den Raymundus Lullus, und von dieſem bis zu unſern Zeiten, erfunden und vorgeſchlagen hat, ſo müßte ich ein Verzeichniß von ungeheurer Größe liefern; und ich würde ein noch größeres Buch ſchreiben müſſen, wenn ich mich in eine Beurtheilung derſelben einlaſſen wollte. Wir wollen nur überhaupt unterſuchen, woher dieſelben zu nehmen ſeyen, und nur einige der vornehmſten bemerken.

Weil man die Gewalt von je her erkannt hat, welche die Einbildungskraft über das Gedächtniß hat: ſo hat man ſich bemüht, der Einbildungskraft durch gewiſſe Mittel zu Hülfe zu kommen, um das Gedächtniß zu verbeſſern.

Will

Will man wiſſen, wie ſolches habe geſchehen können, ſo muß man ſowohl das Entſtehen, als auch die Fortpflanzung unſerer Einbildungen bemerken. Das erſtere geſchieht nach folgender Regel, die man die Geſellſchaftsregel der Begriffe (regula aſſociationis idearum) nennt. Sobald in unſerer Seele eine Empfindung entſteht, die entweder ein Theil einer vormals gehabten ganzen Empfindung geweſen iſt, oder mit einer andern gehabten eine Aehnlichkeit hat: ſo bringt unſere Phantaſie die gehabten Vorſtellungen auch in unſerer Seele hervor. Und auf eben dieſe Weiſe pflanzen ſich die Einbildungen auch fort, ſo, daß aus einer in der Seele gegenwärtigen Einbildung eine andere erwächſt, die entwed r vormals mit ihr da geweſen, oder ihr ähnlich iſt. Man gebe nur auf den Zuſtand Acht, darin wir uns befinden, wenn man zu ſagen pflegt: wir ſitzen in Gedanken; ſo wird man ſich von allen dieſen Dingen leicht überzeugen können. Auf dieſen Gründen beruhen alle künſtliche mnemoniſche Mittel. Warum nennen wir einen im **Schnupftuch gemachten Knoten** ein Gedächtnißmittel? An ſich kann der Knoten zur Verbeſſerung des Gedächtniſſes gar nichts beytragen. Wir machen ihn durch die Geſellſchaftsregel erſt dazu geſchickt. Indem wir uns den Knoten vorſtellen oder machen, ſo denken wir zugleich die Sache, die wir nicht vergeſſen wollen. Die Vorſtellung des Knotens wird alſo ein Theil einer ganzen Vorſtellung in unſerer Seele. Nach einiger Zeit erblicken wir den gemachten Knoten wieder, denn wie oft bedient man ſich nicht des Taſchentuches! Dieſes iſt alſo eine Empfindung, die ein Theil einer vormals gehabt n ganzen Vorſtellung iſt. Unſere Einbildungskraft muß alſo dieſ lbe und folglich auch die Sache, um deren willen wir den Knoten gemacht haben, wieder in uns hervor bringen. Wir erinnern uns der verlangten Sache. Auf dieſe Weiſe iſt der Knoten ein Hilfsmittel des Gedächtniſſes. Eben eine ſolche Bewandtniß hat es mit den Empfindungen, die eine Aehnlichkeit mit gehabten andern haben, die man behalten will. Man kann daraus die allgemeine Regel gar leicht herleiten, nach welcher alle künſtliche Gedächtnißmittel zu erfinden und zu beurtheilen ſind. **Man verbinde die Sache, die man behalten will, mit andern oft vorkommenden oder ähnlichen Vorſtellungen und Dingen, ſo geben dieſe insgeſamt mnemoniſche Mittel ab.** Beurtheilt man danach ſo viele erfundene künſtliche Gedächtnißmittel, ſo wird man finden, daß ein groſſer Theil derſelben dieſen Namen nicht verdiene.

Die Alten hatten vornämlich zwey künſtliche Mittel, das Gedächtniß zu verbeſſern; die Oerter und Bilder. Von beyden werde ich in möglichſter Kürze handeln, ohne mich bey allen den neuern, die oft ein ſchlechter Witz erdacht hat, aufzuhalten. Das Gedächtniß vermittelſt des Ortes, Memoria localis, beſteht darin, wenn wir uns der Sachen vermittelſt der Vorſtellung des Ortes erinnern, an welchem wir oder die Sachen waren, als wir ſahen, hörten oder empfanden. Man ſieht, der Ort, eine ſo oft vorkommende Sache, war ein Theil der ganzen Vorſtellung, in welcher die Sache, die wir behalten wollten, mit enthalten war. So oft wir dieſen Theil wieder empfinden, ſo oft muß unſere Einbildungskraft auch die zu behaltende Sache in uns erneuen. Wir erinnern uns ihrer nach der Geſellſchaftsregel der Begriffe. Wir können uns der Oerter mit Nutzen bey dem Memoriren bedienen; doch wollte ich eben nicht rathen, ſich zu ſehr daran zu gewöhnen. Die natürlichen Mittel haben vor den künſtlichen einen großen Vorzug. Hat man ſich an dieſe gar zu ſehr gewöhnet, ſo geſchieht es gar leicht, daß man ohne ſie, etwas zu behalten unvermögend wird, wovon das Gedächtniß mehr Schaden als Nutzen hat.

Die Bilder (Imagines) können ebenfalls ein künſtliches Hülfsmittel des Gedächtniſſes abgeben. Sie ſind nichts anders, als Abdrücke der Merkmale der vorgeſtellten Sache. Dinge, die einerley Unterſcheidungsmerkmale haben, ſind einander ähnlich; folglich haben alle Bilder mit der vorgeſtellten Sache eine Aehnlichkeit. Dieſe Aehnlichkeit macht, daß bey ihrer Erblickung unſere Einbildungskraft die vorgeſtellte Sache uns wieder darſtellt. Wollen wir alſo dieſelbe behalten, ſo geben uns ihre Bilder die beſten Hülfsmittel darzu.

Wie leicht fällt es nicht einem Kinde, bey Erblickung der Bilderbibel uns alle die Begebenheiten zu erzählen, welche durch

die Bilder vorgeſtellet werden! Es haben daher witzige und geſchickte Männer die ganze Hiſtorie in Bildern vorgetragen. Es hat dieſes allerdings ſeinen Nutzen; nur muß dabey mehr Witz und Klugheit gebraucht werden, als **Buno** in ſeiner Univerſalhiſtorie ſehr oft bewieſen hat. Er will, wir ſollen behalten, daß die Söhne des Noah, Sem, Ham und Japhet geheißen haben. Er läßt alſo drey Leute abmalen, davon der erſte eine Reihe Semmeln unter dem Arme hat, der andere einen Kamm in der Hand hält, und der dritte von ſtarkem Leibe iſt, von welchem er uns ſaget, er iſt ja fett, u. d. gl. m. Man muß auch hier die Behutſamkeitsregel wiederhohlen, die ich kurz vorher gegeben habe, daß man ſein Gedächtniß nicht gar zu ſtark an Bilder gewöhne, weil es ſonſt ohne dieſelben ſchwer zu gebrauchen iſt. Ich wollte alſo Niemand rathen, nach dem Vorſchlage des **Nicolaus Bulacherus** die Inſtitutionen vermittelſt gewiſſer von ihm gemalter Bilder zu lernen. In hiſtoriſchen und ſinnlichen Dingen können ſie allenfalls mit Nutzen gebraucht werden.

Wörter ſind Zeichen gewiſſer Vorſtellungen. Aus den Zeichen können die bezeichneten Sachen erkannt werden. Sie ſind alſo Erkenntnißquellen derſelben, und ſtehen mit den bezeichneten Sachen in Verbindung. **Wörter ſind nach der Geſellſchaftsregel der Begriffe demnach ein Mittel, die bezeichnete Sache oder ihre Vorſtellung im Gedächtniſſe zu bewahren.** Auf dieſer Regel beruhet die ganze hochberühmte ſo genannte **Lullianiſche Kunſt**, nach welcher gewiſſe Wörter die in verſchiedene Zirkel geſetzt ſind, Mittel abgeben müſſen, Sachen im Gedächtniſſe zu behalten. Man hat dazu gewiſſe Figuren erwählt, weil dieſe nicht nur eine Art der Bilder ſind, ſondern ſich auch, als ſinnliche Dinge, unſerm Gedächtniſſe beſſer einprägen.

Von den durch die Kunſt zu bereiteten Arzney-Mitteln des Gedächtniſſes, iſt bereits oben Erwähnung geſchehen.

Gedächtniß-Fehler, ſiehe oben, S. 564.

Gedächtniß-Kunſt, ſiehe oben, S. 565.

Gedächtniß-Münze, ſiehe **Medaille**.

Gedächtniß-Pfennig, ſiehe **Jeton**.

Ge-

Gedämpftes Eſſen, ſiehe die Art, Braiſe und Dämpfen.

Gedärm (das), oder die Gedärme, die Sammlung aller Därme in einem Körper, als ein Collectivum. Schmerzen in dem Gedärme haben. Das Reißen in den Gedärmen; ſiehe Kolik. Das dünne Gedärm, welches zunächſt am Magen liegt, zum Unterſchiede von dem dicken. In den niedrigen Sprecharten die Kaldaunen; von kleinen Thieren und Fiſchen in Niederſachſen das Kût; von dem Wildbrete, das Geſcheide. Siehe Darm.

Von der Entzündung des Gedärmes beym Rindvieh, ſiehe Magen- und Darm-Entzündung.

Gèdang, ein oſtindiſches Maß, womit Pfeffer und andre Gewürze gemeſſen werden. 1. Gédang hält 4 Pfund, das Pfund zu 16 Unzen gerechnet.

Gedanke, oder Entwurf der erſten Gedanken, in der Zeichenkunſt und Malerey, ſiehe Croquis.

Gedeck (das). 1. Dasjenige, womit eine andere Sache gedeckt oder bedeckt wird, im gem. Leben, beſonders dasjenige, womit ein Gebäude gedeckt wird.

2. In einigen, beſonders oberdeutſchen Gegenden, für das franzöſiſche Couvert. Die Tafel beſtand aus zwölf Gedecken, ſie war für zwölf Perſonen gedeckt.

Gedeihen, gedeyen, ſo das Hülfswort ſeyn zu ſich nimmt.

1. Eigentlich, der Ausdehnung, dem äußern Umfange nach größer werden, von Menſchen und Thieren. Mancher ißt viel, aber er gedeihet nicht dabey, er wird nicht genähret, nimmt nicht zu. Das Vieh gedeihet vortrefflich. Imgleichen, für nähren. Grobe Koſt gedeihet den Handarbeitern beſſer als Leckerbiſſen. Er ißt viel, aber es gedeihet ihm nicht, es gereicht ihm nicht zur Nahrung.

2. Figürlich. 1) Wachſen; ſiehe Gediegen. 2) Der Zahl nach zunehmen, imgleichen an äußerm

Wohlſtande zunehmen. Ein Bienenſtock gedeihet, wenn er an Volk und Werk zunimmt, wofür man in Niederſachſen auch wudeln und faſeln braucht. Unrecht Gut gedeihet nicht. 3) Gerathen, einen erwünſchten Wachsthum und Fortgang haben. Das Getraide würde gediehen ſeyn, wenn die Witterung nicht ſo naß geweſen wäre. Der Flachs iſt vortrefflich gediehen. Das wird dir nicht gedeihen. Seine Anſchläge gedeihen nicht. Gott muß das Gedeihen zu unſerer Arbeit geben. Im Mecklenburg. jahren. 4) Ausſchlagen, zum Nutzen oder Schaden gereichen. Es iſt ihm übel gediehen, bekommen. 5) Kommen, gerathen. Die Sache iſt auf das Aeußerſte gediehen.

Daher Gedeihlich. 1. Was das Gedeihen oder die Zunahme an körperlichem Umfange befördert. Fiſche ſind keine gedeihliche Speiſe, nähren ſchlecht. Das Stroh wird dieſesmal zur Viehfütterung nicht recht gedeihlich ſeyn. 2. Heilſam, erwünſcht, glücklich. Einem alles gedeihliche Wohlergehen anwünſchen.

Gedenk=Blümlein, ſiehe Veilchen.

Gedenk=Pfennig, ſiehe Jeton.

Gedeyen, ſiehe Gedeihen.

Gediegen, iſt eigentlich das Mittelwort des Zeitwortes gedeihen nach einer härtern Ausſprache, für gediehen. Es bedeutet dicht, derb, beſonders im Bergbaue; Fr. maſſif. Gediegenes Gold, gediegenes Silber, gediegenes Zinn u. ſ. f. welches in reiner Geſtalt von der Natur hervor gebracht worden iſt, zum Unterſchiede von dem Erze, oder vererzten Metallen, welche mit allerley fremdartigen Theilen vermiſcht ſind; gewachſenes Gold, gewachſenes Silber, weil das Zeitwort deihen und gedeihen ehedem auch für wachſen gebraucht wurde. Ein Leuchter von gediegenem Silber, von maſſiven Silber, der durchaus von Silber iſt. Niederſ. klamm.

Ein gediegenes Erz, Metallum nativum, oder ein Metall welches in den Gängen in der ihm eigenen Geſtalt und Anſehen gefunden wird, kann ohne Reinigung im Feuer gebrauchet werden. Vom Golde iſt man völlig gewiß, daß es gediegen, d. i. vollkommen rein, gefunden wird. Von den andern Metallen kann man die vollkommene Reinigkeit nicht darthun, indem das beſte gediegene Silber, welches doch vor andern Metallen noch am erſten gediegen gebraucht werden kann, nicht vollkommen rein, ſondern mit ein wenig Arſenik, zum Theil auch mit etwas Schwefel vermengt, befunden wird.

Gedinge, (das) von dem Zeitworte dingen, der Vertrag über den Preis einer Waare oder einer Arbeit. Ein Gedinge über eine Arbeit machen, einem eine Arbeit im Ganzen verdingen, zum Unterſchiede des Tagelohnes. Der Arbeitslohn im Gedinge. Wegen des Hufſchlages mit dem Schmiede ein Gedinge machen, ihm denſelben auf ein ganzes Jahr verdingen.

Im Bergbaue bedeutet dieſes Wort beſonders einen Vertrag auf Gewinn und Verluſt, und die auf ſolche Art verdungene Arbeit. Sein Gedinge redlich auffahren, die verdungene Arbeit redlich verrichten. Sein Gedinge abgeben, ſie vollenden. Daher Gedingarbeit, oder Gedingearbeit, eine im Ganzen verdungene Arbeit; Gedingebuch, ein Rechnungsbuch über die Gedingearbeit; Gedingegeld, der verglichene Lohn für eine verdungene Arbeit; Gedingehäuer, oder Gedinghäuer, ein Bergmann, der auf Gedinge, d. i. mit dem Geſchwornen auf Gewinn und Verluſt arbeitet, zum Unterſchiede von einem Lohnhäuer; Gedingeſtufe, ein Zeichen, welches von dem Geſchwornen bey der Verdingung in das Geſtein gehauen wird.

Ehedem bedeutete dieſes Wort noch: 1. Einen jeden Vertrag, er ſey von welcher Art er wolle. 2. Eine Bedingung, in welchem Verſtande es noch zuweilen im Oberdeutſchen vorkömmt. 3. Eine gedungene oder gemiethete Sache, in welcher Bedeutung es Apoſt. Geſch. 28, 30. von einer gemietheten Wohnung gebraucht wird. Paulus blieb zwey Jahr in ſeinem eigenen Gedinge. 4. Gehalt, Renten. Ein jährliches

ches Gedinge, Leibrenten, im Oberdeutſchen. 5. Die Hoffnung, in welchem Sinne der Giding, Keding, und gidingan, hoffen, bey den ältern oberdeutſchen Schriftſtellern häufig ſind. 6. Eine Anwartſchaft, Expectanz, bey dem Beſold. 7. Das Gericht, die Gerichtsſtelle, die Gerichtbarkeit; ſiehe Ding und Dingen.

Gedoppelt, hat mit dem einfachen doppelt einerley Bedeutung, und iſt ſtatt deſſelben, beſonders im Oberdeutſchen, imgleichen in der edlen und höhern Schreibart, üblich.

Gedrückt, iſt eigentlich dasjenige, was durch eine zu ſtark aufliegende Laſt aus ſeiner gewöhnlichen Form gekommen iſt. Man braucht aber das Wort in der Baukunſt in einem doppelten Sinne, als ein Kunſtwort. Man nennt gedrückte Bogen diejenigen, die entweder nur einen kleinen Theil des halben Zirkels, welcher der volle Bogen genannt wird, ausmachen, und folglich nur niedrig ſind, oder die eine niedrige elliptiſche Form haben (ſiehe auch Th. VI, S. 102, f.). Aber auch dasjenige wird bisweilen gedrückt genannt, was unter einem guten Verhältniſſe zu niedrig iſt, und alſo eingedrückt oder niedergedrückt ſcheint.

Durch eben dieſen Ausdruck verſteht man auch einen Zufall der Pferde, der ihnen von einem ungeſchickten Sattel oder Kummete wiederfährt, welches nicht aller Orten gleich aufliegt, und an einem Orte zu weit, an dem andern aber zu enge iſt; Fr. Foulure, Mal ſur le garot; ſiehe Satteldrücken.

Gedruckte blaue Leinwand, ſiehe Th. V, S. 617.

Geduld. Dieſes Wort bedeutet unter andern auch, im gem. Leben, Schutz vor der Witterung. Ein Baum ſteht in der Geduld, wenn er an einem Orte ſteht, wo ihn die Winde nicht treffen. Dieß Zimmer liegt in der Geduld, wenn es vor Wind und Wetter gedeckt iſt.

Geduld-Hahn, im Hildesheimſchen, ein Hahn oder Huhn, ſo von Eheleuten, welche keine Kinder zeugen, dem

dem Pfarrer jährlich gegeben werden muß, damit er wegen des Abganges an den Taufgebühren mit ihrer Schwachheit Geduld habe.

Geduld=Kraut, Rumex Patientia *Linn.*; ſiehe Grind=wurzel, No. 4.

Gedunſen, ſiehe Dunſen.

Geelfink, Geelgöſchen; ſiehe Emmerling.

Geere, ſiehe Gehre.

Geeſt, (*) (die), in Niederſachſen, beſonders in Schleß=wig und Holſtein, hohes oder erhabenes Land, welches daher ſandig, trocken und unfruchtbar iſt, **Geeſt=Land**, die Heide, im Gegenſatze der Marſch oder des Marſch=Landes.

Obſervatio von Geeſt und Maſch, ſ. im 51 St. der Hannöv. Beytr. z. N. und Vergn. v. J. 1759.

Geeſt=Land, ſiehe das Vorhergehende.

Gefährde (die), eine im Hochdeutſchen größtentheils veraltete oberdeutſche Form des Wortes Gefahr. 1. Gefahr. 2. Argliſt, vorſetzlicher Betrug im geſellſchaftlichen Leben. In letzterm Verſtande wird es noch im gem. Leben und in den Rechten gebraucht. Treulich und ohne Gefährde, iſt eine bekannte Clauſel in allen Verträgen und Verſchreibungen, wodurch zu verſtehen gegeben wird, daß ſolchergeſtalt alle arge Liſt und Betrügerey völlig ausgeſchloſſen ſeyn ſolle. Der Eid für die Gefährde, **Gefährde=Eid**, der Eid, daß man in dieſer Sache keine wiſſentliche Ungerechtigkeit begehe, daß man eine gerechte Sache zu haben glau=

(*) Dalin leitet dieſes Wort, weiches in Oſt=Friesland Gaſte, in andern niederſächſiſchen Gegenden aber Göſt, Göſe, lautet, von dem alten Goya, die Erde, Griech. γη und γαια her, Popowitſch aber hält dieſe Abſtammung für ungewiß. Allein es gehört wohl ohne Zweifel entweder zu dem Dithmarſiſchen goſe, Schwed. giſt, Walliſ. gwyſte, und Niederſ. güſt, trocken, unfruchtbar, oder auch zu dem Lat. vaſtus, und deutſchen wüſt: zumal da im mittlern Lat. auch Gaſtum ſowohl ein unfruchtbares Land, als auch den Brachacker bedeutet. Siehe Güſt. Geeſt=Knabe iſt in Niederſachſen ein Schaf von hohen Geeſtlande, ein Heide=Schaf.

glaube, Juramentum calumniae, Juramentum malitiae, im mittlern Lat. auch Juramentum de Vata, Niederſ. der Vareed, Voreed, Schwed. Fared. In beydn Fällen kömmt bey dem Opitz und ältern Schriftſtellern auch das kürzere Gefähr vor.

Gefährt, (das) ein nur im gem. Leben übliches und von Fahrt und Fährte gebildetes Wort. 1. Ein Fuhrwerk, ein Wagen; in welchem Verſtande es beſonders am Oberrheine gebraucht wird. 2. Die Spur. So brauchen die Jäger dieſes Wort für Fährte, die Spur des Wildes zu bezeichnen.

Im Bergbaue iſt das Gefährt, die Spur eines Ganges oder einer Erzader, beſonders die Kluft zwiſchen derſelben und dem tauben Geſteine. Dem Gange auf das Gefahrt kommen.

Gefährte (der), die Gefährtin, von dem Zeitworte fahren, reiſen; eine Perſon, welche in Geſellſchaft einer andern einerley Reiſe verrichtet, ein Geſellſchafter auf der Reiſe (*); L. Comes, Comes itineris, Fr. Compagnon de voyage.

1. Eigentlich. Jemanden zum Gefährten haben. Einen zum Gefährten annehmen. Es iſt mein Gefährte.

2. Figürlich. 1) Der durch das Band der Freundſchaft, durch einerley Umſtände des Lebens mit dem andern verbunden iſt. Er iſt ſeine liebe treue Gefährtin, Egattin. 2) Ein Ding, ſo neben dem andern zugleich da iſt, daſſelbe begleitet. Die Mittelmäſſigkeit iſt eine Gefährtin der Ruhe.

Im Bergbaue heißt ein Gang, der neben dem Hauptgange ſtreichet, deſſen Gefährte.

Ge-

(*) In dieſem Verſtande kömmt ſchon bey dem Ottfried Gifert, und bey dem Strycker Geverte vor, von Fahrt, die Reiſe. Samanbndo, von Sind, der Weg, bedeutet bey dem Ottfried gleichfalls einen Gefährten; ſiehe Geſinde. Das männliche Geſchlecht der Gefährte wird zuweilen auch als ein Commune von einer Gefährtinn gebraucht.

Gefälle (das), ein im gem. Leben in der dritten Hauptbedeutung des einfachen Fall (ſ. Th. XII, S. 152) übliches Wort, die Höhe zu bezeichnen, um wie viel ein flüſſiger Körper fällt, d. i. um wie viel er an einem Orte dem Mittelpuncte näher iſt, als an dem andern. Der Fluß hat auf hundert Ruthen vier Fuß Gefälle. Das Gefälle finden.

Bey den Mühlen bezeichnet es die Höhe des Waſſerfalles vor dem Mahlgerinne, Hohe Gefälle erfordern oberſchlächtige Mühlen.

Im Hüttenbaue iſt es der obere Theil des Planheerdes, worauf der Schlamm aus den Schlammgerinnen und Sümpfen getrecket, Waſſer zugeſchlagen, und über dem Planheerde gewaſchen wird.

In weiterer Bedeutung iſt in der Erdmeßkunſt das Gefälle, die Höhe, um welche ein jeder gegebener Ort tiefer liegt, als ein anderer; welche Höhe vermittelſt der Waſſerwage gefunden wird.

In Niederſachſen ſind die Gefälle, diejenigen Gegenden, wo die Bienen ihre Nahrung finden, in welchem Verſtande es aber vermuthlich für Gefilde ſteht.

Gefälle (die), L. Reditus, Fr. Rentes, Revenus, dasjenige, was von einem Grundſtücke fällt, deſſen Ertrag die Einkünfte von demſelben, und in engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, die Abgaben, welche man dem Grundherrn oder der Obrigkeit von einem Gute oder von einer Sache entrichtet; Herren-Gefälle. Die Gefälle entrichten. In einigen oberdeutſchen Gegenden ehedem nur Velle.

Vor dieſem bedeutete es auch eine Erbſchaft, die einem andern an- oder zufällt, und war alsdann auch in der einfachen Zahl üblich, das Angefälle.

Gefällig, von fallen, cadere, was da fällt, doch nur in einigen figürlichen Bedeutungen. Das Geld, die Zinſen ſind gefällig, zahlbar, die Zahlungszeit derſel-

ben iſt vorhanden. Siehe Fällig. Das Feſt iſt morgen gefällig, fällt auf den morgenden Tag.

Gefängniß (das), L. Carcer, Cuſtodia, Fr. Priſon. 1. Der Zuſtand, da man ein Gefangener iſt, die Gefangenſchaft. Das babyloniſche Gefängniß. In dieſer Bedeutung, in welcher es in der deutſchen Bibel mehrmals vorkömmt, iſt noch hin und wieder im Oberdeutſchen, nicht aber im Hochdeutſchen üblich, außer wenn es eine Strafe bezeichnet. Ein Verbrechen mit ewigem Gefängniſſe beſtrafen.

2. Der feſte Ort, in welchem ein Beklagter in enger Verwahrung gehalten wird. Jemanden in das Gefängniß ſetzen, führen. Im Gefängniſſe ſitzen. Aus dem Gefängniſſe entfliehen.

In der erſten Bedeutung lautet es ſchon im Schwabenſpiegel vanknuzze, im Dän. Fängſel, und Fangehuus. Im Oberdeutſchen iſt es in beyden Bedeutungen weibliches Geſchlechts, welches auch in Luthers Bibel in vielen Stellen aus ältern oberdeutſchen Ueberſetzungen beybehalten worden iſt, obgleich in andern Stellen auch das ungewiſſe Geſchlecht vorkömmt. Es haben Einige daraus die Regel machen wollen, daß es in der erſten Bedeutung weibliches, in der zweyten aber nur ungewiſſes Geſchlechs ſey; eine Regel, die höchſt willkührlich, und im Hochdeutſchen noch über dieſes unnöthig iſt, weil es in der Bedeutung der Gefangenſchaft wenig mehr gebraucht wird. Uebrigens haben die Gefängniſſe an verſchiedenen Orten beſondere Namen, welche zum Theil auf beſondere Umſtände beruhen. Dergleichen ſind Frohnfeſte, Temnitz, Gilnitz, Tranſt, Keuche, Kotter, Gras, Grashaus u. ſ. f.

Die Gefängniſſe, und Gefängnißſtrafen gehören zu den Polizey-Zuchtanſtalten. Denn, die Freyheit nach Gefallen hin und her, aus dem Hauſe, aus einer Stadt zu gehen, dieſe und jene Geſellſchaft anderer Menſchen zu beſuchen, dies und jenes zu ſeinem Nutzen vorzunehmen, ſeine Zeit nach Belieben anzuwenden, nach Gutdünken und mit Gemächlichkeit ſich zu bewegen, zu ſitzen, zu gehen, zu ſtehen, zu eſſen, zu trinken, zu ſchlafen, zu wachen, zu ruhen, zu arbeiten,

ten, zu reden, zu ſchweigen, iſt eine Sache, worauf ein großer Theil der Bequemlichkeit unſers Lebens ankömmt. Derjenige Zwang nun, welcher dieſe Freyheit, mehr oder weniger, vermittelſt gewiſſer Anſtalten an Häuſern, Behältniſſen, Zimmern, Befeſtigungen, Schloß und Banden, Wacht und Hut einſchränket, wenn er nicht mit einem gewiſſen Grade der Schande verknüpft, oder mit großer, ſaurer und harter Arbeit, oder mit Hunger und Durſt, verbunden iſt, und nicht allzu lange, oder gar Zeitlebens währet, heißt der enge und weite Polizeyarreſt; und inſonderheit in einigen Städten, ein Ort auf dem Rathhauſe oder oben über den Thoren, wo ungehorſame Bürger auf eine Zeitlang in Verhaft geſetzet werden, der Gehorſam, oder bürgerliche Gehorſam, (die Obedienzſtube) und iſt eine Strafe, die, nach Unterſchied der Perſonen, bald empfindlicher, bald gelinder iſt, als ein Block-oder Stockhaus, ein eigentlich ſo genanntes Zuchtgefängniß, oder ein tiefes finſteres Gefängniß für Uebelthäer, welches nach dem gemeinen Ausdrucke ein Loch, in der höhern Schreibart der Hochdeutſchen aber ein Kerker (aus dem Lat. Carcer, ſo wie dieſes aus dem Griech. καρκαρος), Fr. Cachot, genannt wird. Dazu aber gehören allerley Anſtalten. Man braucht Feſtungen, Wachtſtuben, Gehorſamsbehältniſſe, geringere und ſchlechtere Verwahrungsörter, Wachten in eigenem oder in einem andern Hauſe, bewachte Stadtthore, und Ein- und Ausgänge, das Verbot dieſen und jenen nicht heraus zu laſſen, das bloße Verbot, daß Jemand nicht aus dem Hauſe gehen ſolle ꝛc. zu dieſer Art der Strafe. Endlich gehören hieher auch die Zuchthäuſer, womit man insgemein hartes, ja ein Criminalgefängniß, ſchwere Arbeit und allerley Schande verknüpft hat. Von letztern werde ich an ſeinem Orte beſonders handeln.

Von

Von Verwandlung der Gefängnißſtrafe in eine Geldſtrafe, ſiehe den Art. Geld-Strafe.

Ein Menſch, der zum Gefängniß geliefert worden iſt, iſt nicht dahin gebracht, um Strafe zu leiden, ſondern bis zu ſeiner Befreyung oder Beſtrafung aufbewahret, und für Entweichung geſichert zu ſeyn. Das Gefängniß muß folglich der Geſundheit des Gefangenen nicht nachtheilig, und hienächſt ſo beſchaffen ſeyn, daß er weder entweichen, noch mit Feuer, Schaden anrichten könne; auch müſſen darin beſondere Abtheilungen vorhanden ſeyn, damit man die Gefangenen abſondern, und ſie verhindern könne ihre Mitſchuldige zu ſprechen.

Blockhäuſer, oder von ganzen in einander gefügten Bäumen errichtete Gefängniſſe, ſind die feſteſten und geſundeſten. Andere werden mit ſtarken Mauern aufgeführt, die Decken gewölbet, die Fenſter klein, in der Höhe, und mit ſtarken eiſernen Stangen verwahret.

Die Anleg- und Errichtung eines feſten und bequemen Gefängniſſes, in Gegenden, wo es an Steinen mangelt, lehret Herr Kammerrath von **Wichmannshauſen**, nach einer von ihm ſelbſt auf ſeinem Gute angeſtellten Probe. Das aus ſtarkem kiefernen Holze errichtete Gebäude, welches Derſelbe, nach Beſchaffenheit ſeiner Gerichtsumſtände, von keiner ſonderlichen Größe nöthig hatte, iſt im Lichten 10 Ellen lang und 8 Ellen breit, erbauet, und auf einen freyen Gemeindeplatz, unweit ſeiner Rittergutsgebäude, placirt worden. Aus dem Grundriſſe, Fig. 860, iſt deſſen Bauart deutlicher zu erſehen.

a, der Hausraum, welcher 3 Ellen breit, und 6½ Elle lang iſt; dieſer wird bey kaltem und regneriſchem Wetter offen gehalten, damit die gewöhnlichen Dorfwächter zuweilen ihre Retirade daſelbſt nehmen können, wodurch dieſelben abgehalten werden, in ihre oder andere Häuſer einzukriechen, wo man ſie weder zu ſuchen noch zu finden weiß.

b, Wächter- und Arreſtantenſtube, 7 Ellen lang, und 6½ E. breit; worin auch die Folter (Tortur) vorgenommen werden kann; in welcher

c, ein

c, ein feſtes und aus tief eingegrabenen Säulen beſtehendes Stockwerk, mit Anſchließketten und ſtarken eiſernen Schellen und Ringen, zum Anſchließen der Arreſtanten;

d, ein Windofen, wodurch die Brandmauern, welche zwiſchen den hölzernen Wänden nicht zu befeſtigen ſind; imgleichen die Feuermauern, wodurch Arreſtanten ebenfalls echappiren können, vermieden und erſparet werden.

e, e, harte Gefängniſſe für Inquiſiten, jedes 3 Ellen lang, und 1½ E. breit, welche, da ſie mit ſchmalen Oeffnungen verſehen ſind, durch die Stube mit geheizet werden. Dieſe ſind mit doppelt eingeſchobenen, 10 Zoll dicken, Stücken von aneinder liegenden gezimmerten Holze, zwiſchen welche Staubſand gefüllet worden iſt, damit bey den Verſuchen der Inquiſiten, dieſelben, ſowohl bey dem Rütteln an ſolchen Deckhölzern, durch den niederfallenden Staub incommodiret, als auch von allen Verſuchen, welche zu Aufhebung der Deckhölzer gewaget werden, die Spuren durch den abfallenden Sand in den Gefängniſſen täglich bemerket werden können, verſehen. Alles rings umher, auch der Fußboden, iſt von gezimmerten und durch einander verbundenen ſtarken Holze aufgeſchroten.

f, f, Räume zwiſchen den Gefängniſſen, welche mit Lehm ausgefüllet ſind, damit die Arreſtanten einander nicht ſprechen und verſtehen können.

g, Leidlicher Gehorſam für Unterthanen, Fröhner und Geſinde.

h, ein 6 Zoll ſtarker Riegel von Eichenholz, welcher zur Nachtzeit zu, nach aller Vorſorge, vor die außerdem ſchon feſt verſchloſſenen, und mit Thüren, welche von eichenen Pfoſten, und mit dem ſtärkſten eiſernen Beſchläge verſehen ſind, verwahrten Gefängniſſe, durch das ganze Haus vor den Gefängnißthüren vorüber geſchoben wird, und zur Tageszeit auf den Bänken i i ruhet, bey k aber durch einen Bügelhaken und Schloß verwahret wird.

Die übrige Anrichtung dieſes Gefangenhauſes oder Frohnfeſte, iſt dergeſtalt beſchaffen, daß 1) das ganze Gebäude aus lauter, ins Gevierte beſchlagenen, ſtarken Kiefernholze in allen Wänden über einander und zur Decke neben einander liegend, ſonder Verwendung eines Bretes, beſteht. Auch iſt 2) der Fußboden aus eben dergleichen neben und an einander geſchobenen, und mit den Wänden feſt verbundenen ſtarken Holze angerichtet. Ferner ſind 3) die Fenſter, wie m m m zeigt, nur aus ſchmalen Oeffnungen, wodurch kein Menſch entweichen kann, zwi-

ſchen

ſchen eichenen eingezapften Säulen beſtehend; welche Säulen ſtatt der eiſernen Stäbe dienen, und dem Ausbrechen weniger, als vorgedachte, ausgeſezt ſind. 4) Die Haus- insbeſondere aber die Stubenthür, iſt aus den ſtärkſten Pfoſten gefertigt, und auf das feſteſte zuſammen genagelt, daneben mit eingekehrten Bändern verſehen; und kann auch außerdem, weil ſolche, wenn ſie verſchloſſen iſt, in die Falze des Thürgewändes eingepaſſet, nicht ausgehoben werden. Auf gleiche Art ſind auch die Thüren vor den Gefängniſſen angerichtet und verwahrt. 5) Die auf Dachung an Sparrwerk, Latten, Breter, Nägel, Dachziegel und ſonſt zu verwendenden Koſten, ſind bey dieſem Gebäude gänzlich erſpart, und nur die hölzerne Decke, welche gedachter Maßen, aus dem ſtärkſten neben einander liegenden Balkenholze beſteht, mit ſo viel Lehm überführet worden, bis die Form eines Backofens, wie bey l zu erſehen iſt, dadurch heraus gebracht worden iſt; darüber iſt Raſen in doppelter Schicht verkehrt und in guter Ordnung, damit überall das Regenwaſſer wohl ablaufen könne, gelegt, und zum beſſern Beraſen ſolchen Lehmhügels, Hafer dazwiſchen geſtreuet worden; wonach dieſes Gefangenhaus einer Feſtungscaſematte ähnlich ſieht. Durch dieſe Dachungsart iſt der Vortheil zuwege gebracht worden, daß kein Inquiſit dadurch echappiren kann; maßen die obere Laſt des Erdbodens für das Durchbrechen, mehr als ein Gewölbe, ſchützet. Ueberhaupt hat dieſe hölzerne Frohnfeſte vor denen von Stein erbaueten, noch den Vorzug, daß, da leztere, wenn ſie nicht aus den größten Quaderſtücken angerichtet ſind, durch einen Nagel, oder durch andere der kleinſten eiſernen Stifte, nach und nach durchbohret, und nach Gewinnung eines Steines mehrere gar leicht ausgebrochen werden können; dieſes hölzerne Gebäude aber, wenn auch den Inquiſiten alle erdenkliche Inſtrumente zugelaſſen würden, der ſehr enggefaßten Räume halben, worin ſie keine Inſtrumente appliciren können, und wegen der überall, um und um, meiſtentheils ½ Elle ſtarken, in einander gebundenen und durch die Belaſtung des Lehmes gepreßten Wände, auf keinerley Art zu eröffnen möglich iſt. Die zu dem aufgeführten ganzen Gebäude erforderlich geweſenen Koſten, excl. des Bauholzes, an 40 Stämmen Balken und Ziegelſparren, imgleichen excl. der Anfuhre deſſen, haben ſich, für Zimmerlohn, Schmiede- und Glaſerarbeit, an 24 Rthlr. belaufen.

Der vorzüglichſte Endzweck eines ſolchen Gebäudes, worin etliche Gefangene wohlverwahrt aufbehalten werden können, be-

beſteht in Erſparung vieler Unterthanenwachten, immaßen ein einiger Wächter 3 Inquiſiten zu aller Zeit, ohne alle Beſorgniß hinlänglich beobachten kann. Hiernächſt aber kann auch unter dieſem Gefangenhauſe, wenn es an einem erhabenen Orte aufgeführet wird, wo ſich, des anliegenden tiefern Terreins wegen, füglich eine Abzucht anlegen läßt, eine Eisgrube mit vielem Vortheile angebracht werden; indem ſowohl wegen der ſtarken Wände, als auch inſonderheit wegen der Dachung von Erde, und übrigen Verwahrung, wenig Sonnenhitze in ein ſolches Haus wird eindringen können, und mithin das darunter zu verwahrende Eis ſich viel länger, als unter anderer Bedeckung, conſerviren laſſen würde.

Oecon. Nachrichten, 7 Band, Lpz. 1755, 8. S. 748, fgg.

Faſt überall findet man, bey der Einrichtung der Gefängniſſe, Unbarmherzigkeiten, die man bey geſitteten Nationen, welche ſich ſo viel auf Menſchenfreundlichkeit zu gute thun, nicht erwarten ſollte. Leute, welche ſich geringer Vergehungen ſchuldig gemacht haben, lernen, ſtatt durch Einſamkeit und Unterricht zur Beſſerung gebracht zu werden, in Geſellſchaft der ärgſten Böſewichter, Uebelthaten begehen, deren ſie ſonſt nie fähig geworden wären. Ehe Gefangene verhört und verurtheilt ſind, leiden ſie Elend, was die geſetzmäßige Strafe weit übertrifft. Leute, welche zum Theil durch Noth, zu Vergehungen veranlaßt ſind, ſo gar Schuldner, müſſen, ohne durch Arbeit ſich und den Ihrigen etwas zu verdienen, auf Koſten des Staates darben, bis ſie endlich, nach Verluſt ihrer Geſundheit, frey gelaſſen werden, und durch die aus den Gefängniſſen mitgebrachten Krankheiten die Ihrigen anſtecken. Was ihnen die Geſetze zum Unterhalt beſtimmt haben, wird ihnen nicht gereichet. Statt der geſetzlich verordneten Viſitationen, werden Gefangene aller Art, und faſt jedes Standes, Auffſehern aus dem geringſten Pöbel, die ſich von dem, was ſie den Unglücklichen abzwacken oder entwenden, bereichern, oder zum Theil ernähren müſſen, überlaſſen.

Von den Gefängniſſen iſt das Schreckhafte und Fürchterliche zu trennen. Zwar hat man dabey nicht auf Annehmlichkeiten und große Bequemlichkeiten, aber doch auf Menſchlichkeit, zu ſehen; und man muß es möglich zu machen ſuchen, daß Menſchen das Elend der Gefängniſſe, ohne am Körper und an der Seele übermäßig zu leiden, bis zu ihrer Freylaſſung oder Verurtheilung aushalten können. Ein jeder Menſch, der leidet, hat ein Recht auf die Theilnehmung eines menſchlichen Herzens an ſeinen Leiden, und wenn er auch der ärgſte Böſewicht wäre. Es muß demnach die landesherrliche Vorſorge dahin gehen, zu verhüten, daß von den Unterobrigkeiten dabey nicht excediret, und daß zugleich für die Geſundheit der Gefangenen geſorget werde. So haben z. B. Se. Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen in einem *Generale* wegen des Verfahrens in Unterſuchungsſachen, v. 27 Oct. 1770, und deſſen 11 §. anbefohlen, daß die Gefängniſſe, worin die Verbrecher aufbehalten werden, zwar feſt und wohl verwahrt, jedoch nicht feucht und naß, ſondern trocken, reinlich und dergeſtalt beſchaffen ſeyn ſollen, damit die Luft und das Tageslicht hinein bringen, und die Gefangenen aufgerichtet darin ſtehen und geräumig liegen können, mithin an ihrer Geſundheit keinen Schaden leiden.

Bey den Gefängniſſen und Gefängnißſtrafen befiehlt die Tugend, daß man der Leutſeligkeit Platz gebe; die Gerechtigkeit aber will, daß man dem, dem man das Leben nicht nehmen darf, auch die Geſundheit, durch Nachläſſigkeit, Leichtſinn und Geitz unbarmherziger Menſchen, nicht rauben laſſe. Dieſes ſind die Ausdrücke der holdſeligſten und glorreichſten ruſſiſchen Geſetzgeberinn, Catharina der Zweyten, deren Bildniß gegenwärtigem Theile meines Werkes Glanz und Würde ertheilt.

Weil

Weil aber oft unvermeidliche Umſtände vorkommen, welche die vollkommene Befolgung dergleichen landesherrlichen Befehle verhindern, auch oft die Wärter der Gefangenen, aus Unwiſſenheit, Fehler begehen oder begehen laſſen, von denen ſie keinen Einfluß auf die Geſundheit weder der Gefangenen, noch derer, ſo bey denſelben ſind und mit ihnen zu thun haben, vermuthen: ſo werde ich hoffentlich keine überflüſſige Arbeit thun, wenn ich die Urſachen der Krankheiten der Gefangenen hier anzeige und beleuchte, um theils die Weisheit und Vorſorge der Fürſten in Verordnungen vorerwähnter Art zu zeigen, theils um die Wirkung jener unvermeidlichen Umſtände zu verringern oder abzuwenden, theils auch die Unwiſſenden zu belehren, und ſie ſelbſt ſowohl, als auch die Gefangenen, in Sicherheit zu ſetzen.

In allen Zimmern, auch in großen, beſonders aber in den engen, wird die Luft ſchon einigermaßen verdorben, wenn dieſe allenthalben verſchloſſen ſind, und die Luft ohne alle Bewegung lange in denſelben bleibt. Dieſes beweiſet der dunſtige Geruch in denſelben. Dieſe Verderbniß aber geht deſto geſchwinder vor ſich, wenn ſich in ſolchen Zimmern Körper aufhalten, die eine Ausdünſtung von ſich geben. Daher haben die Gefangenen in engen Gefängniſſen, in welchen niemals, oder doch ſelten, die Luft beweget oder erneuert wird, nicht nur eine unangenehme Ausdunſtung, ſondern die Unreinigkeiten, die in Töpfen und Geſchirren zuſammen geſammelt werden, vermehren auch den übeln Geruch gar ſehr. Die Gefangenen ſelbſt, die ſich beſtändig in einer ſolchen Luft aufhalten müſſen, merken kaum die Unbequemlichkeit davon, ſondern werden derſelben allmählich gewohnt; andere aber, die aus einer reinen und freien Luft in ſolche Gefängniſſe hinein kommen, ziehen durch Naſe und Mund dieſen ſtinkenden und höchſt beſchwerlichen Dunſt in ſich. Daß aber dieſe, faulende

Dünſte in die Körper der Gefangenen auf mancherley Art eindringen, ihre Säfte anſtecken, und daher viele Krankheiten verurſachen, beweiſen die Wirkungen deutlich genug. Und dieſer Nachtheil läßt ſich auch daraus noch mehr abnehmen, wenn man bedenkt, daß auch die Kleider und Betten von dieſem Dunſte voll werden, wodurch die Verderbniß der Luft beſtändig vermehret wird. Iſt das Gefängniß trocken, ſo wird zwar die Luft nicht ſo ſchnell verdorben, und es entſtehen auch nicht ſo gar ſchwere Krankheiten; diejenigen Gefängniſſe hingegen, die unter der Erde nahe an Cloaken und Ableitungen von unreinem Waſſer ſich befinden, ſind gemeiniglich höchſt gefährlich, und den Gefangenen überaus nachtheilig.

Die Unreinlichkeit iſt ebenfalls eine Quelle ſchlimmer Krankheiten. Denn, da die Wäſche und Kleider bey Gefangenen, entweder aus Nachläſſigkeit nicht oft verändert werden, oder wegen Mangel und Armuth nicht verändert werden können, ſo vermehrt ſich die Unreinigkeit auf der Haut von Tag zu Tage, und hiedurch erzeuget ſich mancherley Ungeziefer, welches nicht allein den Schlaf verhindert, ſondern auch den Körper dermaßen verdirbt, daß gar oft durch dieſen einzigen Umſtand mancher Gefangene jämmerlich umkömmt.

Aber auch aus den Nahrungsmitteln, die man den Gefangenen giebt, entſtehen viele Krankheiten. Die Nahrung derſelben iſt gemeiniglich roh, und ſchwerverdaulich. Wenn ſie, wie zuweilen geſchieht, bloß Waſſer und Brod bekommen, ſo kann daraus nicht ſo viel guter Nahrungsſaft zubereitet werden, als zur Stärkung und Erquickung des Körpers hinlänglich iſt. Bekommen ſie aber außer dieſem noch Hülſenfrüchte und Kraut, ſo ſind auch dieſe wegen ihrer Härte und Zähigkeit nicht ſo gar ſehr dem Körper zuträglich, weil aus denſelben gemeiniglich ein zäher Schleim, theils im Magen und Gedärmen, theils aus dieſen in andere

Canäle

Canäle eingeſammelt wird. Wird den Gefangenen aber Fleiſch gegeben, wiewohl dieſes ſehr ſelten geſchieht: ſo iſt es meiſtentheils Schweinfleiſch, oder ein anderes, in welchem wenig wirklich Nahrhaftes ſteckt. Es mögen endlich auch die Gefangenen für eine Nahrung genießen, welche es ſey, ſo wird doch allemal die Verdauung geſchwächt, der Zufluß des Speichels, welcher zur Verdauung unumgänglich nothwendig iſt, gehindert, die Galle unwirkſam gemacht, und andere Unordnung in dem Gedärme verurſachet, durch welches alles die ordentliche Ausarbeitung eines guten Nahrungsſaftes gehindert wird.

Die Fehler im Getränke verdienen ebenfalls bey ſolchen Perſonen in Betrachtung gezogen zu werden. Denn da ihnen außer Waſſer auch dünnes Bier (Koſent,) welches insgemein ſauer und ſchlecht iſt, gegeben wird, ſo wird dadurch der Körper keinesweges geſtärket, ſondern die Säure vermehret, und der Magen ungemein gereizet. Die Gefangenen verlangen auch oft Branntwein, ohne welchen ſie wegen der vorigen Gewohnheit kaum leben zu können ſcheinen. Und ob ſchon dieſe Getränke, beſonders wenn ſie über gewürzhafte und blähungstreibende Species geſtanden haben, einige magenſtärkende Kraft beſitzen, und in dieſem Stücke der Gewohnheit dieſer Leute zuweilen etwas nachgegeben werden muß: ſo muß man ihnen doch dieſes Getränk, ſo viel möglich, zu entziehen ſuchen, weil die Härte des Magens und die Verdickung der Säfte dadurch vermehret wird, um andern Uebeln vorzubeugen.

Den Nachtheil von dieſer verkehrten Lebensart, in Abſicht der Speiſen und des Getränkes, wird man nicht allein bey zarten und zu einer weichlichen Lebensart gewöhnten Perſonen, ſondern auch bey ſtarken, und denen, die eine harte Lebensart geführt haben, gewahr. Denn eine harte und rohe Koſt wird alsdann zwar all-

mählich verdauet, und in eine wirkſame Nahrung verwandelt, wenn der Körper und ſeine Glieder oft und ſtark beweget werden; allein, bey einer anhaltenden Ruhe des Körpers, in welcher Gefangene ſich befinden, wo alle Theile des Körpers unthätig werden, wird nicht allein dieſe rohe Nahrung nicht verdauet, und verdirbt, ſondern auch die Säfte, welche dieſe Nahrung auflöſen ſollen, werden bösartig.

Dieſer Mangel der Bewegung wird ſolchen Leuten, die in einem Gefängniſſe ſtecken, beſonders im Anfange ihrer Gefangenſchaft oft beſchwerlich. Alle Verrichtungen ihres Körpers fangen an zu ſinken, und aller Umtrieb der Säfte und die davon abhängenden Abſonderungen, und die fernere Ausarbeitung der nährenden Säfte, werden geſtöret. Und daraus beſonders entſpringen in den Schenkeln alle die übelen Empfindungen, welche mit einer anhaltenden ſtillſitzenden Lebensart verbunden ſind. Denn die wäſſerige Geſchwulſt der Beine entſteht nicht allein aus der Feuchtigkeit des Gefängniſſes, ſondern auch am meiſten aus der anhaltenden Ruhe; und die Kniee nebſt den übrigen Gelenken trocknen, weil die Gelenkfeuchtigkeit keinen freyen Zufluß hat, aus, und werden allmählig ſteif. Alle dieſe Zufälle aber ſind denen weit beſchwerlicher, die, ſo oft ſie ihre Stelle verändern, eine Laſt von Feſſeln und Ketten zu ſchleppen haben, ſo daß nicht ſelten die Gebeine wund werden, und Geſchwüre an denſelben entſtehen. Gemeiniglich befreyet man ſie nicht von dieſer Laſt, wenn ſie zu öffentlichen Arbeiten angehalten werden; und dieſes iſt die Urſache, daß ſie, ob ſie gleich die freye Luft genießen, doch von der Arbeit, welche durch die Laſt der Ketten erſchweret wird, dermaßen abgemattet werden, daß ſie durch die nächtliche Ruhe keine Erquickung bekommen. Hiezu kömmt gemeiniglich noch der Umſtand, daß man ihnen ſolche Arbeiten auflegt, die, wegen ihrer Schwere und der damit verbundenen Unreinig-

reinigkeit, der Geſundheit höchſt nachtheilig ſind. Doch ſcheinen dieſe glücklicher zu ſeyn, als jene, welche Monate und Jahre lang in engen Behältniſſen unter der Erde mit großer Anſtrengung der Muskeln das härteſte Holz raſpeln müſſen.

Auch die Gemüthsleidenſchaften können bey Gefangenen die Geſundheit gar ſehr zerrütten. Dieſe Leute haben vorher ſich ihren Lüſten übergeben, ſind beſtändig ihren Vergnügungen nachgegangen, und haben die etwann erwachende Gewiſſensſtimme ſogleich unterdrückt. Wenn ſie aber in der Einſamkeit des Gefängniſſes über ihr vorher ſchändlich geführtes Leben nachdenken, ſo empfinden ſie nicht nur eine heftige Reue in ihrer Seele, und wenn etwann auch noch die Furcht vor der zu erwartenden Strafe hinzu kömmt, ſo entſteht große Angſt und oft Verzweiflung. Die Langwierigkeit der Gefangenſchaft lindert oft zwar dieſe traurige Vorſtellung, ſo daß dieſe Unglückſeligen gleichſam fühllos werden; aber auch hieraus entſtehen Urſachen, welche ihre Geſundheit zerſtören, oder die ſchon gegenwärtigen Krankheiten mehr und mehr ſchädlich machen.

Ueberfällt dieſe Leute ein leichtes Flußfieber, ſo geht die Krankheitsmaterie durch eine leichte Criſis nicht ab, ſondern die lange angeſammelten ſcharfen Säfte werden vielmehr zugleich mit entwickelt, und verzögern entweder den Abgang der Schärfe, oder erſchweren denſelben. Starke Perſonen bekommen zuweilen kalte Fieber; ſie ſind aber ſelten ordentlich, ſondern verwandeln ſich gemeiniglich in irreguläre doppelte Fieber. Die Gallenfieber ſind bey den Gefangenenen höchſt gefährlich. Die Verderbniß der Säfte oder die wahre Fäulniß wird hier entwickelt, oder die Heftigkeit der Anfälle nimmt dergeſtalt die Kräfte mit, daß keine heilſame Reſolution erfolgen kann, ſondern die Krankheitsmaterie ſehr oft krampfhafte Zufälle erregt. Schwache Perſonen hingegen fallen aus ſolchen unordentlichen Fiebern

in langſame, die dann gar bald den Tod befördern. In hitzigen Fiebern erſcheinen oft Frieſel und andere bösartige Ausſchläge auf der Haut.

Was die langwierigen (chroniſchen) Krankheiten betrifft, ſo werden die Gefangenen am meiſten von der Krätze geplaget. Die Urſache dieſes Uebels liegt theils in den verdorbenen Säften, theils in der Unreinlichkeit. Bei fetten und ſchwammichten Körpern findet man die feuchte, bei trocknen aber die dürre, welche nicht allein die Gliedmaßen einnimmt, ſondern die ganze Oberfläche des Körpers angreift; und unter den dünnen Schuppen ſieht man hin und wieder rothe Flecken, vermittelſt welcher die ſcharfen Säfte ſich immer weiter ausbreiten. Zuweilen entſtehen daher Stockungen in dem zelligen Gewebe, und harte Knoten, welche zuweilen in Eiterung übergehen, und eine höchſt ſchlimme Krätze verurſachen. Der Scorbut, eine Krankheit, die dem Schiffsvolke ſo gemein iſt, entſteht auch aus gleichen Urſachen bei Gefangenen. Dieſe an ſich ſchon garſtige Krankheit wird noch ärger, wenn, wie oft geſchieht, auch etwas Veneriſches dabei im Körper iſt. Bey allen beiden Krankheiten iſt die Schärfe oder das Contagium ſo dünn und fein, daß es die lymphatiſchen Säfte verunreiniget, mit denſelben ſich verbreitet, und die härteſten Knochen erweichet.

Bei allen Gefangenen trifft man über den ganzen Körper eine aufgedunſene, blaſſe und gelbliche Geſchwulſt an. Auch die Füſſe ſchwellen, woraus, weil man im Anfange durch Bewegung dem Uebel nicht vorbeugen kann, die Waſſerſucht entſteht, wie ſie dann auch allen Arten von Waſſerſucht unterworfen ſind, die hier wegen der übrigen Beſchaffenheit des Körpes und der Umſtände ſo ſchwer zu heben ſind.

Unter den Gefangenen in England, iſt inſonderheit das Gefängniß= oder Kerkerfieber, Engl. Jayl-fever, gewöhnlich, und dermaßen anſteckend, daß zuweilen

bey

bey dem öffentlichen Verhör von Gefangenen aus ſolchen inficirten Gefängniſſen, die Richter und Zuſchauer angeſteckt, und viele derſelben in kurzer Zeit davon hingeriſſen worden ſind. Hiebey iſt zu bemerken, daß in den engliſchen Gefängniſſen, welche überhaupt ſehr ſchlecht und unſauber ſind, die Gefangenen meiſtens beyſammen in einem Zimmer ſich befinden. Durch die aus dieſen Gefängniſſen auf die Flotte geſchickten Perſonen wird gemeiniglich die Anſteckung der Faulfieber mit dahin gebracht, welche oft, inſonderheit wenn man ſolche geſchwinde ausrüſtet, auf denſelben enſetzlichen Schaden gethan haben. Die erſte engliſche Flotte, welche im letzten Kriege nach Amerika ſegelte, verlor dadurch allein über zweytauſend Mann.

Es herrſchen in Anſehung dieſes Fiebers gewiſſe Vorurtheile, welche leicht ſchädliche Folgen haben können. Man glaubt z. B. es ſey in einem Gefängniſſe keine Anſteckung, wofern nicht dasjenige höchſt bösartige Fieber ſchon wirklich ſich darin zeigt, welches Pringle und andere unter dem Namen des Hoſpitalfiebers beſchrieben haben, Lind aber hat unter 5000 Fieberpatienten, bey denen allen die Krankheit offenbar durch eine Anſteckung entſtanden war, doch nur bey ungefähr 500 dergleichen bösartige Zufälle bemerkt. Es können zwar ſolche Fieber zuweilen ſehr bösartig ſeyn; allein, dieſe Fälle ſind nicht ſo häufig; ja, man hat Beyſpiele, daß Perſonen an dieſen bösartigen Krankheiten geſtorben ſind, ohne daß ſich bey ihnen vorher die geringſten ſchlimmen Zufälle gezeigt hätten. Es läßt ſich kein eigentliches Zeichen angeben, wodurch man dieſes Fieber von allen andern unterſcheiden könnte, ſondern man muß nur auf die allgemeinen damit verknüpften Zufälle ſehen. Dieſe ſind: ein Fieber mit einem ſchwachen Pulſe, Durſt und ſtarker Hitze in der Haut, wobey oft im Anfange Froſt iſt; der Kopf leidet dabey allemal, ſo daß Phantaſiren oder eine Art von Unempfindlichkeit (Stupor) daraus erfolgen kann. In den gewöhnlichen Fällen gleicht es demjenigen, welches die Schriftſteller unter dem Namen des Nervenfiebers beſchreiben. Ungeachtet oft keine bösartige Zufälle damit verbunden ſind, ſo iſt es doch eine ſehr gefährliche Krankheit, weil nicht nur viele daran ſterben, ſondern auch bey denen, welche davon geneſen, die Geſundheit des ganzen Körpers gar ſehr leidet, und diejenigen,

welche dieſe Krankheit einmal gehabt haben, ſehr leicht Rückfällen (Recidiven) unterworfen ſind.

Ein zweyter ſehr gemeiner Irrthum in Anſehung dieſes Fiebers iſt, daß man glaubt, es ſey keine Anſteckung damit verknüpft, wofern nicht alle in einem Gefängniſſe befindliche Perſonen damit befallen werden. Man wird aber finden, daß ſelten ein Viertel, ja gemeiniglich nur der zehnte Theil von denjenigen, die ſich in einem Gefängniſſe oder Schiffe befinden, damit befallen wird. Die kleine Anzahl der Kranken verhindern aber gar nicht, daß dem ungeachtet die Anſteckung ſehr heftig und bösartig ſeyn kann.

Man glaubt endlich, daß eine Perſon, die nicht ſelbſt angeſteckt und krank iſt, auch die Anſteckung nicht verbreiten könne, und daß dieſe Anſteckung ſich in der Luft aufhielte, und daher durch die Veränderung derſelben und eine Ventilation zerſtöret werden könnte. Allein, es haben die anſteckenden Theile gemeiniglich ihren Sitz in den Lumpen und Geräthen, und können von einer ſonſt geſunden Perſon darin herum getragen und ausgebreitet werden. Das wirkſamſte Mittel, die anſteckenden Theile dieſer Krankheit zu zerſtören, in das Feuer; nur muß die Hitze groß, und z. B. ſo ſtark, als die von einem Backofen, und ſo heftig ſeyn, daß kein Thier dieſelben ausſtehen kann. Ein ſchwächerer Grad von Hitze, der ſo beſchaffen iſt, daß man darin noch Athem ſchöpfen kann, wird ſelten den gewünſchten Nutzen ſchaffen. Es iſt daher am beſten, daß man alle an einem ſolchen Ort befindliche Perſonen vorher entferne.

Obſervations on the nature and cure of Hoſpital-and Jayl-fevers, in a letter to Dr. Mead, by *John Pringle*. Lond. 1751, 8. Ein Auszug daraus, ſ. im Journ. britann. To. II. Aout 1750. Atr. 2. und im 9. B. des Hamb. Magaz. S. 545—554.

James Lind Bemerkungen von dem Kerkerfieber, ſ. im 4. St. des 2. B. der Samml. auserleſ. Abhandlungen zum Gebrauche praktiſcher Aerzte, Lpz. 1776, gr. 8. S. 43—49.

Zur Erhaltung der Reinigkeit in den Gefängniſſen, müſſen nicht allein Ventilators angebracht werden, ſondern es muß auch allemal Waſſer genug vorhanden ſeyn, und jeder Gefangene muß, ſich täglich zu reinigen, angehalten werden. Die Zimmer müſſen jährlich einigemal mit Lauge ausgeſcheuert werden; und es iſt ein nichtiger Vorwand, daß ſie dadurch feuchter und ungeſunder werden würden.

Hales

Hales ließ einige Ventilators, die vermittelſt einer Windmühle wirken, zu Newgate aufſtellen. „Da nun,“ ſagt er: „die Röhren in 24 Behältniſſe dieſes Gefängniſſes geleitet ſind, „wodurch ſie nach der Reihe von der faulen Luft gereiniget wer„den, welches nun an 4 Monate bedauert hat: ſo habe ich „durch die Ausſage des Aufſehers vernommen, daß dieſe Kunſt„gezeuge der Geſundheit und dem Leben der Gefangenen vie„len Nutzen ſchaffen. Denn es ergiebt ſich, daß binnen dieſen „4 Monaten nur 7 Gefangene zu Newgate geſtorben ſind, da„gegen man in jedem der 6 vorhergehenden Jahre 90 bis 100 „Todte daſelbſt gehabt hat. Das Gefängniß zu Newgate hat „vor allen andern Gefängnißhäuſern dieſe Unbequemlichkeit, „daß die Unreinigkeit durch die große Anzahl der Gefangenen, „die jeden Gerichtstag aus andern ſtinkenden Gefängniſſen da„hin gebracht werden, allda vermehrt wird.

„Nach einer ſolchen Unterſuchung in Anſehung des Gefäng„niſſes von Savoyen, wo die Ventilators ſchon ſeit 4 Jahren, „auf Verordnung des Kriegsſecretärs, Fox, aufgerichtet ſind, „habe ich vernommen, daß, in dem Jahre 1749, von 200 „Gefangenen nur einer, und zwar noch dazu an den Blattern „geſtorben iſt; im Jahre 1750 aber von 240 Gefangenen nur „zwey, welche an 3 Monate lang geſeſſen haben; im Jahre 1751 „Niemand, und im Jahre 1752 nur einer, der ein heißhun„geriger Menſch war; da hingegen vor dem Gebrauche dieſer „Maſchine durchgehends 50 bis 100 Gefangene jährlich durch „die ungeſunde Luft daſelbſt geſtorben ſind, ungeachtet bey die„ſem Gefängniſſe ein ſchöner offener Platz iſt, wo die Gefan„genen dann und wann friſche Luft ſchöpfen mögen, welcher des „Sommers alle Morgen, und des Winters alle 14 oder 20 „Tage gereiniget und abgeſpühlet wird. Was auch noch mehr „zur Geſundheit dieſes Gefängniſſes beyträgt, iſt dieſes, daß „der gegenwärtige Aufſeher für eine gehörige Säuberung und „Reinhaltung mehr, als Jemand, beſorgt iſt: und damit die „Behältniſſe deſto mehr für Unreinigkeit bewahret werden mö„gen, verbrennt er, auf meine Vorſchrift, in dem größten, in„nerhalb 6 Wochen, 2 ℔ Schwefel, und in dem kleinern, „1 ℔; da hingegen das Gefängniß zu Newgate wöchentlich „nur einmal gereiniget wird.

„Schon vor vielen Jahren ſind über dem Gefängniß zu „Winchelſea, wie auch unlängſt über dem zu Durham, Venti„lators angebracht worden.“

Die Wärter müſſen nicht mit ſtarken Getränken oder mit Victualien handeln, wie in England erlaubt iſt; auch müſſen ſie mit der Speiſung der Gefangenen nichts zu thun haben. Dieſe müſſen angehalten werden, zu geſetzter Zeit dem Gottesdienſt beyzuwohnen. Im Gefängniſſe muß eine Tafel aufgehangen ſeyn, worauf das, was Jedem zukömmt, oder was die Geſetze jedem vermachen, z. B. die Menge Brod u. ſ. w. angezeigt iſt.

Endlich iſt bey den Gefangenen noch dieſes zu beobachten, daß man bey ihrer Gefangennehmung und während ihrer Gefangenſchaft, ihnen alles dasjenige nehme und aus dem Wege räume, was oft ihren verzweifelten Anſchlägen zu Hülfe kommen kann; hienächſt aber auch, daß man in ihren geiſt- und leiblichen Krankheiten ihnen den Beyſtand der leiblichen und geiſtlichen Aerzte nicht verſage.

The ſtate of the priſons in England and Wales, with preliminary obſervations, and an account of ſome foreign priſons. By *John Howard*, Warrington 1777, 489. S. in gr. 4. Dieſes Werk verdient eine vorzügliche Achtung, ſowohl wegen der Wichtigkeit des Gegenſtandes, der nur noch von Wenigen in Ueberlegung gezogen iſt, als auch wegen der mühſeligen, faſt ecelhaften und gefährlichen Unterſuchungen, die der Verfaſſer deshalb angeſtellt hat, und vornämlich wegen des Nutzens, den die daraus hergeleiteten Erinnerungen und Vorſchläge ſtiften können. Der Verf. hatte, als Sherif von Bedvord, Gelegenheit, den beklagenswürdigen Zuſtand der Gefängniſſe zu bemerken. Er that Vorſchläge zur Verbeſſerung; und als er dabey von verſchiedenen billigen und vornehmen Männern unterſtützt ward, ſo faßte er den Muth, nicht allein die Gefängniſſe und Zuchthäuſer der Hauptſtadt, ſondern auch der übrigen Städte in England zu unterſuchen, ihre Fehler und Mängel, auch die vortheilhaften Einrichtungen, welche er finden würde, bekannt zu machen. So gar that er, in gleicher Abſicht, eine Reiſe durch Frankreich, Flandern, Holland, die Schweiz, und durch Deutſchland. Er hat einen Rieß von einem Gefängniſſe, wie es ihm am beſten dünkt, gegeben. Auch findet man hier den Grundriß von la Maiſon de force zu Gent; einer Anſtalt, die muſterhaft heißen kann; imgleichen den Grundriß und Aufriß von Newgate.

Da die ſichere Aufbehaltung der Inquiſiten und Miſſethäter auch ein Theil der innern Dorfpolizey iſt, und die Wachen bey den Inquiſiten mit zu den Schuldigkei-

digkeiten der Unterthanen gehören, ſo nehme ich die Gefängniſſe auf dem Lande, und die Gefängnißſtrafe der Bauern, zum Gegenſtande meiner folgenden Betrachtungen. Nichts iſt auf dem Lande läſtiger, als die ſichere Bewahrung der Inquiſiten und Miſſethäter während der Inquiſition. Die Gelegenheit, die man hiezu in den Städten hat, fehlt auf den Dörfern. Der gewöhnliche Ort zur Aufbehaltung der Uebelthäter iſt der Schulzenhof, wo ſie von den Einwohnern nach der Reihe bewachet werden müſſen. Wie viele Beſchwerden durch dergleichen Bewachungen, zumal wenn die Inquiſition länger, als es billig ſeyn ſollte, verzögert wird, einer Gemeinde verurſachet werden, und wie unſicher dieſe Art der Bewahrung der Inquiſiten dem ungeachtet iſt, fällt einem jeden von ſelbſt in die Augen. Obgleich dergleichen peinliche Fälle ſich auf dem Lande ſeltener, als in den Städten, ereignen, ſo iſt die Laſt eines einzigen Vorfalles von Wichtigkeit ſchon ſo beſchaffen, daß Herrſchaft und Gemeinden hierunter auf eine Abänderung zu denken wohl Urſache haben. Die Erbauung eines eigenen Gefängniſſes iſt der einzige Weg, ein Dorf von dieſer öfters unerträglichen Laſt zu befreyen. Da die Gemeinde durch die Anlegung ſolcher Gefängniſſe von den beſchwerlichen Wachen erlediget wird, ſo iſt es billig, daß ſie zu den hiezu erforderlichen Koſten das ihrige mit beytrage. Die Gefängniſſe auf dem Lande können auch in ihrem Anbaue nur wenig läſtig fallen, da ein Paar in demſelben befindliche abgeſonderte Behältniſſe hinreichend ſind. In den königl. preußiſchen Landen iſt dieſerhalb vor einigen Jahren durch öffentliche Verordnungen der Antrag geſchehen, daß die zu einem Kirchſpiele gehörigen, oder ſonſt 2 oder 3 nahe bey einander gelegene Dorfſchaften hierunter zuſammen treten, und ein gemeinſchaftliches Gefängniß anlegen möchten. Eine ſehr weiſe, und zur Erſparung der Koſten

Koſten gereichende Verordnung! und es wäre zu wünſchen, daß ſolche durchgehends in Erfüllung geſetzt würde. Inzwiſchen würden doch die Unterthanen dadurch von ihrer Laſt nicht völlig, ſondern nur zum Theil befreyet werden, indem dergleichen Gefängniſſe auf dem Lande nicht leicht auf ſolche Art anzubringen ſind, daß nicht, wenigſtens des Nachts, eine Wache dabey beſtellet werden müßte.

Hienächſt bleibt es auch allemal zweifelhaft, auf weſſen Koſten ſolche Gefängniſſe erbauet werden ſollen. Die Grundherrſchaft wird, wenn ſie ſonſt nicht billig gegen ihre Unterthanen denken will, ſich von den Koſten dieſes Baues dadurch los zu machen ſuchen, daß die Unterthanen vorhin die Inquiſiten zu bewahren verbunden geweſen ſind. Da nun die zu erbauenden Gefängniſſe ein Surrogatum der Wachen ſeyn ſollen, ſo werden ſie mit vielem Scheine des Rechtes behaupten, daß auch die Unterthanen den Bau ſolcher Gefängniſſe zu vollführen angehalten werden müßten. Beurtheilt man dieſes nach der natürlichen Billigkeit, ſo würde es meines Erachtens, dahin zu entſcheiden ſeyn, daß, weil von der Herrſchaft dergleichen Gefängniſſe doch auch in ſolchen Fällen, wo die Urterthanen eigentlich zu keinen Wachen ſchuldig geweſen ſind, z. B. bey Vergehungen gegen den Dienſtzwang, gebrauchet werden können, ſie die Materialien nebſt dem Arbeitslohne dazu herzugeben, die Unterthanen aber die erforderlichen Fuhren und Handdienſte dabey zu leiſten ſchuldig wären.

Bey der neuen Einrichtung des Juſtizweſens in Weſtpreußen und dem dazu gehörigen Netzediſtricte, iſt hierunter ein Muſter und ein Beyſpiel gegeben worden, welches allenthalben nachgeahmet und ebenfalls angenommen zu werden verdiente. Wegen des weiten Umfanges dieſer neu acquirirten Provinz, ſind, außer der zu Marienwerder niedergeſetzten Regierung, verſchiedene ſogenannte Landvogteygerichte angeordnet, welche in den unter ihren angewieſenem Bezirke liegenden Oertern die Juſtizpflege in der erſten Inſtanz verwalten. Weil nun

nun der weiſe Miniſter, unter deſſen Direction dieſe Einrichtung geſchehen iſt, einſahe, wie beſchwerlich den Patrimonialgerichten auf dem Lande, theils die Bewachung der Inquiſiten, theils aber auch die Vollführung der Inquiſition ſelbſt, gemeiniglich falle: ſo iſt denſelben frey gegeben worden, daß ſie bey entſtehenden Criminalfällen ihre Inquiſiten an die Landvogteygerichte abliefern, und ſie denſelben, ſowohl zur ſichern Bewahrung, als auch Führung des Inquiſitionsproceſſes, überlaſſen können. Von ſelbſt verſteht ſich zwar, daß die Patrimonialgerichte, welche ſich dieſes Beneficii bedienen, den Landvogteygerichten die dadurch verurſachten Koſten vergüten müſſen; indeſſen iſt doch, um hierin alle Ueberſetzung zu verhüten, ausdrücklich verordnet, daß die Landvogteygerichte, dieſer Koſten wegen, eine genaue Liquidation den geſchloſſenen Inquiſitionsacten beyfügen, und der Regierung zur Moderation vorlegen müſſen.

Die Vortrefflichkeit dieſer Einrichtung empfiehlt ſich von ſelbſt; und die adelichen Güterbeſitzer in andern Ländern würden gewiß froh ſeyn, wenn ſie eine ſolche Gelegenheit hätten, ſich und ihre Unterthanen der vielen Beſchwerlichkeiten, welche mit den auf dem Lande anzuſtellenden Inquiſitionen verknüpft ſind, auf eine ſo leichte Art zu entledigen. Dieſe Einrichtung iſt um ſo vorzüglicher, als die Patrimonialgerichte nicht ſchlechterdings genöthigt ſind, ihre Inquiſiten an die Landvogteygerichte abzuliefern. Es hängt ſolches bloß von ihrem Willen ab, und es ſteht ihnen, wenn ſie dieſes nicht für gut befinden, allemal frey, die Inquiſiten auf ihren Gütern zu behalten, und daſelbſt den Proceß gegen dieſelben formiren zu laſſen. Hiedurch iſt alſo den Zweiflern aller Anſchein eines Eingriffes in die Patrimonialjurisdiction gänzlich benommen worden. Bey den königlichen Aemtern in Weſtpreußen aber iſt es als etwas ganz Beſonderes anzuſehen, daß dieſelben von aller Criminaljurisdiction diſpenſirt ſind, und mithin die darauf vorfallenden Inquiſitionen ſchlechterdings zu den Landvogteygerichten gehören.

Oeconomia forenſis, 1. Band, S. 76, f. und 5. B. S. 178, f.

Auch bey der Gefängniß-Strafe der Bauern, iſt die Menſchlichkeit und die Sorge für die Geſundheit des Beſtraften nie aus den Augen zu ſetzen. Tiefe und dumpfige Gefängniſſe gehören auch hier zu den unerlaubten Straförtern, indem, beſonders wenn die Berge-

Vergehung von der Art iſt, daß die darauf erfolgte Gefängnißſtrafe Wochen und Monate währet, die Geſundheit der Eingeſperrten nothwendig darunter leiden muß. Diejenigen Vergehungen der Unterthanen, welche mit einer auf eine beſtimmte Zeit anhaltenden Gefängnißſtrafe beleget werden, gehören zu den gröbern Fehlern, welche nicht brevi manu abgethan werden können, ſondern wozu gemeiniglich der Beytritt und die Entſcheidung des Gerichtsverwalters erfordert wird. Dergleichen Gefängnißſtrafe gegen die Bauern zu verfügen, iſt, wenn es ſonſt in Anſehung des begangenen Verbrechens, vermieden werden kann, deshalb nicht rathſam, weil der Geſtrafte dadurch in dem Betriebe ſeiner Wirthſchaft gehindert wird, und folglich gar leicht eine Glegenheit, ihn in ſeinem Nahrungsſtande zurück zu ſetzen, gegeben werden kann. Denn wenn der Bauer durch das bloße Gefängniß zur Erkenntniß gebracht und gebeſſert werden ſoll, ſo iſt es hier nicht mit einigen wenigen Stunden abgethan. Die meiſten Fälle, welche Vergehungen gegen den eigentlichen Dienſtzwang betreffen, können ganz füglich mit einer Beſtrafung, die nur einige Minuten, oder allenfalls einige Stunden währet, als: dem Stocke und der Peitſche, der Geige, dem Senten, dem Halseiſen, dem Blocke, dem Bocke, und der Einſperrung in die Kamurke ꝛc. abgethan werden.

Oeconomia forenſis, 5. B. S. 69, f.

Ich habe endlich auch noch von den Mitteln, das Entweichen der zur gefänglichen Haft gebrachten Miſſethäter beſchwerlich und fruchtlos zu machen, zu ſprechen.

Der Endzweck der Gefängniſſe iſt, daß man darin Perſonen, die man wegen Mißhandlungen in Verdacht, oder zum Theil ſchon überführt hat, bis zum Ausſpruch des Urtheiles ſicher aufbehalten möge. Es müſſen alſo dergleichen Oerter gegen alle Ausbrüche

wohl

wohl verſichert ſeyn. So ſehr man aber ſich auch eines Inquiſiten in ſeinem Gefängniſſe zu vergewiſſern ſucht, ſo kann die Vorſicht doch hierin nicht alles bewirken, indem, ohne noch der Untreue und Einfalt, auch wohl des unzeitigen Mitleidens der Gefangenwärter zu gedenken, mancher Miſſethäter ſich der augenſcheinlichſten Lebensgefahr unterzieht, ſein verwirktes Leben zu retten, oder auch einer langwierigen Gefängnißſtrafe zu entgehen. Eiſerne Käfiche für alle verfertigen zu laſſen, iſt zu koſtbar. Indeſſen würden unſtreitig manche Ausbrüche der Bosheit dadurch gehindert werden, wenn ſolche äußerſt Laſterhafte auch nicht die geringſte Hoffnung vor ſich ſähen, der Gerechtigkeit zu entfliehen, und daß ſelbſt ihre Entweichung aus dem Gefängniſſe und die ergriffene Flucht ihnen nicht zu ſtatten kommen könnte, ſich von den Strafen der Geſetze zu befreyen.

Man hat daher im 61. St. der Hannov. gel. Anz. v. J. 1751, S. 601, in der neuen Stutg. Realzeit. v. J. 1765, S. 321, fgg. und im 2. B. des Preuß. Sammlers, Königsb. 1775, 8. S. 1625, f. eine Art eines Kleidungsſtückes, oder eine Inquiſitentracht, welche den ausgetretenen Gefangenen kenntbar machen ſollte, in Vorſchlag gebracht; und geglaubt, daß den Gefangenen das Entwiſchen dadurch ſchwerer oder gar unmöglich machen würde, wenn man ſie durch eine ganz bizarre Art der Kleidung unterſchiede, deren auf einmal und mit wenigen Koſten für jedes Gefängniß einige, und ſo viele, als man nöthig fände, gemacht werden könnten.

Sobald dieſe Tracht als ein Unterſcheidungszeichen gefangener Miſſethäter bekannt gemacht würde, ſo könnte dieſer Boshafte bey ſeiner Entweichung ſogleich erkannt und aufgegriffen werden. Es ſey faſt nicht vorher zu ſehen, was die Zuverläſſigkeit dieſes Mittels behindern dürfte, als etwa, daß der Gefangene ſich ſeiner

ſeiner Kleidung entledigen, und nacket davon laufen könnte; aber in ſolchem Falle würde er gewiß als ein Wahnſinniger angehalten werden. Und zu andern Kleidern, die er etwa ſtehlen könnte, würde er doch auch ſobald nicht gelangen.“

Dieſer Vorſchlag, einen aus dem Gefängniſſe entwichenen Gefangenen durch eine bizarre Kleidung einem jedem, dem er nur begegnen möchte, kenntlich zu machen, iſt ſo unrecht nicht, daß er nicht ſollte befolget werden können. Allein man müßte 1) auch dieſes dabey beobachten, daß die Farbe der Kleider von einer hohen Farbe, z. B. gelb, roth oder weiß wäre, damit man einen ſolchen Burſchen auf dem Felde auch ſchon von weitem erkennen könnte. 2) Die ſchwarze, braune, blaue und grüne Farbe ſind deswegen zu verwerfen, weil die drey erſten ſo dunkel ſind, daß ſolche von weitem nicht wohl von dem Erdreiche, wohinter ſich ein ſolcher Miſſethäter verſtecken möchte, zu unterſcheiden ſind, die letztere oder grüne Farbe aber einem ſolchen Kerl wohl gar beförderlich ſeyn könnte, ſich in hohem Graſe, in dem unreifen Korne, oder in einem Walde deſto eher verbergen zu können. 3) Weil die Kleidung eines ſolchen Menſchen bizarr oder ſeltſam, und alſo vor allen übrigen Kleidungen kenntlich ſeyn ſoll, ſo wäre es das Beſte, wenn man ſolche Leute in zweyerley Farben kleidete. So könnte man z. B. ein Kleid machen, welches auf der rechten Seite gelb, auf der linken aber roth wäre. Vorn müßten die Knopflöcher, hinten aber die Naht, den Unterſchied einer jeden Farbe ausmachen. Auch die Beinkleider müßten auf ſolche Art von zweyerley Farben ſeyn; auch müßten die Strümpfe an dem rechten Fuße gelb, an dem linken aber roth gefärbt ſeyn. Kurz, ein ſolcher Kerl müßte auf der ganzen rechten Seite, vom Kopfe an bis auf die Füße, gelb, auf der linken aber roth, folglich wunderbar oder närriſch genug ausſehen. 4) Von eben der Farbe, als das Kleid auf jeder Seite iſt, muß auch das Futter ſeyn, damit ſich ein ſolcher Kerl durch das Umwenden ſeiner Kleider nicht unkenntlich machen könne. 5) Was ich hier von Mannsperſonen vorſchlage, müßte auch bey Weibsperſonen geſchehen. 6) Daß eine ſolche Inquiſitentracht diejenige Amtsſtätte, welche den Inquiſiten in Verwahrung hält, etwas Geld koſten würde, iſt nicht zu läugnen. Wenn man aber bedenkt, daß eine ganze Gemeinde ſolche Koſten gar wohl verwinden, und man endlich dergleichen Tracht von alten, bereits abgetragenen Kleidern,

die man öfters bey Trödlern um ein geringes Geld habhaft wird, verfertigen könnte, es auch dem ganzen gemeinen Weſen nicht wenig daran gelegen iſt, die Miſſethäter zu beſtrafen: ſo würde dieſes Hinderniß leicht aus dem Wege zu räumen ſeyn. 7) Eine ſolche Inquiſitentracht müßte in dem ganzen Lande durch eine obrigkeitliche Verordnung gleichförmig eingeführet, die Farben ein für allemal feſtgeſezet, und nicht mehr abgeändert, auch allen Unterthanen bekannt gemacht werden, ſo, daß ſobald der einfältigſte Bauer einen ſolchen Kerl anſichtig wird, er den Vogel an ſeinen Federn erkennen, ſolchen entweder handfeſt machen oder angeben, und ihm keinen Aufenthalt verſtatten möge. 8) Wenn man einen Delinquenten in dieſer Kleidung aufhenkte, ſo könnte dieſe Inquiſitentracht freylich am beſten bekannt werden. Will man aber alle fernere Unkoſten erſparen, ſo zieht man den Inquiſiten vor der Execution dieſe beſondere Tracht aus, giebt ihm ſeine eigene Kleider wieder, und darin vollſtreckt man das Urtheil an ihm.

Da dasjenige, was dergleichen Perſonen ad effectum eines Steckbriefes am Leibe tragen ſollen, ſchlechterdings ſo beſchaffen ſeyn muß, daß ſie deſſen, ohne eines andern Menſchen behülfliche Handanlegung keinesweges los werden können: ſo hat Jemand, mit der Namensunterſchrift Striembeca, zu Stade, im 91. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1764, Col. 1443, fgg. den Vorſchlag gethan, daß gedachter Endzweck ſich dadurch am füglichſten erreichen laſſen dürfte, wenn bey den Criminalgerichten ein Vorrath von eiſernen Hals-Kragen in Bereitſchaft gehalten, und davon jedem Inquiſiten, ſofort nach dem erſten Verhör, einer um den bloßen Hals angeleget würde. Ein ſolcher Kragen müßte etwa eines guten Strohhalmes dick ſeyn, und eine Breite von 3 Zoll haben. In der einen Mitte der Peripherie müßte das von jeder Seite aus drey genau an einander ſchließenden Cardinibus feminis ſich formirende Charnier ſeyn, deſſen Nietſtange an beyden Enden einen tüchtigen Kopf zum Schluſſe hätte. Dieſem Charniere gerade gegen über müßte ein angekröpftes, durch Einſteckung des einen Theiles in den andern, ver-

mittelſt einer maſſiven Springfeder ſich feſt in einander klammerndes Schloß ſeyn, jedoch ohne auswendiges Schlüſſelloch. Solchergeſtalt würde denn die Abfeilung eines Kopfes der vorerwähnten Nietſtange, das einzige Mittel zu einer in Krankheiten und ſcharfer Befragung der Inquiſiten etwa benöthigten Eröffnung eines ſolchen Halskragens bleiben. Damit aber doch dieſer Halskragen durch Herſtellung der Nietſtange, nach ceſſirender Urſache der Abnehmung, noch bey demſelben Inquiſiten brauchbar bliebe, müßte erwähntes Schloß an der inwendigen Seite ein Schlüſſelloch haben, um daſſelbe, nach abgefeilter Ankröpfung des Nietes, durch eine Redintegrirung deſſelben wieder brauchbar zu machen. Um aber zu verhüten, daß dieſes von dem Inquiſiten ſelbſt zu einer ſonſt practicablen Eröffnung des gedachten Halskragens nicht gemißbrauchet werden könne, müßte derſelbe nicht geräumiger ſeyn, als die Beſchaffenheit des damit zu umgebenden bloßen Halſes erfordert. Auf der einen Hälfte des Kragens müßte der Name des Inquiſiten, und auf der andern der Ort ſeiner Gefangenſchaft, auswärts eingegraben werden. Letzteres müßte inſonderheit den Vortheil ſchaffen, daß diejenigen, die einen ſolchen befragten Flüchtling ertappen, ſofort wiſſen könnten, wohin ſie ihn zu liefern hätten.

Bey dieſem Vorſchlage, einen entwichenen Gefangenen an einem eiſernen Halskragen zu erkennen, kommen mir folgende Bedenklichkeiten vor: 1) Der Halskragen möge auch beſchaffen ſeyn, wie er will, ſo kann ſolchen der Flüchtling dennoch mit einem Halstuche oder einer Binde bedecken und verbergen. 2) Durch einen ſolchen Kragen wird der Entwichene doch nicht ſo kennbar, als durch ein Inquiſitenkleid; wenigſtens kann er in dem letzten Falle auch ſchon von ferne beſſer erkannt werden.

Im 10. St. des **Hannov. Magaz.** v. J. 1767, Col. 153, fgg. wird noch ein anderer Vorſchlag eröffnet, daß man nämlich einen Delinquenten, an deſſen Bewahrung viel gelegen iſt, und welcher der Flucht halber

der verdächtig ſeyn könnte, mit einer hiezu dienlichen beizenden Farbe im Geſichte einen breiten Strich von der Stirn bis an die Spitze der Naſe machen ſoll. „Man hat viele Farben, die nicht allein an ſich unſchädlich, ſondern auch, wenn ſie mit einem Firniſſe zubereitet werden, dermaßen dauerhaft ſind; daß ſie auf der Haut des Menſchen etliche Tage, ja wohl eine ganze Woche und länger, halten. Die Buchdruckerſchwärze kömmt hier zu allererſt in Betrachtung. Auch läßt ſich vermittelſt cypriſchen oder römiſchen Vitrioles, eine blaue Farbe in die Haut beizen, die nicht leicht wegzubringen iſt. Mit dergleichen könnte ein Delinquent, am angezeigten Orte, bey ſeinem Eintritte in das Gefängniß von dem Gefangenwärter beſtrichen werden, welches auch zum öftern zu wiederholen wäre. Wollte jener verſuchen, die Farbe wegzuſchaffen, ſo ſind genugſame Mittel vorhanden, ihm dieſes zu verhindern; und der erſte Verſuch, der ſich bald wahrnehmen ließe, müßte ihm ein halb Schock Prügel zur Belohnung eintragen, um ihm die fernern Gedanken daran zu vertreiben. Entwiche er aber gleichwohl, ſo würde er ſich durch dieſen Strich im Geſichte ſelbſt verrathen, und nach einem vorläufigen obrigkeitlichen Edicte, worin dieſe Zeichnung bekannt gemacht würde, ſeinen ſelbſteigenen Steckbrief im Lande und in der Nachbarſchaft überall herum tragen. Mit eben dieſer Farbe könnte auf der Schulter oder auf dem Rücken, wohin er mit ſeinen Händen nicht wohl langen kann, mit abgekürzten Buchſtaben, der Ort woher er entlaufen iſt, wie auch, nach Verſchiedenheit der Farben, die Art ſeines Verbrechens, ob er ein Dieb, Mordbrenner, Mörder ꝛc. wäre, angezeiget werden. Man hat Mittel, ſolche Farben wieder wegzubringen; und dieſe würden alsdann angewendet werden können, wenn der Gefangene wieder aus

ſeinem Gefängniſſe entlaſſen werden, oder die Abſicht, warum man ihn bezeichnet aufhören ſollte.“

Auch dieſes vorgeſchlagene Mittel hat einigen mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft zu ſeyn geſchienen; indem diejenigen Miſſethäter, welche nur auf einige Jahre zur Gefängnißſtrafe verurtheilt ſind, durch den mit einer beizenden Farbe von der Stirn bis über die Naſe empfangenen Strich, auf Lebenslang in der menſchlichen Geſellſchaft würden ausgezeichnet werden, da dergleichen eingebeiztes Merkmal kaum ſo vollkommen auszulöſchen wäre, daß es nicht noch einige Spur zurück laſſen ſollte; und überdem könnte der Entwichene, dieſes in das Fleiſch eingedrungenen Zeichens ungeachtet, weit entfliehen, und Jahre lang manchen Unfug treiben, wenn er die Vorſicht beobachtete, ſeine Mütze oder Hut, die man den Gefangenen doch zu laſſen pflegt, tief in das Geſicht herab gezogen zu tragen. Niemand würde ihn in Wirthshäuſern oder an Stadtthoren erkennen, woſern ſolches nicht zufälliger Weiſe geſchähe. Er könnte auch die etwan erfolgte Aufforderung, ſeine Mütze abzuziehen, durch das Vorgeben eines beſchädigten und kranken Kopfes u. d. gl. von ſich ablehnen.

Preußiſche Sammler, 2. Band, S. 1624, f.

Es werden ſolchergeſtalt die gewöhnlichen Mittel, ſich eines Delinquenten in ſeinem Gefängniſſe zu vergewiſſern, z. B. der cölniſche Stuhl; eine gewiſſe Art von Kaſten, in welche man den Gefangenen gleichſam einpackt; die Ketten und Fuß-Schellen ꝛc. noch ferner beyzubehalten ſeyn.

Gefäß [das]. 1. Von dem Zeitworte faſſen, derjenige Theil eines Werkzeuges, womit man daſſelbe anfaſſet, doch am häufigſten nur von dieſem Theile eines Degens. Das Gefäß eines Degens, das Degen-Gefäß, ſ. Th. IX, S. 49, fgg. Das Gefäß eines Schwertes, Rappieres, Dolches u. ſ. f. Von andern Werkzeugen ſind die Wörter Heft, Griff, Stiel, Handhabe, u. ſ. f. üblich.

2. Von dem Worte Faß, in ſeiner weiteſten Bedeutung, ein jedes holes Werkzeug, einen andern Körper in demſelben aufzubehalten; L. Vas, Fr. Vaſe, Vaiſſeau. 1) Als ein Collectivum, mehrere zu ähn-

ähnlichem Gebrauche beſtimmte Gefäße zu bezeichnen. Daß die Summe alles Silbers am Gefäß (an den Schüſſeln, Schalen und Löffeln) betrug u. ſ. f. 4 Moſ. 7, 85. In welcher Geſtalt es im Hochdeutſchen wenig mehr gebraucht wird. 2) Von einzelnen Werkzeugen dieſer Art. Ein Trink-Gefäß, Küchen-Gefäß. Brau-Gefäße, ſo zum Brauen des Bieres nöthig ſind; Kirchen-Gefäße, welche in den Kirchen gebraucht werden; Wein-Gefäße, allerley Fäſſer zu Aufbehaltung des Weines; Schiffs-Gefäße, allerley Arten von Fahrzeugen u. ſ. f. Goldene, ſilberne, irdene, hölzerne Gefäße. In der Zergliederungskunſt ſind die Gefäße in den thieriſchen Körpern Röhren, durch welche eine flüſſige Materie beweget wird; dahin die Blut-Gefäße, Milch-Gefäße, Waſſer-Gefäße u. ſ. f. gehören. Uebrigens iſt dieſes Wort ein allgemeiner Ausdruck, der eine Menge beſonderer Arten unter ſich begreift, welche größtentheils auch beſondere Namen haben. Siehe Faß, Geſchirr und Vaſe.

Gefahr-Deich, in den niederſächſiſchen Marſchländern, ein Deich, vor welchem ſich kein Vorland, ſondern nur Waſſer befindet, welcher daher der Gefahr mehr ausgeſetzt iſt, als andere.

Gefahr-Zins, ein Zins, der, wenn er nicht zur beſtimmten Zeit abgetragen wird, den Verluſt des Zinsgutes nach ſich zieht; ſiehe Fahr-Zins 1.

Gefangene, deren Krankheiten, und wie die Urſachen derſelben zu heben, ſ. oben, S. 593, fgg.; deren Entweichen, und wie daſſelbe beſchwerlich und fruchtlos zu machen, S. 606, fgg.

Gefecht, (Hahnen-) ſiehe unter Hahn.

Gefege (das). 1. Ein anhaltendes oder wiederholtes Fegen. 2. Bey den Jägern, die Haut, welche der Hirſch von dem neu gewachſenen Gehörne wieder abfeget, oder abſchlägt; der Baſt, das Dickmaß; ſiehe Fegen.

Gefertigter, ſiehe Fertigen.

Geſſer, ſiehe Keſſer.

Gefieder (das), ein im Hochdeutſchen nur in der höhern Schreibart übliches Collectivum von dem Worte Feder. 1. Mehrere Federn. Das Gefieder eines Vogels. Das Gefieder eines Bettes, im Oberdeutſchen, welches daſelbſt auch das Ingefieder genannt wird. Das Gefieder eines Pfeiles. Imgleichen figürlich, das Gefieder oder Ingefieder, die ſtählernen Federn in einem Schloſſe, oder Uhrwerke, gleichfalls nur im Oberdeutſchen.

2. Mit Federn verſehene Thiere, Vögel, das Geflügel.

Gefilde (das), in der edlen und dichteriſchen Schreibart der Hochdeutſchen, ein ebener, flacher Theil der Erdkugel, von beträchtlicher Größe, wie Feld 1, beſonders ſo fern er zum Ackerbau gebraucht wird.

Geflecht (das). 1. Ein geflochtenes Ding, Flechtwerk. 2. Ein Geſchwür auf der Haut; ſiehe Flechte I. 1. An einigen Orten wird die trockne Räude beym Rindviehe alſo genannt; ſiehe Räude.

Gefletz, ſiehe Flötz.

Gefluder (das), im Berg- und Hüttenbaue, ein breites Gerinne, wodurch das Waſſer laufen kann; ſiehe Fluder.

Geflügel (das), oder die Geflügel, ein Collectivum, mehrere mit Flügeln verſehene Thiere zu bezeichnen, Federvieh, Federwildbret, Flügelwerk, im Oberdeutſchen das Geflüg. Geflügel halten, Federvieh. Das Wald-Geflügel, Haus-Geflügel, Feld-Geflügel, Waſſer-Geflügel, Raub-Geflügel.

Geflügelt, was man bey Pflanzen alſo nennt; ſ. Th. XIV, S. 366.

Geflügelter Wald, ſ. Th. XIV, S. 365.

Gefräß (das), ein nur in den niedrigen Mundarten Ober- und Niederdeutſchlandes übliches Wort. 1. Die

Nah-

Nahrung, ſowohl für Menſchen als Thiere; mit einem andern eben ſo niedrigen Ausdrucke, der Fraß.

2. Das Maul und deſſen Bildung, ſowohl bey Menſchen als Thieren, die Freſſe.

Gefräßig, unmäßig im Eſſen, in der harten Sprechart. Der Hecht iſt ein ſehr gefräßiges Thier.

Merkwürdige Beyſpiele einer außerordentlichen Gefräßigkeit der Menſchen, findet man Th. XV, S. 15, fgg.

Gefreund, in den gemeinen Mundarten, beſonders Oberdeutſchlandes, befreundet, verwandt. Mit einem gefreund ſeyn.

Gefreund (der), die Gefreundin, ein gleichfalls nur in den gemeinen, beſonders oberdeutſchen Mundarten übliches Wort, einen Freund oder eine Freundin zu bezeichnen, ſo fern dadurch Verwandte verſtanden werden.

Gefrieren, iſt in doppelter Geſtalt üblich. 1. Mit dem Hülfsworte ſeyn, durch die Kälte ſeiner Flüſſigkeit beraubt, in Eis verwandelt werden. Das Waſſer iſt gefroren. Der Wein gefriert nicht leicht. Das Queckſilber zum Gefrieren bringen.

2. Mit dem Hülfsworte haben, und als ein Impersonale, zum Gefrieren bringen, in Eis verwandeln. Es gefrieret ſtark. Es wird dieſe Nacht nicht gefrieren.

Eigentlich iſt dieſes Wort das durch das oberdeutſche ge ohne Noth verlängerte Zeitwort frieren. Gefrieren wird in einigen oberdeutſchen Gegenden auch wirklich in allen Fällen für frieren gebraucht. Einige Neuere haben im Hochdeutſchen den Unterſchied eingeführet, frieren nur für Froſt empfinden, in den übrigen Fällen aber gefrieren zu gebrauchen. Indeſſen wird dieſer Unterſchied doch in den Zuſammenſetzungen abfrieren, ausfrieren u. ſ. f. noch von Niemanden beobachtet. Siehe Frieren. Im Oberdeutſchen iſt Gefröre Froſt oder Froſtwetter.

Gefrornes, Fr. Glace, Neige, wird von den Conditors aus allerley Früchten und flüſſigen Sachen gemacht,

macht, und vornämlich im Sommer bey Collationen zur Erfriſchung genoſſen. Im Winter verfertigt der Conditor das Gefrorne aus aufgehobenen Obſtſäften, denen er durch das Kochen in Zucker eine Dauer ertheilt hat, und welche er beym Gebrauche, wenn ſie zu ſüß ſind, etwas durch Citronenſaft verdünnet. Im Sommer nimmt er Säfte von friſchem Obſte, und verſüßt ſie mit Zucker. In beyden Fällen bringt er den Obſtſaft in ein mit einem Deckel verſehenes blechernes oder zinnernes, langes und cylindriſches Gefäß, die Eis-Büchſe, Fr. Saraotiére, genannt, Fig. 861, und ſetzt dieſelbe in einen mit Eis angefüllten Keſſel. Die Kälte des Eiſes wird durch beygemiſchtes Salz oder Salpeter verſtärket. Die gefrornen Säfte werden wieder aus der Eisbüchſe genommen, und entweder als Schnee in gläſerne Trinkbecher (Fr. Gobelets à neiges) gethan und ſervirt; oder man giebt ihnen in einer kupfernen oder bleyernen Form die Geſtalt desjenigen Obſtes, von welchem der gefrorne Saft genommen iſt. Das geformte Gefrorne wird endlich nach der Natur mit Farben ausgemalet. Siehe Anis-Gefrornes, Th. II, S. 182; Apricoſen-Gefrornes, Th. II, S. 444; Gefrornes von Berberisbeeren, Th. IV, S. 203; Gefrornes von Erdbeeren, Th. XI, S. 272; Kaffee-Gefrornes, unter Kaffee; Pomeranzen-Gefrornes, Th. III, S. 132; Pomeranzenblüthen-Gefrornes, eb. daſ. S. 140.

Siehe auch Gefrorner Käſe, im Art. Käſe.

Gefüge (das). 1. Von Fug, ſo fern es ehedem die Bequemlichkeit oder das Bedürfniß bedeutete. Sein Gefüge thun, ſeine Nothdurft verrichten, im Oberdeutſchen.

2. Die ſämtlichen an einem Körper befindlichen Fugen, und figürlich auch der innere Bau, die Zuſammenſetzung eines Körpers, als ein Collectivum, beſonders

ders im Bergbaue. Das ſpathige Gefüge gewiſſer Eiſenſteine. Steinkohlen, welche dicht und feſt in ihrem Gefüge ſind.

Gefühl (das), ein bey dem Jägern übliches Wort, als ein Collectivum, das Rauchwerk und diejenigen Theile zu bezeichnen, welche nutzbares Rauchwerk geben. Es hat in dieſer Gegend viel Gefühl.

Es iſt ein von Fell verderbtes Collectivum, eigentlich Gefell.

Gefüllſel, ſiehe Farße. Füllſel.

Gefürſtet, ſiehe Fürſten.

Gefüße, ſiehe Geſchühe.

Gegen-Abdruck, ſiehe Gegen-Probe.

Gegen-Anſchlag, ſiehe Th. II, S. 216.

Gegen-Buch, ſiehe Gegen-Schreiber.

Gegen-Copie, in der Malerey und Zeichnungskunſt, eine Copie, in welcher eine andere Copie von hinten nachgezeichnet worden iſt.

Um eine Gegencopie zu nehmen, Fr. contrecalquer, muß man zuerſt die Zeichnung auf einem geöhlten Papiere abcopieren; hernach legt man die gezeichnete Seite über die Platte, und dazwiſchen rothes Papier; man fährt mit einer Spitze über alle Züge hin, welche ſich über den Firniß der Platte abdrucken, und die Zeichnung des Gemäldes links vorſtellen. Die Kupferblätter, welche davon herkommen, befinden ſich dem Sinne der Malerey gemäß. Siehe auch Gegen-Probe.

Gegen-Druck, ſiehe Gegen-Probe.

Gegen-Geld, ſiehe Gegen-Vermächtniß.

Gegen-Gewicht, L. Aequipondium, Antipondium, Fr. Contre-balance, Contre-poids, dasjenige Gewicht, oder diejenige Laſt, welche einer andern entgegen geſetzt wird, ſie aufzuheben, oder zu vernichten. Einem Körper ein Gegen-Gewicht geben. Ihm das Gegen-Gewicht halten. Dergleichen ſind die Gegen-

Gewichte an Zugbrücken, Schlagbäumen ꝛc. Beſonders wird dieſes Wort von den gemeinen Wagen und Schnellwagen gebrauchet.

In der Seefahrt heißt das Gegen=Gewicht, Fr. Eſtive, holl. Evenwigtigheid, wenn einem Schiffe auf jeder Seite gleiche Ladung gegeben wird, damit eine Seite nicht mehr beſchweret werde, als die andere, welches den Lauf der Schiffe erleichtert.

Gegen=Gift, ſiehe im Art. Gift.

Gegen=Graben, ſiehe unter Graben.

Gegen=Gurt, ſiehe unter Gurt.

Gegen=Händler, ſiehe Gegen=Schreiber.

Gegen=Hang, Widerfall; ſiehe unter Abhang.

Gegen=Klage, ſiehe unter Klage.

Gegen=Lage, ſiehe Gegen=Vermächtniß.

Gegen=Latte, ſiehe unter Latte.

Gegen=Licht, ſiehe unter Licht.

Gegen=Mauer, ſiehe unter Mauer.

Gegen=Probe. 1. Im Bergbaue, die Probe eines Dritten, um zwiſchen zwo ſtreitigen Proben den Ausſpruch zu thun.

2. In der Zeichnungskunſt und bey den Kupferdruckern, die Vorſtellung einer Figur, welche von einer andern friſch gedruckten oder gezeichneten iſt abgezogen worden, aber ſo, daß, was in dem friſchen Abdrucke oder in der friſch gezeichneten Figur links war, ſich rechts zeigt, ſo wie in der Originalzeichnung; der Gegen=Abdruck, Gegen=Druck, Fr. Contre-epreuve, Contrépreuve. Eine Gegen=probe abziehen, einen Gegen=Abdruck machen, einen Abdruck von einem andern Abdrucke machen, Fr. contrepréuver.

Wenn man z. B. einen friſch gemachten Kupferabdruck, indem die Farbe noch naß iſt, auf ein weißes angefeuchtetes Papier leget, und mit beyden noch einmal durch die Preſſe fährt, ſo druckt ſich von dem rechten Kupferblatte alles auf das andere Papier ab; wiewohl die Farbe in dieſem Gegendrucke viel ſchwächer

wird,

wird, als ſie in dem erſten von der Kupferplatte gemachten Abdrucke war. Auf eben dieſe Weiſe kann man von einer mit Röthel oder fettem Bleyſtifte gemachten Zeichnung einen Gegendruck machen, wenn man ein feuchtes Blatt Papier darauf leget. Auf dieſe Art kann man eine Zeichnung verdoppeln, ohne ſie nachzuzeichnen.

Der Gegendruck ſtellt alles, in Vergleichung des Blattes, wovon er gemacht worden iſt, verkehrt vor. Mithin ſieht man in einem Gegendrucke von einem Kupferplatte die Zeichnung ſo, wie ſie auf der Kupferplatte iſt. Er dient alſo dem Kupferſtecher zu einer leichtern und geſchwindern Vergleichung des Abdruckes mit der Platte, wodurch er unterſucht, ob jeder Zug und Strich ſich gehörig ausdrücke.

Es werden aber auch Gegendrücke auf die gegründeten Kupferplatten gemacht, damit der Kupferſtecher nicht nöthig habe, auf den Grund zu zeichnen. Solche Gegendrücke kommen denen Kupferſtechern, die in der Zeichnung ſelbſt nicht ſtark genug ſind, zu Statten. Wenn man nämlich auf einem mit venetianiſchem Firniſſe angemachten Papiere die Umriſſe gezeichnet, und ſeine Zeichnung copiert hat, nimmt man ein weißes Papier von eben der Größe, als die Zeichnung, welches abends vorher, wie zum Abdrucke einer Kupferplatte, angefeuchtet worden iſt; neҫet dieſe Zeichnung von hinten mit einem etwas feuchten Schwamme, und verhütet, daß nichts von dem Waſſer auf die gezeichnete Seite komme, weil es die Züge des Stiftes verhindern würde, ſich auf die Gegenprobe abzudrücken. Nachdem die Zeichnung alſo genetzt worden iſt, nimmt man eine zum wenigſten eben ſo große Kupferplatte, als die Zeichnung; leget die Platte auf den Tiſch der Preſſe, und bedeckt ſie mit reinem und angefeuchtetem Papiere, damit ſie nicht durch ihren Schmutz der Zeichnung ſchade; leget hernach die Zeichnung auf das Kupfer, dergeſtalt, daß die gezeichnete Seite oben ſey, und bedeckt ſie mit dem weiſſen Papiere, welches man zur Annehmung der Gegenprobe zubereitet hat; leget einige Bogen Maculatur oder graues Papier, welches ebenfalls genetzt ſeyn muß, darüber, und über alles das ganz ſanft einige leinene Tücher, und läßt es alsdann unter die Preſſe laufen. Solchergeſtalt druckt ſich die Zeichnung

nung auf dem weißen Papiere ab. Dieſes friſch abgezogene Papier leget man ſogleich, ehe es trocken wird, auf die überfirnißte Kupferplatte, und drehet die Preſſe langſam und ſtark um, damit ſich die Züge deſto beſſer auf dem Firniſſe ausdrucken, welches die Gegenprobe auf das Kupfer bringt. Man zieht die Platte nur einmal unter der Preſſe durch, weil ſonſt die Züge ſich doppelt abdrucken könnten. Iſt man damit fertig, ſo findet man die Züge auf dem Kupfer eben ſo abgedruckt, wie man ſie nachgezeichnet hatte, und wie das Originalgemälde ſelbſt iſt.

Sollen ſich auf den Kupferblättern die Figuren von eben der Seite vorſtellen, von welcher ſie auf dem Originalgemälde, oder auf der Originalzeichnung, erſcheinen, welches alsdann nöthig iſt, wenn Handlungen vorkommen, welche mit der rechten Hand geſchehen müſſen, und die auf den Kupferblättern mit der linken Hand verrichtet werden würden, wenn man ſie in das Kupfer eben ſo, wie das Original ſie zeigt, graben wollte: ſo muß man die Gegenprobe ſeiner Zeichnung ſogleich auf das Kupfer, und nicht zuvor auf ein weißes Papier, wie im obigen Falle geſchah, abziehen. In dieſem Falle kann man die Umriſſe mit Röthel zeichnen, welcher ſich deutlich genug auf den Firniß abdruckt, auf das Papier aber ſich nicht ſo deutlich abdrucken würde. Auf dieſe Weiſe fallen die Kupferblätter dem Sinne des Originales gemäß aus; allein, man muß alsdann bey dem Graben ſich des Spiegels bedienen, wie man im Art. Spiegel ſehen wird.

Gegen-Proteſt, in Wechſelſachen; ſiehe Proteſt.

Gegen-Protokoll, ſiehe Controle.

Gegen-Rechnung, Fr. Décomte, Déconte, diejenige Rechnung, welche einer andern entgegen geſetzt iſt; oder wodurch die Rechnung eines andern ganz oder zum Theil aufgehoben wird. Siehe Compenſation und Scontriren.

Gegen-Regiſter, ſiehe Contra-Buch. Controle.

Gegen-Schraffirung, ſiehe Schraffiren.

Gegen-Schreiber, bey verſchiedenen Caſſen, ein vereidigter Schreiber, welcher außer dem ordentlichen Schreiber ein Rechnungsbuch führt, welches das Contra- oder Gegen-Buch genannt wird. Er wird mit einem franzöſiſchen Worte gemeiniglich Controleur, im

im Oeſtreichiſchen aber auch Gegen-Händler oder Gegen-Handler genannt. Siehe Contra-Buch und Controle.

Gegen-Schuld, ſiehe Schuld.

Gegen-Schwager, ſiehe Schwager.

Gegen-Siegel, ſiehe Siegel.

Gegen-Stellung, eine gerichtliche Handlung, da man einem die Zeugen vorſtellt, die ihm die geläugnete That ins Geſicht ſagen müſſen; die Confrontation.

In der Malerey, heißt es die Mannigfaltigkeit der Farben, der Gegenſtände, der Stellungen ꝛc. oder was man ſonſt auch unter Contraſt verſteht. Die dunkle Gegen-Stellung, Fr. Répouſſoir, wird von einer Schattenmaſſe auf dem Vorgrunde eines Gemäldes geſagt, deren Wirkung iſt, die beleuchteten oder entfernten Partien zurück weichend zu machen. Oder, man verſteht auch, im Gegentheile, darunter eine entfernte Schattenmaſſe, welche den lichten Vorgrund erhöhet.

Gegen-Steuer, ſiehe Gegen-Vermächtniß.

Gegen-Stich, ein Stich, der einem andern entgegen geſetzt iſt, von der andern Seite auf ihn geführet wird; z. B. in Landesvermeſſungen, bey Graben u. ſ. f. ein Stich mit dem Grabſcheite in die Erde, ſo mit dem erſten einen Winkel macht, und den Raſen löſet.

Gegen-Strich, Fr. Contre-fil, Contre-poil, der Strich wider das Haar oder die Wolle an einem Tuche.

Gegen-Stücke, Fr. Regards, nennt man zwey Gemälde oder Kupferſtiche, welche zwey verſchiedene Bildniſſe, zwo verſchiedene Figuren vorſtellen, oder einen verſchiedenen Inhalt haben, die aber von gleicher Größe ſind, und in denen die Stellung der Figuren ſo beſchaffen iſt, als wenn ſie ſich gegen einander betrachteten. Siehe auch Compagnons.

Gegen-Vermächtniß, ein Vermächtniß, oder eine Schenkung, welche der Ehemann, oder ein anderer

in deſſen Namen, der Ehegattin wegen ihres Brautſchatzes und zu deſſen Sicherheit thut; das Gegen-Geld, die Gegen-Lage, die Gegen-Steuer, die Verbeſſerung, die Widerlage, Antipherna, Donatio propter nuptias, Augmentum dotis, im mittlern Lat. Incontrum, Fr. Augment de dot, Donation à cauſe des nôces.

Eigentlich iſt das Gegenvermächtniß ein zwiſchen Eheleuten errichteter Contract, vermöge deſſen der Frau von dem Manne etwas gewiſſes an beweg- oder unbeweglichen Gütern, zur Sicherheit und Wiedervergeltung ihres Brautſchatzes (Heurathsgutes) ausgemacht wird. Während der Ehe hat die Frau keinen Nießbrauch (Uſus Fructus) daran; und wenn ſie vor dem Manne ſtirbt, ſo fällt das ganze Gegenvermächtniß dem Manne wieder heim. Bisweilen wird ſo gar ausgemacht, daß die Frau nur auf ihre Lebenszeit das Gegenvermächtniß behält, nach ihrem Abſterben aber es wieder an die rechtmäßigen Erben des Mannes zurück verfallen laſſen muß.

Adelige Wittwen ſind, nach den gemeinen Rechten, außer ihrem Heurathsgute, auch das Gegenvermächtniß aus den Lehnen zurück zu fordern berechtigt. Das Gegenvermächtniß war ehedem nach den römiſchen Geſetzen eben ſo hoch, als das Heurathsgut beſtimmt, indem man daſſelbe bloß als ein zur Sicherheit der Ehegelder gegengeſetztes Quantum anſahe. Nach der heutigen Gewohnheit aber fällt dieſer Grund hinweg, weil die Wittwen, indem ſie den Ehemann überleben, das wahre Eigenthum von einem ſolchen Gegenvermächtniſſe bekommen; daher iſt daſſelbe auch an den wenigſten Orten den Ehegeldern gleich geſetzt, ſondern es wird, zur Beſtimmung deſſelben, gemeiniglich nur der Betrag des halben Heurathsgutes angenommen.

Obgleich die Wittwen hiebey nichts verlieren, auch, wenn die Eheſtiftung von dem Lehensherrn und den Agnaten gehörig con-

conſentirt worden iſt, ſich an das Lehen zu halten vollkommen be= rechtigt ſind: ſo entſteht doch hiebey die Frage: Ob ein ſol= ches Gegenvermächtniß ſchlechterdings für ein *Onus mere feudale* anzuſehen ſey, oder, ob ſolches nur alsdann, wenn kein zureichendes Allodialvermögen vorhanden iſt, *in ſubſidium* aus dem Lehen bezahlet werden dürfe? Mit dem Gegenvermächtniſſe iſt allemal eine Verminderung des Lehens verknüpft. Die deshalb eingeführten Gewohnheiten ſind nicht überall einerley, ſondern es wird dabey auf verſchiedene Weiſe gehalten, und die Bezahlung des Gegenvermächtniſſes bald als ein Debitum per ſe feudale, bald aber auch wiederum nur als eine ſubſidiariſche Lehenſchuld angeſehen. Sieht man dabey auf die urſprüngliche Natur und erſte Abſicht der Lehen zurück, ſo kann wohl nicht geläugnet werden, daß da, wo keine beſondere Geſetze das Gegentheil feſtgeſetzt haben, die Meinung, daß das Gegenvermächtniß vor allen Dingen aus dem Erbe genommen werden müſſe, und nur erſt alsdann, wenn die Eheſtiftung con= ſentiret, oder doch wenigſtens das Heurathsgut verhältnißmäſ= ſig eingerichtet worden, zu deſſen Befriedigung aber kein Allo= dialvermögen vorhanden iſt, aus dem Lehen bezahlet werden dürfe, Statt finden müſſe. Denn auch bey der genaueſten Verwendung der Ehegelder in die Lehen, müſſen dieſe doch zu= letzt gar ſehr vermindert und verkürzet werden, wenn die häufig darauf verſicherten Gegenvermächtniſſe ſchlechterdings aus den= ſelben genommen werden ſollen. Die Verſorgung der Wittwen iſt eben ſo wenig eine urſprüngliche Schuldigkeit der Lehensfolger, als die Abfindung der Töchter. Beydes iſt durch die nachhe= rigen allgemeinen Gewohnheiten den Lehen nur deßhalb aufge= bürdet worden, damit weder dieſe, noch jene, unverſorgt blei= ben, und der Familie zur Schande in Dürftigkeit leben möch= ten. Der Grund aber, worauf die eingeführten Gewohnhei= ten in beyden Fällen beruhen, fällt alsdann offenbar hinweg, wenn ein Lehensbeſitzer ſo viel an eigenthümlichem Vermögen hinter= laſſen hat, daß daraus ſowohl ſeine Wittwe gehörig verſorget, als auch ſeine Töchter anſtändig ausgeſtattet werden können.

Man möge indeſſen das Gegenvermächtniß als ein Onus per ſe feudale, oder auch nur als eine in ſubſidium aus dem Le= hen zu bezahlende Schuld anſehen: ſo bleibt doch allemal voraus= geſetzt, daß das Heurathsgut nicht allein wirklich inferiret, ſon= dern auch zum wahren Nutzen und Beſten des Lehens verwandt worden ſey. Denn das Gegenvermächtniß hat ſchlechterdings eine Beziehung auf das Heurathsgut, und es kann jenes ohne dieſes nicht gedacht werden. Iſt alſo das verſprochene Heu=

rathſ=

rathsgut durch deſſen wirkliche Verwendung dem Lehen nicht zu Nutzen gekommen, ſo kann, natürlicher Weiſe, auch aus dem Lehen kein Gegenvermächtniß, es möge in den Ehepacten verſprochen ſeyn oder nicht, gezahlet werden. Auch kann in dieſem Falle eine Wittwe nach den gemeinen Rechten kein Gegenvermächtniß fordern, obgleich der Lehensherr und die Agnaten die Eheſtiftung, worin ſolches verſprochen und feſtgeſetzt worden iſt, conſentirt hätten. Denn bey einer Conſentirung wird allemal die ſtillſchweigende Bedingung, wenn das ſtipulirte Heuratsgut wirklich eingebracht und zum Beſten des Lehens verwandt worden iſt, voraus geſetzet. Wird nun dieſe Bedingung nicht erfüllet, ſo können auch der Lehensherr und die Agnaten zur Erfüllung ihres Verſprechens nicht angehalten werden.

In Pommern iſt, durch die Lehensconſtitution, v. J. 1694, Tit. 7, das den Wittwen aus den Lehen zu zahlende Gegenvermächtniß, auf die Hälfte des Heurathsgutes feſtgeſetzt, wobey jedoch der Wittwe, die ihr ſonſt nach der Lehenconſtitution, aus des Mannes Gütern zugebilligten Lucra noch überdem zuſtändig ſind. Das Gegenvermächtniß bekömmt die Wittwe, als ein Debitum per ſe feudale, es mögen Söhne oder Vettern ſuccediren. Die Wittwen, welche an Heurathsgut nichts eingebracht haben, können auch keine Verbeſſerung deſſelben, oder kein Gegenvermächtniß, fordern; alle übrige Lucra nuptialia aber, die in der Lehnsconſtitution feſtgeſetzt ſind, bekömmt dieſelbe dem ungeachtet.

In dem Herzogthume Magdeburg, kann, nach Vorſchrift der dortigen Polizeyordnung, v. J. 1688, Cap. 38, §. 4, das Gegenvermächtniß auf eben ſo hoch, als das Heurathsgut beträgt, verſchrieben werden. Wer aber ein höheres Gegenvermächtniß verſchreibt, der muß ſo viel an Strafe, als das Gegenvermächtniß das Duplum des Heurathsgutes überſchreitet, erlegen. Uebrigens fällt das Gegenvermächtniß, nach dem Tode der Wittwe, im Fall ſie keine Kinder hinterläßt, wieder an das Lehn zurück.

In der Alt= und Churmark, iſt die Lehensconſtitution v. 1. Jun. 1723, dasjenige Geſetz, nach welchem die Abfindung der Wittwen reguliret werden muß. Nach dem 7. §. derſelben wird ein Unterſchied gemachet, ob eine Eheſtiftung errichtet worden ſey, oder nicht. Sind Ehepacten vorhanden, und ſelbige von den nächſten Agnaten conſentirt, ſo hat es dabey

ſeni Bewenden, und es muß alles dasjenige, was darin verſprochen, und der Wittwe ausgeſezt worden iſt, von den Beſitzern der Güter ohne Widerrede erfüllet werden. Iſt aber keine Eheſtiftung vorhanden, ſo kömmt es hauptſächlich auf den Beweis, daß die Wittwe ein gewiſſes Heurathsgut eingebracht habe, an. Iſt dieſer geführt worden, ſo darf weiter nicht bewieſen werden, daß die Ehegelder auch wirklich in das Gut verwandt wären, weil dieſes ſchon aus der Illatione rechtlich vermuthet wird; doch iſt dabey den Agnaten, das Gegentheil zu beweiſen, nachgelaſſen. In beyden Fällen bekömmt die Wittwe nicht allein ihr Heurathsgut wieder zurück, ſondern auch das entweder verſprochene oder geſezmäßige Agumentum dotis. Das geſezmäßige beträgt die Hälfte der eingebrachten Ehegelder. Dergleichen Verbeſſerung erwirbt die Wittwe eigenthümlich, und ſie darf ſolche niemals wieder zurück geben. An denen Orten, wo den Wittwen noch überdem Alimente auszuſezen gewöhnlich iſt, müſſen dieſe Alimente zwar pro dignitate des verſtorbenen Ehemannes, und pro conditione facultatum eingerichtet, dabey aber darauf, daß ſie das Eigenthum von dem Gegenvermächtniſſe bekömmt, zurück geſehen werden.

In der Neumark, haben, nach der dortigen Lehnsconſtitution, v. 14. Aug. 1724, die Wittwen die Wiedererſtattung ihres eingebrachten Ehegeldes, und demnächſt noch halb ſo viel, als dieſe Ehegelder betragen, als ein Augmentum dotis aus den adelichen Gütern, ohne Weigerung zu fordern. Das Gegenvermächtniß muß jederzeit aus den Gütern genommen werden, und kann der gemeinen Erbſchaft niemals zur Laſt fallen: Das Recht der Verbeſſerung gewinnen die Wittwen in der Neumark pleno jure, und es fällt ſolches niemals in das Lehen wieder zurück.

Oeconomia forenſis, 4. Band, S. 426 f. 436, 439, 445, 446.

Gegen-Zeichen, Bey- oder Neben-Zeichen, Fr. Contre-marque, ein Zeichen auf goldenen, ſilbernen rc. Gefäßen, zur Verſicherung, daß ſie die gehörige innere Güte haben. Auch nennt man Gegen-Zeichen die zweyte Marke auf Waarenballen der Kaufleute.

Gegend, (*) (die) L. Regio, Fr. Contrée, Endroit, Environ. Ein beträchlicher Theil der Erdfläche von unbeſtimmter Größe. Die Gegend um die Stadt. In dieſer Gegend halten ſich wilde Thiere auf. Das Gut liegt in einer fruchtbaren Gegend. Die Gegend an der See. In weiterer Bedeutung auch oft ein jeder Theil eines Raumes. In der vornehmſten Gegend der Stadt wohnen. Das Buch liegt in dieſer Gegend, nämlich des Tiſches. 2. In der Aſtronomie und Geographie, derjenige Punct in der Fläche der Himmelskugel, worin ſich die gerade Linie endiget, welche in Gedanken aus dem Auge mit dem Horizonte parallel gezogen wird; die Himmels-Gegend, L. Plaga. In dieſem Verſtande hat man vier Haupt- oder Cardinal-Gegenden angenommen, Morgen, Abend, Mittag und Mitternacht, und 28 Neben-Gegenden. Aus welcher Gegend kömmt der Wind?

In der Malerey ſcheint dieſes Wort einen beſondern Theil einer Landſchaft auszudrücken, der ſich durch einen eigenen Character unterſcheidet. Man ſagt: eine wilde, rauhe einſame Gegend. Die Landſchaft würde aus mehrern Gegenſtänden beſtehen können; die Gegend ſelbſt aber würde bloß aus ihren einzelnen Theilen, als: Felſen, Bäumen ꝛc. beſtehen. Von den Gemälden, die man Landſchaften nennt, würden nur alſo diejenigen den Namen der Gegenden tragen, die eingeſchränkte und bloß dergleichen einzelne Scenen vorſtellen, die wir Gegenden nennen, als: Waſſerfälle, von Felſen eingeſchloſſene Plätze, u. d. gl.; diejenigen aber, die weitere Ausſichten von verſchiedenen Gründen vorſtellen,

(*) Dieſes Wort lautet im Oberdeutſchen nur Gegne, Gegene, im Niederſ. Jegene, und im Dän. Ege, welches letztere zu Ecke zu gehören ſcheint. Es ſtammet von dem Vorworte gegen ab, und bezeichnet eigentlich den Theil der Erdfläche, welcher gegen uns oder einen andern beſtimmten Körper, d. i. vor demſelben, lieget.

ſtellen, würden den Namen **Landſchaften** im eigentlichen Sinne behalten. In dieſem Verſtande würde man ſagen: **Berghem, Teiniers, Waterloo,** haben meiſtentheils Gegenden: **Breugel. Claude Lorrain, Swaneveldt,** haben meiſtentheils Landſchaften gemalt.

Gegenden, wenn ſie gut gewählt und mit gehöriger Kunſt gemahlt, haben etwas ſtark anziehendes; und in der lebloſen Natur iſt nichts, das uns intereſſanter vorkömmt. Jede Gegend iſt einſam; aber bey dieſem allgemeinen Character kann eine große Verſchiedenheit des Empfindſamen Statt haben. Es giebt fürchterliche, ſchreckliche, melancholiſche, fantaſtiſche, reizende, bezaubernde Gegenden. Eine gemalte Gegend kann demnach mancherley und große äſthetiſche Kraft haben. Wer etwa eine kleine ſittliche Scene vorſtellen will, und dazu eine dem Character des Stückes gemäße Scene ausgeſuchet hat, der kann dadurch Gemälde von großer Kraft erhalten.

Die Kenntniß ſeltſamer, intereſſanter und wohl characteriſirter Gegenden, dient auch zu der Gartenkunſt, weil die Anbringung ſolcher Scenen den Gärten die größte Schönheit giebt.

Gegitter, ſiehe Gitter.

Gegler, eine Benennung des Berg-Finken; ſ. Th. XIII, S. 419.

Gehackte Speiſe, Gehäck; ſiehe Farße.

Gehäbe, iſt im Hochdeutſchen ungewöhnlich, kömmt aber noch zuweilen im Oberdeutſchen vor; von dem Zeitworte haben, ſo fern es halten bedeutet. *Ein Gefäß iſt gehäbe,* wenn es dicht iſt, keine Ritzen hat. *Ein gehäbes Faß.* Imgleichen für enge, feſt, gedränge. *Die Garben gehäbe an einander legen.* Daher der Gegenſatz *ungehäbe,* was Ritzen hat, locker iſt.

Für gehäbe hat man im Oberdeutſchen auch die Wörter häbig, behäb, behäbig in eben dem Verſtande.

Gehäge (das). 1. Ein ungehägter, d. i. mit einem Haage oder Zaune umſchloſſener Ort, Fr. Clos, Clôture, Enclos; und beſonders ein Bezirk, in welchem das Wildbret gehäget wird; ein Jagdrevier, wo Niemand jagen darf, Fr. Chaſſe défendu, Reſerve. *Ein Ge-*

häge anrichten. Ein Faſanen-Gehäge, Haſen-Gehäge u. ſ. f. Daher Gehäge-Aufſeher, der Aufſeher über ein Gehäge der niedern Jagd; und Gehäge-Bereiter, diejenigen Forſtbedienten, welche die Gehäge oder Jagdgränzen bereiten; im gem. Leben Häge-Reiter. Einen Schlag ins Gehäge legen, im Forſtweſen, einen Schlag oder Gehau mit Hägewiſchen abſtecken, zum Zeichen, daß er gehäget werden ſoll; ſiehe Forſt-Cameralweſen, Hag, und die mit Häge zuſammen geſetzten Wörter. Einem in das Gehäge kommen, oder gehen, figürlich im gem. Leben, in deſſen Amt greifen, ingleichen ſich etwas anmaßen, worauf nur der andere ein Recht zu haben glaubt; Fr. aller ſur les briſées de quelcun. Auch ein gehägtes Waſſer, d. i. ein Bach, Fluß oder See, wo nicht ein jeder fiſchen darf, wird ein Gehäge genannt; ſiehe Hag und Hägen.

2. Ein Hag oder Zaun, und in weiterer Bedeutung zuweilen eine jede Einfriedigung. Ein Gehäge um den Berg machen, 2. Moſ. 19, 12. 23.

Gehänge, (das), von dem Zeitworte hängen. 1. Dasjenige, was hänget, in einigen beſondern Fällen. 1) Der abhängige Theil eines Berges, ja einer jeden Fläche, beſonders im Bergbaue, wo man es auch das Hangende nennet. 2) Die Kunſtſtangen des Feldgeſtänges, wenn ſie an ein Gelenk hängen, im Bergbaue, als ein Collectivum. 3) Herab hängende Zierrathen, beſonders in den Zuſammenſetzungen Hals-Gehänge, Ohren-Gehänge u. ſ. f. 4) Das Eingeweide, im gem. Leben einiger Gegenden. Das Gehänge von Schweinen. Als ein Collectivum. Siehe Geſchlinge. 5) Die herabhängenden Ohren der Jagdhunde, ſo auch das Geläppe genannt werden, bey den Jägern gleichfalls als ein Collectivum.

2. Dasjenige, woran etwas hänget. So wird bey den Jägern das Jägerzeug, woran das Hiefhorn hänget,

get, das Gehänge genannt. Siehe Gehenk, welches in dieſer Bedeutung üblicher iſt.

Gehäſe (das), ſo nur bey den Jägern in den Zuſammenſetzungen Vorder-Gehäſe, und Hinter-Gehäſe üblich iſt, wovon jenes den vordern, dieſes aber den hintern Theil eines Haſen bedeutet.

Gehäuſe, (das), ein Wort, welches ehedem ſowohl für das einfache Haus, als auch collective von mehrern Häuſern, gebraucht wurde. Jetzt iſt es im Hochdeutſchen nur figürlich von verſchiedenen Arten von Behältniſſen üblich, welche gewiſſen Dingen ſtatt eines Hauſes dienen. Das Gehäuſe einer Uhr, die äußere Kapſel oder Bekleidung derſelben. Bey den Uhrmachern führen auch die beyden Platten, welche durch Pfeiler mit einander verbunden ſind, und das Räderwerk enthalten, dieſen Namen. Das Gehäuſe oder Kern-Gehäuſe des Kern-Obſtes, das Kern- oder Samenbehältniß derſelben; ſiehe Griebs. Etwas uneigentlicher heißt der maſſive Theil eines Degengefäßes zwiſchen dem Stichblatte und Griffe, ſo auch das Kreuz genannt wird, bey den Schwertfegern das Gehäuſe. Es begreift die Parierſtange nebſt dem Bügel in ſich; ſ. Th. IX, S. 51.

Gehalt (der), iſt für das einfache Halt im Hochdeutſchen üblich, beſonders in folgenden Fällen.

1. Der körperliche Inhalt, was ein Raum enthalten kann. *Ein Faß von hundert Kannen Gehalt. Ein Haus von vielen Gehalt,* bequemen Raum, im gem. Leben auch Gelaß.

2. Dasjenige, was ein Körper von andern Dingen enthält, was ihm von andern Dingen beygemiſcht iſt. Den Gehalt oder Halt eines Geſund-Brunnens unterſuchen, was für mineraliſche Theile er enthält. Beſonders von Erzen und Münzen, von den ihrer Maſſe beygemiſchten edlen Metallen; Fr. Alloi. Der Gehalt der Erze. Eine Silber-Münze von gutem Gehalte,

welche die gehörige Menge Silbers enthält. Silber, welches an Gehalt zwölf löthig iſt. Da dieſer Gehalt, welcher auch das Korn genannt wird, eigentlich den Werth der Münzen ausmacht, ſo wird auch das Wort Werth, Fr. Valeur, in dieſem Verſtande gebraucht.

3. Die Beſoldung, Fr. Penſion. Es bezeichnet eigentlich die Summe, für welche man Jemanden zu ſeinen Dienſten hält oder unterhält, und könnte alſo eine allgemeine Benennung ſeyn; man braucht es aber am meiſten nur von Wittwen, die eine Gnadenpenſion genießen, von Hofmeiſtern der Kinder, von Haushofmeiſtern und Kammerdienern: zum Unterſchiede von Beſoldung, welches man von vornehmen Perſonen oder öffentlichen Bedienten, von Perſonen, die in öffentlichen Aemtern ſtehen; von Sold oder Löhnung, welches man von der geringſten Art der Bedienten ſagt.

Siehe nach Gnaden-Gehalt.

Einige halten das Wort Gehalt in dieſer dritten Bedeutung für ein Neutrum, das Gehalt; vielleicht nur, weil es in einigen Gegenden in dieſem Geſchlechte üblich iſt. Der Hochdeutſche Sprachgebrauch iſt ſowohl in dem einfachen Halt, als auch in dem zuſammengeſetzten Gehalt, für das männliche.

Gehau (das), im Forſtweſen, derjenige Theil eines Waldes, wo Holz geſchlagen oder gehauen wird, imgleichen, wo es geſchlagen werden ſoll, auch, wo es ehedem geſchlagen worden iſt. *Einen Wald in zehen Gehaue eintheilen. Ein junges Gehau, wo junges Laubholz anfliegen ſoll.* Statt dieſes Wortes iſt in andern Gegenden auch, *Hau, Gehauig, Hauung, Hieb, Schlag, Holzſchlag. Meiß, Kabel* u. ſ. f. üblich. Siehe Th. XIV, S. 562, und 678.

Gehebe, ſiehe Gehäbe.

Geheck (das), bey den Jägern, ein Neſt voll Vögel, ſo viel Vögel auf einmal gehecket oder ausgebrütet werden, eine *Hecke*, ein *Flug*. Beſonders die Jungen einer wilden Gans oder wilden Aente, ein Zug.

Geheim, verborgen, unbekannt, was verborgen iſt, oder doch verborgen ſeyn ſoll, im gem. Leben heimlich, und im Gegenſatze des öffentlichen. *Ein geheimer Ort. Eine geheime Treppe. Ein geheimer Gang. Eine geheime Zuſammenkunft. Eine geheime Schreib-Art. Etwas vor einem andern geheim halten.*

Im engern Verſtande, was nahe um den Fürſten iſt, denſelben und die innerſten Landesſachen betrifft. Daher *ein geheimer Rath*, oder *der geheime Rath*, die vornehmſte Art von Räthen, welche überhaupt das, was zur Erhaltung eines Staates gehöret, beſorgen; wenn anders ihre Würde nicht ein bloßer Titel iſt. *Das geheime Siegel*, deſſen ſich der Fürſt in ſeinen geheimen Ausfertigungen bedient. *Der geheime Stadtrath, geheimer Juſtitz-Rath, geheimer Kammer-Rath, geheimer Kriegs-Rath* u. ſ. f. welche von höherer Würde ſind, als die ordentlichen Staats-, Juſtitz-, Kammer-, Kriegsräthe. *In geheim*, auf eine geheime Art. *In geheim mit Jemanden ſprechen. In geheim nachforſchen.*

Es iſt nicht ganz richtig, daß geheim nur im guten Verſtande und bloß von wichtigen Dingen, gebraucht werde, wie Hr. Stoſch will. Er würde ſich richtiger ausgedrückt haben, wenn er geſagt hätte, daß heimlich mehr im gem. Leben, geheim aber vorzüglich in der anſtändigen und edlen Schreibart üblich iſt, weil es zunächſt aus dem Oberdeutſchen herſtammet. Viele ſehen die Benennung **geheimer Rath** als ein zuſammengeſetztes Wort an, und ſchreiben es **Geheimerrath**; ſo aber unrichtig iſt, weil ein Beywort, wenn es mit einem Hauptworte zuſammen gezogen wird, allemal eine Silbe am Ende verlieret. Wäre es eine wahre Zuſammenſetzung, ſo müßte es **Geheim-Rath** heißen, wie man **Geheim-Buch** und **Geheim-Schreiber** ſagt. Mit mehrerm Rechte kann man es, wenn es eine Würde bezeichnet, mit einem großen G ſchreiben; **Geheimer Rath**. Das d, welches ſich ſo gern dem m nachſchleicht, geheimd, für geheim, iſt im Hochdeutſchen veraltet.

Geheim-Buch, *apartes Buch, geheime Conto, Secret-Buch*, bey den Kaufleuten, ein geheimes Buch, in

welches ſie ihre geheimſten Angelegenheiten verzeichnen, und es daher gern vor andern verborgen halten. Es iſt dieſes Buch eines von den Hülfs- oder Nebenbüchern bey einer Proper- oder Eigenthumshandlung, und eigentlich dasjenige Inventarium, welches der Handlungspatron für ſich allein führt, und darein er mit eigener Hand ſeine Handlungsgeheimniſſe oder dasjenige einſchreibt, was zwar ſeine Handlung mit angeht, ſeine Leute aber nicht wiſſen ſollen, als da ſind: die unbeweglichen Güter, die Kleinodien, Schauſtücke ꝛc. imgleichen ſeine Paſſivſchulden, was er für geheimen Aufwand und Ausgaben habe, u. d. gl. Ein ſolches Buch allein von denjenigen Kaufleuten gebrauchet, die nicht ſelbſt ihre Bücher führen, und gleichwohl ihrem Buchhalter oder Diener den eigentlichen Zuſtand ihres ganzen Vermögens nicht entdecken wollen.

Die Einrichtung beſteht in Debet und Credit. Unter Debet bringt man ſein ganzes Vermögen, als: Häuſer, Gärten, Landgüter, Mobilien, Baarſchaften, Waaren, Schulden, Zinſen, und alles, was man in Beſitz hat. In Credit hingegen kömmt die Gegenſchuld, oder an wen man zu zahlen ſchuldig iſt. Hierauf nun beruhet die ganze Handlung, indem der Patron alle ſeine Rechnungen und Facit gewiß darauf gründen kann. Denn, wenn eines von dem andern abgezogen wird, ſo erſcheint das Nettocapital, oder, was man mehr ſchuldig iſt, als die Effecten zuſtrecken. Ob aber gleich ſolchergeſtalt ein Kaufmann ſein Vermögen geheim halten kann, und nicht nöthig hat, die Rechnungen von Häuſern, Landgütern, Mobilien ꝛc. den Handelsbüchern einzuverleiben; ſo können doch andere Rechnungen, die zur Handlung gehören, als: Caſſaconto, Waarenconto, Perſonenrechnungen, Schiffsparten u. d. gl. mehr, nicht ausgelaſſen werden, immaßen darin täglich ab- und zugeſchrieben wird. Indeſſen können auch ſolche Rechnungen dem Hauptbuche einverleibt werden, ohne ſelbige Summen zu nennen, wodurch man denn ſeinen Zuſtand völlig verbirgt; und der Saldo kömmt dennoch richtig heraus, indem bey ſolchen Umſtänden die Summe auch in dem Capitalconto ausgelaſſen, und an deſſen Statt ein Strich gezogen wird.

Geheim-Schreiber, eine in einigen oberdeutſchen Gegenden übliche Benennung eines Secretärs. In eben dieſen Gegenden wird auch eine Kanzelley, die Geheim-Schreyberey, und archivaliſche Urkunden Geheim-Schriften genannt.

Von der Geheim-Schreiberey, oder Geheim-Schrift, den geheimen Schreibarten, werde ich im Art. Schreiben handeln.

Geheimniß, L. Arcanum, Myſterium, Fr. Myſtére, Secret. 1. Der Zuſtand, da eine Sache geheim iſt. Das Geheimniß hört auf, ſo bald mehrere um die Sache wiſſen.

2. Eine geheime, unbekannte Sache, vornämlich in folgenden Fällen. 1) Ein geheimes, andern unbekanntes Kunſtſtück oder Hülfsmittel. Das Geheimniß Gold zu machen. Ein Geheimniß (geheimes Arzeneymittel) wider das Podagra. 2) Bey den Steinſetzern und Beſichtigern der Gränzen, werden die unverweslichen Stücke, welche auf eine geheime und nur ihnen bekannte Art unter die Gränzſteine geleget werden, Geheimniſſe genannt.

3. Was verſchwiegen oder unbekannt iſt, oder bleiben ſoll. Ein Geheimniß aus etwas machen. Die Abſicht ſeiner Reiſe iſt noch ein Geheimniß. Ein Geheimniß verrathen, ausplaudern. Auch kleine und nachtheilige Umſtände, von welchen, wenn ſie bekannt werden ſollten, Nachtheil zu befürchten iſt.

Von dem Geheimniſſen, d. i. Vortheilen und Kunſtſtücken der Kauf- und Handels-Leute, ſiehe Handlungs-Geheimniß.

Gehen. Ich habe oben, im Art. Gang, S. 4, fgg. von dem Gange der vierfüßigen Thiere, und inſonderheit der Pferde, gehandelt, von dem Gange des Menſchen aber in dem gegenwärtigen Artikel zu handeln verſprochen.

Der Menſch iſt unter allen Creaturen die einzige, welche ſehr langſam zum Gehen und zum Gebrauche der Gliedmaßen gelanget. Ein Vieh bequemt ſich in etlichen Stunden nach der Geburt auf die Beine zu kommen; einige wenige befinden ſich in etlichen Tagen dazu geſchickt, und das Federvieh iſt auch bald vermögend, durch Laufen oder Fliegen ſeine Nahrung zu ſuchen; der einzige vernünftige Menſch will Zeit und Wartung haben, ehe er auf die Beine kömmt, und mit vielem Unterrichte die Jahre erlangt, ſeine Glieder zur Bereitung ſeiner Nahrung anwenden zu können. Eine Urſache, daß ein Kind ſpät gehen lernt, iſt unter andern auch dieſe, weil es den Leib aufrecht tragen, und nur auf zwey Füße ſich ſtützen ſoll, wozu denn Zeit gehört, ehe es denſelben in einem Gleichgewichte tragen lernt. Man wird auch an neugebornen Kindern noch in etlichen Wochen nicht gewahr, daß ſie vermögend ſeyn, nur den Kopf in die Höhe zu halten; und gleichwohl müſſen durch die Wärterinnen, von der Zeit an, Vorbereitungen und Anſtalten zum Gehen nach und nach gemacht werden.

Man trägt ſie erſtlich gewickelt im Mantel, damit ſie den Kopf in die Höhe halten lernen; darauf müſſen ſie ſich zum Sitzen auf den Armen bequemen; endlich kommen ſie, etwa nach Verlauf eines halben Jahres, zum Sitzen auf einem Tiſche oder auf der Erde. Gemeiner Leute Kinder werden, auf dem Boden ſitzend, mit Kiſſen eine Zeitlang umſtopfet, daß ſie nicht um- oder vor ſich auf das Geſicht fallen können. Mittelmäßiger Leute Kinder werden in kleinen Stühlen zum Sitzen gewöhnet. Dergleichen Stühle müſſen, wenn ein Kind geneigt iſt, einen in die Achſeln eingeſunkenen Hals zu bekommen, keine Armlehnen haben, weil dieſe die Achſeln in die Höhe treiben, und dadurch der Hals in den Schultern bleibt. Vornehme Kinder haben den Schooß ihrer Ammen und Wärterinnen zur Lehr-

ſchule. Ueberhaupt aber erfordern ſowohl vornehmer als gemeiner Leute Kinder, um dieſe Zeit genaue und beſtändige Aufſicht, wenn ſie nicht Schaden leiden ſollen. Sitzen müſſen ſie zwar lernen, und dazu gewöhnet werden; werden ſie aber vom Anfange zu lange dazu angehalten, ſo wird bey ihnen gar leicht der Grund zu allerley kränklichen Beſchwerungen dadurch geleget, indem die Eingeweide des Unterleibes gepreſſet, und die Rücken- und Lendenmuskeln zu lange in einerley Stellung bleiben müſſen, wodurch ſie leicht zu Krampf und Schmerzen geneigt werden. Kinder, welche geſund bleiben ſollen, müſſen, außer der Schlafzeit, in beſtändiger Bewegung erhalten werden. Vom Sitzen gewöhnen ſich gemeiner Leute Kinder zum Fortkriechen, welches ſie zum Theil auf Händen und Füßen, zum Theil auf den Hinterbacken und einem Beine, mit Beyhülfe der Hände, thun. Die erſtern pflegen ſich nach dem Kriechen bald zum Gehen zu gewöhnen; die letztern aber pflegen lange bey ihrer Gewohnheit zu bleiben, weil ſie in ſolcher Stellung geſchwinde fortkommen können. Vornehmer Leute Kinder hingegen, denen es an hinlänglicher Wartung nicht fehlt, pflegen, außer den Stühlchen, ſich weder an Sitzen noch Fortrutſchen zu gewöhnen, ſondern wollen ſo lange getragen ſeyn, bis ſie endlich ſo weit kommen, daß ſie an Gängelbändern, oder unter die Arme gezogenen Windeln geleitet werden können.

Die Zeit, da ein Kind zu gehen anfängt, kann nicht auf einen gewiſſen Monat beſtimmet werden; denn einige kommen auf die Beine, ehe ſie noch ein Jahr alt werden; und von dieſen ſagt man, daß ſie ihrem Jahre entgegen laufen. Andere aber bringen wohl anderthalb oder zwey Jahre hin, ehe ſie ſich wagen, allein durch die Stube zu gehen; in welchem Falle auch vieles auf die erbliche Diſpoſition ankömmt.

Je länger aber das Gehen ausbleibt, je mehr Urſache hat man, auf eine verborgene Krankheit, inſonderheit aber auf die Dürrſucht, die engliſche oder eine andere Krankheit, Verdacht zu haben. Indeſſen aber darf man ſie nicht zu frühzeitig oder mit Gewalt zum Gehen anſtrengen, indem bey vielen, welche zur engliſchen Krankheit geneigt ſind, die Krankheit beym Anfange des Gehens ausbricht. Doch kann man ſolches Anſtrengen zum Gehen nicht für die Haupt= ſondern auch gelegentliche Urſache erkennen und annehmen; und reißt dieſe Krankheit bey einem Kinde einmal ein, ſo verlernt es das ſchon angefangene Gehen wieder; und die Aeltern haben ſich gewiß darauf zu verſehen, daß es vor dem dritten Jahre nicht wieder auf die Beine kömmt; ja bisweilen lernen ſolche Kinder gar wohl vor dem ſiebenten Jahre weder gehen, noch reden.

Sollen geſunde Kinder das Gehen bald und wohl lernen, ſo müſſen ſie anfänglich an Windeln gehalten werden, daß ſie nur ſchwebend die Füße zum Gehen gewöhnen. Warum der Gebrauch der Gängelbänder und Gängelwägen zu verwerfen ſey, habe im XV. Th. S. 626, fgg. gezeigt. Beſſer iſt noch eine Gängelbank. Am beſten aber, wenn man die Kinder in einen großen weiten Korb ſetzt, und ihnen Kiſſen unterleget. Hier lernen ſie bald, ſich am Rande des Korbes aufheben, und ſich wieder niederſetzen. Sie gehen rund im Korbe herum, und können ſich, wenn ſie ja fallen, keinen Schaden thun. Es iſt viel daran gelegen, daß man ſich, wenn ein Kind auch fällt, alsdann gar nicht darnach umſieht; dadurch werden ſie dreiſt, und zugleich behutſam, und lernen ſich in die Höhe heben. Nach Verlauf eines Jahres leitet man ſie entweder an der Hand, oder ſtellt ſie, ſich ſelbſt überlaſſen gegen Stühle, jedoch dergeſtalt, daß die Wärterin beſtändig zur Hand bleibe, um ſelbige, wenn ſie etwann gleiten ſollten, halten zu können. Endlich läßt man

ſie

ſie allein gehen, doch unter beſtändiger Aufſicht, weil, wenn ſie zumal auf eine Seite fallen, ſie leicht die Füſſe oder Hüfte verrenken können, und hernach auf Lebenslang lahm bleiben müſſen. Man verwahrt ihnen auch, um dieſe Zeit, bis in das dritte oder vierte Jahr, den Kopf mit einem Fallhute, zumal wenn es hurtige und muntere Kinder ſind, damit ſie das Geſicht nicht mit Narben verſchänden, oder der Hirnſchale oder dem Gehirne durch Fallen Schaden thun. Was ſonſt bey dem Gebrauche der Fallhüte zu bemerken iſt, findet man im XII, Th. S. 155. Aus den Augen der Wärterinnen dürfen Kinder um dieſe Zeit nicht gelaſſen werden, damit, wenn ſie fallen, man doch gleich gewahr werden könne, was für ein Glied verletzt oder beſchädigt ſey; anderer Gefahr, welche ihnen um dieſe Zeit von Fallen, Stürzen, Erſaufen oder ſonſt begenen kann, nicht zu gedenken.

Gleichwie die Aerzte im 16 und 17ten Jahrhunderte überall einen Ueberfluß an Arzeneymitteln geſucht und erfunden haben: alſo haben ſie auch in Anſehung des Gehens der Kinder ihre Vorſorge bewieſen, indem ſie, die Beine und Gliedmaßen zu befeſtigen und zu ſtärken, allerley Nervenſalben und Spiritus vorgeſchlagen haben. Allein, wenn die Kinder ſonſt von geſunder Conſtitution ſind, ſo hat man dergleichen Hülfsmittel gar nicht nöthig: und merkt man ja eine Schwäche der Glieder, zum Gehen, bey ihnen, ſo unterſuche man die Urſachen derſelben, und erforſche, ob nicht etwann die engliſche Krankheit, die Dürrſucht, oder eine andere Krankheit dahinter ſey, ſo wird man auch leicht Mittel finden, ſolche Schwäche zu heben, oder ſie, bis zur gehörigen Zeit, mit Geduld an ihnen ertragen.

Ich gedenke noch einiger Arten eines fehlerhaften Ganges. 1. Manche Perſonen gehen wackelnd. Dieſes Gebrechen, wenn keine üble Gewohnheit, oder irgend ein Zufall, Schuld daran iſt, rührt von einer

Schwäche

Schwäche der Hüften her. Verſchiedene junge Perſonen nehmen dieſe Ungeſtalt an, und behalten ſie oft die ganze Lebenszeit. Die gewöhnliche Urſache liegt an den Ammen oder Wärterinnen, welche ihre Kinder allein und ohne Hülfe gehen laſſen, ehe die Theile, welche die Laſt des Körpers tragen ſollen, die gehörige Feſtigkeit erlangt haben. Um die hievon entſtandene Ungeſtalt zu verbeſſern, muß man zu Gürtlern, welche den ganzen Umfang des Leibes zuſammen drücken, und gegen die Seiten der Hüften wohl ſtaffirt ſind, ſeine Zuflucht nehmen. Das Zuſammendrücken giebt im Gehen Dreiſtigkeit und Stärke, indem es die Hüften befeſtiget. Um dieſe Abſicht noch mehr zu erreichen, kann man dieſelben zugleich, einige Monate über, Morgens und Abends mit einem Decocte von Feldroſen und Granatſchalen, in gemeinem rothen Wein geſotten, waſchen. Man thut in 2 Pfund rothen Wein, 1 Handvoll Feldroſen, 2 Loth Granatſchalen, und die Hälfte von einer mittelmäßigen Quitte, und läßt es zuſammen ungefähr eine Viertelſtunde kochen. Dieſes Mittel, wenn es bey Zeiten und fleißig gebraucht wird, thut große Wirkung.

2. Andere haben einen plumpen und ſchweren Gang. Dieſes Gebrechen kömmt gemeiniglich daher, daß, da man die Kinder mit ſich gehen läßt, man ſich nicht genug nach ihrem Gange richtet, ſondern geſchwinder geht, als die Kinder gehen können, ohne ſich zu zwingen. Die Sache iſt von äußerſter Wichtigkeit. Die Schenkel ſind, wenn man geht, ein mehr oder weniger geöffneter Zirkel. Da nun die Schenkel eines Kindes viel kürzer, als einer erwachſenen Perſon ihre, ſind: ſo öffnet das Kind, welches den Gang derjenigen, mit denen es geht, annehmen will, den Zirkel ſeiner Schenkel über das Maaß, welches ihm ihre Kürze gemächlich zu thun erlaubt; welches dann daſſelbe zu großen Schritten gewöhnet, und ihm denjenigen plumpen und

ſchweren Gang giebt, welchen es hernach behält, wofern man nicht dafür ſorgt, es von dieſer Gewohnheit abzubringen, welches aber ſehr ſchwer iſt. Nicht zu gedenken, daß viele Kinder, wenn ſie auf dieſe Art im Gehen wenig geſchonet werden, kurzathemig und lungenſüchtig werden können.

Das Gehen iſt eigentlich ein abwechſelndes Stehen auf einem Fuße, wenn man es in ſo fern betrachtet, als der Körper dabey in einer gewiſſen Stellung anhaltend bleibt. Daher greifen diejenigen, welche ihr Brod mit Gehen verdienen müſſen, ihre Füße und Gelenke auf eben die Weiſe an, wie diejenigen, welche beſtändig ſtehen: nur daß ihnen die beſtändige Umwechſelung der Füße und die Leibesübung dabey zu gute kommen. Die ſteifen Kniee, bebenden Füße, und Reißen in denſelben, ſind allgemeine Krankheiten der alten abgelebten Fußbothen.

Geh-Werk, in den Räderuhren, dasjenige Räderwerk, welches das Gehen der Uhr hervorbringt, im Gegenſatze des Schlage-Werkes.

Gehenk, (das). 1. Verſchiedene Arten von Zierrathen, welches angehänget, oder angehenket werden; Niederſ. Hängſel. Ein Hals-Gehenk, Ohren-Gehenk u. ſ. f. Siehe Gehänge.

2. Dasjenige, woran ein anderer Körper gehenket wird; beſonders ein Gürtler, in und an welchen der Degen gehenket wird; das Degen-Gehenk; ſiehe Th. IX, S. 55.

Gehirn (*) (das), L. Cerebrum, Fr. Cerveau. 1. Eigentlich dasjenige weiche weiße Weſen in der Höhle der Hirn-

(*) Im Oberdeutſchen lautet dieſes Wort nur Hirn, bey dem Stricker Hiern, im Däniſchen Hierne, Schwed. Hjaerne. Das Ge ſcheint eine bloße müßige Verlängerung zu ſeyn, weil auch das einfache in collectiven Verſtande von der ganzen Maſſe dieſes Weſens gebraucht wird. Dieſes iſt auch im Hochdeutſchen nicht ganz fremd, wenigſtens bey den Dichtern nicht. In den Zuſammenſetzungen aber iſt Hirn beynahe noch übli-cher

Hirnſchale, welches aus zwo Kugeln beſteht, wovon die größere im engern Verſtande das Gehirn, die kleinere aber das *Gehirnlein* oder *Hirnlein*, L. Cerebellum, Fr. Cervelet, genannt wird. Daher die figürlichen, doch nur im verächtlichen Verſtande und im gem. Leben üblichen Redensarten: *kein Gehirn im Kopfe haben*, wenig Einſichten, wenig Verſtand haben; *das kömmt nicht aus ſeinem Gehirne*, aus ſeiner Einſicht, von ſeiner Erfindung; *im Gehirne nicht wohl verwahret ſeyn*, nicht bey geſundem Verſtande ſeyn u. ſ. f. weil man das Gehirn gemeiniglich für den Sitz und die Werkſtätte der Seele hält.

2. Figürlich, ein Menſch, eine Perſon, in Beziehung auf ſeine Verſtandeskräfte, doch nur im Scherze und verächtlichen Verſtande.

Aus der Zergliederung ſowohl des Gehirnes überhaupt, als auch ſeiner einzelnen Theile insbeſondere, welche man in den zur Anatomie und Phiſiologie gehörigen Werken findet, erhellet, daß die ſchöpferiſche Natur in keinem andern Eingeweide, als in dieſem, einen größern Vorrath der feinſten und zärteſten Werkzeuge, welche, zuſammen genommen, das Ganze deſſelben ausmachen, angebracht habe, und daß ſelbſt die regelmäßige Ordnung und künſtliche Verbindung derſelben ſo fein und ſauber geſchehen, daß ſo gar, der mühſamſten Unterſuchungen ungeachtet, dieſelbe eben ſo wenig ganz aufgelöſet, als die eigentliche Beſtimmung eines jeden noch zur Zeit genau entdeckt werden können. In Anſehung

ſehung

cher als Gehirn. Es ſcheint dieſes Wort eigentlich zu Horn, Angelſ. Hyrn, zu gehören, welches ehedem von einem weit gröſſern Umfange der Bedeutung war, als jetzt. Die Niederſachſen nennen das Gehirn den Brägen, Engl. Brain, Angelſ. Braegen; Holländ. Bregne, welches eigentlich auch deſſen Behältniß, die Hirnſchale, bedeutet, und in dieſem Verſtande mit dem Griech. βρεγμα; das Vorderhaupt, überein kömmt.

ſetzung der Blutgefäße ereignet ſich hier der ganz beſondere und eigene Fall, daß deren mehrere, ſo wohl als abführende Gefäße, als ſonſt irgendwo, in dem Gehirne angetroffen werden, daher man denn ſchon aus der häufigen Menge Blutes, welche durch vier bis fünf große Pulsaderäſte dahin gebracht wird, abnehmen kann, daß in dieſem Eingeweide die Abſonderung eines ſehr gemeinnützigen und edlen Saftes geſchehen müſſe. Dieſes iſt dann nun eigentlich der gehirngeiſtige Nerven-Saft, Fluidum nerveum ſpirituoſum, welcher in der äußerſt zarten und feinen Gehirn-Maſſe von dem Blute abgezogen und geläutert, und ſofort in die hohlen Nerven-Fibern, die auch alle darum aus dem Gehirne ſelbſt entſpringen, abgeleitet wird; und auf ſolche Weiſe wird hier der erſte und unmittelbare Grund theils zu der Empfindung, theils zu der Bewegung, als der unterſcheidenden Eigenſchaft eines thieriſchen Körpers, geleget, weshalb man es auch den Sammelplatz der Empfindungen, Senſorium commune, zu nennen pflegt.

Unter dieſe höchſt nützliche und allgemeine Vortheile, welche ſich von dem Gehirne auf alle Theile und übrige Verrichtungen der Körpers erſtrecken, gehört auch noch der erhabene Vorzug, daß die Seele ſelbſt in dieſem Eingeweide ihren wahren und beſondern Sitz habe, auch deswegen alle eigentliche Seelenhandlungen in demſelben urſprünglich entſtehen. Je reizbarer nun ein Thier iſt, und je ſtärker und feiner ſeine Empfindungen ſind, deſto größer iſt auch ſein Gehirn. Es hat daher der Menſch unter allen Thieren das größte Gehirn; bey den Vögeln iſt es kleiner, als bey den vierfüßigen Thieren, aber verhältnißmäßig größer als bey den Amphibien und Fiſchen; und ſo nimmt daſſelbe an Größe und Gewicht ſtufenweiſe nach und nach auch bey den übrigen Thieren ab. Das Gehirn der vierfüßigen Thiere kömmt, den jezt angeführten Unter-

ſchied der Größe ausgenommen, in Anſehung ſeines Baues, äußerlichen Geſtalt und übrigen Einrichtung, mit dem Menſchengehirne ziemlich überein. Unter dieſer Art Thiere ſelbſt aber äußert ſich darin einige Verſchiedenheit; daß die fleiſchfreſſigen und wilden Thiere ein kleineres, diejenigen hingegen, welche ſich vom Graſe nähern, vor jenen ein größeres Gehirn haben. Ungeachtet man in dem Gehirne der Vögel einen und andern innerlichen Theil vermiſſet, ſo hat es doch, gegen den übrigen Körper gerechnet, einigermaßen noch immer einen ziemlich weitläuftigen Umfang und ein anſehnliches Gewicht. Bey den Amphibien und Fiſchen iſt das Gehirn, gegen den Kopf und den übrigen Körper gerechnet, ſehr klein, nicht ſo gewölbt und rund, wie bey den vorigen, ſondern mehr flach und zuſammen gedrückt, und richtet ſich überhaupt nach der Geſtalt des Kopfes. Es hat eine aſchgraue, mit weiſſen Puncten und Strichen vermiſchte Farbe, und iſt gleichſam in drey Lappen, nämlich zween vordere und einen hintern, welcher letztere das Hirnlein vorſtellt, unterſchieden. Uebrigens iſt die Maſſe deſſelben nicht ſo feſt, wie bey andern Thieren, und es iſt äußerlich mit einem ſchaumigen Schleime umgeben. Bey den Inſecten und Würmern iſt es ein ſehr geringer, einfacher und faſt unmerklicher Theil, welcher aufs höchſte nur einen halb geſpaltenen Knoten vorſtellt, welcher ſich in einen langen Rückenmarkfaden, der ebenfalls hin und wieder knotige Abſätze hat, verlängert, wie dann auch die Zergliederer dieſen Thieren insgeſamt das Hirnlein abſprechen.

Gleichwie man nun in allen Thieren, welche Kopf und Augen haben, entweder ein vollkommenes Gehirn mit allen ſeinen Theilen, oder ein unvollkommenes, oder doch wenigſtens einen ähnlichen Abdruck und eine Spur deſſelben antrifft: ſo fehlt dagegen dieſes Haupteingeweide allen kleinern Gewürmen, Polypen, Waſſer-

Thier-

Thierchen, Mikroſkop-Thierchen, Zoophyten, Meer-Neſſeln, Band-Würmern u. d. gl. man müßte denn einen von den langen weißen Streifen oder Fäden, welche ſich wenigſtens an den letztern durchaus, nämlich vom Anfange bis zu Ende, mitten durch ihren Körper der Länge nach wahrnehmen laſſen, gleichſam als eine ähnliche Vorſtellung und als ein Gegenbild eines Rücken-Markes anſehen, ohne dabey weiter auf die Nothwendigkeit eines wirklichen Gehirnes zu ſchließen.

Außer dem Gehirne findet ſonſt gar keine Empfindung Satt. Wenn es daher verletzt oder beſchädiget wird, ſo leidet die Empfindung im ganzen Körper; ja der Menſch oder das Thier kann ſo gar davon ſterben.

Was den diätetiſchen Gebrauch der Gehirne betrifft, ſo wird das Gehirn von Vögeln, weil es etwas trockener und dichter iſt, für geſunder, als das von vierfüßigen Thieren, gehalten. Das Gehirn in einem gebratenen Hammel und Lammskopfe wird am häufigſten verſpeiſet, doch wegen ſeines ſüßlichen Geſchmackes insgemein mit allerley Gewürze gut zugerichtet, und auf die in Butter geröſteten Semmelſchnittchen aufgeſtrichen. Auch iſt das Mark im Kalbskopfe beliebt, den man gekocht, und, wegen der Weichlichkeit ſeines Fleiſches, mit einer ſauern Brühe zu eſſen pflegt. Das Gehirn von Ochſen, Schafen und Schweinen, iſt ſchlechter am Geſchmacke. Das Gehirn der Haſen und Kaninchen ſoll, nach dem **Bruyerin**, das Gedächtniß ſchwächen; ich bin aber einem Jeden gegen dieſes Unglück Bürge, wenn er dieſe Speiſe verdauen kann. Denn das iſt bey dem Gehirne und Rücken-Marke aller vierfüßigen Thiere kein geringer Umſtand, daß es feucht und ſchleimig, und daher ſchwerverdaulich iſt. Man kann nicht viel davon ohne Ekel genießen, und es verdirbt leicht in unſerm Magen, drückt denſelben, und verurſachet Sodbrennen, Magenweh und Koliken. Daher muß man es mit Gewürzen oder ſauern Brü-

 hen

hen zugerichtet, oder gebraten, mit Pfeffer und Salz eſſen. Eben deswegen hielt Pythagoras das Gehirn und Mark der Thiere für eben ſo ſchädlich als die Bohnen, und verbot deſſen Genuß ſeinen Schülern eben ſo nachdrücklich. Unter den Gehirnen der Vögel, haben, nach dem Elsholz, das Gehirn der Hühner, Rebhühner, Faſanen und Pfauen, den Vorzug.

Man pflegt auch kleine Kuchen mit Gehirne von Thieren zu füllen, welche *Hirn-Küchlein* genannt werden; auch Würſte mit Schweinsgehirne zu füllen, welche *Hirn-* oder *Gehirn-Würſte* heißen; wovon im Art. *Wurſt* ein Mehreres vorkommen wird.

Gehirn-Entzündung bey dem Rindviehe. Die Gegenwart dieſer Krankheit erkennt man daran, wenn die Haut des ganzen Leibes, und die Hörner an jener Stelle zunächſt am Kopfe ſehr heiß und trocken befunden werden; wenn die Augen roth, feurig, entzündet ſind, und das Licht nicht ertragen können; wenn die Zunge trocken und mit einem zähen Schleime überzogen iſt, welche aber bey einem höhern Grade der Krankheit ganz ſchwarz wird. Das Fieber iſt dabey ſehr heftig, mit großer Unruhe, Ekel vor allem Futter, dagegen aber mit unerſättlichem Durſte begleitet; doch hat man auch zuweilen beobachtet, daß das Trinken dabey gänzlich verabſcheuet worden iſt. Im Anfange iſt das Vieh gemeiniglich ſchläfrig, und beuget den Kopf tief zur Erde, den es aber im Fortgange der Krankheit in die Höhe hält. So ſind ſie auch im Anfange ſehr wild, ſchlagen den Kopf wider die Wände, und brüllen zuweilen fürchterlich. Wenn aber, bey dem Fortgange der Krankheit, die Entzündung in den Brand übergegangen iſt, ſo läßt der Schmerz nach, ſie werden ruhig, legen ſich nieder, die Augen werden trübe, und es fließt aus dieſen und aus der Naſe eine zähe Materie, welche häßlich riecht; Anzeigen, daß in dieſem letztern

Zu-

Zuſtande das Uebel ganz unheilbar ſey, und ein baldiger Tod erfolgen werde.

Die Entzündung des Gehirnes iſt zweyerley; ſie entſteht nämlich entweder als eine Krankheit für ſich, oder ſie äußert ſich bey andern vorhergegangenen und gegenwärtigen Krankheiten, und begleitet alſo dieſe als ein Nebenzufall; wie man ſolches inſonderheit bey der Viehſeuche faſt beſtändig beobachtet. Die Urſache der für ſich entſtehenden Gehirnentzündung iſt gemeiniglich eine heftige Wirkung der Sonnenhitze, der das Vieh zum öftern auf der Weide, bey dem Zuge, und auf Straßen bloß geſtellt iſt. Sie entſteht aber auch von ſtarker und lange anhaltender Erhitzung des Leibes, beſonders wenn das Vieh zugleich Mangel an Trinken leidet; denn hiedurch vertrocknen die Gefäße, das Blut wird dick, und es erzeugt ſich eine wahre Entzündung in den Häuten des Gehirnes, welche zuweilen in ſehr kurzer Zeit in den Brand, und ſchnellen Tod, übergehen. Was aber bey dieſer Krankheit am unglaublichſten ſcheinen ſollte, iſt, daß auch hier das Uebel nicht ſelten in eine wirkliche Verhärtung der Theile übergeht.

Das erſte und wirkſamſte Heilungsmittel bey dieſer Krankheit, iſt ein frühzeitiger und ſehr ſtarker Aderlaß, den man an der Halsader anſtellt, und jeden Tag zweymal ſo lange wiederholt, bis ſich das Entzündungsfieber merklich gelinder zeigt; welches man an dem verminderten Durſte geringern Hitze und langſamern Pulsſchlage abnehmen kann. Zugleich gebe man innerlich unausgeſetzt, alle zwo Stunden, einen Eßlöffel voll von dem oben, S. 522, beſchriebenen Pulver, welches man vorher mit friſchem Waſſer oder dem gewöhnlichen Getränke abgerührt hat. Das gekochte Waſſer (ſiehe eb. daſ. No. 2.) muß entweder allein, oder mit der Hälfte Molken (ſerum lactis) vermiſcht, zum allgemeinen und beſtändigen Getränke, je mehr

je beſſer, kalt zu ſaufen gegeben werden. Hienächſt iſt auch nöthig, daß man alle Morgen und Abend ein aus 2 Pfund Molken und 2 Loth Salpeter beſtehendes Klyſtier gebe. Ueber die Stirn, das Genick und die Schläfe, leget man leinene Tücher, welche täglich dreymal mit dem warm gemachten Mittel No. 3. (*) befeuchtet werden. Es iſt auch nützlich, den warmen Dampf von eben dieſem Mittel öfters in die Naſe ziehen zu laſſen, oder auch zugleich etwas davon laulich in dieſe Theile einzuſpritzen. Alle 4 Füße umwickelt man von den Klauen an, bis zu dem mittlern Gelenke, mit einem Pflaſter von Sauerteig, der mit etwas Salz vermiſcht, und mit einer hinlänglichen Quantität Eſſig verdünnet worden iſt, und erneuert dieſes Pflaſter alle Abend mit einem friſchen.

Von dem Verhalten mit der Fütterung bey der Gehirnentzündung, iſt hier deswegen keine Vorſchrift nöthig, weil das Vieh bey dieſer Krankheit ohnehin alle Nahrungsmittel verabſcheuet. Im Fall aber hiezu eine Luſt verſpüret würde, ſo hat man ſich nach der im XI. Th. S. 94, gegebenen Anweiſung zu verhalten. Die Luft, in welcher das kranke Vieh ſteht, muß weder zu warm noch zu kalt ſeyn.

Die Cur, der von andern Krankheiten entſtehenden Hirnentzündung, kömmt mit der jetzt beſchriebenen Heilart, in Abſicht auf die äußerlichen Mittel, überein; die innerlichen Mittel aber muß man dabey ſtets nach der Hauptkrankheit und deren Urſache, wodurch die Hirnentzündung hervor gebracht worden iſt, einrichten, wozu man in den davon handelnden Artikeln die gehörige Anweiſung finden wird.

Ge-

(*) Mittel No. 3. Friſches Waſſer, 4 Pfund; Weineſſig, 1 Pfund; Campher ½ Loth. Der Campher wird zuerſt mit einem Löffel voll Branntwein abgerieben, und hernach mit dem Eſſig und Waſſer vermiſcht.

Gehirn-Saft, ſiehe oben, S. 641.
Gehirn-Schale, ſiehe Hirn-Schale.
Gehirn-Wurſt, ſiehe oben, S. 644.
Gehöft (das), ein vorzüglich im Niederſächſiſchen übliches Wort, alle zu einem Acker-Hofe gehörigen Gebäude zu bezeichnen, ein Hof. Ein Dorf von dreyßig Gehöften. Im mittlern Lat. Hoffata.
Gehölz (das). 1. Eine Sammlung von Holz, d. i. Bäumen, ohne deſſen Größe zu beſtimmen, ein Wald, im gem. Leben auch ein Holz, eine Holzung. In manchen Gegenden iſt dieſes Wort nur von kleinern, in manchen aber nur von größern Wäldern üblich. Siehe Holz.

2. Das an einem Dinge befindliche Holzwerk.
Gehör (das), von dem Zeitworte hören, den Schall empfinden. 1. Das Vermögen, die Fähigkeit, zu hören, oder den Schall zu empfinden, L. Auditus, Fr. Ouïe. Ein gutes, ein ſcharfes, ein leiſes Gehör haben; Fr. avoir l'ouïe fine. Im engerem Verſtande zuweilen auch ein gutes, richtiges Gehör. Wer Stimme und Gehör hat, hat Anlage zum Singen.

2. Der Zuſtand, da man etwas höret oder anhöret. 1) Eigentlich, doch nur in einigen Fällen. Etwas aus dem Gehöre haben, es gehöret haben, von Hörenſagen haben. 2) In weiterer und figürlicher Bedeutung. (a) Einem Gehör geben, ihn anhören; L. Audientia, Fr. donner audience. Einem das Gehör verſagen, ihn nicht anhören wollen. Der Geſandte wurde zum Gehör gelaſſen, bekam Gehör, erlangte Gehör, d. i. Audienz. (b) Die Befolgung des Gehörten, die Beſtimmung ſeines Verhaltens nach demſelben. Einer Bitte Gehör geben, ſie erfüllen.

3. Das Werkzeug des Gehöres, die Ohren, in welchem Verſtande die Jäger die Ohren der Sauen das Gehör zu nennen pflegen.

Eine Erklärung, wie das Hören geſchieht, hat man in phyſiologiſchen Werken zu ſuchen; eine Belehrung aber, wie Kinder und junge Leute zum Rechthören gehörig anzuweiſen ſeyn, wird, als ein wichtiger Theil der Erziehungskunſt, der Abſicht gegenwärtigen Werkes gemäß ſeyn. Das Hören bemerkt man bey Kindern gemeiniglich ſpäter als das Sehen; dagegen aber iſt auch das Ohr unter allen Gliedmaßen dasjenige, deſſen Verrichtungen bey dem Menſchen ſtärker und länger, als der übrigen ihre, währen. Wenn ſich nun bey Kindern das Gehör nach und nach eingefunden hat, und man merkt, daß ſie auch leiſe Töne hören, ſo muß man ſie durch Locken und Drohen, durch befehlen und verbieten ꝛc. erſt im Hören üben. Indeſſen geht es mit dem Gehöre faſt wie mit dem Sehen. Die Kinder hören wohl; man merkt aber doch auch oft, daß ſie vieles nur obenhin hören, oder verhören. Man muß daher erſt eine gute Zeit verfließen, und ſie in der Sprache eine gewiſſe Fertigkeit erlangen laſſen, ehe man ſie zum Rechthören anweiſen, und über ihre Fehler in dieſem Stücke bedeuten kann. Bey eigentlichen Ohrenfehlern kömmt es auf eine Cur an, die man Aerzten überlaſſen muß. Vorausgeſetzt alſo, daß Kinder ſo weit ſind, daß man eine ordentliche Anweiſung hierin bey ihnen anbringen kann: ſo muß man hier einen Unterſchied machen; ſie in flatterhafte, ſtuzige und geſezte eintheilen, und jede Gattung auf eine für ſie angemeſſene Art behandeln.

Die flatterhaften Kinder haben die Art, daß ſie, wenn man mit ihnen ſpricht, theils allerley fremde Dinge im Kopfe haben, theils ſich die geringſten Kleinigkeiten, die ihnen etwa vor das Auge oder Ohr kommen, im Zuhören hindern laſſen. Das macht ſie oft ſo verwirrt, daß beynahe nichts von dem, was man mit ihnen ſpricht, hören. Wenn ſie aber ja auch etwas hören, ſo ſind es ein Paar Sylben und Wörter, woraus

aus ſie ſich, indem ſie ſich allerley dazu denken, Begriffe formiren, die gerade diejenigen nicht ſind, welche ſie ſich aus der völlig angehörten Rede hätten formiren können und ſollen. So verwechſeln ſie auch öfters Wörter mit andern, die etwa im Laute etwas ähnliches haben, und meinen daher Sachen gehört zu haben, woran man nicht gedacht hat. Wenn man ihnen nicht bey Zeiten dieſen Fehler abgewöhnet, ſo hängt er ihnen, wenn ſie hernach erwachſen, auf beſtändig an, und es werden Leute aus ihnen, mit denen eben dieſes Fehlers wegen nicht viel anzufangen iſt. Man ſpricht von einem ſolchen Menſchen: er hört nur halb. Flatterhafte Kinder haben ſonſt manches gute und ſchätzbare in ihrem übrigen Character. Sie wollen gern gebraucht ſeyn, und freuen ſich, wenn man ihnen etwas auszurichten giebt. Sie ſind überaus willig zu allem, ſie greifen ſich dabey an, und ſind ſehr eifrig und ämſig, daß man ſich darüber freuen muß. Allein, ihr haſtiges Weſen, welches ſie zugleich an ſich haben, und welches bloß von ihrer Faſelhaftigkeit herkömmt, verdirbt alles dieſes Gute. Ihre vorſchnelle Art läßt ſie nicht dazu kommen, daß ſie nur aushörten, was man von ihnen eigentlich haben will; es wird ihnen Zeit und Weile lang, wenn ſie zuhören ſollen; es iſt ihnen alles zu weitläuftig, was man mit ihnen ſpricht; ſie haben alles, ihrer Meinung nach, völlig verſtanden; ſie ſtehen immer auf dem Sprunge, und möchten lieber eine Sache ſchon ausgerichtet haben, ehe ſie noch wiſſen, was ſie ausrichten ſollen. Wie? wenn ich lieſe? iſt der faſelhaften Kinder, beſonders wenn ſie es in einem hohen Grade ſind, ihr Symbolum. Was man ihnen alsdann ſagt, davon verſtehen ſie nur höchſtens die erſten Worte, die übrigen hören ſie unter dem Laufen entweder gar nicht, oder oder doch nur obenhin, ſo, daß ſie davon in ihrem Ohre keine weitere Empfindung haben mögen, als die man ſonſt etwann von einem rauſchenden Waſ-

 ſer

ſer hat, wobey man nichts diſtinctes denken kann. Man muß Kindern auch dieſe Unart abgewöhnen, denn ſie hindert dieſelben ſehr, dasjenige, was ſie hören, recht zu hören; ja, ſie pflegen bey dieſem ihren haſtigen Weſen und Rennen öfters auch ſo gar das wenige, was ſie gehört, auch wohl recht gehört haben, wieder zu vergeſſen, kommen alsdann wieder, und wiſſen nicht das geringſte mehr von demjenigen, was man geſagt hat. Man muß alſo dieſe Kinder nicht laufen laſſen; man nehme ſie, wenn es nicht anders ſeyn kann, bey dem Arme, und halte ſie feſt, oder befehle ihnen, da zu bleiben, und was man ihnen zu ſagen hat, völlig auszuhören. Sie bloß zu fragen, haſt du mich verſtanden? iſt nicht genug, denn ſie ſind mit dem Ja gleich fertig; und werden niemals Nein ſprechen, denn ſie bilden ſich immer ein, alles recht gehört und wohl verſtanden zu haben. Man ſage ihnen alſo eine Sache zwey oder dreymal, damit ſie dasjenige, was ſie beym erſtenmale verhört haben, doch auf das zweyte oder drittemal faſſen. Man kann ſie auch nach dem Inhalte des Geſprochenen fragen. Wie man bey einem Rechenexempel ſogenannte Proben macht, um zu ſehen, ob man recht gerechnet habe: ſo iſt die verlangte Wiederholung des Geſagten vom Kinde gleichſam eine Art von Probe, woraus man abnehmen kann, ob ſie recht gehört haben. Wiſſen ſie nichts mehr, ſo ſage man es ihnen, nach vorher gegebener Erinnerung, aufmerkſam zu ſeyn, noch einmal, beſtehe aber zugleich auf gedachte Wiederholung deſſen, was ſie gehört haben. Auf dieſe Art kann man auch zugleich erfahren, ob die Schuld wirklich am Nichtrechthören der Kinder, oder an etwas anders, liege, wenn die Wirkungen von unſern Reden an die Kinder nicht diejenigen ſind, die wir erwarten. Gleichwie man etwas leſen, und den Buchſtaben nach recht leſen kann, ohne das Geleſene zu verſtehen: alſo kann auch ein Kind manches hören,

auch wohl recht hören, ohne deswegen das Gehörte ſogleich zu verſtehen.

Eine Hauptmaxime, wenn man faſelhafte Kinder zum Rechthören bringen will, iſt auch dieſe, daß man ihnen wenigſtens Anfangs nicht mehrerley auf einmal zu hören giebt; denn ſie vergeſſen entweder eines über dem andern, oder ſie verwechſeln eines mit dem andern. Es thun dieſes auch ſehr oft erwachſene Leute, die im Rechthören in ihrer Kindheit nicht geübt worden ſind; und dieſe Verwechſelung mehrerer auf einmal gehörter Dinge iſt die Urſache mancher komiſchen Vorfälle im gemeinen Leben, die man in den ſo genannten Vademecum, Jocoſeriis und dergleichen hiſtoriſchen Büchern zu ſammeln, und damit Leſer zu beluſtigen pflegt, die an dergleichen Dingen Geſchmack finden. Man gewöhne alſo die Kinder dazu, daß ſie erſtlich nur einen einfachen Auftrag recht hören, und wenn ſie mit der Ausrichtung deſſelben fertig ſind, gebe man ihnen einen andern. Wenn man ſie darin fleißig geübt hat, ſo kann man ihnen mit der Zeit, und nach und nach auch mehrere und verſchiedene Sachen auftragen, bis man ihnen endlich 4, 5, 6 Sachen auf einmal befehlen kann, die ſie eins nach dem andern, ohne eins über dem andern zu vergeſſen, oder manches darunter verkehrt auszurichten, ins Werk ſetzen ſollen. Die Uebung thut hiebey viel.

Es geſchieht auch wohl ſehr oft, daß Kinder, beſonders, wenn man ihnen etwas befiehlt, zwar hören, auch wohl recht hören, aber ſich dabey ſtellen, als ob ſie es nicht hörten, oder doch nicht recht gehört hätten. Hier liegt die Schuld an ihrem Willen. Es iſt, mit einem Worte, Ungehorſam, welcher freylich auch eine Art von Nichtrechthören iſt. Hieher gehört das Sprüchelchen: **Wenn ein Kind nicht hört, muß es fühlen.** Und ich ſetze noch hinzu; **Wenn ein Kind nicht recht hört, muß es recht fühlen.** Schläge mit der flachen Hand, auch derbe Schläge von dieſer Art, ſind taube Schläge; ſie fruchten nichts, und man kann Kindern an ihrer Geſundheit damit ſchaden. Ich rechne beſonders dahin die ſogenannten Maulſchellen und Ohrfeigen. Ich halte nicht viel von Aeltern und Lehrern, die ſich mit dergleichen Strafen abgeben. Die Birke iſt eigentlich für dergleichen Kinder gewachſen.

Manche Aeltern ſcheinen ſonſt in der Meinung zu ſtehen, je ſtärker ſie, wenn ſie etwas gebieten oder verbieten, in die Kinder hinein ſchreyen, je beſſer müßten ſie es hören. Allein, die Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil. Kinder gewöhnen ſich ſo daran, daß, wenn man ihnen etwas befiehlt, ſie nicht ein-

einmal darauf merken, wenn man nicht aus vollem Halſe ſchreyet; und auch alsdann beſinnen ſie ſich doch noch wohl, ob ſie es hören wollen. Ich bin gerade der entgegen geſetzten Meinung. Je gelaſſener und ruhiger man mit Kindern ſpricht, man möge ihnen zu befehlen oder ſonſt was mit ihnen zu ſprechen haben, je beſſer hören ſie. Wenn demnach beyde Aeltern mit einander darin übereinkommen, ihre Kinder in dieſem Stücke egal zu behandeln, ſo werden ſie alsdann flatterhafte und haſtige Kinder durch ihr Beyſpiel nicht nur ebenfalls zu einer Art von gelaſſenem Weſen, ſondern auch in kurzer Zeit zum Rechthören bringen.

Ich will noch etwas weniges von der Behandlung ſtupider ſowohl als geſetzter Kinder in Abſicht des Rechthörens hinzu fügen. Der erſten Gattung von Kindern mag es meiſtentheils nicht ſowohl am Rechthören, als vielmehr daran fehlen, daß ſie das Gehörte nicht faſſen können. Es iſt hiebey nichts zu thun, als daß man ſich bemühe, mit ihnen ſo zu ſprechen, daß es ihnen faßlich und verſtändlich ſey. Ich ſage nicht nur, faßlich überhaupt, ſondern: ihnen faßlich. Man muß daher die Schuld des Nichtrechthörens, und mithin auch des Nichtrechtfaſſens der Kinder nicht immer in den Kindern, ſondern öfters auch in ſich ſelbſt ſuchen. Man thut manchen Kindern Unrecht, wenn man ſie für ſtupide ausgiebt, da eigentlich der Vortrag für ſie zu hoch iſt. Der Satz: was mir verſtändlich iſt, iſt auch einem Kinde verſtändlich, iſt gewiß ein höchſt falſcher Satz. Man muß erſt mit Kindern recht reden können; alsdann werden, ceteris paribus, auch die Kinder, ſelbſt ſtupide ausgenommen, recht hören, folglich auch das Gehörte faſſen lernen.

Bey geſetzten Kindern bedarf es nicht viele Anweiſung, dasjenige, was ſie hören, recht zu hören. Ermunterungen zur Aufmerkſamkeit kann man wohl dann und wann bey ihnen anbringen; allein, auch dieſe ſind nicht nöthig, wenn der Vortrag ſonſt angenehm iſt, und mit einer freundlichen Miene begleitet wird.

Das Rechthören findet ſich alsdann bey ihnen von ſelbſt. Eines ſolchen Vortrages müſſen ſich Lehrer inſonderheit befleißigen. Kinder von dieſer Art haben auch die gute Eigenſchaft an ſich, daß, wenn man ihnen etwas aufträgt, ſie nicht ſogleich laufen und rennen, ſondern ſtehen bleiben, und alles, was man zu ſagen hat, völlig aushören. Verſtehen ſie etwann eins oder das andere von dem Gehörten nicht, ſo thun ſie allerley Fragen deswegen, und ruhen nicht eher, als bis ſie alles völlig gefaßt haben; ſie hören alſo mit Verſtande und Ueberlegung, mithin recht. Daß ſie auch das Nichtverſtandene gewiſſermaßen recht gehört haben, ſieht man daraus, weil ſie darüber weitern und nähern Unterricht begehren. Ihre Fragen muß man ihnen, wenn man kann, beantworten. Ich ſage: wenn man kann; denn ſie thun oft Fragen, wobey man nicht weiß, was man antworten ſoll. In dieſem Falle muß man ſich auf eine Wendung beſinnen, wodurch man den Antworten entgeht; oder, wenn einem nichts einfallen will, muß man es wenigſtens machen, wie es Hr. Prof. Baſedow in ſeinem Elementarbuche für Kinder macht; Kinder! ſpricht er daſelbſt einmal übers andere: Kinder! das will ich euch ein andermal ſagen. Auf dieſe Art kömmt man doch wenigſtens für dieſesmal vom Antworten los. Man wird auch bemerken, daß dieſe Gattung von Kindern, wenn man ihnen etwas erzählt oder beſchreibt, das über ihren Horizont iſt, frey heraus ſagen: das verſtehe ich nicht; da hingegen flatterhafte ſich einbilden, es auch wohl ſagen, daß ſie alles verſtanden hätten, ſtupide Kinder aber gemeiniglich in dergleichen Falle ſtille zu ſchweigen pflegen.

54 und 55. St. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1773.

Vielerley äuß- und innerliche Zufälle können das Gehör ſchwächen, oder gar wegnehmen. Im letztern Falle iſt wenig Hilfe; im erſtern aber kann man ſich verſchiedener, ſowohl Arzeney- als mechaniſchen Mittel bedienen.

Zu den Arzeney-Mitteln wider ein ſchweres und übles Gehör, gehören inſonderheit folgende. Man rührt einen kleinen Theelöffel voll Ingber, mit eben ſo viel Salz, und etwas von einem gebratenen Apfel durch einander, und leget es jeden Abend friſch auf die Schläfe, nimmt es aber des Morgens wieder ab. Man hat Erfahrungen, daß dieſes Hausmittel den in einer ſchweren hitzigen Krankheit erlittenen Verluſt des Gehörs, welcher ſehr lange gedauert, und wogegen andere Mittel nicht helfen wollen, curirt habe.

Leipz. Sammlungen, 7. Band, S. 203. f.

Im 7. St. der Hannov. nützl. Sammlungen, v. J. 1757, Col. 111, wird folgendes Mittel wider das üble Gehör, und Sauſen und Brauſen der Ohren, bekannt gemacht. Man ſoll von Weidenbäumen, die im Frühlinge geköpft worden ſind, die jungen Ausſprößlinge nehmen, aus ſolchen den Saft preſſen, und denſelben täglich in die Ohren tröpfeln.

Oder: Man nehme ſüße Milch, welche vorher abgerahmt iſt, eine Taſſe voll, und ein Stück Knoblauch, und laſſe beydes in einem neuen irdenen Topfe ein Paarmal auf kochen; ſodann gieße man es durch, nehme von der dünnen lauwarmen Milch einen Theelöffel voll, und gieße ſolche in das ſchadhafte Ohr. Wenn ſie kalt zu werden anfängt, wird der Kopf auf die Seite gehalten, damit die Milch heraus laufe. Dieſes muß des Tages dreymal geſchehen. Des Abends nimmt man, bey dem Schlafengehen, ein wenig Baumwolle, tunket dieſe in friſch ausgepreßtes ſüßes Mandelöhl, und leget ſie in das Ohr. Hiemit continuirt man ſo lange, bis der Effect davon verſpüret wird.

37. St. Hannov. nützl. Samml. v. J. 1737, Col. 591.

Oder: Man nimmt einen alten Oehlkrug, der nicht rein gemacht iſt, ſondern worin noch Oehl klebet, wickelt ihn in rohen Brodteige ein, macht von eben demſelben Teige einen Pfropf darauf und läßt ihn im Backofen backen. Sodann wird der Pfropf weggethan; und man

läßt

läßt den Dunſt, ſo heiß als es zu leiden iſt, in das Ohr. Dieſes Mittel muß aber einige Zeit lang, wöchentlich verſchiedenemal, gebrauchet werden.

9. St. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1768, S. 89.
Fränkiſche öconomiſch-landwirthſchaftl. Mannigfaltigkeiten, 1. B. 6. St. Schwab. 1777, 4. S. 20.

Ein berühmter Medicus in Breslau hat wider das ſchwere Gehör folgendes Pulver angerühmt. Man ſchälet wilde Kaſtanien, ſchneidet ſie in Stücken, läßt ſie trocknen, ſtampfet ſie in einem Mörſer, und treibt ſie durch ein feines Haarſieb. Dieſes Pulver ſchnupfet man ein. Man kann es auch mit andern Schnupftoback, oder mit Majoran, vermiſchen.

J. M. v. Rohr öconomiſche Reliquien, 1 Zehend. Bresl. 1769. gr. 8. S. 18, f.

Zuweilen entſteht ein ſchwaches Gehör, oder gar der Verluſt deſſelben, von dem in den Ohren, wegen unterlaſſener fleißiger Reinigung derſelben, verhärteten Schmalze. In dieſem Falle ſoll man, zur Reſolution deſſelben, durch eine Feder oder Pfeifenſtiel zum öſtern Tabacksrauch hinein blaſen.

7. St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1757, Col. 112.

Eine aus dem 1. Th. des 49. B. der Philoſ. Tranſact. a. d. J. 1755, Art. 35, S. 213—221, von mir überſetzte Abhandlung des Hrn. Jonath. Wathen über die Wiederherſtellung des Gehörs bey Verſtopfung des innern Gehörganges, oder der euſtachianiſchen Trompete, ſt. im 12. St. des neuen Hamb. Magaz. 1767, 8. S. 561—575; und eine andere Ueberſetzung davon, im 33. St. des Wittenb. Wochenbl. a. d. J. 1771, S. 269—273.

Was die mechaniſchen Mittel und Werkzeuge, wodurch der Mangel des Gehörs größtentheils erſetzt wird, als: Gehör-Hörner, Gehör-Röhrchen, Hör-Röhre (Tuba acuſtica,) Sprach-Trichter für Harthörige (Fr. Cornet,) und andere ſo genannte Gehör-Maſchinen (Inſtrumenta acuſtica,) betrifft, ſo hat man mancherley Erfindungen davon. Ich werde die vornehmſten, mir bekannt gewordenen beſchreiben.

Ei-

Einige, deren Gehör ſchwächer geworden iſt, erleichtern ſich das Hören dadurch, daß ſie ihre hohle Hand an die Ohren halten, indem ſolcher Geſtalt der Schall in das Ohr hinein geleitet wird.

Einige behelfen ſich mit einem Gehör-Horne von Silber oder Meſſing, welches ſie mit dem Mundſtücke dicht auf das Ohr ſetzen, und dadurch auch ganz leiſe geſprochene Worte hören können. Ein ſolches Werkzeug, Fig. 862, ſieht wie ein kleines Poſthorn, oder wie eine gewundene Schnecke, aus, welche gegen die Mitte immer enger wird, um einen kleinen Platz einzunehmen. Aus dem Mittelpuncte geht eine faſt gerade enge Rohre, a, in das Ohr, und der Redende ſpricht indeſſen in das weite Ende b.

Das Gehörhorn, welches Hr. v. **Uffenbach** in dem Cabinete des Hrn. D. **Wolfahrt** zu Caſſel geſehen hat, und welches er im 1. Th. ſeiner *Reiſen*, Frf. und Leipz. 1753, gr. 8. S. 29, beſchreibt, (ſiehe Fig. 863) hat ebenfalls eine weite Oeffnung, und geht unten ganz ſpitzig zu, wovon das ſpitzige Ende wie eine Schnecke gedrehet iſt. Unten hat es einen langen Stiel mit einer Handhabe, damit es bequem getragen, und beſtändig mit der Spitze in das Ohr gehalten werden könne. Auswendig war es mit ſchwarzem Leder überzogen, und inwendig von Meſſing.

Eine Gehörröhre mit einem Trichter, nach der Angabe des Hrn. Abt **Nollet**, im 3. Bande ſeiner *Kunſt phyſikaliſche Verſuche anzuſtellen*, Lpz. 1771, 8. S. 46, findet man Fig. 864 a) abgebildet. a iſt ungefähr ein paraboliſcher Trichter, welcher drittehalb Zoll in der Oeffnung hat, in deſſen Grunde ſich ein rundes Loch von 7 bis 8 Linien im Durchmeſſer befindet. An dem Rande dieſes Loches iſt auswendig ein Ring gelöthet, welcher 6 bis 7 Lin. lang iſt, und ein wenig ſchräg abgeht, damit er genau und ſtraff auf das gebogene Ende der Röhre b c paſſe. Dieſe beyde Stücke

kann

kann man aus einander nehmen, und in der Taſche tragen; und wenn man Gebrauch davon machen will, fügt man ſie zuſammen, und legt das Ende b in das Ohr, indem man die Oeffnung des Trichters der Perſon, welche redet und welche man hören will, gegen über wendet.

In dem Cabinete des Hrn. Abt Schmid zu Helmſtädt, hat Hr. v. Uffenbach einen Tubum acuſticum von Glas geſehen, deſſen unterſte Spitze, die ins Ohr geſteckt wird, von Meſſing iſt. Siehe Fig. 864 b).

Eine andere Erfindung von Gehörmaſchinen, welche ſich aus Holland herſchreibt, und wovon Hr. D. Schäffer in Dortmund mir eine Nachricht und Zeichnung mitzutheilen die Geneigtheit gehabt hat, ſtellt Fig. 865 dar. Die cylinderförmige Röhre von a bis c iſt 21¾ Zoll lang, und beſteht aus 2 Stücken, welche in a und b über einander geſchoben werden. In d iſt ein Knöpfchen von Elfenbein angebracht, welches in das Ohr geſteckt wird. Die Oeffnung dieſes Knöpfchens iſt ungefähr vom Diameter einer mittelmäßigen Erbſe. Daß die Röhre aus mehrern Stücken beſtehe, welche in einander geſchoben werden, iſt nicht allein darum, damit man die Maſchine ſtückweiſe in der Taſche bequem überall bey ſich tragen könne, ſondern auch in a deswegen vorzüglich nöthig, damit man der Maſchine eine verſchiedene Richtung geben könne. Denn wenn A B nach dem Orte, wo der Schall herkömmt, gerichtet wird, ſo fällt er in gerader Linie auf die durchlöcherte Platte A B, und wird nothwendig dadurch verſtärkt; alsdann ſammelt ſich die in Bewegung geſetzte Luft in der Ründung C D E, wird von da zurück in die glockenförmige Röhre n. 1. deren Baſis nur an zween Orten in C und D durch ein ganz dünnes ſchmales Plättchen befeſtigt und angelöthet iſt, reflectirt und aufgenommen, und dringt weiter noch durch wiederholte Reflexionen in der Röhre a b c d bis in das Ohr. Viel-

leicht wirkt auch die Ründung CDE auf eine ähnliche Art, wie ein Sprachgewölbe. Die ganze Maſchine iſt von Blech, und mit einem Firniſſe überzogen, ausgenommen die Krümmung von c bis d, welches Stück von Meſſing gemacht iſt. Der Diameter der ſiebförmigen und horizontal laufenden Plattte AB beträgt $4\frac{3}{4}$; die Länge von A bis C und von B bis D, wo die Ründung anfängt, $3\frac{1}{2}$; und der Diameter von CD ebenfalls $3\frac{1}{2}$ Zoll.

Gemeiniglich macht man die bisher beſchriebenen Gehörhörner und Gehörröhren von Blech oder Meſſingblättern; am beſten aber wäre es, wenn man ſie von dünnem Silber verfertigen ließe, weil zugleich durch die Reſonanz der Schall noch mehr verſtärkt werden würde. Sonſt kann man ſie auch von Buchsbaum oder von Elfenbein drechſeln laſſen. Aus was für Materie man ſie aber auch machen möge, ſo muß allemal die innere Fläche hart, regulär und recht glatt ſeyn.

Hieher gehören auch die von Hrn. du Quet im 2. Th. der Machines & Inventions, approuvées par l'Acad. R. d. Sc. publiées par Mr. *Gallon*, à Par. 1735, gr. 4. No. 110—116, S. 119—129, beſchriebenen Gehörmaſchinen. Siehe Fig. 866—871.

Fig. 866. AB iſt ein Trichter von weißem Bleche, von Kupfer oder Silber, an welchen eine gebogene Röhre von eben derſelben Materie BCD angelöthet iſt. Der Deckel BE, welcher mit ſehr kleinen und dicht an einander ſtehenden Löchern durchbohrt iſt, wird nach der Seite des Schalles, den man deutlich vernehmen will, hingekehret. Die innere Structur einer ſolchen Maſchine, welche bey FG vorgeſtellt wird, begreift ein Becken GHI in ſich, welches beynahe nach einer Parabellinie gekrümmt iſt. Der Focus davon befindet ſich auf dem Trichter BE. Die Seite des Beckens HG erſtreckt ſich bis an den Rand der Röhre BG, in welche der Schall geleitet worden iſt.

Die Wirkung einer ſolchen Maſchine läßt ſich auf folgende Art erklären. Wenn man die in dem Deckel des Trichters BE befindlichen Löcher gleichſam als eben ſo viele Oeffnungen eines Sprachrohres betrachtet, wird der Schall dadurch zuſammen gezogen, ſo, daß er ſich in einer geringern Quantität der in das Sprachrohr eingeſchloſſenen Luft befindet, da dann eine

ſolche

ſolche geringe Quantität der Luft, wenn ſie ſtärker in Bewegung geſezt wird, den Schall deſto empfindlicher macht. Die Krümme des Beckens HG kann vieles beytragen, daß der Schall der Stimme beſſer fort getrieben und deutlicher gemacht wird. Wenn nun die in der Röhre BC eingeſchloſſene Luft durch die Stimme in eine ſtarke Bewegung geſezt worden iſt, ſo theilt ſie hernach ihre Bewegung dem Ohre mit, welches an D angelegt wird. Solchergeſtalt bekömmt das Ohr einen weit ſtärkern Eindruck von einer vernehmlichen Stimme in EB, oder auch in einem jeden äußerlichen Punkte, wenn er nur nicht zu weit von dem Sprachtrichter entfernt iſt.

Ein paraboloidiſches Becken, wenn es bey Laternen angebracht wird, wirft die Strahlen des Lichtes mit der Axe parallel zurück, ſo daß ſich dem Becken nichts entgegen ſezt. Hier aber kann die Stimme, wenn ſie zurück prallt, keinen Ausgang finden, weil ihr nicht nur der Deckel entgegen ſteht, ſondern auch die äußere Luft ſie treibt und nöthigt, daß ſie längs den Seiten von dem Becken fortlaufen muß, wo ſie alsdann einen Ausgang findet, der ſie bis an den an der Oeffnung des Ohres angelegten Knopf hergeleitet hat. Dieſe Maſchine kann in BC aus einander genommen werden, um ſie deſto bequemer in die Taſche zu ſtecken, und mit ſich führen zu können.

Fig. 867. AB iſt ein Sprachtrichter, welcher dem vorher beſchriebenen in Fig. 866 ähnlich iſt. Dieſe Gehörmaſchine iſt hier an ein in Geſtalt einer Krücke formirtes Rohr befeſtiget. Das Rohr durchſchneidet aber nicht den Trichter, ſondern ſein oberer hohler Theil CD iſt auf der großen Platte AE, ſo wie deſſen unterer Theil auf gleiche Weiſe an dem Boden BF befeſtiget. Der Trichter begreift ein Becken GHI in ſich, welches dem in der vorhergehenden Gehörmaſchine ähnlich, und gleichſam dem Boden nach faſt paraboloidiſch iſt. Dieſer Boden behält beſtändig einerley Figur. Ein Theil von ſeinen Enden geht über ſeinen Focus, um eine gebogene Röhre LMN zu formiren, deren Schaft LM ſenkrecht ſteht, und in den Schaft CD eingeſchloſſen iſt. Dieſer reicht bis an den kleinen Schaft P, welcher, da er mit einem Loche durchbohrt iſt, an das Ohr gehalten wird, und den Schall, der ſich um daſſelbe hören läßt, deutlich zu vernehmen giebt.

OSR iſt eine Gehörmaſchine, welche von jener nur darin unterſchieden iſt, daß man ſie auf einen Hut ſetzen kann. Die Spitze P befindet ſich vorn; die Flügel rechter und linker Hand ſind an die Seiten SR und OS befeſtigt. An den Enden O und R ſind Knöpfe, welche den bey andern Gehörmaſchinen angebrachten

ten Knöpfen ähnlich ſind. Dieſe gehen in die Löcher, welche nach der Form eines Hutes gemacht ſind, und gelangen bis an die Ohren. Der obere Theil S iſt gleichfalls mit vielen Löchern durchbohrt, auf welche ſich die Oeffnung des Beckens T V X bezieht. Dieſes Becken hat eine Figur, die dem äuſſern Ohre ſehr nahe kömmt, ſo, daß die Seiten, die am Rande ſtehen, ſich an die Knöpfe O und R erſtrecken.

Fig. 868. A B iſt ein Sprachtrichter, wie die in beyden vorhergehenden Maſchinen. Auf dem äußern Theile iſt eine halbe Plattmüze oder ein eiſernes Hutkreuz B C D, welches an den halben Umfang des Trichters und an die Röhre E F zur rechten Seite C angelöthet iſt. Der Nutzen dieſes Hutkreuzes beſteht darin, daß man eine größere Menge Luft ſammeln kann, die, wenn ſie geſchlagen und in Bewegung geſetzt wird, in den Trichter vermöge der über D E B gemachten Löcher zurück fließt. Inwendig in dem Trichter befindet ſich ein Becken H I L M, welches den in vorbeſchriebenen Maſchinen ähnlich, und von einer faſt paraboloidiſchen Geſtalt iſt, wo die Luft, wenn ſie auf den Boden zurück prallt, durch die Röhre M in die äußere Röhre E F G geleitet wird, deren Knopf G bis an die Oeffnung des Ohres gelanget. Dieſe Art Maſchine iſt eigentlich für Weibsperſonen, um unter der Haube getragen zu werden, beſtimmt. Der Theil C A E D richtet ſich nach der Form der Stirne, und die Arme C F, B G gehen längs den Seiten vom Kopfe herab, und begleiten die Knöpfe bis an die Ohren. Oben darüber wird die Haube aufgeſetzt. Der Druck der Luft geſchieht oben bey C E D, wo viele Löcher durchbohrt ſind; daſelbſt findet auch keine Bedeckung Statt.

Dieſe Gehörmaſchine beſteht aus 2 Theilen. Was den Theil H betrifft, ſo hat man die Vorderſeite abgenommen, damit die innere Einrichtung zu ſehen ſey. Es befindet ſich daſelbſt ein Blatt von weißem Bleche, welches nach der äußerlichen Figur durchſchnitten iſt. Dieſes Blatt iſt oben angelöthet, und ergreift die Krümme L M, welche die Stimme in die Oeffnung N der Röhre treibt, durch welche ſie der Länge nach fortläuft, und bis an den Knopf gelanget.

Die Maſchine O P gehört für Mannsperſonen, iſt nach der Form einer Plattmütze gemacht, und beſteht aus 2 Theilen. Sie findet ihren Platz unter der Perrücke, und bekömmt den Eindruck des Schalles von unten hinauf, wie ſolches in R Q vorgeſtellt iſt. S T zeigt die gewölbte, und O P die hohle Seite.

Fig.

Fig. 869. A B iſt die Spitze von der Gehörmaſchine, welche man in die Oeffnung des Ohres ſtecket. Der Schaft BCDE iſt der Canal, welcher den Schall bis zur Spitze A bringt. Der Körper der Maſchine kömmt an die rechte Seite der Bruſt zu liegen. Der vordere Theil ILGH, welcher nach dem Schalle gerichtet wird, iſt mit vielen Löchern durchbohrt. Inwendig befindet ſich ein krumm gebogenes Holz, dem man eine ſolche Figur geben muß, die am beſten den Schall zurück prellet. Der Schall aber geht in das Ohr durch den Canal I E, welcher in D C gekrümmt iſt, damit er über die Schulter, und von da weiter bis an das Ohr dringen könne, ohne daß etwas davon zu bemerken iſt. Man kann dem krumm gebogenen Holze eine paraboliſche Figur geben, damit die Stimme recht zurück prallen, und im Ohre beſſer vernommen werden möge.

Fig. 870. Der Sprachtrichter A B iſt von den vorhergehenden Gehörmaſchinen weiter nicht unterſchieden, als daß der Boden C oben weit und unten enge iſt, ſo, daß er beynahe eine paraboloidiſche Linie formiret. Die Platte A iſt mit vielen Löchern durchbohrt. Mitten auf dieſer Platte ſteht der Schaft D E; an demſelben befindet ſich der Aufſatz E F, welchen man in die Oeffnung des Ohres ſtecket. Dieſer Schaft, welchen man eine Röhre nennen kann, iſt verlängert. Inwendig in dem Trichter befindet ſich noch ein anderer Trichter GH, deſſen größte Oeffnung über der Ründung der Maſchine iſt. Hiedurch geſchieht nun, daß die Luft, wenn ſie von dem Schalle bewegt wird, ſich in den Sprachtrichter begiebt, und nach der Länge der äußern Seiten des andern Trichters herum läuft. Hierauf aber, wenn ſie ſich in dem Focus der paraboliſchen Linie, auf welchen ſie prallt, wieder ſammelt, wird ſie in denſelben (nämlich in den kleinern Trichter) verwieſen. Letztere Erfindung kömmt der oben S. 657 beſchriebenen, und Fig. 865 abgebildeten, am meiſten bey.

Fig. 871 ſtellt einen von Hrn. du Quet erfundenen Armſtuhl für Harthörige und Taube dar. Man fügt an einen ordinären Armſtuhl A B zwo Gehörmaſchinen, auf jede Seite eine, und zwar ſolche, die einigen der oben beſchriebenen ähnlich ſind. Die Oberfläche C D, welche mit vielen Löchern durchbohrt iſt, iſt in einen hervor ragenden Theil eingefaßt, der auf der äußern Seite des Armſtuhles zu einem Eingange E F beſtimmt iſt. Wenn nun die Perſon, welche da ſitzt, etwas hören und vernehmen ſoll, ſo redet man an dieſer Stelle. Die Röhre der Maſchine G H iſt in der Breite des Backens an dem Stuhle

Stuhle zwiſchen dem Futter bey I L enthalten. Der Knopf M geht in das Innere N dieſes Stuhles, ſo, daß derjenige, der auf der Seite O P geſehen wird, dem erſten E F entgegen ſteht.

Die Maſchine C D R enthält in dem innern Grunde des Trichters R ein Becken S, welches inwendig der Gehörmaſchine, Fig. 866, ähnlich iſt. Dieſes Becken iſt beynahe von einer Parabellinie. Einer von den Rändern formirt den Anfang einer Röhre T, welche gekrümmt iſt, und deren Spitze V ſich in H mit der Röhre der Maſchine vereiniget. Die ſitzende Perſon kann ihr Ohr auf die eine ſowohl als auf die andere Seite wenden. Hält man z. B. das Ohr auf die Seite O P zu dem Knopfe, den man ſehen kann, ſo wird man, wenn man den Knopf in die Oeffnung des Ohres ſteckt, dasjenige, was an der äußern Seite des Stuhles geſprochen wird, gar leicht vernehmen.

Noch bequemer iſt ein künſtliches Ohr, oder ein von dünnem Bleche in Geſtalt eines Ohres gemachtes Gefäß, welches an das Ohr gehänget und unvermerkt getragen werden kann. Dergleichen beſchreibt Herr **v. Uffenbach** a. ang. O. S. 257, wie er ſie in dem Cabinete des Hrn. Abt **Schmid** zu Helmſtädt geſehen hat. Siehe Fig. 872 a) und b). Dieſe Maſchinen ſind darin vor andern ſehr nützlich und bequem, weil man ſich ihrer bedienen kann, ohne daß ein anderer ſehen könne, daß man einen Mangel am Gehör habe, indem ſie ſo klein gemacht werden können, daß man ſie ohne Hinderniß und Uebelſtand unter der Perrücke oder den Haaren unvermerkt tragen kann. Die erſte, Fig. a) war ein dünnes meſſingenes Blech, in Geſtalt eines Ohres, deſſen Enden umgebogen waren, ſo, daß der Rand des Ohres darein paſſet. Auswendig war es nach der Mitte ein wenig eingebogen, und hatte an dem tiefſten Orte eine kleine Oeffnung, wodurch der Schall mehr angeſchlagen, und alſo weiter und ſtärker getrieben wird. Das zweyte Inſtrument Fig. 872 b) wurde von dem Hrn. Abte beſonders gerühmt, und für das beſte gehalten. Es war daſſelbe gleichfalls von dünnem Meſſingbleche, und faſt wie ein Schirm oder Schein des Ohres gebildet. Der eine Rand war ein wenig eingebogen, und der andere ſtand herauswärts, und paßte genau um das Ohr; daß alſo ſelbiges um ſo viel vergrößert und breiter wurde, damit es den Schall vollkommen auffangen, und nach dem Innerſten des Ohres reflectiren könne.

Von Schärfung des Gehöres durch Sprachröhre ſiehe den Art. Sprach-Rohr.

* * *

Unter allen Thieren iſt es insbeſondere bey Pferden unangenehm und ſchädlich, wenn das Gehör entweder bey ihnen geſchwächt, oder gar völlig unterdrückt iſt; denn taube oder ſchwer hörende Pferde ſind gemeiniglich ſcheu, und ſetzen ihre Reiter in Lebensgefahr.

Eine Beſchädigung der innern Gehörwerkzeuge; eine Unempfindlichkeit der Nerven, welche zu den Ohren gehen; ein Fluß in den Ohren; Ohrenſchmalz, welches ſich in ſo großer Menge angeſammelt und den Gehörgang verſtopft hat, können das Gehör ſchwer machen, oder auch eine gänzliche und wahre Taubheit verurſachen. In den erſtern Fällen iſt nicht viel Hoffnung zur Cur. Bey einem Fluſſe kann man ſich den Gebrauch eines Haarſeiles am Halſe oder eines Fontanelles empfohlen ſeyn laſſen. Sind die Ohren durch Ohrenſchmalz verſtopft, ſo muß man dieſes heraus bringen, und es in dieſer Abſicht, allenfalls wenn es verhärtet iſt, vorher durch Mandelöhl, welches man in die Ohren hinein tröpfelt, erweichen.

Gehör-Hörner,
Gehör-Maſchinen, } ſiehe oben S. 655, fgg.
Gehör-Röhrchen,

Gehörn, (das) bey den Jägern, die Stangen mit ihren Enden an den Hirſchen und Rehböcken, welche bey den erſtern auch das Geweih heißen; als ein Collectivum.

Gehörnt, ſiehe Hörnen.

Gehörntes Blatt, Ceratophyllum *Linn.*; ſiehe Horn-Blatt.

Gehorſam. (der) 1. Die Bereitwilligkeit, und in engerer Bedeutung, die Fertigkeit, ſein Verhalten nach den Befehlen eines andern zu beſtimmen; L. Obedientia,

Fr. Obéiſſance. Widerſpenſtige Unterthanen wieder zum Gehorſam bringen. Der Obrigkeit allen Gehorſam aufſagen, ihr den ſchuldigen Gehorſam verſagen.

Der Gehorſam gegen die Befehle, Geſetze und Verordnungen des Regenten iſt die weſentliche Pflicht aller Unterthanen, ohne welche die Verfaſſung einer Republik unmöglich beſtehen kann. Denn indem ſie zu Beförderung ihrer Glückſeligkeit eine höchſte Gewalt über ſich geſetzt haben, ſo iſt der Mangel des Gehorſams den hauptſächlichen Endzwecken einer Republik gerade zuwider. Der Regent iſt, die Urſache ſeiner Befehle anzuzeigen, nicht allemal ſchuldig, weil die Geheimniſſe des Staates und der Regierung ohne Nachtheil nicht entdeckt werden können. Der Gehorſam der Unterthanen darf ſich daher nicht auf die Güte und Nützlichkeit der Geſetze und Befehle gründen, ſondern ein jeder Unterthan muß zu der oberſten Gewalt das Vertrauen haben, daß ſie keine Befehle geben werde, welche nicht der Glückſeligkeit des Staates gemäß ſind. Auch in eingeſchränkten Regierungsformen iſt der Gehorſam niemals zu verweigern, geſetzt, daß auch die Befehle wider die Freyheit der Unterthanen zu laufen ſcheinen. Denn die Wohlfahrt des Staates iſt das höchſte Geſetz in demſelben, und die Unterthanen können die geheimen Urſachen des Regenten einzuſehen nicht verlangen. Es kann auch in zweifelhaften Fällen die Entſcheidung bey ihnen keinesweges beruhen. Hingegen iſt gewiß, daß der Mangel des Gehorſams die weſentlichſte Pflicht der Unterthanen und die Wohlfahrt des Staates über den Haufen wirft. Geſetzt auch, daß ein Regent durch ſeine Geſetze und Verordnungen die Gränzen ſeiner Macht überſchritte, und die Freyheit der Stände und Unterthanen wirklich verletzte: ſo dürfen doch vernünftige Unterthanen, außer beweglichen Vorſtellungen, ihrer Pflicht und Gehorſam zuwi-

der

der nichts unternehmen, weil die Entbrechung des Gehorſams nur ihr größeres Unglück, innerliche Kriege und den Untergang der Republik verurſachet.

2. In einigen Städten, ein Ort auf dem Rathhauſe, wo entweder ungehorſame Bürger und widerſpenſtige Unterthanen auf eine Zeitlang in Verhaft geſetzet, und zu Beobachtung ihrer Schuldigkeit, oder auch ſaumſelige Schuldner zur Bezahlung deſſen, was ſie ſchuldig ſind, angehalten werden; ſiehe oben S. 587.

Gehr-Hobel, **Gehr-Maß**, } ſiehe Gehren. 2. 1.)

1. **Gehre**, (die) ein nur in einigen Gegenden, z. B. in der Mark Brandenburg übliches Wort; die Wachsſcheiben in einem Bienenſtocke zu bezeichnen, welche in Niederſachſen **Mahrten**, an andern Orten **Waben**, das **Rooß** u. ſ. f. heißen.

Dieſes Wort hat eine ſehr deutliche Aehnlichkeit mit dem Lat. Cera und Ceræ, ſo wie **Wabe** mit Favus. Da aber nicht glaublich iſt, daß die Deutſchen die Bienenzucht von den Italiänern ſollten erlernt haben, ſo erhellet auch hieraus die ältere Uebereinkunft dieſer Sprachen, welche nur allein in einer gemeinſchaftlichen Abſtammung von einer weit ältern Mutterſprache ihren Grund haben kann.

2. **Gehre**, (die) 1. Eine ſchräge Richtung, die Richtung eines Körpers, nach welcher er mit dem Horizonte einen ſpitzigen Winkel macht; nur bey den Werkleuten, welche dieſes Wort auch **Göhr**, **Göhre** ſprechen. Daher **gehrig**, eine Gehre oder ſchiefe Fläche habend. **Gehrig** geſchnittene Leiſten, Armzwickel u. ſ. f. Siehe Gehren 2. 1.)

2. Verſchiedene Arten ſpitziger Werkzeuge, Keile, ſchräge oder ſpitzig zulaufende Körper u. ſ. f. Siehe Gehren 1.

Gehren (der) oder die **Gehre**, ein altes, nur noch in den gemeinen Mundarten in mancherley Bedeutungen übliches Wort.

1. Eigentlich, ein ſpitziges Werkzeug, ein Pfeil, Spieß, Gabel u. ſ. ſ. f. welcher bereits ſehr alte Gebrauch noch in verſchiedenen Gegenden Ober= und Niederdeutſchlandes vorhanden iſt. In dem alten Fragmente eines Gedichtes auf den Krieg mit den Saracenen bey dem Schilter kömmt Der Ger und Gar mehrmals für einen Wurfſpieß vor. In der Schweitz iſt die Geere eine Gabel, mit welcher die Fiſche geſtochen werden. Ein rothes Geereneiſen mit zween Wiederhaken, Bluntſchli, welche Bedeutung auch das Holländ. Gheer hat. Daher der Gehrungskolben bey den Glaſern, ein ſpitzig zulaufender Kolben, die Ecken des Fenſterbleyes damit zu verlöthen.

2. Figürlich, verſchiedene ſchief oder ſpitzig zulaufende Arten von Flächen zu bezeichnen.

1) Bey den Tiſchlern und Zimmerleuten, eine nach der Diagonallinie eines rechtwinkeligen Viereckes gehende Fläche oder Fuge, eine Fläche, welche mit der horizontalen Fläche einen Winkel von 45 Grad macht, wo es auch die Gehre, die Göhre, die Göhrung (und nach einer verdorbenen Ausſprache Kehrung) lautet. Ein Loch nach der Gehrung hauen, bey den Zimmerleuten. Daher Gehrhobel bey den Tiſchlern ein Hobel, vermittelſt deſſen die Gehrung hervor gebracht wird; und Gehrmaß bey den Holzarbeitern ein Lineal, welches am Ende ein ſchiefes Bretchen unter einem Winkel von 45 Grad hat, die Gehrung darnach zu beſtimmen, das Schrägemaß, im gem. Leben auch das Göhrmaß.

2) In der Landwirthſchaft einiger Gegenden, z. B. in Meißen, Thüringen und Niederſachſen iſt der Gehren ein Stück Landes, welches an einem oder beyden Enden ſpitzig zuläuft. Der Gehren giebt und nimmt, eine bekannte Bauerregel, welche ſo viel ſagen will: wenn die regulären Stücke Ackers nicht die gewöhnliche und hergebrachte Breite haben (ſiehe Strichel, Sottel,

Gerte) ſo iſt der Gehren zu breit geackert worden, und er muß das Fehlende abgeben, und ſo auch umgekehrt; weil man voraus ſetzt, daß bey der anfänglichen Vertheilung der Grundſtücke lauter reguläre Antheile von beſtimmter Größe gemacht worden ſind, da dann der irreguläre Ueberreſt unter dem Namen eines Gehrens übrig geblieben iſt. In einer halberſtädtiſchen Urkunde von 1179 heißt ein ſolcher Gehren Geroris; im Niederſ. eine Gere, im Hannöveriſchen aber ein Gard. Daher wird derjenige Zehent, welcher von einem Gehren gegeben wird, der Gehrenzehent genannt.

3) Bey den Nähterinnen, ein dreyeckiges oder keilförmiges Stück in den Hemden, beſonders in den Weiberhemden, ein Keil, Zwickel; Fr. Gousset. Im Niederſächſiſchen auch der Keil oder Zwickel in einem Strumpfe, welcher Engl. Goar oder Gore heißt. Ja im gem. Leben einiger Gegenden eine jede ſpitzig zulaufende Fläche, ein jeder keilförmiger Streifen, wo es auch im weiblichen Geſchlechte, die Gehre üblich iſt. Dahin gehört auch dasjenige Stück Leinwand, welches unten an die Segel geheftet wird, um ſie breiter zu machen, und gleichfalls ein Gehren heißt.

4) Die Falte in einem Kleide, wegen der äußern Aehnlichkeit mit einem Keile, und nach einer noch weitern Figur auch der weite Theil eines Kleides, welcher die meiſten Falten wirft, oder vielleicht auch durch die in den ehemaligen langen Kleidern angebrachten Falten verurſacht wurde, da es dann bald von der Schleppe, bald aber auch von dem Schooße der langen Kleider gebraucht wird, und bald die Gehre, bald der Gehren lautet. Da breitete ich meine Geren über dich, Ezech. 16, 8. Wenn Jemand heilig Fleiſch trüge in ſeines Kleides Geren, und rührete darnach mit ſeinem Geren Brod, Gemüſe, Wein u. ſ. f. Hagg. 2, 13. In welchen Stellen Luther dieſes Wort aus ältern ober-

oberdeutſchen Ueberſetzungen beybehalten hat, indem es in einigen Gegenden Oberdeutſchlandes noch jetzt üblich iſt.

Bey den ſchwäbiſchen Dichtern lautet es in dieſem Verſtande Gere, im Ital. Gerone, Gherone, im Franz. Giron, im Holländ. Gheren, im Schwed. Gere, im Engl. Garde, im mittlern Lat. Gyro und Giro. du Fresne, Ihre und andere leiten es in dieſem Verſtande von Gyrus, ein Kreis, her; allein da dieſer Theil der ehemaligen weiten Kleider vermittelſt der Falten ſo weit gemacht wurde, und dieſe allemal ſpitzig zulaufen, ſo iſt die hier angegebene Abſtammung weit wahrſcheinlicher. Sie wird auch dadurch beſtätiget, daß im mittlern Lateine dieſer Theil der Kleider mehrmals Sagitta genannt wird, welches eine buchſtäbliche Ueberſetzung des deutſchen Wortes Gehren iſt. Subtus circa pedes tunica debet eſſe rotunda qualitate menſurata; *ſagittas* vero vel *gerones* tantum habeat, ut iter gradientes vel ſuperfluitate, vel parcitate non impediat; Guid. Farf. B. 2. bey dem du Fresne.

Gehrig, ſiehe oben S. 665, und Hemd.
Gehrung, } ſiehe oben S. 666.
Gehrungs-Kolben, } ſiehe oben S. 666.
Geier, ſiehe Geyer.
Geifer, (*) [der] ein Wort, welches ehedem einen jeden etwas zähen flüſſigen Körper bedeutet zu haben ſcheint, jetzt aber nur noch in verächtlichem Verſtande von dem Speichel gebraucht wird, beſonders ſofern er dem Menſchen in außerordentlichen Fällen, dergleichen heftige Leidenſchaften, gewiſſe Arten von Krankheiten u. ſ. f. ſind, oder auch aus Schwachheit unwillkührlich aus dem Munde fließt; Fr. Bave. David verſtellte ſeine Geberde — und ſein Geifer floß ihm in den Bart, 1. Sam. 21, 13. Einem Menſchen, der mit der fallen-

(*) Im Niederſ. iſt dafür Sabber, Sever, Seiber, im Holländ. Zabber und Engl. Slaver üblich. Da der Uebergang der Gaumenbuchſtaben in den Ziſchlaut ſehr gewöhnlich iſt, ſo ſieht man leicht, das Geifer mit den jetzt angeführten Wörtern zu dem Geſchlechte des hochdeutſchen Saft, oder auch zu ſeihen, ſeigen, tropfenweiſe fließen, gehört.

fallenden Sucht behaftet iſt, ſteht der Geifer vor dem Munde. Auch die Feuchtigkeit, welche zarten Kindern aus dem Munde zu fließen pflegt, führt den Namen des Geifers, daher man dieſes Wort mit Hrn. Stoſch nicht bloß auf Krankheiten und Leidenſchaften einſchränken kann.

Daher geifern, (*) den Geifer fließen laſſen, Fr. baver. Das Kind geifert. Vor Zorn geifern.

Geifer=Bart, in der niedrigen Sprechart, eine verächtliche Benennung einer Perſon, welcher der Geifer aus dem Munde fließt, auch wohl im Scherze von einem geifernden Kinde; das Geifermaul, (**) Fr. Baveur.

Geifer=Läppchen oder **Geifer=Lätzchen**, ein kleines Tuch, welches man zarten Kindern unter dem Kinne zu befeſtigen pflegt, den Geifer aufzufangen, das Geifertuch, Geifertüchlein, (***) Fr. Bavette.

Geifer=Maul, ſiehe Geifer=Bart.

Geifer=Tuch, ſiehe Geifer=Läppchen.

Geifer=Wurz, Speichelwurz, Pyrethrum; ſiehe Bertram.

Geige. (†) [die] 1. Im gem. Leben und in der vertraulichen Sprechart dasjenige muſikaliſche Saiteninſtrument, welches am häufigſten eine Violine, und in den niedrigen Sprecharten eine Fiedel genannt wird.

Auf

(*) Niederſ. ſabbern, ſevern, Schwed. ſagla, Dän. ſigle. Im Osnabrück. iſt dafür queilen, und im Bremiſchen quielen üblich, wo auch Quiel den Geifer bedeutet, welches mit dem Lat. Saliva verwandt zu ſeyn ſcheint.

(**) Niederſ. Sabbebart, Sabbelbart, Severbart.

(***) Niederſ. Slabken, Drabbeldok.

(†) Im Niederſ. Gigel, im Schwed. Giga, im Engl. Gig, im Ital. Giga, im mittlern Lat. Giga. Wachter leitet es von einem veralteten geigen, reiben, ab, ſo wie Fiedel, von fiedeln und feilen, hin und her reiben, abzuſtammen ſcheint. Ihre hält es für ein ausländiſches Wort, zumal da den Griechen und Römern ſchon ein ähnliches Werkzeug bekannt war, welches bey ihnen Chelys hieß.

Auf der Geige ſpielen, die Geige ſpielen. **Eine gute Geige ſpielen**, im gem. Leben, die Geige gut ſpielen. **Da hängt der Himmel voller Geigen**, figürlich im gem. L. dort empfindet man nichts als Freude. **Der Himmel hängt nicht ſtets voll Geigen**, die Freude wird oft unterbrochen. Daher geigen, auf der Geige ſpielen. **Wer die Wahrheit geigt, dem ſchlägt man den Fiedelbogen um den Kopf**, figürlich im gem. Leben.

2. Figürlich wird wegen einiger Aehnlichkeit auch dasjenige mit Filz oder Tuch überzogene Werkzeug, worauf die Kammmacher die Kämme polieren, die Filzgeige oder Geige genannt.

In den Hauptmanufacturen, inſonderheit in Frankreich, verſteht man unter Geige, Fr. Violon, ein Inſtrument von 16 Schnüren, deſſen man ſich ſtatt der Schlageſtöcke bedient, womit man die Mengſel der Haare und Wolle, welche man zur Verfertigung der Hüte anwenden will, ſchlägt. Siehe Fig. 873. Die Schnüre, deren jede 9 Fuß lang iſt, ſind, jede 2 Zoll weit von der andern, an dem einen Ende an ein viereckiges Stück Holz a b, welches 2 Fuß lang, 2 Zoll dick, und beynahe eben ſo breit iſt, und vermittelſt zween Hacken c d unten an die Wand der Werkſtatt feſt hält, an dem andern Ende aber in einem krummen Stücke Holz e f befeſtigt. Letzteres iſt nur 1 Fuß lang, daher auch die Schnüre an dieſem Ende noch einmal ſo nahe als an dem andern ſind; und es hat daſſelbe ungefähr 2 Fuß langen Stiel, den eine aufgerichtete Mannsperſon in beyden Händen vor ſich hält, damit er die Schnüre zu wiederholtenmalen auf den Haufen Haare, welcher auf die Erde gebreitet iſt, ſchlagen könne.

Imgleichen ein hölzernes Werkzeug, welches leichtfertigen Perſonen zur Strafe um den Hals und um die Hände gelegt wird; **eine Fiedel. Jemanden die Geige anſchlagen oder in die Fiedel ſpannen.**

Es iſt dieſes nur eine Strafe für gemeine Weibsperſonen, Mägde ꝛc. wobey der mit der Fiedel eine oder mehrere Stunden lang vor dem Rathhauſe, vor der Hauptwache, auf freyem Markte,

Markte, oder an andern öffentlichen Orten ausgeſtellten Perſon ein Papier auf die Bruſt geheftet wird, worauf ihr Verbrechen mit großen Buchſtaben geſchrieben ſteht

Geigen=Baum, ſiehe Geigen=Holz.

Geigen=Bohrer, Fiedel=Bohrer, ein Bohrer verſchiedener Künſtler, welcher vermittelſt einer an einem Stocke geſpannten Sehne, ſo einem Geigenbogen gleicht, in Bewegung geſetzt wird; ſiehe Th. VI. S. 160 und 167.

Geigen=Harz, Colophonium; ſiehe Th. I. S. 87, und Th. VIII. S. 239.

Geigen=Holz, Geigenholz=Baum, Geigen=Baum, Citharexylon, Citharexylum, Citharaexylon, Fr. Bois de guitare, iſt bey **Linné, Ludwig, Böhmern, Adanſon, Plukenet, Jacquin, Brown** und **Millern** eine Gattung Pflanzen mit zween ungleich langen Paaren Staubfäden mit bedecktem Samen, deren Blumenkelch fünf Zähne hat, und glockenförmig, deren Blumenkrone trichter= oder radförmig iſt, und deren Beere 2 zweyfächerige Samen enthält. Linné hat nur zwo Arten davon, welche beyde einen holzigen Stamm haben.

1. Aſchgraues Geigenholz; gemeiner amerikaniſcher Geigenholzbaum, Citharexylon cinereum, ramis teretibus, calycibus dentatis *Linn.* Citharexylon arbor laurifera americana, foliorum venis late candicantibus *Pluk.* Citharexylum cinereum, ramis angulatis, foliis ovato-lanceolatis, venis candicantibus *Mill.* Dieſe Art wächſt in dem mittägigen Amerika. Ihr Stamm wird an 60 Schuh hoch, und treibt auf allen Seiten Aeſte, welche nach der Länge verſchiedene Zweige haben. Ihre Blätter ſtehen zu drey an jedem Gelenke auf kurzen Stielen, und ſind eyrund=lanzenförmig, glänzend grün, tief eingeſchnitten, und weißaderig. Ihre Blumen kommen an der Seite und an dem Gipfel der Aeſte zum Vorſchein. Sie behält ihre Blätter das ganze Jahr hindurch. Man kann ſie entweder

weder aus abgeſchnittenen Zweigen, oder noch beſſer aus dem Samen ziehen. Man ſäet nämlich dieſen bald im Frühlinge in kleine Töpfe, die man in ein friſches Lohbeet einſenket, und behandelt ihn wie andere Samen aus warmen Ländern. Ungefähr nach 10 Wochen, wenn die Pflanzen ſtark genug ſind, ſondert man ſie ſorgfältig von einander ab, und ſetzt ſie einzeln in kleine Töpfe, welche mit leichter friſcher Erde angefüllt ſind, in ein Miſtbeet gegraben, und, bis ſie Wurzeln haben, im Schatten erhalten werden, giebt ihnen bey warmem Wetter viel friſche Luft und Waſſer; ſetzt ſie den erſten Winter in ein Lohglashaus, und hernach in ein trocknes Glashaus, im Sommer aber einige Monate lang an die freye Luft an einen warmen Ort. Bey dieſer Wartung wachſen die Pflanzen weit beſſer, als wenn man ſie zu hart erzieht. Wenn man Steckreiſer von dieſen Bäumen während der Sommermonate in kleine Töpfe ſetzt, und dieſe in ein mäßig heißes Treibebeet einſenket, ſchlagen ſie Wurzeln, und können hernach wie die aus dem Samen gezogenen Pflanzen behandelt werden.

Dieſe Art liefert, weil ſie eine große Höhe erlanget, einen ſehr anſehnlichen Zimmerbaum, und man ſchätzt dieſes Holz wegen ſeiner Dauer zum Bauen ſehr hoch.

2. Geſchwänztes Geigenholz, Citharexylon caudatum, ramis teretibus, calycibus truncatis *Linn.* Dieſer Baum wächſt in Jamaika, hat ovale Blätter, rundliche Aeſte und abgeſtumpfte Blumenkelche. Die Amerikaner halten das Holz deſſelben ſeiner Dauerhaftigkeit wegen ebenfalls ſehr hoch.

Geiger, eine Art Holzwürmer; ſ. Th. XXXIV. S. 863.

Geil. 1. Eigentlich, fett, (*) von dem Fleiſche der Thiere, in welchem Verſtande es nur noch im gem. Leben

(*) Sofern dieſes Wort fett bedeutet, gehört es allem Anſehen nach zu dem Worte gelb, Niederſ. gäl, weil doch das mehreſte Fett eine weißgelbliche Farbe hat; zumal da geil, am häu-

ben von einem ekelhaften, widrigen Geſchmacke und Geruche des Fettes üblich iſt. *Das Fleiſch, das Fett ſchmeckt zu geil.*

2. Figürlich. 1) Von dem Erdboden, wenn er überflüſſigen Dünger hat, imgleichen von Gewächſen, wenn ſie zu vielen Nahrungsſaft haben, und daher zu ſchnell wachſen, oder überflüſſige Blätter und Zweige treiben; im gem. Leben verſchiedener Gegenden. *Ein geiler Boden,* der ſehr ſtark treibt; Fr. Terre graſſe. *Die Saat wächſt zu geil,* zu ſchnell und zu dick. *Die Bäume wachſen zu geil,* wenn ſie zu viele Blätter und Zweige treiben. *Geile Flecke im Getraide,* welche ſich durch ihren ſtarken und dicken Wuchs von der andern Saat unterſcheiden, in Meißen *Maſt-Flecke,* in andern Gegenden *Geil-Horſte.*

In weiterer Bedeutung in einigen Gegenden auch überhaupt für fruchtbar, tragbar. *Die alten Felder aufreißen und zu geilem Felde machen,* in Oberſachſen. Siehe 2. Geile.

2) Von einem ekelhaft ſüßen Geruche und Geſchmacke, im gem. Leben. *Geil ſchmecken,* widrig ſüß.

3) Von verſchiedenen Beſchaffenheiten des Gemüthes, welche ihren Grund zunächſt in einer überflüſſigen Nahrung des Körpers haben. (a) Figürlich, munter, im guten Verſtande, eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung. (b) Muthig, kühn, auch im guten Verſtande, in welchem es aber gleichfalls veraltet iſt. (c) Muthwillig, üppig, ausgelaſſen, übermüthig, in welchem Verſtande es noch hin und wieder in den niedrigen Sprecharten gehöret wird. *Da er aber fett* und

häufigſten von verdorbenem Fette gebraucht wird, welches noch mehr in das Gelbe fällt. Schon im Hebr. war חלב, das Fett, imgleichen Milch, im Griech. iſt *αλειφαρ* und *αλοιφη*, Oehl, Schmeer. *γαλα* die Milch, und bey den älteſten Galliern bedeutet galba fett, wohl gemäſtet. Im Albaniſchen iſt Gialpa Butter. Siehe Gelb.

und ſatt ward, ward er geil, 5 Moſ. 32, 15. (d) Fertigkeit beſitzend, Reizungen zum unrechtmäßigen Beyſchlafe zu ſuchen und zu unterhalten; ein harter Ausdruck, der ſo widrig iſt als die Sache ſelbſt, daher man ihn auch nur braucht, wenn man von dieſer Gemüthsverfaſſung mit Nachdruck zu reden genöthigt iſt. Ein geiles Weib. Imgleichen was dieſe Gemüthsart verräth und befördert. Geile Schriften, ein geiles Lied, ein geiles Betragen.

Daher Geilheit, der Zuſtand, da eine Perſon oder Sache geil iſt, in den unter 2, 1); 3) (c) und (d) angeführten Bedeutungen; L. Laſcivia, Salacitas, Fr. Laſciveté. Unter den Thieren wird die Geilheit im letztern Verſtande inſonderheit dem Affen, Bocke, Sperlinge ꝛc. zugeſchrieben. Siehe auch 2. Geile.

Geil=Horſt, ſiehe auf der vorhergehenden Seite.

1. **Geile** (*) (die), die kugelförmigen Samenbehältniſſe der Zeugungsglieder bey dem männlichen Geſchlechte der Menſchen und Thiere. Einem Thiere die Geilen ausſchneiden. Siehe Hode. Auch bey dem weiblichen Geſchlechte die ſo genannten Eyerſtöcke, welche auch Geburts=Geilen genannt werden.

In dem gemeinen Sprachgebrauche der Hochdeutſchen kömmt dieſes Wort nicht vor, wohl aber zuweilen in Schriften. Im Oberdeutſchen ſcheint es üblicher zu ſeyn. Siehe 1. Geilen.

2. **Geile** (die), das Abſtractum von dem Worte geil, welches ehedem in deſſen ſämtlichen Bedeutungen üblich war, jetzt aber nur noch im gemeinen Leben in einigen Gegenden üblich iſt.

1. Die geile Beſchaffenheit einer Perſon oder Sache, wo es nur noch zuweilen von der überflüſſigen Fettigkeit des Bodens, und dem dadurch verurſachten allzu ſtar=

(*) Im Schwed. Gäll, im Walliſ. Caill, im Franz. Couillon, im Ital. Coglione, im Lat. Coleus und Coles; nicht ſo wohl von dem vorigen Worte geil, als vielmehr von der runden kugelförmigen Geſtalt. Siehe Gallapfel, Galle 1. und Kugel.

ſtarken Triebe der Gewächſe gebraucht wird, wofür an andern Orten auch Geilheit üblich iſt.

2. Was dem Boden Fettigkeit giebt, der Dünger, in der Landwirthſchaft einiger Gegenden. Geile und Gare, Dünger und Miſt. In einigen Gegenden auch die Geilung.

1. Geilen, der Geilen berauben, caſtriren, verſchneiden; ein im Hochdeutſchen veraltetes Wort, wofür auch entgeilen, und nach einer gelindern Ausſprache heilen, üblich war. Siehe Verſchneiden.

Bey den Römern hieß es verſchnittener Prieſter der Cybele Gallus, und Mattheſius nennet einen Caſtraten noch Ohngeil. Im Schwed. iſt gaella gleichfalls verſchneiden. Wenn dieſes Wort nicht von Geile, die Hode, abſtammet, ſo hat es ohne Zweifel ehedem ſchneiden überhaupt bedeutet, wovon noch verſchiedene Spuren üblich ſind. Siehe Galle 2, Th. XV, S. 720.

2. Geilen, mit dem Hülfsworte haben, auf eine unverſchämte Art, mit gällender Stimme um etwas betteln; ein im Hochdeutſchen veraltetes Wort, So wird er doch um ſeines unverſchämten Geilens willen aufſtehen, und ihm geben, wie viel er bedarf, Luc. 11, 8. Um Brod, um ein Amt geilen, im Oberdeutſchen, wo auch Geiler von einem Bettler, und ergeilen, durch unverſchämtes Betteln erhalten, üblich ſind. In Hamburg iſt geilen, und im Bremiſchen galſtern, gleichfalls unverſchämt betteln.

Es gehört zu dem Niederſ. gillen, ein durchdringendes pfeifendes Geſchrey machen, von welchem unſer gällen das Neutrum iſt.

3. Geilen, von dem Worte geil, ſo im Hochdeutſchen veraltet iſt, ehedem aber in doppelter Geſtalt üblich war.

1) Als ein Neutrum. (a) Sich freuen, fröhlich ſeyn, in guter Bedeutung. (b) Muthwillig ſeyn, vor Freuden ſpringen. (c) Im Ueberfluſſe leben. (d) Der Geilheit nachgehen.

2) Als ein Activum. (a) Reichlich ſegnen, Ueberfluß verſchaffen. (b) Düngen, den Acker fett machen; in welchem Verſtande man noch in einigen Gegenden den Acker geilet, oder begeilet. (c) Das Reciprocum ſich geilen ſcheint ehedem auch für einwurzeln, feſt ſetzen, oder doch in einem ähnlichen Verſtande gebraucht zu ſeyn.

Geilheit, ſiehe oben, S. 674 u. 675.

Geilung, ſiehe oben, S. 675.

Geiße (*) (die), eine nur im Oberdeutſchen übliche Benennung ſowohl einer Ziege, als auch der Rehe, welche letztere auch die Rehziege, im gemeinen Leben die Ricke oder Rücke genannt wird. In beyden Fällen iſt es zuweilen eine allgemeine Benennung des ganzen Ziegen- und Rehgeſchlechtes; am häufigſten aber wird es nur von den weiblichen Geſchlechtern derſelben gebraucht.

Geiß-Bart, eine oberdeutſche Benennung verſchiedener Pflanzen, welche wegen der haarigen Geſtalt ihrer Blumen oder Blätter, einem Geiß- oder Ziegenbarte gleichen.

1. Einer Art der Spierſtaude mit gefiederten Blättern, der einfach gefiederte Geißbart, Geißwedel, Blutkrautwurz, Krampfwurzel, Medeſüß, Mehlkraut, Wieſenbocksbart, Wieſenwedel, Wurmkraut, Barba caprae floribus compactis; Ulmaria; Spirea Ulma-

(*) Die oberdeutſche Mundart pflegt gern das e am Ende zu verbeißen, die Geiß oder Gaiß. Von einer Ziege lautet dieſes Wort im Schwabenſpiegel Gaizze, bey dem Willeram Geizzo, im Angelſ. Gat, im Schwed. Get, im Dän. Geed, im Türk. Geitzi, im Griech. αιξ, αιγις, im Lat. aegis. Im gemeinen Leben, ſelbſt Niederſachſens, pflegt man eine junge Ziege wohl eine Kitze, oder Kitzchen zu nennen. Ehedem bedeutete es auch den Bock, und war alsdann männlichen Geſchlechtes. Wachter leitet dieſen Namen von Geitz, Begierde, her, Ihre aber glaubt, daß Geiße und Ziege durch Verſetzung der Buchſtaben aus einander entſtanden ſind. Doch das Wort iſt zu alt, ſelbſt für Muthmaßungen zu alt.

Ulmaria, foliis pinnatis, impari majore lobato, floribus cymoſis *Linn.* Aegopogon pratenſe, wächſt in ganz Europa an moraſtigen und andern feuchten Orten, in naſſen ſchattigen Gebüſchen und um die Gräben häufig wild. Es iſt das größte unter den Wieſengewächſen, daher es auch Wieſen-Königin, Regina prati, Reine des prés, genannt wird. Man findet es auch gemeiniglich um die Erlenbäume herum, und zwar fetter und größer, als auf der freyen Wieſe. Es blühet um den Johannistag, und heißt daher auch Johannis-Wedel (verderbt Johannis-Wendel). Es wächſt aus einer dauerhaften, fingersdicken, mit röthlichen Fäſerchen beſetzten, auswendig braunſchwärzlichen, inwendig röthlichen, knotigen Wurzel. Der Stängel wird 4 bis 5 Fuß hoch, und iſt oberwärts in kleine Zweige abgetheilt; die daran ſitzenden kleinen, weißen, wohlriechenden Blumen ſtellen eine verlängerte Dolde vor. Die Blätter ſind einfach gefiedert, und beſtehen aus großen und kleinen, einander gegen über geſtellten Blättchen, welche insgeſamt am Rande ausgezackt und unterwärts weißlich ſind. Das letzte ungepaarte Blättchen iſt das größte, und in 3 oder 5 Lappen zerſchnitten. Die Frucht beſteht aus 6 und mehrern Behältniſſen, welche ſich bey der völligen Reife ſchneckenförmig winden. In den Gärten zieht man eine Spielart mit geſteckten Blättern, und eine andere mit gefüllten Blumen, welche letztere auf den Luſtſtücken ſehr lange blühet, einen angenehmen Geruch und ein ſchönes Anſehen hat, und durch die Theilung der Wurzel leicht vermehret, auch ohne alle Wartung im freyem Lande erhalten werden kann. Nur will ſie viel Waſſer und Platz haben ſich auszubreiten.

Die Wurzel hat eine zuſammenziehende und trocknende Eigenſchaft, und wurde ehedem bey der Ruhr und andern Blutflüſſen, auch bey Verwundungen und

Beinbrüchen angerühmet. Das Bruchpflaſter, welches Felix Würz in die Apotheken eingeführt hat, wurde vorzüglich wegen dieſer Wurzel gelobet. Jetzt wird ſelten von dergleichen Mitteln Gebrauch gemacht. In der Schweitz wird von den Blumen ein Waſſer abgezogen, und in Krankheiten, wo ein Ausſchlag zu befördern iſt, verordnet. Die Ruſſen pflegen im Frühlinge die Blätter und Stängel zu eſſen. Die Weinhändler ſollen ſich der Blüthen bedienen, um dem Weine, inſonderheit dem Malvaſier, einen lieblichen Geruch und angenehmen Geſchmack mitzutheilen. An einigen Orten pflegen die Landleute mit dieſer Pflanze, weil ſie einen ſtarken angenehmen Geruch hat, ihre Fußböden an feyerlichen Tagen zu beſtreuen. Die Bienen tragen Wachs und Honig aus den Blumen. Die Roßärzte kochen die Wurzel nebſt dem Kraute in Waſſer oder Bier, und geben dieſes den Pferden wider die Würmer. Es wird von jedem Viehe gefreſſen, und giebt ein geſundes und gelinden Schweiß treibendes Futter ab. Inſonderheit iſt es den Ziegen eine angenehme Speiſe. Hätte es nicht ſo gar lange und harte Stängel, welche ſonderlich im Heue dem Viehe ſehr zuwider ſind, ſo wäre es ganz untadelhaft. Weil die Pflanze in allen ihren Theilen einen herben Geſchmack beſitzt, ſo kann ſie, nach Hrn. Prof. **Gleditſch** Urtheil, zum Gärben des Leders gebraucht werden.

Der zuſammenziehende Geſchmack und beſondere Geruch, welchen dieſes Kraut, wenn es friſch iſt, beſitzt, hat Hrn. D. Sieffert veranlaßt, einige Verſuche zur Färberey damit anzuſtellen.

In dieſer Abſicht war das Kraut ſchon im May, noch vor der Blüthe geſammelt, und an einem Orte, den die Sonne einige Stunden des Tages beſcheinen konnte, getrocknet worden. Im Anfange des Herbſtmonates wurden 2 Pfund trocknes und klein geſchnittenes Kraut, erſt mit kaltem Waſſer erweichet, und darauf mit ſiedendem ausgezogen. Nachdem es kalt ge-

worden war, ward die Brühe abgegoſſen, das in der Kraut=maſſe noch ſteckende ausgepreßt, zur vorigen Brühe gegoſſen, und, da ſich das Trübe niedergeſetzt hatte, die hellere Brühe von dem auf dem Boden liegenden Schlamme noch einmal abgegoſſen. Dieſes betrug 17 ℔, 26 Loth. Es ſah ſehr dun=kel, in Tropſen aber grünlichgelb aus, ſchmeckte anfänglich et=was ſcharf, und hinten nach mäßig bitter. Der wollene Zeug ward von dieſer Brühe nur gelblich gefärbt.

1. Ein Theil kauſtiſche Lauge unter 8 Theile von der vorhin beſchriebenen Brühe gemiſcht, färbte ſie dunkler gelblich=braun. Der wollene Zeug, der vorher 2 Stunden in der Brühe gelegen, da die kauſtiſche Lauge zugeſetzt ward, und nach der Vermiſchung noch 12 Stunden in dem Mengſel liegen blieb, behielt nach dem Waſchen eine matte gelbe Farbe.

In den folgenden Verſuchen, wo keine Zeit, wie lange der wollene Zeug vorher in der Brühe, und nachher noch im Mengſel liegen ſoll, beſonders angezeiget wird, iſt die hier angegebene zu verſtehen.

2. Ein Theil der mit Faulbaum Rinde gemachten erſten Laugenbrühe, mit 8 Theilen Geißbartbrühe vermiſcht, gab ein rothes Mengſel, davon aber der wollene Zeug nach dem Waſchen nur röthlich gefärbt blieb.

3. Ein Theil Alaunlauge, und 8 Theile Brühe, behielt eben die Farbe, wie ſie die Brühe vor ſich hatte; allein bald nach der Vermiſchung ward dieſes Mengſel trübe. Die Farbe, welche der Zeug davon angenommen hatte, ließ ſich mehr auswaſchen, als die vorigen mit laugenſalzigen Zuſätzen, und ſahe ſchmutzig hellgelb aus.

4. Ein Theil weinſteinige Grünſpanlauge, unter 4 Theile Brühe, ward ein grünes trübes Mengſel, welches bald nach der Vermiſchung grünlichen Niederſchlag fallen ließ, und den wollenen Zeug, der im Waſchen weniger, als die vorigen, von ſeiner Farbe verlor, hellgelblichgrün ohne Glanz färbte.

5. Ein Theil Lauge von gereinigtem Eiſenvitriol, und 4 Theile Brühe, ward ſchwarz, trübe, und ließ bald Niederſchlag fallen. Der Zeug verlor im Waſchen nichts merkliches von ſeiner Farbe, und blieb ſchwarzgrau.

6. Ein Theil weinſteinige Eiſenlauge mit 4 Theilen Brühe, färbte ſie dunkelbraunroth, ohne Niederſchlag; und den Zeug aſchgrau, mit einigem Glanze.

7. Ein Theil gemiſchte Eiſenlauge unter 8 Theile Brühe, gab ein bräunliches durchſichtiges Mengſel, wovon der Zeug eine helle gelblichfahle Farbe behielt.
8. Das Mengſel aus 1 Th. gelber Kobaltlauge und 4 Th. Brühe, ward ſchwarzbraun, und färbte den Zeug dunkler, aber ſchlechter grau, als das mit der weinſteinigen Eiſenlauge.
9. Die mit der Brühe vermiſchte weinſteinige Arſeniklauge, veränderte ihre Farbe gar nicht, und der Zeug ward von dieſem Mengſel auch ſehr ſchwarz gefärbt.
10. Ein Theil weinſteinige Ocherlauge mit 8 Th. Brühe, ward dunkelbraunroth, nicht trübe. Der Zeug blieb nach dem Waſchen etwas dunkler grau und matter, als der mit der weinſteinigen Eiſenlauge.
11. Die mit der Brühe vermiſchten Laugen von Salpeter, Kochſalz, Salmiak und vitrioliſirtem Weinſteinſalz, machten die Brühe etwas dunkler, und färbten den Zeug kaum etwas ſtärker, als die Brühe vor ſich. Eben ſo wenig wirkte der Vitriolgeiſt in dieſe Brühe.
12. Ein Theil Schwefellauge und 8 Th. Brühe, ward ein bräunlich trübes Mengſel, welches übel (wie faule Eyer) roch. Der Zeug ward davon, wie der von der kauſtiſchen Lauge, gefärbt.
13. Zween Theile weinſteinige Eiſenlauge und halb ſo viel Kochſalzlauge unter einander gemiſcht, und davon 1 Th. unter 4 Th. Brühe, ward braunroth, nicht trübe, und der Zeug von dieſem Mengſel etwas bräunlichgrau gefärbt.
14. Gleiche Theile von der Lauge vom weißen Vitriol, und von Alaun unter einander gegoſſen, und davon 1 Th. unter 4 Th. Brühe gemiſcht, ward bräunlichgelb, und gleich nach der Vermiſchung trübe. Der Zeug bekam von dieſem Mengſel faſt eben die Farbe, die der unter No. 1. hatte.
15. Wenn das Mengſel N. 4 mit den eingeweichten Stücken 12 Stunden geſtanden hat, und man ſetzt alsdann eben ſo viel kauſtiſche Lauge zu, als vorher Grünſpanlauge hineingekommen iſt, ſo wird der grünliche Niederſchlag, den es in dieſer Zeit häufig abgeſetzt hat, wieder aufgelöſet, und das Mengſel nun viel dunkler grün. Bald darauf aber wird es von neuem trübe, und läßt nun gelben Niederſchlag fallen. Drey Stunden nach der zugeſetzten kauſtiſchen Lauge war der Zeug ſchon ganz dunkel ſchwarzgrau, und die Leinwand grünlich gelb. So färbt dieſes Mengſel dunkler und ſtärker, oder heller, je länger die eingeweichten

Stücke

Stücke darin bleiben, oder je eher ſie heraus genommen werden.

16. Wird dem Mengſel No. 5, nachdem es mit den eingelegten Stücken 12 Stunden geſtanden hat, ſo viel von der mit Faulbaumrinde gemachten erſten Laugenbrühe zugeſetzt, als vorhin Eiſenvitriollauge hinein gekommen war, ſo wird es nun ſchlammicht, und der Zeug hat nach 3 Stunden eine dunkle bräunlichſchwarze Farbe davon angenommen.

17. Wenn man wollenen Zeug mit weinſteiniger Eiſenlauge ſo vorbereitet hat, daß man ihn 12 Stunden in dieſer Lauge liegen, und, nachdem er ſtark ausgedrückt worden iſt, wieder abtrocknen läßt, und bringt ihn ſo in das Mengſel No. 2, nimmt ihn nach 12 Stunden wieder heraus, ſo behält er eine helle zimmetbraune Farbe, die ins Röthliche ſchielt.

In der Sonne waren unter denen Farben, welche die Brühe von dieſem Kraute gegeben hatte, No. 3, 4, auch die aſchgrauen, No. 6 und 10, und endlich No. 15 doch nur auf der Leinwand, (denn auf der Wolle war dieſe etwas blaſſer geworden) No. 16 unverändert geblieben. Außer dieſen waren die unter No. 5, 14 und 17 nur wenig verſchoſſen, und dunkler geworden. Die übrigen hatten mehr gelitten, und ſahen zum Theil blaſſer, wenn ſie laugenſalzige Zuſätze, zum Theil dunkler, wenn ſie ſaure Salze bekommen hatten, aus; doch war keine bis zum unkenntlichen von ihrer vorigen Geſtalt abgewichen.

Siefferts Verſuche mit einheimiſchen Farbematerien, zum Nutzen der Färberey, 2. St. Altenb. 1776, gr. 8. S, 219, fgg.

2. **Der dreyfach gefiederte Geißbart, Berggeißwedel, Waldbart, Waldbocksbart**, Barba caprae floribus oblongis; Drymopogon; Spiraea Aruncus, foliis ſupraedecompoſitis, ſpicis paniculatis, floribus dioicis *Linn.* wächſt in Auvergne, in der Schweitz, Oeſtreich, Schleſien ꝛc. in Wäldern und auf Bergen wild, blüht im May und Junius, und hat einen angenehmen Geruch. Die Wurzel iſt perennirend, groß, hart und holzig. Der Stängel wird bis 6 Fuß hoch. Die großen breiten Blätter ſind dreyfach gefiedert. Es theilt ſich nämlich der Stiel erſtlich in 5 Aeſte, und jeder wiederum in 3 andere, welche ſich mit einem einfachen endigen. Alle Blättchen ſind eyförmig zugeſpitzt, und ſcharf eingekerbt. Die Zweige

treiben lange, dichte, äſtige, weiße Blumenähren. Die Blumen ſind gemeiniglich dem Geſchlechte nach unterſchieden. Manche Stöcke tragen nur männliche, andere hingegen weibliche; doch trifft man auch zuweilen auf einem Stocke männ- und weibliche Aehren zugleich an. Die Frucht beſteht aus drey Behältniſſen.

Dieſer Geißbart läßt ſich ſehr leicht durch die Theilung der Wurzeln vermehren, und taugt zu grünen Hecken unter andern Stauden, welche höher wachſen. Seine Wurzel hat mit den Wurzeln des Johanniswedels gleiche Kräfte. Das Kraut kann zum Gärben des Leders gebraucht werden; und aus den Blumen entlehnen die Bienen Stoff zu Wachs.

3. Imgleichen der Bocksbart, Tragopogon *Linn.* ſiehe Hafer-Wurzel.

4. Ein eßbarer Schwamm, deſſen eine Art gelb, die andere aber roth iſt, und zu dem Korallenkeulſchwamm, Clavarin coralloides *Linn.* gehört; Barba caprina flava und rubra *Schäff.*

Geiß-Baum, eine in einigen oberdeutſchen Gegenden übliche Benennung des gemeinen Ahornes, Acer Pſeudoplatanus *Linn.* vielleicht weil die Geißen oder Ziegen lüſtern danach ſind.

Geißbaum-Aeſche, ſiehe Th. XI, S. 515.

Geiß-Blatt, L. Caprifolium, Fr. Chèvre-feuille, ein Pflanzengeſchlecht, deſſen bekannteſte Arten folgende ſind.

1. Deutſches Geißblatt, wildes gemeines Geißblatt, Baumlilie, Geißlilie, Je länger je lieber, Lilienfurcht, Roſe von Jericho, gemeine Specklilie, Waldlilie, Waldrebe, Waldwinde, Zaunlilie, Caprifolium germanicum non perfoliatum *C. B.* Lonicera Caprifolium germanicum *Dod.* Lonicera Periclymenum, capitulis ovatis imbricatis terminalibus, foliis omnibus diſtinctis *Linn.* Chèvrefeuille d'Allemagne, Moire ſauvage, Pantacouſte ſauvage, wächſt in England

land, Deutſchland, in der Schweitz, und überhaupt in verſchiedenen Provinzen des mittlern Europa in den Vorhölzern, Feldbüſchen, an Hecken und Zäunen, unter dem feuchten mooſigen Geſträuche, auch an den Felſen und in den Rollſteinhaufen, inſonderheit in dickem und hohem Ellerngebüſche, unter Fichten, und an allerley Orten, wohin es die Vögel und andere Zufälle, gleich dem Spargel, in Samen zu bringen, im Stande ſind, ſehr häufig. Die faſerige Wurzel läuft flach und weit aus. Stängel und Aeſte klettern an Bäumen, Zäunen oder beygeſteckten Stangen in die Höhe; wenn ſie aber in Waldungen keinen Stamm erreichen können, ranken und wurzeln ſie weit und breit auf dem Boden, und überziehen ihn dergeſtalt, daß der Durchgang beſchwerlich gemacht, auch das Gras und der junge Anflug darunter erſticket wird. Von dem Stamme ſchälen ſich die äußern Lagen der Schale beſtändig ab, oder laſſen ſich leicht abziehen. Zweige und Blätter ſind haaricht. Dieſe ſtehen einander gegen über, und die oberſten ſind nicht, wie bey den folgenden Arten, unter einander verwachſen. Ihre Geſtalt iſt länglich-oval, ihr Rand völlig ganz, und die Unterfläche weiß-graulich. An den Spitzen der Zweige ſitzen ſechs, auch mehr Fruchtkeime, welche ein längliches Köpfchen, und die darauf ſtehenden Blumen gleichſam eine Dolde vorſtellen. Der Monat Julius iſt die gewöhnliche Blüthzeit. Das Blumenblatt iſt weißröthlich auch gelblich, und die fünf Einſchnitte ſind einander faſt gleich. Die Blumenröhre enthält am Boden vielen ſüßen Saft, und die Blumen haben einen ſehr angenehmen Geruch, welcher inſonderheit des Abends ſehr weit ſich verbreitet. Die Beere wird roth, und enthält gemeiniglich 2 platte Samen. Das Laub fällt ſpät ab, und zeigt ſich ſehr früh wieder in den Knoſpen. Man pflegt ſolches aus der Wildniß in die Gärten zu verpflanzen, auch durch Einleger und Schnittlinge zu

ver-

vermehren; und da es die Scheere gut verträgt, Mauern, Spaliere und Sommerlauben damit zu bekleiden. Der angenehme ſanfte Geruch macht uns dieſe Pflanze ſchätzbar, ob wir gleich davon weiter keinen Nutzen erlangen dürften. Denn es iſt nicht ausgemacht, daß die Blumen den Urin treiben, und daß die ſüßlichen Beeren purgieren. Die Blumen geben den Bienen viel Honig; und man darf nicht fragen, wie dieſe wegen der Länge der Blumenröhre den Saft ausziehen können; denn ſie wiſſen den Ort, wo ſie äußerlich durchbohren ſollen, wohl zu finden. Die Beeren dienen den Miſtlern ſehr ſpät im Jahre, in der Wildbahn, wie die vom Taxus oder Eibenſtrauche. In dem abgetriebenen Hecken= und Strauchwerke giebt das Holz, unter den übrigen, ſein Reisholz. Außer dem vielfräßigen und gemeinſchaftlichen Waldungeziefer, in den Laub= und Vorhölzern, den Wildbahnen und einzelnen Gebüſchen, wechſeln, nebſt den Blattläuſen und Käferarten, an den jungen Trieben und Blättern des gemeinen Geißblattes, noch folgende Arten auf den Blumen deſſelben: der Todtenkopf oder Todtenvogel, Sphinx Atropos *Linn.*; der Abendvogel der Liguſterraupe, Sphinx Liguſtri *L.*; der Abendvogel der kleinen Ackerwinde, Sphinx Convolvuli *L.*; die große Weinmotte, Sphinx Elpenor *L.*; die kleine Weinmotte, Sphinx Porcellus *L.*; der Abendvogel der Wolfsmilchraupe, Sphinx Euphorbiae *L.* wovon Hr. Prof. Gleditſch, in ſeiner Forſtwiſſenſchaft, 2. Band, S. 933, fgg. die Beſchreibung liefert.

Man findet in den Wäldern zuweilen eine **Varietät** mit ausgeſchweiften Blättern, welche in etwas den Eichenblättern gleichen, Caprifolium foliis ſinuatis *du Hamel*, es läßt ſich aber dieſelbe in den Gärten nicht lange erhalten, und die Blätter arten leicht wieder ein. Eine andere Varietät zeigt gelb gefleckte und irregulär ausgeſchweifte Blätter, welche ſich auch einige Jahre im Garten unterhalten läßt. Es giebt noch eine andere Sorte, welche ſtärkere, mehr röthliche Zweige hat, und bey welcher ſowohl dieſe, als die Blätter, ohne Haare und glatt

glatt ſind, auch ſpäter blüht, und röthliche Blumen trägt. Miller giebt ſie für eine beſondere Art aus; du Roi aber hält dieſelbe mit Linné für eine Varietät, vornämlich weil die Blätter im übrigen mit der erſten Art überein kommen.

2. Durchwachſenes italiäniſches Geißblatt, wälſches Geißblatt, wälſche Specklilie, wohlriechendes verwachſenes Je länger je lieber, Durchwachs, Caprifolium italicum perfoliatum praecox *C. B.* Lonicera Caprifolium floribus verticillatis terminalibus ſeſſilibus, foliis ſummis connato-perfoliatis *Linn.* Chèvrefeuille d'Italie, wächſt in Italien und andern wärmern Ländern Europens, und verhält ſich im Wachsthume wie die vorige Art, iſt aber ſowohl den Blättern, als den Blumen nach, davon merklich unterſchieden. Die untern länglichrunden, hellgrünen, und auf beyden Seiten glatten Blätter ſind mit einander nicht wirklich, die obern aber gänzlich verwachſen, ſo daß der gemeinſchaftliche Blumenſtiel mitten durch zwey verwachſene Blätter geht, oder ſolche durchbohret. An den jungen, im Sommer getriebenen Zweigen, welche öfters gegen den October blühen, ſind die Blätter nicht verwachſen, ſondern nur paarweiſe geſtellt. Dieſe junge Reben ſind vorwärts blau, und hinterwärts meergrün. Die Blumen erſcheinen im Junius; und 6, 8 bis 12 machen einen Kopf aus. Das Blumenblatt iſt gelbröthlich, und in zwo Lippen getheilt, davon die obere 4 zurück geſchlagene Einſchnitte und zwar in der Mitte 2 etwas kürzere, an den Seiten 2 längere zeigt, die untere aber einfach, ſchmal und faſt länger, als der übrige Theil der Röhre iſt. Nur wenige Fruchtkeime eines Köpfchens verwandeln ſich in eine Beere. Es iſt eine überaus dauerhafte Pflanze, und wird, wegen des angenehmen Liliengeruches, den man hievon zeitiger und länger, als von andern Arten, genießen kann, und welcher beſonders des Nachts und Morgens ſtark iſt, häufig in den Gärten unterhalten, auch leicht durch

Ab=

Ableger und Zweige vermehret. Sie taugt inſonderheit ſehr gut zu Lauberhütten; nur iſt es Schade, daß die ſpaniſchen Fliegen das Laub in der ſchönſten Jahrszeit zuweilen ganz verzehren, und noch überdem durch ihren Geſtank beſchwerlich werden; daher man dieſes Gewächs durch Schwefeldampf davor in Sicherheit ſtellen muß. Aus den Blumen ſammlen die Bienen Stoff zu Honig.

3. Immergrünendes virginiſches Geißblatt, geruchloſes durchſtochenes Je länger je lieber, Periclymenum Virginianum; Lonicera ſempervirens, verticillis aphyllis terminalibus, foliis ſummis connato-perfoliatis *Linn.* Dieſe Art iſt aus Virginien und Neuſpanien in unſere Gärten gekommen; hat feſtere, und weniger, auch nicht ſo hoch kletternde Zweige, breitere und mehr ovale, oberwärts glänzende, hellgrüne, unterwärts bläulich angelaufene Blätter, davon die obern, wie bey der zweyten Art, völlig mit einander verwachſen ſind; und treibt vom Julius bis Auguſt Blumenköpfe, welche aber von keinem verwachſenen Blatte in der Nähe umgeben ſind. Das Blumenblatt iſt auswendig hellroth, inwendig gelblich, und in 5, kaum merklich ungleiche Einſchnitte getheilt. Der Geruch fehlt gänzlich. Es dauert zwar dieſe Art bey uns im freyen Lande einige Jahre aus, doch wirft ſie alsdann die Blätter im Winter ab; welche ſie hingegen behält, wenn ſie im Glashauſe aufbehalten wird. Man thut allemal wohl, einen Stock im Geſchirre zu halten, und im Winter zu verwahren, damit man ſie nicht bey ſtarkem Froſte verliere, zumal ſie ſich nicht ſo leicht und häufig, wie die vorigen Arten, vermehrt. Am beſten geſchieht ſolches durch Ab= oder Einleger. Reife Samen erhalten wir niemals. Bey dieſer Art findet das Beſchneiden, vornämlich mit der Scheere, ſelten Statt; deſto mehr aber bey den andern, wie man denn

denn auch dieſelben in gewiſſe Geſtalt, breit oder kugelförmig, ziehen kann.

4. Amerikaniſches Geißblatt, Azalea *Linn.*; ſiehe Mayblumen-Buſch.

Geiß-Bock, eine oberdeutſche Benennung des Ziegenbockes, zuweilen auch des Rehbockes. Siehe Geiße.

Geiß-Bohne, im Oberdeutſchen, der Koth der Ziegen und Böcke, wegen der runden Geſtalt.

1. Geiß-Fuß. 1. Eine oberdeutſche Benennung derjenigen Pflanze, welche in Ober- und Niederſachſen Gerſch oder Gierſch, an andern Orten Strenſel genannt wird, Angelica ſylveſtris minor; Aegopodium *Linn.* ſiehe Th. II, S. 118.

2. Eine Gattung Pflanzen, deren Same, wie Planer behauptet, eine Aehnlichkeit mit einem Ziegenfuß haben ſoll, Melampodium *Linn.* Hr. v. Linné hat zwo Arten; die geſtreckte, Melampodium auſtrale, caule decumbente, foliis ovatis ſerratis, welche in Cumana wild wächſt; und die aufrecht ſtehende, Melampodium americanum, caule erecto, foliis ſublinearibus utrinque unidentatis, welche man bey Veracruz findet. Da beyde in hieſigen Gärten nicht anzutreffen ſind, ſo halte ich mich dabey nicht weiter auf.

2. Geiß-Fuß, Ziegen-Fuß. 1. Ein unten in Geſtalt eines Ziegenfußes geſpaltenes Brech-Eiſen; Fr. Pied de chevre; ſiehe Th. VI, S. 577.

2. Eben dieſe Benennung führt auch die Spitze an einer Reißfeder, wo ſie nicht, wie ſonſt gewöhnlich, aus zwey in eine Spitze laufenden Blättern beſteht, welche vermittelſt eines Schräubchens weit und enge geſchraubet werden können, um damit ſtarke und ſchwache Linien zu ziehen, ſondern welche alſo eingerichtet iſt, daß die Spitze der Feder aus einem Stücke, und nur unten einen ſubtilen Einſchnitt hat, der ſich nach oben zu in eine etwas ſtärkere Vertiefung zieht, daſelbſt die Farben in die Feder einzuflößen und darin zu erhalten

ten, daß ſie beſtändig ſchreibe. Sie hat vor den andern die Eigenſchaft, daß man die zarteſten Linien damit ziehen kann, dergleichen inſonderheit zu ſaubern architectoniſchen Riſſen erfordert werden.

3. Ein Stück des ſo genannten Kehl-Zeuges der Stellmacher, ſiehe Kehle.

Geiß-Haar, Ziegen-Haar; ſiehe unter Ziege.

Geiß-Haare, nennen die Wollkämmer diejenigen ſpitzigen harten und rauhen Haare, welche ſich unter der abgeſchornen Wolle befinden, und ſonſt auch Flocken genannt werden. Die ungariſche Wolle iſt am meiſten damit angefüllt, daher man auch nichts anders, als grobe Decken, daraus machen kann. Wenn ſie mit der andern Wolle verarbeitet werden, ſo geben ſie die gröbſten Tücher, welche man auch Flocken-Tücher nennet. Uebrigens pflegt man ſie von der guten Wolle vermittelſt Stäbe abzuſondern und auszuſchlagen, damit ſie rein und zart werde. Becher, in ſeiner närriſchen Weisheit, giebt ein Inſtrument an, wie ein Junge 100 Pfund Wolle in einem Tage von den Geißhaaren ſcheiden könne. Siehe auch Flocken.

Geiß-Hirſch, Capricerva; ſiehe Gazelle.

Geiß-Hülſen, eine oberdeutſche Benennung des Liguſtrum vulgare *Linn.* ſiehe Hart-Riegel.

Geiß-Klee, Cytiſus *Linn.*; ſiehe unter Klee.

Geiß-Lilie, ſiehe Geiß-Blatt.

Geiß-Melker, eine Art großer Schwalben; ſiehe Nacht-Rabe.

Geiß-Raute, Ziegen-Raute, ein hülſentragendes Pflanzengeſchlecht, wovon Linné zehn Arten erwähnet. Wir bemerken davon nur folgende drey.

1. Gemeine Geißraute mit blauen Blumen, Fleckenkraut, Peſtilenzkraut, Peſtilenzwurz, Petechienkraut, Pockenkante, Suchtkraut, Caprago; Galega ſ. Ruta capraria *Matth.* et *Geſn.* Galega vulgaris *Cluſ.* et *C. B.* Galega vulgaris floribus coeruleis *Tourn.*

Galega officinalis, leguminibus ſtrictis erectis, foliolis lanceolatis ſtriatis nudis. Fr. Galègue, Rue de chèvre. Die holzige, faſerige Wurzel treibt, 2 Ellen hohe und in viele Aeſte abgetheilte, geſtreifte, hohle Stängel. Die gefiederten Blätter beſtehen aus 6 bis 7 Paaren lanzenförmiger geſtreifter Blättchen, welche ſich mit einem dünnen, kleinen Fortſatze oder ſchwachen Stachel endigen; das letzte Blättchen iſt ungepaart. Aus dem Blätterwinkel treiben aufgerichtete Blumenähren. Die Blumen ſelbſt hängen abwärts, und fallen aus dem Weißen ins Bläuliche, ſind auch bisweilen ganz weiß oder grau. Die Hülſen ſtehen ſenkrecht. Sie wächſt in Afrika, Spanien und Italien wild; ſie ſoll auch bey Schaffhauſen und in Graubünden wachſen; und blüht in unſern Gärten im Jun. u. Julius. Ihre Samen werden zu Ende des Auguſtes reif. Die Wurzel dauert gemeiniglich 2, ſelten 3 Jahr. Von den ausgefallenen Samen ſchlagen jährlich neue Pflanzen auf, und dieſe erfordern keine beſondere Wartung. Vorher aber muß es freylich vom Samen gezogen werden, den man im Frühlinge oder Herbſte auf ein Beet in eine offene Lage ausſäet, ſind die Pflanzen aufgegangen, ſo muß man ſie fleißig vom Unkraute reinigen, und wenn ſie ſtark genug ſind, in ein Stück Landes, welches man zuvor wohl umgegraben und von allem Unkraute geſäubert hat, ſorgfältig, 1 Fuß weit von einander in Reihen, welche 1½ Fuß weit von einander ſtehen, ſetzen und wohl begießen, hernach den Boden zwiſchen den Pflanzen fleißig auflockern, und alle Frühlinge zwiſchen den Wurzeln umgraben. Man kann dieſe Pflanze entweder zu kleinen Hecken in Gärten anwenden, oder an die Zäune, um ſie zu befeſtigen, oder an die Ränder der Wieſen ausſäen.

Was den Nutzen der Geißraute betrifft, ſo werden ihre Blumen von den Bienen nicht ſonderlich geachtet; dagegen empfiehlt ſie ſich als ein ſehr vorzügliches Fut-

terkraut. Alle Arten von Vieh, inſonderheit Ziegen und Schafe, freſſen ſie gern, und werden in kurzer Zeit fett davon. Man vermiſcht dieſes Kraut mit Gras, oder anderm grünen Futter, und da es bis in den ſpäten Herbſt dauert, alsdann mit Kohl- oder Rübenblättern. Giebt man ſie dem Viehe allein, ſo überfrißt es ſich leicht davon, oder frießt hernach nicht gern mehr anderes grünes Futter. Man muß die Geißraute des Jahres wenigſtens drey bis viermal beſchneiden; ſie wächſt bald wieder nach. Binnen dieſer Zeit bedient man ſich der zarten Stängel und Blätter zur Fütterung; denn wenn die Stängel und Aeſte zu holzig werden, verſchmäht ſie das Vieh. Am Ende des vierten Jahres gräbt man den holzig gewordenen Stock aus, verbrennt ihn, und säet neuen Samen aus. Der größte Vortheil, dieſes Kraut zu nutzen, iſt, daß man es nie zur Blüthe kommen läßt, ſondern es beſtändig unter dem Schnitte hält. Wenn das Kraut den Hühnern zu freſſen gegeben, oder untergeſtreuet wird, ſollen ſie viel Eyer legen; welches fabelhaft klingt.

Man hielt dieſe Pflanze ehedem für ein Gegengift, ſuchte dadurch den Schweiß zu befördern, und rühmte ſie wider Fleck- und andere anhaltende Fieber. Auch war ſie wieder die fallende Sucht und Würmer bekannt. Man gebraucht die getrocknete Pflanze im Pulver, oder die damit abgekochten Tränke in Brühen, und auch das abgezogene Waſſer. Die Blätter haben einen ſchleimigen, bitterlichen Geſchmack; jetzt machen die Aerzte ſelten einigen Gebrauch davon. Aus dem Samen wird ein Oehl bereitet; es iſt aber derſelbe aus den dünnen runden Schötlein ſchwer heraus zu bringen. Wer daher ſolchen in Menge verlanget, muß ihn, wenn die Schoten recht trocken ſind, vermittelſt einer Breche, wie man den Flachs zu brechen pflegt, heraus zu bringen ſuchen.

2. Purpurrothe Geiß=Raute, Galega purpurea, leguminibus ſtrictis adſcendentibus glabris racemoſis terminalibus, ſtipulis ſubulatis, foliolis oblongis glabris *Linn.* Sie wächſt in Zeylon. Die Wurzel iſt jährig; der Stängel grasartig und ungefähr 2 Fuß hoch; die Blätter beſtehen aus 8 bis 9 Paaren länglicher, glatter Blättlein, nebſt einem ungepaarten; an dem Stiele ſitzen pfriemenartige Blattanſätze. Die langen, lockern, aufgerichteten, purpurrothen Blumenähren ſitzen an den Enden der Aeſte, zeigen ſich im Heumonate, und verwandeln ſich in ſenkrecht ſtehende glatte Hülſen. Man kann ſie aus dem Samen ziehen, den man bald im Frühlinge auf ein Miſtbeet ſäet. Wenn die Pflanzen aufgegangen, und ſtark genug ſind, ſetzt man ſie einzeln in beſondere Töpfe, die man in ein Lohbeet einſenket, und im Schatten erhält, hernach aber wie andere jährige zarte Gewächſe wartet.

3. Färber=Geiß=Raute, Galega tinctoria, ſpicis lateralibus pedunculatis, leguminibus ſtrictis pendulis, foliolis emarginatis ſubtus villoſis *Linn.* Die Blättchen ſind eingekerbt und auf der untern Fläche rauch; die Blumenähren ſtehen auf Stielen zur Seite des Stammes, und die ſenkrechten Hülſen hängen unter ſich. Sie wächſt ebenfalls in Zeylon, und die Einwohner verfertigen daraus eine hellblaue Farbe. Es iſt dieſes eine dauernde Pflanze.

Geiß=Wedel, Spiraea ulmaria *L.*; ſiehe Geiß=Bart, No. 1.

— — — (**Berg=**) Spiraea aruncus *L.*; ſ. Geiß=Bart, No. 2.

Geißel (*) (der), überhaupt ein jeder, der mit ſeinem Leibe für etwas Bürge wird, ehedem auch ein Leibbürge.

*) Bey dem Strycker und andern alten oberdeutſchen Schriftſtellern heißt ein ſolcher Geißel Giſel, Geiſel, Giſele, im mittlern Lat. Giſilis und Hoſpes, im alten Franz. Hoſte ein Gaſt, im Niederſ. Giſel, Giſeler, Gißler und Geißler, im Angelſ. Gisel

bürge. In dieſer allgemeinen Bedeutung iſt es im Deutſchen veraltet, wo man es nur noch in engerm Verſtande, von Leibbürgen brauchet, welche im Kriege zur Sicherheit ſowohl anderer Perſonen als auch gethaner Verſprechen, gegeben und genommen werden, da es denn in der mehrern Zahl am üblichſten iſt, ohne doch die erſte auszuſchließen; L. Obſes, Fr. Otage. Einander Geißel geben, donner des otages. Jemanden als Geißel, oder zum Geißel behalten. In bürgerlichen Sachen iſt das Wort Bürge üblicher. Daher die Geißelſchaft, der Zuſtand, da Jemand ein Geißel iſt; ein Wort, welches ehedem häufiger war als jetzt, wo man es auch überhaupt für eine jede Bürgſchaft gebrauchte.

Bey Capitulationen, Vergleich- und Friedenshandlungen, pflegen gewiſſe Perſonen als Geißel zu dem Ende

Giſel und Giſle, im Ißländ. Gisl, Gisling, im Schwed. Giſſel, Gisle, im Dän. Gidſel. Die Abſtammung dieſes Wortes iſt noch ungewiß. Dieterich von Stade leitet es von ſellan, übergehen, ab, welches aber um deswillen nicht Statt findet, weil der auf der erſten Sylbe liegende Ton deutlich genug erweiſet, daß nur ſie die Stammſylbe iſt, el aber als die gewöhnliche Endung angeſehen werden muß, welche eine handelnde Perſon oder ein Werkzeug bedeutet. Wachters Ableitung vom Angelſ. gyſe, Engl. yes, ja, iſt noch unwahrſcheinlicher. Friſch läßt es von gis, oder ger, begehren, Ihre von gaeta, bewahren, Gäsla, Gisla, der Verhaft, und das Bremiſch-Niederſächſiſche Wörterbuch von dem alten giſen, können, vermögen, abſtammen. Man muß dabey merken, daß dieſes Wort ehedem in einem ſehr weiten Umfange der Bedeutung genommen wurde, indem es bey den Longobarden nicht nur einen Zeugen bedutete, ſondern auch in neuern Schriften von einem jeden Unterpfande gebraucht wird, daher bey dem Serarius auch Geißel-Schlöſſer vorkommen, Schlöſſer, die man zum Unterpfande giebt. In der Bedeutung eines Leib-Bürgens waren ſtatt dieſes Wortes ehedem auch die Benennungen Leiſt-Bürge und Pfand-Mann üblich. Die dieſes Wort mit einem ſ, Geiſel ſchreiben, wollen es dadurch vermuthlich von dem folgenden Worte unterſcheiden, ſündigen aber wider die unläugbare Ausſprache, welche ſehr deutlich ein ß hören läßt. Es ſcheint, daß dieſes Wort auch bey einigen im weiblichen Geſchlechte gebraucht werde.

Ende gegeben zu werden, damit ein jeder Theil um ſo viel mehr verſichert ſey, daß den eingegangenen Puncten nachgelebet werden ſoll. Wenn ſolches geſchehen iſt, werden die Geißel gegen einander wieder ausgewechſelt.

In Kriegszeiten werden von den feindlichen Parteyen, die auf Contribution ausgeweſen ſind, die vornehmſten Perſonen eines Ortes oder Landes als ſolche mit fortgeſchleppet, die andern dadurch zu Abführung der Brandſchatzungen zu zwingen. Mithin ſind dieſelben nichts anders, als körperliche oder Leibbürgen, d. i. welche die Bürgſchaft oder Gewähr wegen Ausrichtung und Erfüllung des Verſprochenen mit ihrem Körper leiſten müſſen.

Die Geißel ſind entweder 1) gezwungene, welche vom Feinde hinweg geführet und ſo lange aufbehalten werden, bis er ſeine Intention durch dieſelben erreichet. Zu den gezwungenen gehören aber nicht diejenigen, welche ein Landesherr zwingt, daß ſie ſich als Geißel gebrauchen laſſen; weil ein Landesherr das Recht hat, ſeine Unterthanen zum gemeinen Beſten als Geißel auch wider ihren Willen zu geben. Oder 2) freywillig gegebene, welche als ein Unterpfand bey Accorden, Waffenſtillſtand, Friedensſchlüſſen ꝛc. damit ſie unverbrüchlich gehalten werden, gegeben werden.

Zu Geißeln werden gemeiniglich die Söhne der Vornehmſten gegeben. Wenn die Anverwandten derjenigen Perſonen, welche zu Geißeln gegeben werden, Schaden von der Abweſenheit derſelben leiden, ſo iſt derjenige, der die Geißel giebt, den Schaden zu erſetzen ſchuldig.

Wenn die Geißel freywillig gegeben worden ſind, ſo dürfen ſie nicht entfliehen; wenn ſie es thun, und wieder ertappet werden, ſo werden ſie am Leben geſtraft. Es darf auch derjenige Kriegsherr, welcher ſie abgeſchickt hat, wenn ſie davon laufen, und zu ihm

kommen, dieſelben nicht annehmen, ſondern muß ſie wieder zurück ſchicken. Alles dieſes aber ceſſirt, wenn die Geißel mit Gewalt weggenommen worden ſind, weil in dieſem Falle, keine Verbindlichkeit, da zu bleiben, Statt findet. Wenn einer von den Geißeln, oder alle ſterben, ſo iſt derjenige, der ſie gegeben hat, ſchuldig, andere von gleicher Qualität zu liefern.

Die Geißel, wenn die Principale derſelben wider Treue und Glauben handeln, mit Leibesſtrafen zu belegen, oder gar zu tödten, iſt zwar nach dem Völkerrechte erlaubt, weil ſonſt der Endzweck, warum ſie gegeben worden ſind, ceſſirt; allein, es iſt billig, daß man in dieſem Falle einen Unterſchied mache, ob die Principale und Geißel zugleich wider die gegebene Treue gehandelt haben, oder die Principale allein, die Geißel aber unſchuldig ſeyn. Im erſten Falle iſt kein Zweifel, daß ſie geſtraft und getödtet werden können, im leztern aber nicht; doch werden ſie ſchärfer gehalten, damit die Anverwandten derſelben bewogen werden, den Principal derſelben anzutreiben, ſeinem Verſprechen Genüge zu leiſten.

Dasjenige, was zwiſchen den kriegenden Theilen in Anſehung der Geißel ausgemacht wird, iſt ſtrictae interpretationis. Heut zu Tage verändern die Geißel ihren Stand nicht mehr, wie bey den Römern, werden keine Gefangene, ſie können auch teſtiren, und ihre Güter fallen nicht mehr dem Fiscus anheim.

J. G. F. Koch allgem. europäiſches Land- und See-Kriegsrecht, Frf. und L. 1778, 8. S. 161, fgg.

Es geſchieht zuweilen, daß die Pächter von dem Feinde in gefängliche Haft genommen, und als Geißel weggeführet werden; wobey denn die Frage entſtehen kann, ob ſie von ihren Verpächtern einige Entſchädigung verlangen können, indem ſie nicht nur hiedurch an der Beſorgung der Wirthſchaft im Gute verhindert zu werden ſcheinen, ſondern auch gemeiniglich auf der Reiſe, und ſonſt, Koſten aufzuwenden haben. Es kann, meines

meines Erachtens, ihr Geſuch nicht Statt finden. Denn, obwohl dem Verpachter obliegt, ſeinen Pachter die Pachtzeit über vor aller fremden, auch der feindlichen, Gewalt, ſicher zu ſtellen, welche ihn an dem Gebrauche des verpachteten Gutes verhindern könnte: ſo iſt dieſes doch nur von dem Gebrauche des ihm überlaſſenen Gutes zu verſtehen, keinesweges aber auch auf des Pachters eigene Perſon zu erſtrecken, als wovon die Geſetze nichts verordnen; vielmehr wollen ſie, daß ein Jeder den ſeiner Perſon zugeſtoßenen Unglücksfall auch für ſich ſelbſt ertrage. Kann doch ein Pachter von ſeinem Verpachter keinen Erlaß vom Pachtgelde fordern, wenn er auf Befehl ſeines Landesherrn verreiſen muß, oder dieſer, gewiſſer Urſachen wegen, ſeiner Perſon ſich verſichert, als worin alle Rechtslehrer einig ſind; warum ſoll er beſſer daran ſeyn, wenn ihm ein ſolches Unglück von den Feinden wiederfährt? Was aber die Beſorgung der Wirthſchaft auf dem erpachteten Gute betrifft, ſo wird er dieſelbe unterdeſſen gar füglich durch einen andern verrichten laſſen, auch, wenn er etwas dafür bezahlt, ſolches unter dem zu Erhebung der Früchte nöthigen Aufwande mit in Rechnung bringen können. Solchergeſtalt wird es einerley ſeyn, und er in keinem Falle einige Vergütung fordern können, er möge nun als Geißel wegen deſſen, was das ganze Land, oder ein gewiſſer Bezirk, Stadt oder Dorf rückſtändig iſt, oder für die dem erpachteten Gute auferlegten Beſchwerungen, oder endlich in Anſehung deſſen, was er ſelbſt zu leiſten und zu geben hat, weggeführet werden. Denn in dem erſtern Falle iſt es billig, daß ihn das ganze Land oder der Bezirk, und Ort, um welches willen er leidet, entſchädige; in dem letztern hingegen, imgleichen, wenn der abweſende Verpachter die Grundbeſchwerungen nicht hat entrichten können, iſt der Pachter durch die Unterlaſſung deſſen, was er hätte thun ſollen, ſelbſt Schuld daran. Solchemnach bleibt

der einzige Fall übrig, wenn der Verpachter zugegen, oder nicht weit entfernt geweſen iſt, auch die dem Grundſtücke auferlegten Beſchwerungen gewußt, gleichwohl aber ſelbige nicht abgeführt hat. Denn, wenn die Feinde alsdann um deswillen den Pachter als Geiſſel wegführen, ſo iſt kein Zweifel, daß jener ihn diesfalls zu entſchädigen verbunden ſey.

D. Carl Gottfr. Winklers rechtliche Abhandlung von Kriegs-Schäden der Pachter und Miethleute. Leipz. 1762, gr. 8. S. 401, f.

Geißel, (die) L. Flagellum, Fr. Foüet, im Oberdeutſchen und der höhern Schreibart der Hochdeutſchen, eine Art von Riemen oder Schnüren zuſammen geflochtener, und auch wohl am Ende derſelben mit Knötchen oder eiſernen Drahtſpitzen und Sternchen, wie an den Spornen, verſehener Peitſchen, welche ehedem als eine beſondere Züchtigung oder Leibesſtrafe gebraucht wurden, heut zu Tage aber unter uns Chriſten wenig mehr im Gebrauche ſind, außer was etwa noch in der römiſchen Kirche zur Kaſteyung und Büßung für die Sünden geſchieht.

Heut zu Tage iſt die Strafe der Geißelung unter andern noch in Oſtindien gebräuchlich. Die Maldiver gebrauchen hiezu lederne Riemen, eines Armes lang, 4 Finger breit, und 2 dick, davon man 5 bis 6 an einen hölzernen Stiel befeſtiget. Die Streiche ſind hart, und gar oft tödlich. Es iſt dieſes die gewöhnliche Strafe für groſſe Verbrechen, als: unnatürliche Unzucht, Blutſchande und Ehebruch. An andern Orten bedient man ſich hiezu einer Geißel, welche 4 Schnüre, und an jeder kleine Eiſen, wie Spornenſterne, hat, daß alſo jeder Hieb gemeiniglich vier Wunden machet.

Geißel der Schwarzen, Scleria (Flagellum Nigrorum) culmo articulato ſcabro, pedunculis axillaribus paniculatis, floribus pedicellatis *Bergii*; Schoenus (ſecans) culmo triquetro folioſo denticulato, panicula villoſa, ſeminibus globoſis, foliis trifariam denticulatis *Linn. Syſt. Nat.* 10 p. 865. *Amoen.* 5. p. 391. Schoenus (Lithoſpermus) *Linn. Sp. pl.* 2. p. 65 Gramen

men cyperoides ſylvaticum maximum geniculatum aſperius, ſemine milii ſolis *Sloan.* Carex tenuior altiſſime ſcandens *Brown.* eine Art Riethgras, welche in den amerikaniſchen Ländern, nicht allein in Surinam, ſondern auch in Jamaika und anderswo, wächſt. Sein Halm iſt dünn und ſchwach, wird aber doch unter Gebüſchen und Bäumen 15 Fuß hoch. Seine Blätter ſind ſehr lang, und am Rande und der Rückenſchärfe mit ſehr kleinen ſchneidenden Stacheln beſetzt. Der Same iſt ſteinhart und gleicht dem Samen des Steinſamens (Lithoſpermum); er glänzt auch wie Perlen. Nach **Rolanders** Berichte iſt dieſes Gras eine große Plage für die armen Sclaven in Surinam, weil es ihre nackten Leiber mit ſeinen ſcharfen Zacken verwundet, ſo oft ſie durch die dichten und unwegſamen Wälder gehen müſſen. Ja außerdem ſoll auch zuweilen, nach **Silanders** Berichte, dieſes Gras, in Bündel gebunden, wie Ruthen zu Abſtrafung der Sclaven gebraucht werden, wenn ſie etwas großes begangen haben, daher die Holländer es in Surinam die Geeſſel voor die Nigers nennen. Eine ſolche Geißelung iſt ſo blutig und ſchmerzend, als die Grauſamkeit ſie nur erfinden kann.

Eine ausführlichere botaniſche Beſchreibung nebſt einer Abbildung dieſes Graſes, von Hrn. Pet. Jonas Bergius, findet man im 27 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. a. d. J. 1765, S. 148, fgg.

Geißel-Hofleute, oder **Geißel-Leute**, nennt man, inſonderheit in der Schweiz, diejenigen Dienſtleute, welche ſich bey einem andern, zu Bebauung deſſen Güter, auf einige Jahre verdingen, und an ſtatt des Lohnes und der Beköſtigung, auf Deputat und Gehalt zu eigener Verpflegung ſitzen. Sie bekommen freye Wohnung, nöthigen Garten zu Gemüſe, Futter für 1 oder 2 Kühe, und ſo viel Rinder, welche ſie nur gewiſſe Zeit ſtehen, hernach aber für eine Kuh ſich anrechnen laſſen müſſen; ferner die Erlaubniß, eine gewiſſe

wiſſe Anzahl Schweine zu ziehen, ein Gewiſſes an Frucht, für ihre Unterhaltung, und auch etwas Geld. Dagegen müſſen ſie alle Feldarbeiten, Fuhren und andere Dienſte verrichten, nachdem man mit ihnen überein gekommen iſt. Die Ochſen, Fuhre und Geſchirr, Saatfrucht ꝛc. ſtellet die Herrſchaft; denn dieſe Leute bringen nur ihre Geißel oder Peitſche mit ſich, wovon ſie auch den Namen haben.

Ob die Güterbauung durch ſolche Geißelhofleute nützlich oder ſchädlich ſey, darüber läßt ſich nichts gewiſſes beſtimmen, indem es hiebey ſehr viel auf die Umſtände des Gutes, und der Gutsherrn, und der nach Beſchaffenheit derſelben mit dieſen Leuten einzugehenden Bedingungen ankömmt. Ueberhaupt aber dürfte bey denſelben eben ſo viel, wo nicht mehr, als bey dem ordinären Hausgeſinde, zu wagen ſeyn. Das Hauptwerk beruhet bey den Geißelhofleuten auf ihrer Treue und Redlichkeit. Allein, man wird ihrem Eigennuze in Fütterung ihres Viehes, und Bearbeitung des Feldes, wohl noch weniger ſteuern können, als es bey Knechten und Mägden thunlich iſt. Ihre Treue und Redlichkeit iſt um ſo ſeltener, als ſie Weib und Kinder zu verſorgen, mithin viel nöthig haben, und für dieſe etwas erſparen und erringen wollen. Man darf ihnen nicht ſo viel ſagen, als einem Knechte oder einer Magd; ſie dingen auch nicht auf ein, ſondern mehrere Jahre, und können nicht ſo leicht abgeſchaffet, noch deren Stelle erſetzt werden. Oft iſt der Mann, oft die Frau gut, oft eines von ihnen falſch und liederlich, und ſo iſt es auch mit ihren Kindern; ſie ſind aber nicht von einander zu trennen, welches hingegen bey ledigem Geſinde weit anders und beſſer iſt.

Oecon. Nachrichten, 6 Band, Leipz. 1754, 8. S. 522, f. 9 Band, 1775, S. 231.
Hrn. H. R. R. Bergius Policey- und Cameralmagaz. 4 Th. S. 40, f.

Geißler,

Geißler, ſiehe Th. XIV, S. 177, in der Anmerkung.

Geiſt, L. Spiritus, Fr. Esprit, ein buchſtäblich nach dem Lateiniſchen gebildetes Wort, von welchem es auch ſeine Bedeutungen entlehnt hat, von denen ich nur diejenigen, welche in dieſes Werk gehören, anführe.

1. Der Wind, und in weiterer Bedeutung, auch der Athem, der Hauch, welches die erſte Bedeutung, ſowohl dieſes Wortes als auch des Lat. Spiritus, des Griech. πνευμα, des Hebr. Ruach u. ſ. f. iſt, und eine Nachahmung des Schalles iſt, welcher durch den Wind und Athem in vielen Fällen verurſacht wird. Der Geiſt geiſtet, wo er will, **Kaiſersb.** d. i. der Wind bläſet, wo er will.

Im Angelſächſ. bedeutet guſt gleichfalls blaſen, und im Schwed. iſt Guſt und im Jßländ. Gioſte, das Blaſen. Im Hochdeutſchen iſt es in dieſer Bedeutung längſt veraltet. Siehe Gäſcht.

2. Ein flüſſiges, flüchtiges, wirkſames, und mit dem Waſſer miſchbaares Weſen, welches theils in der Gährung entwickelt, theils auch durch die Deſtillation aus verſchiedenen Körpern gezogen wird, und die wirkſamſten Theile derſelben enthält.

1) Eigentlich. Der Wein, das Bier hat vielen Geiſt, viele flüchtige wirkſame Theile. Salpetergeiſt, Vitriolgeiſt, Weingeiſt u. ſ. f. Flüchtige Geiſter, Spiritus volatiles, welche in ein wenig Oehl verwickelt ſind, welches ſie mit ſich fortführen. Feſte oder feuerbeſtändige Geiſter, Spiritus fixi, welche mit Salzen verbunden ſind, die ihre Flüchtigkeit zurück halten, dergleichen die ſauren Geiſter des Vitriols, Alaunes und Salzes ſind. Doch iſt bey vielen in dieſer ganzen Bedeutung das Lat. Spiritus üblicher.

2) Figürlich, bey einigen Neuern, das beſte, Weſentlichſte, Wirkſamſte aus einem Buche oder aus einer Schrift, der Kern, nach dem franzöſ. Esprit. Der Geiſt des Weltweiſen zu Sans-Souci.

3. Ein

3. Ein feines, flüſſiges Weſen, welches von verſchiedenen Aerzten und Zergliederern in den Nerven der Menſchen und Thiere angenommen wird, und die wirkende Urſache oder doch wenigſtens das erſte und vornehmſte Hülfsmittel nicht nur aller Bewegungen, ſondern auch aller Empfindungen ſeyn ſoll, und auch der Nervenſaft, Fluidum nerveum, imgleichen die Lebensgeiſter, Spiritus vitales, genannt wird. In dieſer Bedeutung iſt es nur im Plural üblich. Seine Geiſter waren durch das frühe Aufſtehen ganz erſchöpft. Imgleichen nach einer noch weitern Figur,

4. Das Leben, die Lebenskraft.

5. Die mit dem menſchlichen Körper verbundene einfache Subſtanz, welche mit der Kraft zu denken und zu wollen begabt iſt, die Seele.

6. Ein jedes einfache Weſen, welches die Kraft zu denken und zu wollen beſitzt. 1) Ueberhaupt. Gott iſt ein Geiſt. Die erſchaffenen oder endlichen Geiſter, zum Unterſchiede von Gott dem unerſchaffenen und unendlichen Geiſter. Swedenborg glaubte in einem vertrauten Umgange mit den Geiſtern zu ſtehen. 2) Beſonders, verſchiedene Arten derſelben. Die guten Geiſter, die guten Engel, zum Unterſchiede von den böſen, oder Teufeln. Im gemeinen Leben druckt man mit dem Worte Geiſt oft ein ſolches Weſen höherer Art aus, ohne eben zu beſtimmen, ob es zu den guten oder böſen Geiſtern gehöre. Es läßt ſich ein Geiſt ſehen, ein Geſpenſt. Es iſt ihm ein Geiſt erſchienen.

Geiſtig, L. Spirituoſus, Fr. Spiritueux, Geiſt habend. in verſchiedenen Bedeutungen dieſes Wortes; inſonderheit, viele flüchtige wirkſame Theile habend, von verſchiedenen Körpern. Ein geiſtiger Wein ein geiſtreicher Wein. Die Scheidekunſt zieht aus groben irdiſchen Materien das Wirkſame und Geiſtige heraus.

Geiſt-

Geiſtliche, L. Clerici oder Eccleſiaſtici, die zur Verrichtung oder Beſorgung des öffentlichen Gottesdienſtes beſtellten Perſonen. Die Geſellſchaft ſolcher Perſonen und ihr Stand wird der geiſtliche Stand, und die ſämmtlichen Geiſtlichen, als ein Collectivum, die Geiſtlichkeit, in der römiſchen Kirche die Cleriſey, L. Clerus, Fr. Clergé, genannt. In der römiſchkatholiſchen ſowohl, als einigen proteſtantiſchen Kirchen, werden in denſelben verſchiedene Würden und Stufen behalten, als da ſind: der Erz = und Biſchöfe, Aebte, Pröpſte, Pfarrer, Prieſter, Capellanen u. ſ. f. und die gemeine Cleriſey in der römiſchen, wie auch griechiſchen Kirche wird ferner in die weltliche Prieſterſchaft und Ordensleute unterſchieden. Sonſt aber werden auch noch alle Profeſſores auf Univerſitäten und Gymnaſien, imgleichen alle Schulbediente in den niedern Schulen, nicht weniger die gemeinen Dorfſchulmeiſter, Küſter oder Glöckner ꝛc. ebenfalls mit zum geiſtlichen Stande im weitläuftigern Verſtande gerechnet.

Die in einem Staate wohnende, und Schutz genießende Geiſtlichkeit, ſie gehöre zu welcher Religion ſie wolle, ſind als wahre und vollkommene Unterthanen des Staates zu betrachten, und als ſolche zu behandeln. Der Stifter der chriſtlichen Religion hat niemals Statum in Statu zu formiren verlangt, ſondern durch ſeine Handlungen eine vollkommene Unterwürfigkeit gegen die weltliche Obrigkeit bewieſen; ſo wie es auch wider das Weſen eines Staates ſtreitet, eine beſondere, der oberſten Gewalt nicht unterworfene Herrſchaft, darin zu geſtatten. Und obgleich dieſe monſtröſe Vermiſchung der oberſten Gewalt, welche eine erſtaunende Menge von Uebeln geſtiftet hat, in Deutſchland noch nicht ganz ausgeſtorben iſt, ſo ſcheint ſie doch in letzten Zügen zu liegen.

Die Geiſtlichen und Kirchendiener rühren bey uns von einer göttlichen Stiftung her; allein die Anzahl der-

derſelben iſt der menſchlichen Klugheit überlaſſen worden. Der erſten Jünger Chriſti waren zwölf; als hierauf die Gläubigen zunahmen, ſo wurden noch zwey und ſiebenzig andere gewählet. Das Chriſtenthum breitete ſich aus, und die Nothwendigkeit mehr Diener des göttlichen Wortes und der Sacramente zu haben, wuchs ebenfalls. Es iſt alſo eine gewiſſe Regel in Anſehung ihrer Anzahl; und dieſe iſt die Nothdurft der Völker. Es können ihrer, ohne Nachtheil und Unordnung, weder viel wenigere, noch viel mehrere, ſeyn. Sind ihrer zu wenig, ſo bleiben die Menſchen in demjenigen, was ihnen am meiſten zu wiſſen nöthig iſt, unwiſſend. Sind ihrer zu viel, ſo müſſen ſie, außer daß ſie müſſig bleiben, und dem Staate unnützerweiſe beſchwerlich fallen, nothwendig durch die Ehrſucht und durch den Geiz gereizet werden, ſo, daß ſie, an ſtatt ihre Pflicht zu thun, Aergerniß geben und Kriege erregen.

Man könnte von der jüdiſchen Republik, d. i. von den Geſetzen Gottes ſelbſt, eine Regel zur Beſtimmung der Anzahl der Geiſtlichen in einem Staate nehmen. Moiſes beſtimmte von den zwölf Stämmen nur einen einzigen zum Dienſte Gottes. Wir wollen annehmen, es ſey den andern an der Zahl gleich geweſen: ſo werden wir jetzt den zwölften Theil des Staates haben, der ſich mit dem Altardienſte beſchäftiget. Da aber die Weibsperſonen davon ausgeſchloſſen waren, welche überall von denen, die geboren werden, die Hälfte ausmachen: ſo folgt, daß die Hälfte des zwölften Theiles, d. i. der 24ſte Theil des Ganzen, den geiſtlichen Bedürfniſſen gewidmet war. Allein, zu dem geiſtlichen Dienſte wurde ein geſetztes Alter erfordert; und folglich muß man die Knaben davon ausſchließen. Dieſes ſey der ſechſte Theil. Mithin wurde kaum der 30ſte Theil des Staates zum Prieſterthume gebrauchet. Hiezu kamen aber nur die Erſtgebornen, d. i. der fünfte Theil von der Familie. Wenn man nun die 12 Stämme mit 5 multipliciret, ſo iſt das Product 60. Folglich wurde der 60ſte Theil dieſes Staates zum Dienſte des Altares gebrauchet. In einem Lande, welches 3,500,000 Seelen in ſich faſſete, würden, nach dem moſaiſchen Geſetze, die dem Altare gewidmeten etwas über

60,000

60,000 ſeyn, und gleichwohl glaube ich, daß man mit 30,000 Perſonen ganz bequem 4000,000 Seelen in den Pflichten der Religion erziehen könnte, wenn man ſie zu wählen wüßte, und ſie ihre Pflichten thun ließe.

Des Abts Ant. Genoveſi Grundſätze der bürgerl. Oeconomie, 1 Th. Lpz. 1776, gr. 8. S. 188, f.

Zum Wohl des Staates iſt es nöthig und wichtig, daß der geiſtliche Stand verehret und hochgeſchätzet werde. Allein, er muß deswegen nicht blenden. Der Landesherr iſt ihm keine blinde Gefälligkeit ſchuldig. Die geiſtlichen Perſonnen ſind, wie bereits erwähnt worden iſt, Unterthanen wie die andern, und müſſen von allen ihren bürgerlichen Handlungen dem Landesherrn, oder dem Obergerichte, welches die höchſte Gerechtigkeit in ſeinem Namen ausübet, Rechenſchaft geben. Da die Geiſtlichen Herren der Gewiſſen ſind, ſo ſind ſie es wirklich auch von allen Vorurtheilen der Menſchen, denen ſie ſolche Richtungen zu geben wiſſen, als ſie nur wollen. Sie müſſen ſich alſo niemals in weltliche Dinge miſchen, welche ſie nur von der Seelſorge abhalten würden. In dieſem Stücke herrſchen noch viele Mißbräuche in einigen Ländern von Europa. Die Eheſachen, die doch bloß bürgerliche Verträge ſind; das Bauen oder Erhalten einer Kirche; die Austheilung der Almoſen, und das meiſte, was unter dem Namen der Ephoralien und Conſiſtorialien begriffen wird, gehören nicht für das Kirchengebiet. Daß alle Perſonen geiſtlichen Standes, nach den Regeln einer geſunden Staatsklugheit, von Verwaltung öffentlicher Geſchäfte auszuſchließen ſeyn, werde ich im Art. Miniſter beweiſen. So ſehr aber der Einfluß der Geiſtlichen in das Weltliche zu vermindern iſt; ſo ſehr ſollte man ihre Ehre und Einkünfte vermehren. **Luther**, und noch mehr **Calvin**, haben in dieſem Stücke zu viel abgeſchnitten. In einem Amte, wo man ſo geſchickte Leute nöthig hat, muß man auch Nacheifer und Aufmunterung laſſen; und ich billige hier ſehr die Gebräuche

che der engliſchen Kirche, wo jeder Geiſtliche durch beſondere Gaben und Verdienſte zum Bisthume, oder zu einem fetten Erzbisthume gelangen, und im gemeinen Weſen eine ſchöne Rolle ſpielen kann; allein ich billige nur nicht, daß dieſe Biſchöfe in das Parlament kommen dürfen.

Was die Kirchenzucht der Geiſtlichen, oder die Lebensart der Diener des Evangelii, nach den Geſetzen ihres Glaubensbekenntniſſes, betrifft: ſo iſt es natürlich, ſich nach denen Satzungen zu richten, welche in jeder chriſtlichen Gemeinſchaft deswegen gemacht ſind. Dieſes iſt eine Art von Kirchenpolizey, deren Einrichtung einer beſondern Commiſſion aufgetragen werden muß, die aus verſchiedenen Gliedern der weltlichen Obrigkeit, und aus den Vornehmſten der Geiſtlichkeit, unter dem Vorſitze eines Staatsrathes ſteht, und der Kirchenrath (Departement des affaires eccleſiaſtiques) genannt wird. Dieſer muß die beſondere Aufſicht über alle Gegenſtände haben, welche die Religion, den Gottesdienſt, die Cerimonien, den Beruf und die Ordination der Prediger und anderer geiſtlichen Perſonen betreffen. Dieſes vermiſchte Collegium, oder Oberconſiſtorium, oder wie man es ſonſt nennen will, muß, unter dem Anſehen des Landesherren, die Kirche und ihre Rechte in den Gränzen handhaben, welche die Grundlehren des Chriſtenthumes und die Grundgeſetze jedes Landes ihnen beſtimmt haben. Siehe auch die Art. Kirchenpolizey, Kirchenrath und Prediger.

Des Freyherrn von Bielfeld Lehrbegriff der Staatskunſt, 1 Th. Bresl. und L. 1777, gr. 8. S. 136, f.

Freywilliges Geſchenk der Geiſtlichen, eine Art von perſönlicher Auflage, ſiehe im Art. Geſchenk.

Vom Amte der Geiſtlichen bey Kranken, ſiehe den Art. Kranke.

Von

Von der Unentbehrlichkeit einer klugen Haushaltung der Geiſtlichen zur geſegneten Führung ihres Predigtamtes, ſiehe im Art. Prediger.

Geiſtreich, Fr. Spirituel, plein d'esprit, reich an Geiſt, in einigen Bedeutungen dieſes Hauptwortes; geiſtvoll. Ein geiſtreicher Wein, der viele wirkſame flüchtige Theile hat. Ein geiſtreicher oder geiſtvoller Pinſel, welcher kecke Pinſeldrücke mit Freyheit am rechten Orte anzubringen weiß, und dadurch den Figuren Geiſt und Leben ertheilt. Dieſen geiſtreichen Pinſel bemerkt man in Miniaturarbeiten nicht, weil eine allzu fleißige Arbeit den Pinſel froſtig und matt machet.

Man braucht auch bey dem Kupferſtechen, dieſen Ausdruck ein geiſtreicher Pinſel, in eben der Bedeutung. Um ein radirtes Werk geiſtreich zu machen, muß man auf dem Vorgrunde öfters die Nadeln abwechſeln; und um den Sachen, bey welchen es möglich iſt, mehrern Character zu geben, muß man ſie mit kurzen halbflachen, und längs den Muskeln oder den Gewändern feſt abgebrochenen Schnitten vorſtellen; denn die langen und dichten Schnitte machen ein Feines, welches froſtig und geſchmacklos iſt. Dieſes verſteht ſich von radirten Kupfern im Kleinen.

Geithayner Bier, ſiehe Th. V. S. 22.

1. **Geiz**, (*) (der) in der Landwirthſchaft Ober- und Niederdeutſchlandes, eine Benennung verſchiedener Auswüchſe des Pflanzenreiches. Beſonders der an den Spitzen der fruchtbaren Zweige zwiſchen den Stielen der Blätter des Weinſtockes hervorſproſſenden Keime; im-

(*) Obgleich die Abſtammung dieſes und des folgenden Wortes noch dunkel iſt, ſo iſt es doch nicht wahrſcheinlich, daß es zu Geiz, avaritia, gehören ſolte. Im Schwed. bedeutet Gödſel, Zuwachs, Verbeſſerung, ingleichen Dünger, von göda, verbeſſern, düngen, mäſten, und god, gut. Vielleicht liegt hierin der Grund der Benennung, weil dergleichen Auswüchſe, aus überflüſſiger Nahrung des Bodens herrühren. Oder gehört es, wie wahrſcheinlicher zu ſeyn ſcheint, etwa zu gäten, Schwed. gäta, ausraufen, weil dergleichen Auswüchſe gegeizet, d. i. abgebrochen zu werden pflegen?

imgleichen der Seitenſproſſen an den Tobackspflanzen, welche an dem Stängel zwiſchen dem Blatte in der Mitte hervor kommen, beſonders wenn die größern abgebrochen worden ſind: wie auch bey dem türkiſchen Weizen derjenigen Körner, welche ſich in der oberſten Spitze der Blüthſtange anſetzen, und den übrigen Kolben den Saft und die Nahrung entziehen.

Daher geizen, den Geiz an den Pflanzen abbrechen. Den Toback geizen. In Franken nennt man das Geizen des Weines auch verzwicken.

2. Geiz, bey den Schäfern und Jägern einiger Gegenden, eine ſchwarze ſtinkende Salbe, womit man den Hunden die Räude zu vertreiben pflegt.

3. Geiz, (*) L. Avaritia, Fr. Avarice. 1. Ueberhaupt eine jede unordentliche und heftige Begierde.

In einer oberdeutſchen Urkunde von 1479 kömmt der Heißhunger unter der Benennung des Geizes vor, und bey dem Winsbeck und andern Dichtern ſeines Jahrhundertes iſt Gite und Gitikeit, eine jede heftige Begierde, Gierigkeit. Im Hochdeutſchen iſt es in dieſer allgemeinen Bedeutung veraltet.

2. In engerer Bedeutung, die unordentliche Begierde mehr zu haben, als man bedarf. Der Ehrgeiz, die unordentliche Begierde nach Ehre. Der Geldgeiz, nach Gelde, und in weiterer Bedeutung nach Eigenthum, welche Begierde **Kaiſersberg** richtiger den Gutgeiz nennet.

3. In der engſten und gewöhnlichſten Bedeutung, die unordentliche Begierde ſein Eigenthum zu vermehren, und die Fertigkeit derſelben. Dem Geize ergeben ſeyn, dem Geize anhängen, vom Geize beſeſſen ſeyn.

Da-

(*) Viele ältere und neuere Mundarten kennen ſtatt des z nur ein t ohne Ziſchlaut. Dergleichen iſt das alte oberdeutſche Gite, Gitikeit, noch im 15ten Jahrhunderte Gyrigkeit, wofür Hans Sachs Geizigkeit braucht, das Gothiſche bigitan, erwerben, das Dän. gide, verlangen. Es gehört zu dem Geſchlechte des Wortes gehren, begehren, und Gier.

Daher geizig, Geiz habend, in den ſämtlichen Bedeutungen des Hauptwortes. 1. In der erſten und zweyten, von einer jeden heftigen, beſonders unordentlichen Begierde. So heißt im Oberdeutſchen ein geiziger Wolf, ſo viel als ein gieriger oder freßbegieriger Wolf. Im Hochdeutſchen iſt es in dieſer weitern Bedeutung nur in der höhern Schreibart üblich. Geizig nach Ehre, nach Ruhm. 2. Am häufigſten in der dritten Bedeutung, eine unordentliche Begierde beſitzend, ſein Eigenthum zu vermehren. Ein Geiziger, mit einer verächtlichen Benennung ein Geizhals, im Angelſ. Gytſere, im Niederſ. Gitzer, Gieznauer, Gier, Giersmage.

In den gemeinen Sprecharten hat man eine Menge verächtlicher, zum Theil poſſierlicher Ausdrücke, einen Geizhals zu bezeichnen. Dahin gehören das Niederſ. Gorteteller, (Grützzähler,) Huzpott, von dem Goth. Huzd, ein Schatz, Näskenſöker, Näbekenſöker, Neefke, (bey dem Ottfried iſt Nefkiri der Geiz,) Luſeknicker, Prüllker, Hüppenig u. ſ. f. und die Hoch- und Niederdeutſchen Filz, Lauſer, Knicker, Knauſer, Pfennigfuchſer u. ſ. f.

Da die geſellſchaftlichen Tugenden und Laſter ein Hauptgegenſtand dieſes Werkes ſind, ſo wird man hier mit Recht von mir erwarten, daß ich den Geizigen nach ſeinen Hauptzügen ſchildere, und die ſchädlichen Folgen, welche dieſes Laſter für die menſchliche Geſellſchaft nach ſich zieht, und womit es zum Theil ſich ſelbſt beſtraft, darſtelle.

Man muß den Geiz nicht mit der Frugalität (ſ. Th. XV. S. 325, fgg.) und Sparſamkeit verwechſeln. Hohe und laſterhafte Grade der Frugalität und Sparſamkeit, ſind die Kargheit, die Genauigkeit, die Gewinnſucht, die Habſucht und der Geiz. Die Kargheit, wovon die Genauigkeit ein geringerer Grad iſt, geht auf die Erſparung, ſo wie die Gewinnſucht, die Habſucht ꝛc. auf den Gewinn und Beſitz, der Geiz aber auf beyde.

Der Geizige iſt zur Freundſchaft ungeſchickt. Er hat nichts, ſich andere zu Freunden zu machen, es müßte denn ſein Geld ſeyn, durch deſſen Erwartung er ſeinen Sclaven beſtäche, ſich äußerlich als ſeinen Freund zu ſtellen. Er ſelbſt iſt aller Menſchen Freund, von welchen etwas zu erhaſchen und zu gewinnen iſt: außerdem aber iſt er keines Menſchen Freund, und er hat auch keinen wahren Freund. Seine Seele ſchrumpft gegen alle ſanfte und edle Empfindungen zuſammen, und ſein äußerliches iſt insgemein der getreue Abdruck ſeiner Seele. Aus Liebe zum Vortheil und Gewinn kann er bis zur Ausſchweifung niederträchtig und kriechend ſeyn. Bey allen möglichen Dingen iſt er im höchſten Grade argwöhniſch, auch ohne den geringſten Grund. Er ſucht ſich beſtändig auf eine boshafte Art zu verſtellen; verſchweigt und verheimlicht dem Andern mit Hinterliſt die unſchuldigſten Sachen; die ſchwärzeſten Lügen, Unwahrheiten und Verdrehungen ſtehen ihm immer zu Gebote; er iſt eigennützig, undienſtfertig und undankbar; er nutzt ſeinen Fre und ſo lange als er nur kann, und wenn er ja auch einmal für ihn etwas thut, ſo geſchieht es nur, um den andern deſto mehr in Athem zu ſetzen. Er iſt unbiegſam, unſchlüſſig und wankelmüthig: gegen gute Eigenſchaften fühllos und gleichgültig; bey dem Glücke des andern ſauerſehend und neidiſch, und bey deſſen Unglücke lieblos; bey ſeinem eigenen Verluſte verdrießlich, mürriſch und zänkiſch; in ſeinen Scherzen unhöflich und grob, und ein dummdreiſter Widerſprecher. Wer eine ſolche unangenehme Mißgeburt lieben kann, der mag es thun. Auch ein Geiziger iſt des andern Freund nicht.

In Anſehung der Geſellſchaft und des Umganges, iſt der Geizige ein Miſantrop. Er fliehet die Geſellſchaft. Die vielen Geſellſchaften verſäumen viel, und koſten viel. Sie koſten viel Zeit, viel Kleider, viel Geräthe, viel Galanterien, viel Kaffee und Wein, viel

viel Aufwand in der Küche, und das alles viel Geld. Sie verſäumen die Arbeit; das Amt, die Berufsgeſchäfte, die Wirthſchaft, die Aufſicht über Kinder und Bediente, und das alles den Vortheil und das Geld. Der Geizige liebt die Einſamkeit, und verroſtet in der Einſamkeit. Seine Geſellſchaft ſind Jüdiſch= und Wechslergeſinnte; und der einzige Umgang, den er ſucht und liebt, ſind Leute, von denen er etwas gewinnen kann; und hier iſt ihm ein Jeder willkommen, er mag ſeyn wer er will, der Edelmann und der Bürger, der Arme und der Reiche, der Jude und der Chriſt; von jedem iſt er ein Knecht und ein Sklave. — Was ſollte er auch in der Geſellſchaft machen? Er hat ſelbſt lange Weile, und er verurſacht Andern lange Weile. Die Dinge, die eine Geſellſchaft angenehm und intereſſant machen, ſind ihm gleichgültig und unverſtändlich. Wohlanſtändigkeit, gute Sitten, vernünftige Munterkeit, rühren ihn nicht; bey ernſthaften und unterrichtenden Unterredungen gähnt er laut und runzelt die Stirn. Sein Kopf rechnet, und ſeine Geſpräche ſind eintönig und einförmig. Er ſpricht von Procenten und Bankerotten, von Leihen und Sparen, von guten Meſſen und ſchlechten Aernden; und klagt über die ſchweren und nahrloſen Zeiten, über das viele Geben und wenige Einnehmen, über Akziſe und Kopfgeld, über Lottoſpiel und Kleiderſtat, über geringe Kornpreiſe und Neid der Leute; und wenn dieſes Capitel abgeſprochen iſt, ſo gähnt er wieder, und macht die Geſellſchaft auch gähnen. Für die Liebe zum Frauenzimmer warnet er ernſtlich, und er iſt durch die Erfahrung aller Jahrhunderte überzeugt, daß jede verliebte Gemeinſchaft mit dem andern Geſchlechte für den Geldbeutel gefährlich, und insgemein dem Glücke nachtheilig ſey. Liebt er aber, ſo liebt er eigennützig, und ſeine Eiferſucht geht bis zur Blindheit und Niederträchtigkeit.

Der Geizige iſt ein ſtrenger und unermüdeter Arbeiter. Er geht immer ſeinen gewiſſen Schritt fort, und läßt ſich nicht leicht irre machen. Man kann ihn das zweybeinige Laſtthier nennen; ſchwere und beſtändige Arbeiten ſind ſein tägliches Futter. Geſchäfte in den Händen des Geizigen, ſind insgemein in guten Händen. Wenn nur etwas dabey zu verdienen iſt, ſo plagt und quält er ſich Tag und Nacht. Die Arbeit möge noch ſo klein, ſo niedrig, ſo ſchmutzig und unanſtändig ſeyn; genug, ſie bringt etwas ein, und wäre es auch nur eine Kleinigkeit. Der Gewinn giebt immer einen guten Geruch, und wenn er auch von dem Miſthaufen käme. Der Bediente und Arbeiter des Geizigen muß ein ſclaviſches Laſtthier ſeyn. Wenn aber die Sache keinen Vortheil abwirft, ſo ruhet er ſich lieber aus, es möge Pflicht oder Wohlanſtändigkeit darunter leiden.

Was die Ordnung betrifft, ſo iſt der Geizige höchſt accurat und pünctlich, auch ſelbſt in Kleinigkeiten. Bey ihm findet ſich jede Sache, wo nur irgend möglich, zu rechter Zeit und am rechten Orte; er könnte ſie ſonſt verlieren, oder davon Schaden nehmen. Er wird nicht leicht aus ſeiner Sphäre ausgleiten, noch von dem vorgeſchriebenen Wege und der getretenen Bahn abweichen. Auch ſeine Rechnungen und Schulden wird er richtig bezahlen, es müßte denn ſeyn, daß er durch die verzögerte Bezahlung noch ein Paar Procent gewänne; und auch dieſe Verzögerung kann in ihrer Art Accurateſſe ſeyn. Dagegen aber fordert er auch wieder mit geiziger Accurateſſe ein; Zinſen von ausſtehenden Capitalien müſſen promt in termino, und zwar in der Münze des Capitales, bezahlet werden.

In ſeinem Aufwande iſt der Geizige ein Knicker, bis zur ſchändlichſten Niederträchtigkeit und Ungerechtigkeit. Seine Regel iſt: Schone und Spare! Man muß ſich über alle mögliche Ausgaben und Koſten hinweg ſetzen, und was nicht zu ändern ſteht, aufs allergenaueſte einſchränken. Wohlſtand, Ehre, Gutherzigkeit, ſind geldfreſſende Hirngeſpinnſte, die man den Verſchwendern laſſen muß. Jeder Pfennig muß zehnmal umgekehret werden, ehe man ihn ausgiebt. Jede Elle Waare muß aufs allerkärglichſte bedungen und betrödelt; jedem armen Handwerksmanne müſſen von der billigſten Rechnung wenigſtens einige Groſchen herunter gehandelt und abgezwacket werden. Die Sorgſamkeit und Aengſtlichkeit des Geizigen geht über alles. Vor Sorgen und Angſt vergißt er Ruhe und Schlaf, Eſſen und Trinken, Weib und Kind. Schaden und Verluſt verurſachen ihm Herzgeſpann, Bleichſucht und graue Haare, und ziehen ihm das Mark aus den Beinen. Tröſte Gott ſeine Bedienten, wenn ſie ihm eine Sache zu wohlfeil verkauft, oder in der Haushaltung etwas verdorben haben! Und iſt der Verluſt, den er leidet, von einiger Beträchtlichkeit, ſo greift er wohl nach Strick und Dolch.

Was Kleider und Moden betrifft, ſo kleidet ſich der Geizige ſimpel, ſchlecht, ſchmuzig, ſäuiſch. Er nutzt ſeine Kleider und Meublen ſo lange ab, als ſie nur zuſammenhalten wollen. Gegen die neuen Moden hat er einen unverſöhnlichen Haß. Eine antike Perrucke und ein altväteriſch Kleid bleiben noch würdige Stücke in ſeiner Garderobe; und man findet in ſeinen Zimmern noch wohl Geräthſchaften aus dem vorigen Jahrhunderte. Man vermißt an ihm überhaupt Wohlanſtändigkeit und Geſchmack; und es entfährt ihm immer ein heimlicher mit Neid und Galle vermiſchter Seufzer, ſo oft er den übertriebenen Kleiderſtaat und

die aufgeputzten Häuſer der heutigen Welt gewahr wird.

Das Eſſen und Trinken anbelangend, ſo ſtillet der Geizige ſeinen Hunger mit ſchlechten Speiſen und knappen Mahlzeiten, und ſeine Getränke müſſen ſeinen Speiſen in der Quantität und Qualität proportionirlich ſeyn. Waſſerſuppen und trocknes Brod, wer das hat, wird nicht Hungers ſterben. Hausmannskoſt iſt in ſeinem Hauſe ein Gaſtmal. Ob man durch harte unverdauliche und und unverdorbene Speiſen ſeinen Magen verdirbt und ſeine Geſundheit ſchwächt, daran iſt nichts gelegen. Wer durch die Welt will, der muß alles gewohnt werden, und inſonderheit kein Koſtverächter ſeyn. Aber auch an ſeinem magern Tiſche ißt er ſich nicht einmal ſatt; viel eſſen iſt eine bloße Gewohnheit. Er faſtet nicht allein, ſondern giebt auch ſeinem Geſinde nicht ſatt zu eſſen. Kömmt er aber an eines andern Tiſch, ſo weiß er ſich ſchadlos zu halten. Alsdann ſchmeckt ihm jedes gute Gericht vortrefflich wohl, und er läßt an der größten Tafel keine Schüſſel vorbey gehen, wovon er nicht mit dem beſten Appetite eine gute Portion verzehrte. Seinen Freunden ein Feſt zu geben, iſt ſeine Sache nicht. So lange er davor vorüber kommen kann, verhütet er es ſorgfältig; kann er es aber nicht Umgang haben, ſo macht er ſich auch einmal, obgleich mit ſchwerem Herzen, einen guten Tag mit.

So unmöglich es iſt, daß der Verſchwender bey der unſinnigen Lebensart, zu der ihn das Laſter der Verſchwendung führt, ein dauerhaftes und wahres Glück genießen kann: ſo unmöglich iſt es auch, daß es der Geizige im Beſitze eines unermeßlichen Reichthumes finde, den er ja weder für ſich ſich ſelbſt, noch für andere damit glücklich zu machen, gebrauchen darf; denn nur der vernünftige Gebrauch der Güter dieſer Welt, nicht aber der Beſitz vom Ueberfluſſe derſelben,

kann

kann den Menſchen zum Theil ein wahres Glück in dieſem Leben verſchaffen. Die Güte des höchſten Weſens hat für alle Menſchen geſorgt. Der Reiche, welcher tauſendmal mehr als viele andere beſitzt, und mit ſeinem Ueberfluße ſich alles verſchaffen kann, was ſein Auge und Herz gelüſtet, iſt deswegen in ſeinem Leben nicht glücklicher, als der gemeinſte Taglöhner, es ſey denn, daß er denſelben auf eine ſeiner Beſtimmung gemäße edle Weiſe mit täglichen Gutthaten gegen Bedürftige, mit der Erhaltung armer Kranken und Unvermögenden, und zur Beförderung des allgemeinen Beſten, anwende. Bey einer jeden ſolchen Anwendung des Reichthumes, muß nothwendig in der Seele des Menſchen ein weit reineres und dauerhafteres Vergnügen, als von dem eigenen Genuſſe deſſelben für ſeine Nothdurft und von allen ſinnlichen Ergötzlichkeiten, die man ſich damit verſchaffen kann, entſtehen. Auf was für andere Weiſe er immer ſeinen Reichthum anwendet, hat er dennoch dabey gewißlich keinen Vorzug an wahrem Glücke vor dem gemeinen Manne, der mit ſaurer Arbeit für ſeine und der Seinigen Bedürfniſſe täglich ſorgen muß. Gebraucht er hingegen denſelben zur Wolluſt, ſo ſtiftet er ſich ſelbſt das größte Unglück damit, weil unendlich viel Laſter die Folgen davon ſind; macht er aber gar keinen Gebrauch davon, wie es der Geizige thut, ſo handelt er noch weit ſtrafbarer; denn von jenem erlangen einige bisweilen noch etwas Vortheil und Beyſtand in der Noth, ehe er ſein Gut völlig verſchwendet hat; der Geizige aber behält alles für ſich, lebt für ſich allein in der Welt, ſorgt für nichts als die Vermehrung ſeines Reichthumes, und wie er denſelben in eine vollkommene Sicherheit ſetzen könne.

Der Geiz iſt eines der abſcheulichſten Laſter der Seele, und kann mit Recht die Wurzel alles Uebels genannt werden. Es unterdrückt nach und nach in dem Her-

Herzen des Menſchen alle Liebe gegen ſeinen Nächſten; man kann ihn im gröſten Mangel und Elend ungerührt ſehen zu Grunde gehen, und ihm auf eine barbariſche Weiſe allen Beyſtand und Hülfe in der gröſten Noth verſagen; ja, wenn der Geizige nur die geringſte Hoffnung vor ſich hat, ſeine Schätze vermehren zu können, macht er ſich gar kein Bedenken, wo er kann, ſeinen Nächſten, ſeine Obrigkeit und ſeinen Fürſten zu betrügen. Er beneidet alle die, welche er im Glücke und Wohlſtande erblickt, und ſpottet der Armen, weil ſie ſein Beyſpiel, Geld zu erlangen, nicht nachahmen wollen. Keine Handlung iſt für ihn zu niederträchtig, die er um des Gewinnes willen nicht mit Luſt ausübet. Die unerſättliche Begierde ſeiner Seele nach Reichthum, welche alle ſeine Sinne aufs ſtärkſte belebet, macht ihn unfähig, an etwas anders mit Vernunft zu denken, was nicht dahin abzielt. So bald er aufwacht, fängt er gleich an nachzuforſchen, womit er den Tag hindurch ſein Gut um etwas vermehren könne; alles übrige aber, wozu ihn bisweilen ſein Stand und die Menſchlichkeit ohne Belohnung für die Mühe, die er dabey hat, fordern zu dürfen, verbindet, hält er für eine unerträgliche Laſt, und die Zeit, die er dazu anwendet, für verloren. Erreicht er hingegen ſeinen Zweck, es ſey im Kleinen oder Groſzen, ſo ſchätzt er ſich für glücklich, und hält einen ſolchen Tag für ihn geſegnet. Allein, mit der kurzen Freude von ſeinem vermehrten Glücke bringt zugleich eine neue bange Sorge in ſeine Seele, welche der Gedanke, wie er ſein erlangtes Geld auf die ſicherſte und einträglichſte Weiſe anwenden könne, erweckt; denn ſeine ungerechte Denkungsart bringt ihm über alles Furcht und Zweifel bey, was die Ausleihung und Bewahrung ſeines Gutes betrifft. Daher kömmt es, daß die mehreſten Geizigen ihr Geld ohne einige Zinsnutzung in Kiſten aufbehalten und ſelbſt bewachen. Befinden ſie ſich in Umſtänden, daß

ſie mit ihrer Arbeit und Sorge ihr Gut vermehren können, ſo ſchränken ſie alle Bedürfniſſe ihres Lebens ſo genau ein, daß ſie oft, in der Hoffnung, dadurch ihre Wünſche erfüllen zu können, beynahe vor Hunger ſterben, und lieber alle andere Vergnügungen, die ſie mit geringem Gelde erkaufen könnten, fahren laſſen, als ihre Begierde nach Reichthum mäßigen.

Was für Beyſtand und Nutzen ſoll die menſchliche Geſellſchaft, von einem ſolchen Menſchen hoffen können, der ſich ſelbſt um des Geldes willen auf die abſcheulichſte Weiſe mißhandelt, ſeine Kinder aus Mangel rechtſchaffener Verpflegung und vor Hunger halb umkommen läßt, für ihre Erziehung und für ihr künftiges wahres Glück nicht das geringſte anwendet, ſondern vielmehr durch ſeine ſchändliche Beyſpiele und mit Zwang ſie in ſeine laſterhafte Denkungsart einführt! Man ſetzt ihn in welche Stelle des menſchlichen Lebens man wolle; man wird finden, daß er allenhalben gleich unnütz iſt, und ſtets laſterhaft denkt und handelt. Die meiſten Laſter verſchwinden endlich mit den abnehmenden Kräften des Menſchen, daß er am Ende ſeiner Tage tugendhaft und ganz verehrenswürdig der Welt vorkömmt; wiewohl dieſes weder Tugend noch Verdienſt an ihm iſt, wenn er nicht mehr ſündiget, ſondern eine Unempfindlichkeit in gewiſſen Fiebern ſeines Körpers, wobey der Reiz von jenen wollüſtigen Dingen der Seele nicht mehr mit der ehemaligen Kraft und Lebhaftigkeit beygebracht werden kann. Das Laſter des Geizes aber, weil es ſeinen Sitz größtentheils in der Seele hat, wächſt mit dem Abnehmen des Körpers beſtändig fort, und behält ſeine ganze Stärke in den gefährlichſten und ſchmerzhafteſten Krankheiten des Leibes, ja ſelbſt im Tode. Man ſieht dieſes ganz offenbar bey dem Hinſcheiden der Geizigen. Man verſichert ihn, daß er in wenig Stunden die Welt verlaſſen muß: er ſpührt es auch an dem ſtarken Abneh-

men ſeiner Kräfte ſelbſt; ſeine Augen werden dunkel, alle ſeine Sinne wie unempfindlich, oder ſeine Schmerzen und Beängſtigung ſo groß, daß er ſelbſt nach dem Tode ſehnet; und dem ungeachtet kann man ihn durch keine Vorſtellung dahin bringen, daß er ſein Gut nach ſeinem Tode würdigen Leuten vermache, oder es zu nützlichen Stiftungen beſtimme, welche vielen Menſchen zu großem Vortheile gereichen würden. Endlich muß er doppelt ſterben; denn im Tode trennt ſich nicht nur ſeine Seele von dem Leibe, ſondern auch von dem Gelde und Gute, welches die Seele ſeiner Seele iſt.

Siehe auch Habſucht.

Geizhals, ſiehe oben, S. 707.

Geizzahn, ſiehe Th. XI. S. 387.

Gekelter, ſiehe Keltern.

Gekörnt, ſiehe Körnen.

Gekohrne, ſiehe im Art. Handwerksgeſell.

Gekoppelt, ſiehe Koppel.

Gekrätz, (das) alles was unter den Händen der Künſtler von den Metallen abgeht die Krätze. Beſonders im Bergbaue, was bey dem Schmelzen der Erze abſpringt, und hernach zuſammen geleſen, gereiniget und zu gute gemacht wird; ſiehe Hüttengekrätz und Krätze.

Gekreuzt, ſiehe Kreuzen.

Gekröpft, ſiehe Kröpfen.

Gekröſe, (*) (das) ein jedes aus krauſen Falten beſtehendes Ding. In dieſem Verſtande nennt man die runden krauſen Kragen, welche jetzt nur noch an einigen Orten die Prediger tragen, das Gekröſe. Am häufigſten führt dieſen Namen die dicke und fette Haut, an welcher ſämtliche Gedärme, außer dem

Zwölf=

(*) Im Dän. heißt das Gekröſe Kros, Kraaſe, im Böhm. Okruzy im Schwed. Kräs. Im Niederſ. iſt Kroos, Kröſe, ein Kragen. Siehe Krauſe. Das e am Ende des Wortes Gekröſe iſt das e euphonicum, welches um der gelinden Ausſprache des s willen nothwendig iſt. Härtere Mundarten ſprechen das Gekrös.

Zwölffingerdarme befeſtigt ſind, L. Meſenterium. Dieſe Haut iſt als eine Verlängerung des Darmfelles anzuſehen, und beſteht aus zwo Schichten, zwiſchen welchen noch ein zelliges Gewebe liegt. Es befeſtigt ſich das Gekröſe vermittelſt des einen und obern Randes, an die drey oberſten Lendenwirbel, vermittelſt des untern Randes aber an die Gedärme ſelbſt, denen es nicht nur gleichſam ihre äußere Haut mittheilt, ſondern wo es auch noch in beſondere krauſe Falten eingetheilt iſt, welche eine große Aehnlichkeit mit dem bekannten Handputze der Manſchetten haben. Zwiſchen den beyden Schichten des Gekröſes liegt noch, außer dem erwähnten zelligen Weſen, ein häufiges Fett, durch welches theils allerley Arten Blutgefäße, Nerven, Milch- und lymphatiſche Gefäße hindurch laufen, in welchem aber auch theils eine große Menge kleiner Drüſen gleichſam eingewickelt ſind und aufbehalten werden. Dieſe Drüſen ſind, in Anſehung ihrer Anzahl, Größe und Lage, ſehr unterſchieden; denn in den Hunden und einigen andern Thieren trifft man ſie gemeiniglich nur einfach, und größer als im menſchlichen Körper, an. Ungefähr in der Mitte des Gekröſes bemerkt man eine etwas enge zuſammengezogene Stelle, welche daſſelbe gleichſam in zwey beſondere Theile abtheilt. Der eine hievon, welcher zu den dünnen Därmen gehört, iſt der breiteſte, und am meiſten kraus und gefalten, der andere aber iſt länger, und gehört zu den dicken Gedärmen. Das dünne Gekröſe, Meſaraeum, fängt bey der letzten Krümmung des Zwölffingerdarmes an, geht ſchief an den Lendenwirbeln hinunter, und befeſtigt ſich theils am Leer- theils am Krummdarme. Bey dem Ende dieſes Darmes wird daſſelbe wieder ſchmal, und giebt daher den zweyten Theil des Gekröſes oder das dicke Gekröſe,, Meſocolon, welches beſonders den Grimmdarm in ſeinem ganzen Fortgange begleitet. Endlich bemerkt man auch noch ein einzeles und beſonderes

deres Gekröſe, Meſorectum, welches an dem Maſtdarme befeſtigt iſt. Es hat eigentlich mit dem vorigen keine Gemeinſchaft, ſondern entſteht von den beſondern Verlängerungen des Darmfelles. Das Gekröſe ſcheint nun beſonders dazu beſtimmt zu ſeyn, theils die Gedärme unter ſich zu verbinden und im Schweben zu erhalten, theils die dahin kommenden Blut- und Milchgefäße durchzulaſſen, und vornämlich den Milch- und Waſſergefäßen einen deſto bequemern Weg gegen das Milchbehältniß (Ciſterna lactea) hin zu bahnen.

Daß das Gekröſe eine Quelle ſchleichender und auszehrender Fieber, ſowohl bey Jungen als Alten, ſey, ſiehe Th. XIII S. 314, f.

In weiterer Bedeutung, pflegt man, beſonders in den Küchen, unter Gekröſe auch das kleine krauſe dünne Gedärm, ja zuweilen auch den Magen mit darunter zu verſtehen; das Geſchlinge, das Inſter, beſonders von den Kälbern und Lämmern, Fr. Fraiſe, das Kälbergekröſe oder Kalbskröſe, in Bayern das Wöſt oder Weſt, der Kreſſen oder die Kreſſe, welches letztere eine verderbte Ausſprache des Wortes Krös oder Kröſe iſt, wie es in einigen Gegenden auch noch lautet. Von der Zubereitung des Kälbergekröſes zum Eſſen, ſiehe unter Kalb. In dem Ausdrucke Gänſegekröſe bedeutet dieſes Wort ſehr uneigentlich den Magen, das Herz, die Leber, die Flügel und Füſſe einer Gans; ſiehe oben, S. 59.

Gekuppelte Säulen, ſiehe Kuppeln.

Gelach (das,) im Oberdeutſchen und bey den Jägern für das hochdeutſche Lache, ein Sumpf, beſonders ein ſolcher, worin ſich die Hirſche und wilden Schweine abzukühlen pflegen, und auch eine Sulache, eine Sohle, ein Sudel, oder Prudel, genannt wird.

Gelände (das), ein oberdeutſches im Hochdeutſchen ungewöhnliches Wort für Land, Länderey. Das Gut hat 148 Morgengelände, d. i. Länderey, an Acker,

Weide und Gehölz. Ein ſchönes fruchtbares Geländ, Bluntſchli, für Land. Bey dem Notker, Gelende.

Geländer (*) (das,) ein erhöhetes Werk, theils das Herunterfallen anderer Körper zu verhüten, und ſich daran zu lehnen, theils auch Gewächſe daran zu beſeſtigen, damit ſie von dem Winde nicht umgeworfen werden.

In der Baukunſt iſt das Geländer, L. Fulcimentum, Pluteus oder Podium, Fr. Appui, Acoudoir, Baluſtrade, Cloiſon, Ital. Baluſtrata, Poggio, eine von Holz, Steinen oder Eiſen gemachte Art Verzäunung oder Einfaſſung hoher oder abgeſonderter Plätze in den Gebäuden, damit man nicht über eine gewiſſe Stelle hinaus trete. Die Oerter, welche mit Geländern umgeben werden, ſind freye Gallerien auf Dächern über den Gebälken der Gebäude, Balcons, Fenſteröffnungen, die bis auf den Boden herunter gehen, und auch

(*) Gemeiniglich leitet man dieſes Wort mit Wachtern von lehnen ab, weil doch das Anlehnen die Hauptabſicht eines Geländers iſt. Wenn dieſe Abſtammung gewiß wäre, ſo würde man der zweyten Sylbe richtiger ein e als ä geben. Allein, wenn man den Gebrauch dieſes Wortes in den verwandten Sprachen und Mundarten erweget, ſo wird die Abſtammung von lehnen ziemlich unwahrſcheinlich. Im Niederſ. heißt ein Geländer Land, Läne, Glind, im Holländ. Glend, in der Schweiz. Lander, in andern oberdeutſchen Gegenden Lande, Lende, im mittlern Lat, Glandis. Im Mecklenb. iſt Glinde nicht nur ein breternes Geländer, ſondern auch die Flügel einer Windmühle und ähnlich breterne Arbeiten. Fronsberg zählet die Landen, Lunden und Latten unter das Zimmerholz, welches in einem Zeughauſe vorräthig ſeyn ſoll. Es ſcheint daher, daß dieſes Wort zu dem Deutſchen Latte, oder nach dem Friſch mit Lende zu dem Lat. Latus, die Seite, gehört, wo das n, wie in vielen andern Fällen nur um des Wohllautes eingeſchaltet worden iſt. Indeſſen verdient auch das Schwed. und Ißländ. Linda, das Holländ. Lint, ein Gürtel, eine Binde, in Betrachtung gezogen zu werden. Die Sylbe Ge hat hier eine collective Bedeutung, und zeugt an, daß ein Geländer aus mehrern einzelen Stücken beſtehe, wodurch es denn von einer Lehne an einem Stuhle u. ſ. f. hinlänglich unterſchieden iſt, ungeachtet in den gemeinen Sprecharten Lehne auch häufig von einem Geländer gebraucht wird.

auch Treppen, in der Abſicht, daß man ſich daran halten und ſtellen könne, ohne Gefahr herunter zu fallen. Sie werden aber auch gebraucht, gewiſſe Plätze von andern daran ſtoßenden abzuſondern. In dieſer Abſicht braucht man ſie in Kirchen, die Chöre von dem Schiffe abzuſondern, vor Altären, in Sälen, die Plätze der Throne, Richterſtühle oder Lehrſtühle von dem übrigen Raume des Zimmers abzuſöndern, imgleichen vor Alkoven. An allen dieſen Orten dienen die Geländer zwar zur Verwahrung der Plätze, die ſie einſchließen, aber auch zugleich zur Zierrath, daher die neuern Baumeiſter ihre Beſchaffenheit aus den Regeln der Baukunſt beſtimmt haben. Es giebt aber zweyerley Art Geländer, nämlich Dockengeländer oder Baluſtraden, und Stab- oder Blumen- und Landgeländer, die insgemein von Eiſen gemacht werden. Dieſe werden hauptſächlich zu Treppen und vor die Balkons gebraucht. Die Dockengeländer beſtehen aus ſteinernen oder hölzernen Säulchen, Balauſtri, Baluſtri, oder Columellæ, Fr. Baluſtre, mit unterzwiſchen geſetzten Poſtementen, alles auf einen durchgehenden Fuß oder Plinte geſetzt, und einem Geſimſe bedeckt. Weil ſie hauptſächlich zur Sicherheit gegen das Herunterfallen dienen, ſo müſſen ſie wenigſtens 2½ Fuß hoch ſeyn, an hohen Orten aber werden ſie, um ein gutes Verhältniß zum Ganzen zu haben, oft weit höher. Wenn ſie um ein Dach gehen, kann man ihnen die Höhe des Gebälkes, oder wie Blondel will, noch ⅙ darüber geben. Die Feſtigkeit dieſer Geländer kömmt hauptſächlich auf die Poſtemente an; dieſe müſſen alſo nicht zu weit aus einander ſtehen. Wenn das Geländer über einem Gebälke ſteht, welches von Säulen unterſtützt wird, ſo iſt die Austheilung der Poſtemente natürlicherweiſe ſo, daß gerade über jeder Säule ein Poſtement ſtehe. Hat man keine Säulen, ſo muß man ſie dergeſtalt richten, daß ſie, als ſchwerere Thei-

Theile, nicht über Oeffnungen, ſondern über Pfeilern oder ganzen Mauern ſtehen. Sonſt darf man, in Anſehung ihrer Weite aus einander eben nicht die genaueſte Sorge tragen, wenn man nur nicht weniger, als 5, und nicht mehr als 15 Docken, zwiſchen zwey Poſtemente ſetzt. Oft wird ein Theil des Geländers maſſiv, oder aus an einander ſtoßenden Poſtamenten gemacht, welches inſonderheit in ſehr maſſiven Gebäuden geſchieht. Auf dieſe Poſtemente werden, zur Vermehrung der Pracht, Vaſen oder gehauene Bilder geſetzt; doch läßt man ſie ſehr oft auch ohne ſolchen Aufſatz. Die Docken ſelbſt werden auf verſchiedene Art gemacht. Im IX Th. S. 350, f. findet man neunerley Arten beſchrieben, und Fig. 491—499, abgebildet; und Fig. 500 a—e die 5 Arten für die 5 Säulenordnungen. Die ganze Höhe des Geländers kann füglich in 9 Theile getheilet werden, davon 4 Theile zum Fuß (wenn nämlich daß Geländer über einem großen Gebälke ſteht,) 4 Theile zu der Höhe der Docken, und einer zur Höhe des Geſimſes, genommen werden können. Man ſetzt ſie ſo weit aus einander, daß zwiſchen zween, wo ſie am dickſten ſind, wenigſtens ſo viel Leeres ſey, als die Dicke des Halſes einer Docke beträgt. Dieſe Geländer verſtecken das Dach eines Gebäudes, und geben ihm daher ein beſſeres Anſehen. Man findet ſie an keinen antiken Gebäuden; und Vitruv gedenkt ihrer nicht. Die flachen Dächer der Alten machten dieſelben auch nicht ſo nothwendig, als ſie uns ſind. Vermuthlich haben die Alten zur Verwahrung gegen das Herunterfallen von Dächern maſſive Bruſtwehren gemacht.

Bisweilen werden die Geländer ohne gedachte Säulchen oder Docken, und nur aus mancherley zierlich in einander geſchlungenen Zügen gemacht, welche den vorigen an Schönheit gar nichts nachgeben. Wenn dieſe Geländer-Züge wie Irrwege, geſchlungene Binden und verzogenes Schnitzwerk ausgearbeitet ſind, thun

thun ſie eine gute Wirkung, inſonderheit an Treppen, weil ſie ſich bequem nach dem Abhange richten. Man findet ſie zuweilen nur mit ganz einzelen, glatten, und geſchlungenen Streifen; bisweilen ſind ſie überdieß mit Blättern oder Blumenſtäben geziert; theils ſind ſie nur hin und wieder durchbrochen, und der Raum dazwiſchen iſt mit zarten halberhabenen Werke ausgeſchnitzt. Hieher gehören auch die mit Zügen zuſammengehängten Docken. Fig. 874 ſtellt einige der beſten Muſter von moderner Art dar.

A. Eyrunde Kettenzüge an Geländern, Fr. *Entre-las ovales.*

B. Viereckige, *Entre-las quarrez.*

C. Geſchlungene, oder Kettenzüge als Irrwege mit zartem Schnitzwerk, *Entre-las avec culots.*

D. Königlicher Kettenzug, *Entre-las royal.*

E. Runder Kettenzug, *Entre las-rond.*

F. Geſchlungener Binſenzug, *Entre-las a jonc.*

G. Kettenzug von glatten Bändern, *Entre-las de platebandes.*

H. I. Verſchlungene Geländer-Docken, *Entre-las de baluſtres.*

Dieſe Geländer müſſen, eben wie die Docken, von harten und zarten Stein ſeyn; es muß aber das durchbrochene Feld von einem Pfeiler bis an den andern, nebſt ſeinem Fuße und Geſimſe, zuſammen aus einer Tafel gehauen werden. Die Glieder an dem Geſimſe muß man nicht weit vorſtehend, und wenig machen, weil dieſe Arbeit keine dicke Steinſtücke erfordert. Man findet hier, um wählen zu können, verſchiedene Geſimſe vorgeſtellt.

Die gothiſche Art ſolcher Geländer ſind wie kleine Gänge und Kleeblätter gebildet; ſie dienen auf die Thürme, und unten um die ſpitzigen Dächer der Glockenthürme, zu den Gewölben oder Lauben in den Kirchen, wie auch zu den Gängen, die an den modernen und gothiſchen Kirchen, an den Giebeln oder Auflagen der Dächer, durch die Strebepfeiler herum gehen. Die Baumeiſter ſelbiger Zeit pflegten auch ſolche Geländer vorn auf die Kränze zu ſetzen, wie man noch an den alten Baſteyen und ihren oben herum ausgekragten Geländern mit Schießſcharten an alten Schlöſſern ſehen kann.

Von

Von den aus Eiſen und allerley Gitterwerke zubereiteten Geländern, werde ich im Art. Gitter handeln.

Eine Brücke bekömmt an den Seiten ein Geländer, damit Niemand in den Fluß falle, Fr. Garde-fou, ſ. Th. VII, S. 62; und in gleicher Abſicht wird zuweilen auch ein Brunnen mit einem Geländer umgeben.

Das Gerüſt von ſchwachen Latten oder Stangen in den Gärten und Weinbergen, woran man die Weinſtöcke und andere Gewächſe befeſtiget, heißt gleichfalls ein Geländer; ſiehe Spalier.

Geländer-Docke, ſiehe Th. IX, S. 350, f.

Geländer-Fenſter, ſiehe Th. XII, S, 578.

Geländer-Säule, ſiehe Th. IX. S. 350, f.

Geländer-Züge, ſiehe oben, S. 721.

Gelänge, (das) in der Landwirthſchaft, ein jedes Stück Feldes von beträchtlicher Länge. In engerer Bedeutung wird ein Stück Acker von unbeſtimmter Länge, ſo aber 4 Ruthen breit iſt, ein Gelänge genannt; zum Unterſchied von einer Dreygerte, einem Strichel, und einem Sottel. Eben dieſes ſcheint auch das mittlere Lat. Furlongus zu bedeuten.

Geläppe (das), bey den Jägern die Ohren der Hunde, als ein Collectivum; das Gehänge. Siehe Lappen.

Geläut (das). 1. Das Läuten mit Glocken oder Schellen, der dadurch verurſachte Schall. Das Trauer-Geläut, das Läuten der Glocken zum Zeichen der Trauer. Das Geläut bezahlen. Das Schellen-Geläut, oder auch nur das Geläut, der Klang der Schellen an einem Schellenſchlitten.

2. Die Glocken oder Schellen ſelbſt, als ein Collectivum. Dieſe Kirche hat ein ſchönes Geläut.

Gelag, (*) (das). 1. Eine jede Geſellſchaft deren Glieder durch gemeinſchaftliche Geſetze mit einander verbun-

(*) Im Niederſ. Gelag, Gelack, Lag. Im Dän. bedeutet Laug, eine Zunft, Innung. Das einfache Lag hatte ehedem ſehr vier-

den ſind. In dieſer im Hochdeutſchen unbekannten Bedeutung ſcheint es noch im Oberdeutſchen üblich zu ſeyn. Wenigſtens nennt Abt, ein Schwabe, kleine Republiken, kleine Gelage.

2. Eine Gaſterey, ein Schmaus, der auf gemeinſchaftliche Koſten ausgerichtet wird, eine Zeche, im gem. Leben, und von dergleichen Schmäuſen geringer Perſonen, wo es oft auch, beſonders in Niederſachſen, von einer jeden Gaſterey, imgleichen von einer Trinkgeſellſchaft üblich iſt. *Wie es in ſolchen Gelagen zu gehen pflegt. Das Gelag bezahlen müſſen*, für andere bezahlen, und in weiterer Bedeutung für andere büſſen, anderer Schuld tragen müſſen. *Ins Gelag hinein reden, oder ſchwatzen*, figürlich im gem. Leben, unbeſonnen, ohne Ueberlegung, wie in den gemeinen Trinkgeſellſchaften zu geſchehen pflegt.

Gelaſchter Stich, ſiehe Laſchen.

Gelaß, (der) von dem Zeitworte laſſen. 1. Der Raum, wo man Dinge laſſen kann; in engerer und ungewöhnlicher Bedeutung, im gem. Leben, die Bequemlichkeit eines Hauſes oder Gebäudes in Anſehung des Raumes. *Ich habe Gelaß genug in meinem Hauſe. Das Haus hat wenig, viel Gelaß. Ein Haus mit dem beſten Gelaße.* Niederſ. Laatje.

2. Dasjenige, was ein Verſtorbener nachläßt oder verläßt, deſſen Nachlaß, im Oberdeutſchen, wo es zugleich ein allgemeiner Ausdruck iſt, ſo die verſchiedenen beſondern Arten des Nachlaſſes unter ſich begreift.

In engerer Bedeutung iſt Gelaß dasjenige, was der Eigenthumsherr von dem Nachlaſſe eines Leibeige-

nen

lerley Bedeutungen, welche ſich in dem Schwed. Lag noch finden. Es bedeutete ein Geſetz, einen Vertrag, eine Zuſammenkunft, eine Geſellſchaft, einen Schmaus, und endlich auch einen Eid; alles, ſo fern legen ehedem auch feſtſetzen, beſchlieſſen, verordnen bedeutete. Man ſieht hieraus zugleich, daß dieſes Wort am Ende ein g und nicht ein ch erfordert.

nen bekömmt, da es dann den Gewand-Fall und Haupt-Fall unter ſich begreift, oft aber auch für eines von beyden, imgleichen für das Recht, dieſen Nachlaß zu fordern, gebraucht wird.

So fern laſſen auch für ausſehen, von der äußern Geſtalt, und der Art, wie dieſelbe in die Augen fällt, gebraucht wird, bedeutet das Gelaß, bey den ſchwäbiſchen Dichtern Geleſſe, im Niederſ. Gelaat, auch die äußere Geſtalt einer Perſon und Sache beſonders der erſtern; in welchem Verſtande es aber im Hochdeutſchen ungewöhnlich iſt.

Gelatina, ſiehe Gallerte.

Gelaut (das), bey den Jägern, beſonders Oberdeutſchlandes, das Bellen der Hunde; ſiehe Laut.

Gelb, (*) L. Flavus, Luteus, eine Benennung einer ſehr lichten Hauptfarbe, welche nach der weißen Farbe das meiſte Licht hat, und bey der Brechung des Lichtſtrahles durch das Prisma zwiſchen der rothen und grünen Farbe zum Vorſchein kömmt. Im gemeinen Leben pflegt man auch die von der Sonne verbrannte Haut des Geſichtes und der Hände gelb zu nennen.

Die verſchiedenen Abänderungen der gelben Farbe werden durch allerley Zuſammenſetzungen ausgedruckt: als Auror-Farbe, Blättergelb (dunkelgelb, faſt wie dürre Blätter, Fr. Feuille morte,) Citronen, (Fr. Citrin, Couleur de citron, oder ſchlechtweg citron,) Dotter- (der gelben Farbe des Eyerdotters gleich), Gold- (Fr. Jaune dorè, bey den Färbern Königs-Gelb, und Prinzen-Farbe, Couleur de roi, Couleur de prince) Pomeranzen- (Orange-), Quitten- Schwefel- Stroh- Wachs-gelb.

Die Farbematerialien, mit denen dieſe Farbe gegeben wird, ſind, nach Verſchiedenheit der zu färbenden

(*) In den gemeinen Mundarten Ober- und Niederdeutſchlandes lautet dieſes Wort, gäl, gel, welches letztere mehrmals in der deutſchen Bibel vorkömmt; im Dän. guul, im Engl. yellow, im Ital. giallo, im Schwed. gul, im Jßländ. gulur, im Angelſ. gealuve, im Franz. jaune, im Poln. zolty, im Lat. gilvus und helvus, im mittlern Lat. elvus, falvus, giallus, im Wallach. galbenu. bey den ſchleſiſchen Bauern gaaleſch.

Dinge, ebenfalls unterſchieden. Wolle, Seide, fläch-ſen und hänfen Garn, Baumwolle, Haare ꝛc. und die daraus bereiteten Tücher, Zeuge, Leinwand ꝛc. werden von den Schön- und Schlechtfärbern durch Farbematerialien aus dem Gewächsreiche, als: Hölzer, Wurzeln oder Kräuter, welche gelbe Blumen tragen, gefärbet. Die gebräuchlichſten darunter ſind: das Gelbholz, das Streichkraut oder der Wau, die Scharte oder der Ginſt, das Pfriemenkraut, die Saturey, das griechiſche Heu (Bockshornkraut), die grünen Nußſchalen, der Rocou (Orlean), die getrockneten Kreuzbeeren (Grains d'Avignon,) und die Gelbwurz ꝛc. wiewohl auch alle Blätter, Schalen und Wurzeln, bey denen man, wenn man ſie käuet, etwas Zuſammenziehendes bemerkt, gelbe Farben geben, als: das Lycopodium; verſchiedene Arten der Flechte (Lichen) ſ. Th. XIV, S. 68; die Blätter der gemeinen Flockenblume (Centaurea Jacea *L.*), ſ. Th. XIV, S. 277; des gelinden ſowohl als ſcharfen Flöhkrautes (Perſicaria mitis und acris,) ſ. Th. XIV, S. 281, f. 283; der ſchmalblätterigen Goldruthe aus Canada (Solidago canadenſis *L.*) die Wurzel des Helleborus trifolius; verſchiedene Gattungen des Grindwurzengeſchechtes, inſonderheit die gemeine oder ſpitzblätterige Grindwurzel (Rumex acutus *L.*) u. a. m. Es geben aber dieſe Farbematerialien nicht alle ein Gelb von gleicher Güte und Dauerhaftigkeit, und auch nicht von gleicher Schönheit, wiewohl es dabey viel mit auf die Zeit, da man ſie im Sude läßt, und auf die Proportion des Alaunes und Weinſteines, welche mit in den Sud genommen werden, ankömmt, indem der Alaun die gelbe Farbe erhöhet, der Weinſtein hingegen ſie vertieft.

Verſuche mit färbenden Materien, die bey Manufacturen zur gelben Farbe gebraucht werden, und beſonders mit Solidago Canadenſis, von Pet. Andr. Gadd, ſt. im 29. B. der überſ. Abh. der kön. ſchwed. Acad. d. Wiſſ. a. d. J. 1767, S. 141—152.

Die Maler gebrauchen zu ihrem Gelben meiſtentheils **Berggelb**, (Ocher), **Bleygelb**, (Maſſicot), ſiehe

Th.

Th. V, S. 695; Gummigutt, Lackgelb, neapolitaniſch Gelb, Rauſchgelb, Schüttgelb, ſ. Th. V, S. 374; und das geſchlagene Gold oder Metall. Das Neapler oder neapolitaniſche Gelb, Ital. Giallino, Giallolino, Fr. Jaune de Naples, iſt eine Farbe, deren Bereitung ſelbſt in Neapel wenig bekannt iſt, indem nur ein jetzt ſchon bejahrter Mann dieſelbe weiß, und zu ſeinem Vortheile ganz geheim hält; und man vermuthet, die ganze Kunſt werde mit ihm ausſterben. Dieſes veranlaßte den Herrn **Fougeroux de Bondaroy**, dieſes Product genauer zu unterſuchen, und durch chemiſche Verſuche die Bereitung zu entdecken, welcher Vorſatz ihm auch völlig geglückt iſt. Seine Abhandlung davon ſteht in den Memoires de l'Acad. R. d. Sc. à Paris, a. d. J. 1766, S. 303. Vor ihm haben die Meiſten dieſes Gelb für ein Mineral, einige für einen Ocher, andere für eine Art Bolus, noch andere für ein Product des Veſuvs gehalten; nur **Pott** iſt der Wahrheit am nächſten gekommen, indem er es für einen durch heftiges Feuer hervorgebrachten Körper gehalten hat.

Das neapolitaniſche Gelb, ſo wie man es gemeiniglich bey den Materialiſten findet, ſcheint eine Kruſte zu ſeyn, die etwa 3 oder 4 Lin. breit iſt, aus einem körnichten Weſen beſteht, und eine große Schwere hat. Zuweilen ſieht man noch Spuren von Gefäße, worin dieſes Gelb bereitet worden iſt. Man kann es aber auch von Neapel als ein feines Pulver kommen laſſen. Die Farbe zieht keine Feuchtigkeit an ſich, auch zerfällt ſie nicht an der Luft; im Waſſer vertheilt ſie ſich eine Zeitlang, fällt aber hernach, wie andere Magiſteria, zu Boden; ſie brauſet nicht, und das Waſſer, worin man ſie aufgelöſet hat, giebt einen Selenit und ein Salz. Mit Glasfritte giebt dieſes Gelb ein milchweißes Glas, weswegen es nicht martialiſch ſeyn kann; ja, das geringſte beygemiſchte Eiſen verdirbt das ſchöne Gelb gänzlich. Mit brennbaren Dingen verſetzt, giebt es einen König (Regulus), welcher leicht ſchmilzt. Dieſer beweiſet ſeine Abkunft vom Bleye dadurch, daß er Glätte giebt, und ſich verglaſet, weswegen kein Zinn da ſeyn kann. Auch Eiſen iſt nicht da, weil das Vitriolſauer unwirkſam iſt. Nach einigen Verſuchen zeigte ſich, daß man wahres neapolitaniſches Gelb erhält, wenn man 12 Unzen Bleyweiß, 1 Unze Alaun, 1 Unze Salmiak, und 3 Unzen Spießglaskalk (Antimonium diapho-

reticum) genau miſchet, und ſolches in einem offenen Gefäße in ein nicht ſtarkes, aber anhaltendes Feuer bringt. Von dem Kalke des Spießglanzes und von der Alaunerde leitet Fougeroux die Dauerhaftigkeit dieſer Farbe, die es vor andern bleyiſchen Bereitungen hat, her. Die Vorſchrift, welche de la Lande zur Bereitung dieſer Farbe, vom Prinzen Severo erhalten hat, (ſ. den 6 Th. der Voyages d'un François en Italie, S. 397,) kömmt mit der obigen in der Hauptſache überein.

Das neapolitaniſche Gelb wird zur Miniatur- und Schmelzmalerey gebraucht, wo es ein weit angenehmeres, höheres Gelb giebt, als Operment, Maſſicot und Ocher, auch ſich beſſer mit andern Materialien, und mit Gummi, Oehl und Wachs zur Enkauſtik miſchen läßt; auch iſt ſie an der Luft ſtandhaft. Man muß es auf einem marmornen Reibeſteine abreiben, und mit einem elfenbeinernen Meſſer zuſammmen ſtreichen; denn ein gemeiner Reibeſtein und der Stahl machen die Farbe grünlich.

Hrn. Prof. Beckmann phyſ. öconom. Bibliothek, 3. B. 3. St. S. 330. f.
Eb. deſſ. Anleit. zur Technologie, S. 207.
Volkmanns Nachrichten von Italien, 3. B. S. 181.
Watin Staffirmaler, S. 21.

Die gelbe Farbe giebt aber auch, mit andern zuſammengeſetzt oder vermiſcht, verſchiedene zuſammengeſetzte Farben. Alſo entſteht aus der Vermiſchung des blauen und gelben, grün; aus gelb und roth erhält man Aurorfarbe; gelb und ſchwarz erzeugt ein gewiſſes in das Gelbe fallendes Grau; gelb mit blau und roth vermiſcht, giebt röthliche Olivenfarbe, oder grünlich-grau, nachdem die Proportion ihrer Vermiſchung beſchaffen iſt; blau, gelb und ſchwarz, giebt braune Olivenfarben, und auch grünlich-grau; roth, braun und gelb, imgleichen roth, gelb und ſchwarz, geben allerley Fleiſchfarben, Zimmetfarben, Tobacksfarben, auch Rindshaar- und Bärenfarben ꝛc.

Gelbe Farbe zum Emailmalen, ſ. Th. X, S. 778.

Gelbe Farbe zum Frescomalen, ſ. Th. XV, S. 12.

Gelbfärben der Federn, ſiehe Th. XII, S. 388.

Gelbfärben der Garne zum Feder-Wildbret, ſiehe oben, S. 139.

Gelbfärben des Gipſes, ſiehe unter Gyps.

Gelb-

Gelbfärben der Pferde-Haare zu Angel-Ruthen, ſiehe Th. XIII, S. 553.

Gelbe Farbe zum Kattun-Drucken. 1. Pfund trockne Kreuzbeeren, und $4\frac{1}{2}$ Loth Pomeranzenſchalen, werden 2 Stunden in reinem Waſſer gekocht; nachher werden 4 Loth Alaun in $\frac{1}{4}$ Quart Eſſig aufgelöſet, in die gekochte Brühe gethan, und dieſe mit Gummi verdicket.

Ein anderes dauerhaftes Gelb zum drucken. Man leget Eiſenfeilſtaub an die Luft, damit er roſte, nachdem man ihn vorher durch fünf- bis ſechsmaliges Waſchen ſorgfältig gereinigt hat, begießt man ihn zuweilen mit Häringslacke, oder in deren Ermangelung, mit Harn. Wenn er auf der einen Seite recht geroſtet iſt, wendet man ihn um, und begießt ihn ebenfalls, bis er auch auf dieſer Seite geroſtet iſt. Alsdann ſtößt man ihn ein wenig. Von dem auf dieſe Art zubereiteten Eiſenfeilſtaube nimmt man eine beliebige Quantität, thut ihn in ein Faß, und ſchüttet zu jedem Pfunde, 3 Maß guten Weineſſig $\frac{1}{2}$ Unze vom gelbſten Operment, $\frac{1}{8}$ Unze Grünſpan, und ſo viel Saffran, als man mit 2 bis 3 Fingern faſſen kann. Man reibet dieſes alles mit Eſſig wohl an, und läßt es 6 Wochen lang einweichen, indem man den Liquor täglich 3 bis 4 mal abzapfet, und wieder darauf gießt. Alsdann läßt man dieſe Farbe kochen und ſchaumen, und gummirt ſie.

Andere Art von Gelb, zum Auftragen mit einem Pinſel. Man thut 2 Unzen geſtoßene Kreuzbeeren, 1 Unze Campecheholz, 1 Unze Pomeranzenſchalen, und 1 Unze Granatapfelſchalen in $1\frac{1}{2}$ Maß Fluß- oder Regenwaſſer, läßt es zuerſt 24 Stunden einweichen, und alsdann 2 Stunden lang kochen; thut $\frac{1}{2}$ Pfund zerſtoßenen und beſonders zerlaſſenen Alaun, und endlich die gehörige Quantität Gummi hinzu. Will man es mehr Jonquillengelb haben, vermiſcht man es mit ein wenig von Steinſalz oder von ungelöſchten Kalk abgezogenen Scheidewaſſer.

Gelbe Farbe für den Grund. Man läßt 1 ℔ zerſtoſſene Galläpfel in $\frac{1}{2}$ Eimer Waſſer weichen, ſtellet einen Keſſel mit 5 Eimer Waſſer auf das Feuer, gießt das Galläpfelwaſſer hinein, thut noch 20 ℔ Campeche Holz, und 10 ℔ zerſtoſſene Kreuzbeeren hinzu, läßt alles dieſes bis zur Hälfte einkochen, vermiſcht es ſodann mit einer Solution von 3 ℔ Alaun, ſeihet es durch ein Sieb, und gummiret es.

Siehe auch Th. XXXVI, S. 76, f. und 123.

Gelbfärben des Leders, ſiehe unter Leder.

Gelbfärben des leinenen oder flächſenen Garnes und Zeuges. Man nimmt hiezu eines der oben, S. 726, genannten Materialien, ſchüttet es in gehöriger Proportion in einen Sack, belaſtet dieſen in dem Färbekeſſel auf ein oder die andere Art, und ſiedet es in guter Lauge, damit ſelbige alle Farbe heraus ziehe, alsdann wird das leinene Garn und die Leinwand, nachdem ſie vorher durch eine mit warmem Waſſer gemachten Pottaſchſolution gezogen worden iſt, daraus gefärbet.

Gelbfärben der Seide. Man färbt zwar zuweilen mit den Körnern von Avignon gelb; allein die beſtändigſte Farbe giebt das Streichkraut oder der Wau (Reſeda Luteola). 100 Pfund Seide, welche gelb gefärbet werden ſollen, kochet man in 20 Pfund Seife, wäſcht ſie rein aus, alaunt ſie, wäſcht ſie aufs neue, zieht ſie auf die Stöcke, und färbt ſie in einem Bade von Streichkraut. Man hat wildes und gepflanztes. Dasjenige, welches die dünſten Reiſer hat, iſt das beſte. 1 Pfund Seide erfordert 2 Pfund Streichkraut. Man thut es, in Bündel gebunden, in den Keſſel, läßt es eine Viertelſtunde kochen, zieht die Bündel heraus, gießt das ganze Bad durch ein enges Sieb in ein anderes Gefäß, läßt es erkalten, bis man die Hand darin leiden kann, taucht die Seide ein, und wendet ſie um, bis ſie gehörige und gleiche Farbe hat. Während der Arbeit läßt man das Streichkraut zum zweytenmal in friſchem Waſſer kochen. Man hebt von dem alten Bade etwas heraus, erſetzt den Abgang mit der neuen Brühe, und wendet die Seide, wie das erſtemal, im Bade, welches etwas heißer ſeyn kann, um. Unterdeſſen nimmt man auf 20 Pfund Seide, 1 Pfund Weinſteinaſche, gießt etwas von der zweyten Streichkrautbrühe kochend auf, rührt ſie um, läßt die Aſche ſich ſetzen, hebt die Seide aus dem Bade, gießt ein Paar Eimer

klare Lauge des Aſchenbades in die Farbe, rührt alles wohl um, hängt die Seide aufs neue hinein, und wendet ſie darin um. Hiernach wird die Farbe goldgelb. Setzt man noch mehr Weinſtein Aſche hinzu, ſo wird die Farbe erhöhet. Noch ſtärker fällt dieſelbe in das Goldgelb, wenn man zu dem Weinſtein auch etwas Rocou hinzu ſetzt. Zu den hellgelben Schattirungen, als: Citronen-Gelb ꝛc. muß die Seide ſehr weiß gekochet, und nicht alaünet werden. Man netzt ſie hierauf in einem mit Waſſer verdünnten Streichkrautbade, und ſetzt etwas weniger Küpenblau zu der Brühe, wenn die Farbe in das Grünliche fallen ſoll.

Der Rocou bringt zwar, unvermiſcht, eine ziegelrothe Farbe hervor, allein, dieſe Farbe wird durch eine Beymiſchung der Weinſteinaſche gelb. Hiedurch entſtehen verſchiedene Schattirungen der gelben Farbe, welche zwar ſchön, aber nicht beſtändig ſind. Man ſchneidet den Rocou in Stücke, thut ihn in einen kupfernen Durchſchlag mit 2 Handhaben, ſetzt dieſen in einen Keſſel mit heißem Waſſer, reibt den Rocou in dem Durchſchlag mit einer hölzernen Keule, und läßt die zerriebene Farbe in das Waſſer fließen. Auf gleiche Art verfährt man auch mit der Weinſteinaſche, wovon man höchſtens eben ſo viel, wie von dem Rocou nimmt. Man rührt das Bad um, läſt es ein Paarmal aufkochen, ſchreckt es mit kaltem Waſſer, und läßt das Feuer abgehen. Fällt die Farbe noch in das Ziegelrothe, ſo wird mehr Weinſteinaſche hinzu gefüget, bis ſie gelb iſt.

Soll die Seide Aurorfarbe und Orange werden, ſo müſſen 100 Pfund Seide in 10 Pfund Seife gekocht werden; nach dem Kochen und Auswaſchen wird die Seide aufgewunden, und auf einen Haſpel gethan. Man läßt einen zur Hälfte mit Flußwaſſer angefüllten Keſſel erwärmen, thut einen Theil der aufgelöſeten Rocoufarbe hinein, läßt die Miſchung bis zum Kochen

heiß

heiß werden, rührt das Bad um, netzt hierin die Seide, und ſpühlt ſie zuletzt. Netzt man die auf dieſe Art gefärbte Seide noch in einer Brühe von Gelbholz und Vitriol, ſo entſtehen die hellen Schattirungen der Mordoree-Farbe; und die dunkeln Schattirungen erhält der Färber, wenn er zu der letzten Brühe noch indianiſches Holz nimmt. Wird die Seide in einer Rocoubrühe, die bereits zur Aurorfarbe genutzt iſt, genetzet: ſo entſteht das Goldgelb und die Iſabell-Farbe. Die Orangefarbe iſt dunkler, als die Aurorfarbe; und daher muß man dem Rocou wieder etwas von ſeiner natürlichen Farbe geben. Die Seide wird daher zwar eben ſo, wie bey der Aurorfarbe, gefärbet, man zieht ſie aber durch Weineſſig oder Citronenſaft, wenn die Schattirungen der Orange hell ſeyn ſollen, durch Alaunwaſſer aber, wenn dieſelben dunkel ſeyn ſollen.

Macquers Kunſt der Seidenfärberey, im 3. B. des Schaupl. der Künſte und Handwerke, S. 301. fgg.

Sprengels Handwerke und Künſte, 15. Samml. Berl. 1777, 8. S. 276, fgg.

(Pfeifers) Lehrbegriff ſämtl. oeconom. und Cameralwiſſ. 3. B 1. Th. Mannh. 1777, 4. S. 515, fgg.

Eine ſchöne chineſiſche gelbe Farbe, Seide, Papier und andere Sachen damit zu färben. Man nimmt ½ Pfund Acacienblumen, ehe ſie ganz aufgegangen ſind, wenn ſich eben die Blätter ausbreiten wollen; trocknet ſie über einem gelinden Feuer, in einer reinen kupfernen Pfanne, und rührt ſie beſtändig geſchwinde um. Wenn ſie gelb zu werden anfangen, gießt man ein wenig Waſſer darauf, und läßt es kochen, bis es anfängt dick zu werden und eine ſtärkere Farbe zu bekommen. Darauf ſeihet man alles mit einander durch ein grobes Seidentuch. In den durchgeſeihten Liquor thut man ½ Unze Alaun, und 1 Unze calcinirte und fein gepülverte Auſterſchalen. Nachdem alles wohl vermiſcht iſt, giebt es eine ſehr feine gelbe Farbe.

Gentlem. Magaz. Jun. 1749, S. 252.

Brem. Magaz. 3. B. S. 48.

Neue Stutg. Realzeit. v. J. 1765, S. 747.

Wiener Realzeitung, v. J. 1774, S. 456.

Anſtatt der Farbematerialien aus dem Gewächsreiche, dienen auch verſchiedene metalliſche Solutionen

nen zum Färben der Seide. So färbet z. B. eine Solution von Silberblättern in gefälltem Scheidewaſſer, weiße ſeidene Bänder, wenn man ſie darin tauchet, und hernach trocknen läßt, mit dem ſchönſten und lebhafteſten Schwefelgelb. Die Zinnſolution in Königswaſſer giebt ein ſchönes, doch nicht gar feuriges Gelb. Das lebhafteſte Citronengelb aber bekömmt man durch die Goldſolution; es müſſen aber die damit genetzten Bänder in einer gelinden Wärme getrocknet werden.

Berneriſches Magazin der Natur, Kunſt und Wiſſenſch. 1. B. 1. St. Bern. 1775, 8. S. 107, f.

Zum Gelbfärben des wollenen Zeuges, werden inſonderheit Wau und Gelbholz gebrauchet. Zum Abſieden kocht man 8 Loth Alaun, und 2 Loth Weinſtein. Zur Farbe ſelbſt nimmt man 6 Loth Wau, auf ein Pfund Zeug. Man vermiſcht auch zuweilen Scharte, Pfriemenkraut, und griechiſches Heu, nachdem man die Farben hell oder dunkel haben will. Mehr Alaun nähert ſich dem Franzgelben des Wau; viel Weinſtein vertieft bis zur Orangefarbe. Curcume verſchießt in Cochenillenſcharlach; wird ſie aber mit Meerſalz zum Gelbfärben befeſtiget, ſo verſchießt ſie weniger. Die Kirgiſen färben die Wolle mit Rhabarber.

Zu Bau- und mathematiſchen Riſſen, ſchickt ſich zur gelben Farbe am beſten Gummigutt; ſie gleicht an Schönheit der Jonquille, und iſt leicht zu zubereiten. Man läßt dieſes Gummi in einem gläſernen Schälchen in gemeinem Waſſer zergehen, da man, wenn es darin trocken geworden iſt, gar bald, wenn Waſſer dazu gethan, und mit einem Pinſel umgerührt wird, eine Partie ſolcher Farbe zum Gebrauche vorräthig haben kann. Man braucht ſie bey Baurißen zwar ſo gar ſtark nicht, außer die Secretcanäle und Sitzlöcher damit anzudeuten, oder eine Magnetroſe damit anzulegen,

legen, oder einen Rand um einen Riß, wie auf den Landkarten geſchieht, damit auszuzieren; zu Vermiſchung der Farben aber thut ſie vortreffliche Dienſte. Man kann auch aus Saffran gar bald eine gelbe Farbe erhalten, wenn man denſelben auf dem Ofen etwas trocknet, hernach klein ſtößt, und Waſſer darauf gießt, welches denn zu einer goldgelben durchſichtigen Farbe wird. Gelber Ocher, gelber Lack, Schüttgelb und Bleygelb, werden mit Waſſer, Auripigment mit Brannt-wein, das Neapolitanergelb aber mit Urin, welcher lange geſtanden hat, abgerieben, und mit Gummiwaſſer angemacht. Es läßt ſich auch durch die Miſchung der Hauptfarben verſchiedenes Gelb bekommen. Das Goldgelb miſchet man aus Gelb, Roth und ein wenig Bleyweiß; das Citronengelb aus Bleyweiß, Schüttgelb und Auripigment; das Dottergelb aus Bleyweiß, viel Neapolitanergelb, und ein wenig Zinnober.

Zum Anſtreichen der Häuſer, der Mauern und Wände an ſteinernen Gebäuden, nimmt man gemeiniglich Ocher, und vermiſcht ihn ihn in größerer oder kleinerer Quantität mit Kalk, nachdem die Farbe entweder lichter oder dunkler werden ſoll. Da aber dieſe Farbe viel Arbeit zu ſtoßen und zu ſichten koſtet, auch mit der Zeit ganz ins Weiße ausbleichet: ſo will ich hier eine leichte und eben ſo wenig koſtbare Art angeben, ſteinerne Gebäude und deren Wände gelb zu färben, wobey die Farbe länger dauert, und ſchöner ins Auge fällt, als bey der vorgedachten. Man löſet grünen Vitriol in Waſſer auf, entweder durch vorſichtiges Kochen oder langſames Schmelzen. Zugleich vermiſcht man Kalk mit etwas Waſſer, und arbeitet ihn mit einer Mauerkelle dergeſtalt durch, daß alle Kalklumpen zergehen und recht fein werden. Wenn dieſes hinreichend geſchehen iſt, gießt man zu dieſer Maſſe nach und nach von dem Virtiolwaſſer hinzu, und ſucht gleichfalls durch beſtändiges Schlagen und Kne-

ten

ten dieſes durch einander zu miſchen und zu vereinigen. Wenn endlich die Maſſe durch das Vitriolwaſſer dergeſtalt verdünnet worden iſt, daß ſie ſich bequem mit einem Mauerpinſel auffaſſen läßt, ſo verſucht man durch einen Strich auf einer weißen Mauer, ob die Farbe hell oder dunkel genug ſey, und ob ſie ſich feſt genug an den Grund hänge. Am rathſamſten iſt, wenn man bey der hellen Farbe bleibt, indem die damit angeſtrichenen Sachen mit der Zeit eher dunkler, als heller werden. Will man ja die Farbe etwas brechen, und nicht ſo gelb haben, ſo ſtreuet man, ehe zum erſtenmal Vitriolwaſſer hinzu gegoſſen wird, zerſtoßene, zerriebene und durchgeſiebte Kohlen dazwiſchen. Dieſe leichte, wohlfeile und nützliche Farbe hat überdem noch die gute Eigenſchaft, daß ſie ſich nie von der Wand trennet, ſondern vielmehr der beworfenen Wand und dem Mörtel, ja auch dem Holze, eine dauerhafte Feſtigkeit ertheilt.

12. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1768, Col. 189—192.
29. St. der Mindiſchen Beyträge z. N. und Bergn. v. J. 1771, Col. 225—227.
No. 20. des Goth. gemeinnützl. Wochenbl. v. J. 1779, S. 79.

Gelbe Glaſur auf Porzellan und Thon⸗Gefäße, ſiehe unter Glaſur.

Gelb, (Berg⸗) ſiehe Ocher.

— (Blätter⸗) ſiehe oben, S. 725.
— (Bley⸗) ſiehe Th. V, S. 695.
— (Citronen⸗) } ſiehe oben, S. 725.
— (Dotter⸗) }
— (Gold⸗) ſiehe oben, S. 725 u. 732.
— (Lack⸗) ſiehe oben, S. 726.
— (Neapolitaniſch⸗) ſiehe oben, S. 727, f.
— (Pomeranzen⸗) } ſiehe oben, S. 725.
— (Quitten⸗) }
— (Rauſch⸗) ſ. in R.
— (Schütt⸗) ſiehe Th. V, S. 374.
— (Schwefel⸗) ſiehe oben, S. 725.

Gelb,

Gelb, (Stroh=) (
— (Wachs=) (ſiehe oben S. 725.

Gelb=Amer, eine Benennung, welche an einigen Orten auch die Ammer, oder der Aemmerling, (ſ. Th. X, S. 784, fgg.) wegen ihrer ſchönen gelben Bruſt führt; Niederſ. Geelemmerken.

Gelb=Beere, die gelben Beeren des Rhamnus infectorius *Linn.* welche in Avignon getrocknet werden, da ſie dann in Frankreich Graines d'Avignon heißen, und von den Malern zur gelben Farbe gebraucht werden. Siehe Kreuz=Beere.

Gelb=Bein, oder das Gelb=Beinchen, eine Art Strand=Läufer mit gelben Füßen, welche in den Küchen mit unter die Schnepfen gerechnet wird; an andern Orten Gelb=Fuß, Schmiering; Glareola 3. *Klein.* & *Schwenkf.*

Gelb=Brüſtchen, Oberd. Gelbbrüſtel, ein Vogel, der nach dem Klein zu den Nachtigallen oder Grasmücken gehört, eine gelbe Bruſt und gelben Hals, und dunkelbraunen Kopf und Rücken hat, und in Bahama einheimiſch iſt: Luscinia pectore flavo *Klein.*

Gelb=Fink, eine Benennung der Gelb= oder Goldammer; ſiehe Emmerling.

Gelb=Fuß, ſiehe Gelb=Bein.

Gelb=Gießer, Niederſ. Geelgeter, ein Handwerksmann, welcher aus Meſſing und andern damit vermiſchten Metallen allerley Geräthſchaften zum häuslichen Gebrauche gießt und verfertigt, als z. B. kleine Glocken und Schellen, metallene Mörſer, Gewichte, Kron= und andere Leuchter, Löffel, Meſſerſtiele, Spritzen, Röhren, Ventile, Bierzapfen oder Hähne, Plätteiſen, Wachsſcheeren, Knöpfe, und viele andere dergleichen Geräthſchaften, imgleichen allerley Beſchläge zu Thüren, Kaſten, Schränken, auf Pferdegeſchirre ꝛc.

Ungeachtet die Gelbgießer faſt eben diejenigen Materialien gebrauchen, als die Rothgießer, welche allerley

ley Geräthſchaften aus Kupfer gießen, auch beyder Profeſſioniſten ihre Werkzeuge wenig unterſchieden ſind; hienächſt auch einige Waaren von dem einen ſowohl als von dem andern verfertiget zu werden pflegen: ſo iſt doch ein weſentlicher Unterſchied unter dieſen zweenen Handwerkern. Derſelbe beſteht darin, daß der Gelbgießer in Sand gießt, der Rothgießer aber ſich der Lehmformen bedient; daß jener ſich mit ſehr großen Stücken, z. B. großen Glocken, nicht abgiebt, wie dieſer; und daß viele Gelbgießer ſich auf das Kunſtdrechſeln legen, und hiedurch die Rothgießer in kleinen künſtlichen Stücken übertreffen.

Hr. von Juſti in ſeiner Abhandlung von den Manufacturen und Fabriken, 2. Th. S. 295, ſetzt den Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Handwerkern darin, daß die Materie, aus welcher ſie ihre Waaren verfertigen, bey dem Gelbgießern Meſſing, bey den Rothgießern aber Kupfer iſt. Nun hat zwar dieſes in der Hauptſache ſeine Richtigkeit, und von der Farbe dieſer beyden Metalle mögen dieſe Fabrikanten auch wohl ihre Benennung erhalten haben; unterdeſſen aber verfertigen doch die Rothſchmiede auch viele Waaren aus Meſſing.

Hienächſt kömmt den Gelbgießern nach ihren alten Rechten (worauf jedoch in manchen Gegenden, wie z. B. in der Mark Brandenburg, nicht geachtet wird,) das Hohlgießen ausſchließungsweiſe zu. Unter dieſem Ausdruck wird nicht das Gießen hohler Arbeiten, ſondern ſolcher Stücke verſtanden, wobey das Modell ein Blech iſt, welches man getrieben oder ausgehöhlt hat. Die wichtigſte Arbeit dieſer Art iſt die meſſingene Verzierung eines Pferdegeſchirres. Unter denen Arbeiten, welche beyde Handwerker gießen und verfertigen, ſind inſonderheit die meſſingenen Feuerſpritzen. Eben der Umſtand, daß die Gelbgießer verſchiedene Waaren verfertigen, welche auch die Rathgießer machen, iſt wahrſcheinlich die Urſache, daß letztere die erſtern nicht gern an einem Orte neben ſich aufkommen laſſen, ſondern ihnen hierin hinderlich ſind, weil ſie durch denſelben einen Theil ihrer Nahrung verlieren.

Es haben die Gelbgießer auch vieles mit den Gürtlern gemein, ſind aber doch von ihnen unterſchieden, ob ſie gleich zuweilen mit ihnen in einer Zunft ſtehen, und daher einerley Arbeitstaxe unterworfen ſind;

S. z. B. die Taxordnung für die Handwerker und Profeſſioniſten zu Königsberg in Preußen, v. 25. Jun. 1770.

Gemeiniglich aber haben die Gelbgießer ihre eigene Innung;

S. Zunftartikel für das breslauiſche Mittel der Gürtler. v. 29. Oct. 1751, 4 Abſchn. Art. 3.

Der Gürtler arbeitet ebenfalls in Meſſing, ſowohl wie in Kupfer, und faſt in allen andern Metallen. Er verfertigt viele Waaren aus Meſſing, welche er theils in Formen gießt, theils mit dem Hammer und der Feile bearbeitet, und durch Löthen an einander füget. Bey den gegoſſenen Arbeiten bedient er ſich der Werkzeuge der Roth- und Gelbgießer. Und in der Mark-Brandenburg gießt er jetzt alles das aus Meſſing, was die gewöhnlichen Roth- und Gelbgießer verfertigen. Unterdeſſen ſcheint ihnen doch die getriebene Arbeit aus Meſſingblech vorzüglich eigen zu ſeyn.

Zu Breslau müſſen die Gelbgießer, damit dem Gürtlermittel in deſſen Handwerksarbeit oder Præcipuis, von ihnen kein Eintrag geſchehe, vor ſich allein und außer dem Gürtlermittel leben, auch keine Gürtlerarbeit von geſchlagenem Meſſing, es habe dieſelbe Namen wie ſie wolle, annehmen, noch ſolche weder ſelbſt, noch durch die Ihrigen verfertigen, desgleichen auch die von Meſſing gegoſſene Arbeit, welche die Gürtler zugleich in ihren Handwerks-Præcipuis zu verfertigen berechtigt und in Poſſeſſione ſind, anders nicht als bloß gießen, und dieſelbe weiter nicht als nur gelbe ausmachen, alles Verſilberns oder im Feuer Vergoldens ſich gänzlich enthalten, endlich auch keine zu Breslau in oder außer der Arbeit befindliche, oder dahin kommende, oder auch von da wandernde Gürtlergeſellen, oder in der Lehre ſtehende, oder auch ausgetretene Jungen bey ſich fördern, hägen, oder zum Nachtheil des Gürtlermittels an ſich ziehen, ſondern überhaupt ſich mit dem bloßen Guſſe und der gelben Ausmachung der gegoſſenen Arbeit lediglich begnügen.

Was

Was die Policey in Anſehung der Gelbgießer zu beobachten hat, dürfte hauptſächlich in folgenden Stücken beſtehen. 1) Da der Debit der Gelbgießerwaaren ſehr groß iſt: ſo muß die Landespolicey nicht unterlaſſen, für die Einführung dieſer Fabrikatur Vorſorge zu tragen. Dieſe Vorſorge und die Anſetzung dieſer Profeſſioniſten iſt alsdann für den Staat deſto nöthiger und nützlicher, wenn ſich im Lande Meſſinghütten befinden. 2) Weil, wie vorher erwähnt worden iſt, die Gelbgießer, Rothgießer und Gürtler verſchiedene Waaren von einerley Art verfertigen: ſo ſollte man die Gränzen eines jeden Handwerkes, und diejenigen Arbeiten, die ein jedes zu machen befugt ſeyn ſoll, auf das genaueſte in den Innungsartikeln beſtimmen, um dadurch den Proceſſen unter ihnen, welche weder ihnen ſelbſt, noch dem guten Zuſammenhange des Nahrungsſtandes überhaupt, zuträglich ſind, nach Möglichkeit vorzubeugen. 3) Da die Gelbgießer ſelten unterlaſſen, einen Zuſatz von Zinn und andern Metallen, inſonderheit von Glockenſpeiſe, unter das Meſſing zu nehmen, woraus eine große Sprödigkeit und Zerbrechlichkeit der Waaren und Geräthſchaften, welche dem gemeinen Weſen allerdings nachtheilig iſt, erfolgt: ſo ſollte den Gelbgießern nicht erlaubt werden, zu ihrem Meſſing, Zinn oder Bley oder Glockenſpeiſe zu zuſetzen. Der Zuſatz von Zinn iſt zwar bey ihnen nicht ſo ſtark, als bey den Glockengießern; allein, Zinn und Bley geben dem Meſſing, auch in geringer Portion, eine außerordentliche Sprödigkeit. Zink und Wismuth iſt noch ſchädlicher; allein die Gelbgießer enthalten ſich deſſen wegen des theuern Preiſes ohnedieß. Die Gelbgießer ſollten ihre Waaren aus reinem Meſſing gießen und verfertigen. 4) Auch hängt die Dauerhaftigkeit der Gelbgießerwaaren ſehr von der Art der Löthung ab, wodurch die Gelbgießer ihre nicht ſelten in verſchiedenen Theilen gegoſſene Arbeiten hernach zuſammen fügen müſſen. Da man eigentlich drey

Hauptarten von Lothen hat, Hart-Loth, Schnell-Loth und Weich-Loth, deren Beſchreibung in dem Art. Loth vorkommen wird: ſo ſollte die Policey dieſen Unterſchied der Löthung nicht ganz außer Acht laſſen, ſondern den Gelb- und Rothgießern und Gürtlern in ihren Innungsartikeln, oder ſonſt in Reglements, darüber Vorſchriften geben, weil, gedachtermaßen, die Dauerhaftigkeit der Geräthſchaften, und mithin der Vortheil des gemeinen Weſens gar ſehr darauf beruhet. 5) Es werden die Gelbgießer dadurch ſehr unterſtützet, wenn, wie in den königl. preußiſchen Landen, ſowohl die Ausfuhre des alten Meſſings, als die Einfuhre der fremden Gelbgießerwaaren, gänzlich verboten, oder wenigſtens auf letztere ein hoher Impoſt geleget wird.

Die Gelbgießer haben kein geſchenktes Handwerk. Ihre Lehrburſche werden, wenn ſie ein Lehrgeld erlegen, nach 5 Jahren losgeſprochen, außerdem müſſen ſie 7 Jahre lernen. Die Geſellen müſſen 3 Jahr wandern. Das gewöhnliche Meiſterſtück iſt ein Kronleuchter und ein Geſchirr für 6 Pferde; und man beobachtet hiebey alle bekannte Gebräuche der Handwerker, die auf keine Mißbräuche hinaus laufen. In Berlin beſtand, zu Ende des Jahres 1777, das Gelbgießergewerk in 24 Meiſtern, 13 Geſellen Geſellen und 11 Jungen.

General-Privilegium und Gildebrief des Gelbgießergewerks in der Chur und Mark-Brandenburg, inſonderheit in Berlin, *d. d.* 16 Sept. 1735, ſt. in *Mylii Corp. Conſt. March.* 5. Th. 2. Abth. 10 Cap. Anhang, *No.* 57, Col. 585, fgg.

Hrn. H. K. R. Bergius neues Policey- und Cameralmagaz. 3. Band. S. 1, fgg.
Hallens Werkſtätte der heutigen Künſte, 5. Band, S. 69, fgg.
(Hrn. Kr. R. Pfeiffer) Lehrbegriff ſämtl. öcon. und Cameralwiſſ. 3. B. 2. Th. S. 159, fgg.
Sprengels Handw. und Künſte, 5. Samml. S. 87, fgg.

Da man bey verſchiedenen Künſtlern und Handwerkern gewiſſe ihnen eigenthümliche Krankheiten beobachtet, welche insgemein Folgen ihrer Handthierung ſind, oder wozu einige Gegenſtände, womit ſie ſich beſchäftigen, Gelegenheit geben: ſo findet ſich auch bey den Gelbgießern, welche mit dem Schmelzen und Gieſſen des Meſſings zu thun haben, gemeiniglich ein gewiſſes Fieber ein, deſſen Urſache und Zufälle ſich aus den Beſtandtheilen dieſes Metalles gar füglich erklären laſſen.

Das Meſſing wird, wie ich an ſeinem Orte ausführlicher zeigen werde, durch eine Verbindung des Galmeyes mit dem Kupfer zuwege gebracht. Der Galmey iſt, wie im XV. Th. S. 806, fgg. umſtändlich erklärt worden iſt, ein mineraliſches, theils erd = theils aber auch ſteinartiges Product, welches vermuthlich durch die Zerſtörung der Blende oder eines andern Zink=Erzes entſteht. Die Verbindung dieſer beyden Dinge bringt in dem Ofen, worin das Meſſing verfertiget wird, verſchiedene Producte hervor, welche ihren Urſprung größtentheils von dem Galmey haben. Dieſe ſind: der aus dem Galmey zuſammen gefloſſene Zink, unter ſeiner halbmetalliſchen Geſtalt; verſchiedene Arten des ſo genannten Ofenbruches; die Tutia, und das weiße Nicht. Alle dieſe Dinge legen, in Anſehung der Beſchaffenheit ihrer Beſtandtheile, einen deutlichen Beweis an den Tag, daß ſie von Galmey ihren Urſprung genommen haben; wie ſie dann insgeſamt eben ſo gut, wie der Galmey ſelbſt, zur Verfertigung des Meſſings können angewendet werden. Inſonderheit aber kommen die aus dem Zinke, vermittelſt einer Sublimation im offenen Feuer, zubereiteten ſo genannten Zink=Blumen, mit der ſtaubichten weißen Materie, oder dem weißen Nicht, völlig überein, welche man in denen Oefen, worin das Meſſing gemacht wird, zu finden pflegt, außer daß die erſtern unter einer flockichten und federich-

ten Geſtalt in die Höhe ſteigen. Im gegenwärtigen Falle haben wir unſer Augenmerk nur auf die beyden zuletzt erwähnten Producte zu richten, indem dieſelben weit leichter, als die übrigen, von der Luft getragen werden, und ſich daher auch viel eher, als jene, in die Theile unſers Körpers einſchleichen können.

Wenn man das Beſtandweſen des Galmeyes in Betrachtung zieht, ſo belehrt uns der, vermittelſt des Röſtens und einiger andern Handgriffe, aus demſelben zubereitete Vitriol, daß die Vitriolſäure einen anſehnlichen Theil ſeiner Miſchung ausmachen müſſe; daher dann ſowohl die Zinkblumen, als auch das Nicht, einen ſehr merklichen vitriolartigen, zuſammenziehenden Geſchmack auf der Zunge zurück laſſen, wie man dann ihre Wirkung, die ſie bey unreinen Wunden, und bey Entzündung der Augen äußern, gar füglich aus dieſen Gründen herleiten kann. Da wir nun wiſſen, daß ſich der dem Kupfer zugeſetzte Galmey, vermittelſt des Feuers, unter verſchiedener Geſtalt von demſelben abſondert: ſo wird man leicht einſehen, das dieſes gleichfalls bey dem wiederholten Schmelzen des Meſſinges erfolgen müſſe.

Diejenigen Künſtler und Handwerker, welche mit dem Schmelzen dieſes Metalles umgehen, haben in dieſer Abſicht einen großen Unterſchied unter dem Meſſing angemerkt. Sie haben nämlich beobachtet, daß dasjenige, welches ſie aus der Fabrik erhalten, oder welches nicht oft geſchmolzen worden iſt, und welches ſie geſchmeidiges Meſſing nennen, weit mehrern Dampf und Rauch von ſich giebt, als dasjenige, welches öfter im Feuer geweſen, oder mit Bley und Zinn vermengt iſt, und ſprödes Meſſing genannt wird. Dieſer Unterſchied offenbaret ſich, bey dem Schmelzen beyder Arten, auf eine ſehr merkliche Weiſe. Das geſchmeidige Meſſing giebt einen ſehr ſtarken, weißen Rauch von ſich. Die Zangen, und andere hiebey nöthige Inſtrumente wer-

werden mit einem weißen, mehlichten Staube überzogen, und die Schmelztiegel mit einer flockichten und federichten, weißen Materie bedeckt und angefüllet; ja, man ſieht, bey dem Ausgießen dieſes Meſſinges, ſogar weiſſe Stücke, wie Schneeflocken, in der Luft herum fliegen. Alles dieſes beobachtet man, in weit geringerem Verhältniſſe, bey dem Schmelzen des ſpröden Meſſinges. Wenn man den weißen Staub, welcher ſich an die Zangen anleget, wie auch die flockichte Materie aus den Schmelztiegeln unterſucht, und dieſelben, in Anſehung ihrer Beſchaffenheit und ihres Geſchmackes, mit dem Nicht und den Zinkblumen in Vergleichung zieht, wird man unter denſelben nicht den geringſten Unterſchied wahrnehmen.

Wenn die Gelbgießer den Tag über mit dem Schmelzen und Gießen des Meſſinges beſchäftigt geweſen ſind, ſo empfinden ſie, nach geendigter Arbeit, insgemein eine große Mattigkeit in allen Gliedern. Die Bruſt wird beklemmt, der Athem kurz, das Herz fängt ſtark zu ſchlagen an, und der Puls wird ungemein ſchwach. Hierauf ſtellen ſich nicht nur gewaltige Kopfſchmerzen und Reißen in allen Gliedern ein, ſondern ſie bemerken auch einen Schauer und Froſt, wie bey einem ſtarken Anfalle eines kalten Fiebers. Dieſe Zufälle nehmen endlich dermaßen überhand, daß ſolche Perſonen nicht ſelten genöthiget werden, ſich in das Bette zu verfügen, wobey ſich eine Unruhe einfindet, oder doch wenigſtens der Schlaf mit ängſtlichen Vorſtellungen begleitet wird. Alles dieſes vermehrt ſich bis zu der ſechsten oder achten Stunde, nach dem erſten Anfalle dieſer Krankheit, worauf ein gelinder Schweiß dieſen Zufällen ein Ende machet, und zwar dergeſtalt, daß man am folgenden Tage nicht das geringſte Merkmaal hievon ſpüret, und ſolche Perſonen ihre Arbeit ungehindert fortſetzen können; ja, einige

befinden ſich nach dieſen fieberhaften Anfällen, viel munterer und aufgeräumter, als vor denſelben.

Dieſe Krankheit iſt bey den Gelbgießern unter dem Namen des Schmelz- oder Gieß-Fiebers bereits ſo bekannt, daß ſie niemals, bey dem Anfalle derſelben, ihre Zuflucht zu einigen Arzeneymitteln nehmen, indem ſie verſichert ſind, daß derſelbe keine gefährliche Folgen nach ſich ziehen, und in einer Zeit von 10 bis 12 Stunden völlig vorüber gehen werde.

Alle dieſe fieberhafte Zufälle äußern ſich nicht nur weit ſtärker, ſondern dauern auch länger, wenn ſolche Perſonen mit dem Schmelzen und Gießen des geſchmeidigen Meſſinges beſchäftigt geweſen ſind; da hingegen dieſelben ſich vermindern, ja wohl gar nicht einfinden, wenn das Meſſing, mit welchem ſie zu thun gehabt haben, bereits oft im Feuer geweſen, oder mit andern Metallen, welche die Theile des Zinkes oder des Galmeyes zu binden geſchickt ſind, verſetzt worden iſt.

Wenn wir dasjenige, was ich von den Beſtandtheilen und der Wirkung des Galmeyes, des Nichtes und der Zinkblumen angeführt habe, in gehörige Betrachtung ziehen: ſo werden wir gar leicht im Stande ſeyn, von den Urſachen und der Beſchaffenheit dieſes ſo genannten Gießfiebers ein gehöriges Urtheil zu fällen. Denn da man nicht zweifeln darf, daß dieſe Dinge unter der Geſtalt des aufgeſtiegenen Dampfes, vermittelſt der Luft, in die Lungen dieſer Perſonen gelangen; da wir wiſſen, daß dieſelben insgeſamt ein vitriolartiges, ſaures Salz, und mithin eine zuſammenziehende Eigenſchaft beſitzen: ſo wird man leicht einſehen, daß hiedurch die Gefäße in der Lunge, inſonderheit aber die Lungenbläschen, und die an denſelben befindlichen Blut- und Pulsäderchen, zuſammengezogen werden müſſen, welches den freyen Umlauf des Blutes durch die Lunge hemmet und vermindert. Das Blut häufet ſich daher in der Lungenpulsader an, und das Herz empfindet einen Widerſtand,

ſtand, wodurch die natürliche Bewegung deſſelben gehindert wird. Da nun aber das Blut, welches durch die große Pulsader zu allen übrigen Theilen des Leibes geführet werden ſollte, aus eben dieſen Urſachen in wenigerer Menge aus der Lunge zu dem Herzen gelanget: ſo kann nichts anders erfolgen, als daß die Schläge aller Pulsadern kleiner und ſchwächer, die Blutadern und Bluthöhlen hingegen insgeſamt mit allzu vielem Blute angefüllet werden, welches nicht nur eine Mattigkeit und Trägheit, ſondern auch einen Mangel der Wärme nach ſich ziehen muß. Auf dieſe Art werden ſich aus der gehemmten Bewegung des Blutes durch die Lunge alle Zufälle, die ſich bey dieſem Fieber einſtellen, gar füglich erklären laſſen.

Dieſes Fieber ſcheint, in Anſehung ſeiner Beſchaffenheit und Dauer, denjenigen ſehr gleich zu kommen, welche mit einem einzigen Anfalle ihre Endſchaft erreichen, und die man insgemein, entweder nach der unterbrochenen Ausdünſtung, oder nach einer krampfigen Zuſammenziehung der kleinſten Blutgefäße, bey feuchter und kalter Witterung, zu verſpüren pflegt.

Neue geſellſchaftl. Erzählungen, 2. Th. Lpz. 1759, gr. 8. S. 136. fgg.

Gelb=Holz. Dieſe Benennung führen zweyerley Arten von Holz, welche insgemein mit einander verwechſelt werden.

I. Diejenige Art, welche unſere Färber in großer Menge verbrauchen, und welche auch Fuſtik=Holz, bey den Spaniern Morita, bey den Holländern Stockviſchhout, Engl. Fuſtik-wood, genannt wird, kömmt von einem Baume, den man in Jamaika und Braſilien wild findet. Morus fructu viridi, ligno ſulphureo tinctorio, *Sloane* & *Raj.* Morus lacteſcens, foliis oblongis acutis, paginis exterioribus productioribus, ligno citrino *Brown.* Morus, quæ Tata-iba *Plumier.* Morus tinctoria, foliis oblongis hinc productioribus, ſpinis axillaribus *Linn.* Morus tinctoria, foliis oblique cordatis acuminatis hirſutis *Mill.* Dieſer Baum wird

in dem Lande, wo er urſprünglich zu Hauſe iſt, über 16 und mehr Fuß hoch. Er hat eine hellbraune Rinde, die einige ſeichte Furchen hat. Das Holz iſt feſt, und hat eine glänzende ſchwefel- oder citronengelbe Farbe. Er treibt auf allen Seiten viele Zweige, die mit einer weißen Rinde bedeckt, und mit ungefähr 4 Zoll langen Blättern beſetzt ſind. Dieſelben ſind an ihrer Baſis breit, und an dem Stiele gezähnt, woſelbſt ſie zugeründet ſind; doch iſt eine Seite breiter, als die andere, ſo daß ſie gegen den Stiel zu, ſchief ſtehen. Sie nehmen ſtufenweiſe ab, und endigen ſich mit ſcharfen Spitzen. Sie ſind, gleich den gemeinen Maulbeerblättern, rauh, haben eine dunkelgrüne Farbe, und ſtehen auf kurzen Stielen. Gegen das Ende der jungen Zweige zu, kommen kurze Kätzlein heraus, die eine bleiche grasartige Farbe haben; und an andern Theilen eben dieſes Zweiges wächſt die Frucht auf kurzen Stielen. Sie iſt von der Größe einer Muskatennuß, rundlich, und voll Erhöhungen, wie die gemeinen Maulbeeren, in- und auswendig grün, und hat, wenn ſie reif iſt, einen ekelhaft ſüßen Geſchmack.

Dieſer Baum iſt dermaßen zart, daß er bey uns nicht fortkömmt, wofern er nicht in einem warmen Glashauſe gehalten wird. Der Same geht auf den Miſtbeeten gern auf; und wenn die Pflänzen zum Verſetzen tüchtig geworden ſind, muß man ſie einzeln in beſondere, mit friſcher Erde angefüllte Töpfe ſetzen, in ein Lohbeet einſenken und im Schatten erhalten, bis ſie friſche Wurzeln geſchlagen haben. Alsdann muß man ſie eben ſo behandeln, wie andere Pflanzen aus dieſen heißen Ländern; man muß ſie nämlich beſtändig im Lohbeete in einem Glashauſe erhalten, wo ſie ihre Blätter, den größten Theil des Jahres hindurch, behalten.

Wenn man ſich dieſes Gelbholzes zum Färben bedienen will, muß man es zu dünnen Spänen raſpeln oder hobeln laſſen, und die Späne in einen Sack thun, da-

damit dieſelben ſich nicht an die Waare hängen, und dieſelbe zerreißen oder ſchadhaft machen. Die Beſchaffenheit der färbenden Subſtanz dieſes Holzes, wie auch die Wirkung derſelben auf Wolle und Baumwolle, erhellet aus folgenden, vom Hrn. **Bergrath** D. **Pörner** damit angeſtellten Verſuchen.

1. Gelbholz mit Waſſer gekocht, und im Kochen eine halbe Stunde erhalten, giebt ein Decoct, welches keinen Geruch und Geſchmack hat, und nur ein gelindes Zuſammenziehen auf der Zunge und im Munde erregt. Die Farbe deſſelben iſt ſchön gelbroth oder feuergelb; mit Waſſer verdünnt, wird dieſelbe goldgelb, und mit noch mehrerm Waſſer endlich weingelb. Es wird viel Waſſer erfordert, ehe alle Farbe unſcheinbar wird.
2. Mit aufgelöſtem Kochſalz zeigt ſich keine beſondere Veränderung, außer, daß ſich etwas weniges von einer weißlichen Subſtanz ſcheidet, welche in der Feuchtigkeit, wie eine Wolke, hängen bleibt. Ueberdieß wird die Farbe etwas dunkler.
3. Mit aufgelöſtem Salmiak ſchlägt ſich etwas von einer bräunlichgelben oder pomeranzenfarbigen Subſtanz nieder. Der darüber ſtehende Liquor hat alsdann eine ſchöne hohe Pomeranzen- oder Aurorgelbefarbe. Vermiſcht man mit ſelbiger aufgelöſte Pottaſche, ſo wird die Farbe noch etwas dunkler. Die niederſchlagene bräunlichgelbe oder gelbbraune Subſtanz läßt ſich von einer Pottaſchenſolution auflöſen, und giebt derſelben eine geſättigte dunkle Pomeranzenfarbe, welche in das Feuergelbe fällt.
4. Mit aufgelöſter Pottaſche wird die Farbe des Decoctes von dem Gelbholze dunkel und faſt rubinroth. An die Seiten und auf dem Boden des Gefäßes legt ſich eine weißliche Subſtanz an, welche ſich mit Waſſer nicht losſpühlen, von dem Salpeterſauren aber den Augenblick wegnehmen läßt; doch löſet ſich dieſelbe

ſelbe nicht auf, ſondern bleibt, wie eine loſe Staub- erde, in demſelben hängen. Vermiſcht man das mit Pottaſche vereinigte und dunkelroth gewordene Decoct mit Salzſaurem, ſo entſteht ein Aufbrauſen, und es ſchlägt ſich eine gelbbraune oder pomeranzenfarbige Subſtanz nieder, welche ſich von aufgelöſter Pottaſche wieder mit einer dunklen Pomeranzenfarbe auflöſen läßt. Der darüber ſtehende Liquor hat alsdann eine weingelbe Farbe.

5. Mit Salzſaurem ſchlägt ſich eine pomeranzenfarbige Subſtanz nieder. Der darüber ſtehende Liquor hat eine ſchöne weingelbe Farbe. Vermiſcht man mit derſelben aufgelöſte Pottaſche, ſo entſteht ein Aufbrauſen, und die Farbe wird feuer- oder rothgelb. Die niedergeſchlagene pomeranzenfarbige Subſtanz löſet ſich in Pottaſchenſolution auf, und ertheilt derſelben eine ſehr geſättigte Farbe, ſo, daß man kaum durchſehen kann. Die Farbe fällt in das Rubinrothe, wird aber, wenn man ſie mit Waſſer verdünnet, orangegelb; durch mehreres Waſſer, goldgelb, weingelb, und endlich blaßgelb, doch ſpielt ſie allemal etwas in das Röthliche. Eine kleine Portion dieſer durch Pottaſche aufgelöſten Subſtanz färbt eine große Menge Waſſer gelb.

6. Mit aufgelöſtem Alaun ſchlägt ſich ebenfalls etwas von einer pomeranzengelben Subſtanz nieder. Die darüber ſtehende Feuchtigkeit hat eine ſchöne goldgelbe Farbe. Vermiſcht man mit ſelbiger aufgelöſte Pottaſche, ſo wird dieſelbe trübe, und es ſchlägt ſich etwas von einer gelblichweißen Subſtanz nieder. Die aus der Vermiſchung des Gelbholzdecoctes mit Alaun geſchiedene orangegelbe Subſtanz löſet ſich zum Theil in Pottaſchenſolution auf, und färbt dieſelbe orangegelb.

7. Mit Zinnſolution wird das Decoct trübe, und es ſchlägt ſich eine häufige gelbe Subſtanz nieder, wel-

che die Farbe eines gelben Ochers hat. Der darüber ſtehende Liquor iſt blaßgelb, faſt citronengelb. Vermiſcht man mit demſelben Pottaſchenſolution, ſo wird er orangegelb, und es ſchlägt ſich etwas weniges von einer weißlichen Subſtanz nieder. Die gelbe Subſtanz, welche ſich aus der Vermiſchung des Decoctes mit Zinnſolution niedergeſchlagen hat, löſet ſich zum Theil in Pottaſchenſolution auf, und färbt dieſelbe orangegelb.

8. Mit grünem Vitriol wird das Decoct trübe, und es ſchlägt ſich eine häufige Menge einer ſchwarzbraunen Subſtanz nieder, welche ein wenig in das Grünliche fällt. Der darüber ſtehende Liquor hat eine ſehr blaſſe, aber etwas trübe Farbe, welche in das Grünlichgelbe fällt. Vermiſcht man mit demſelben Pottaſchenſolution, ſo erfolgt eine Präcipitation, und es ſchlägt ſich eine dunkle bläulichgrüne Subſtanz nieder, welche an der Luft braun wird. Hat ſich dieſe Subſtanz geſetzt, ſo wird der Liquor hell, und erhält eine blaſſe weingelbe Farbe, welche ſtärker, als die vor der Präcipitation bemerkte ſchwache grünlichgelbe Farbe, iſt. Die ſchwarzbraune Subſtanz, welche ſich aus dem mit grünem Vitriol vermiſchten Decocte geſchieden hat, löſet ſich in Pottaſchenſolution ganz auf, und ertheilt derſelben eine ſo dunkle und geſättigte braunrothe Farbe, daß ſie das Anſehen hat, als wenn Wermuthextract im Waſſer aufgelöſet wäre. Verdünnt man dieſe Solution mit etwas Waſſer, ſo wird dieſelbe rubinroth, durch noch mehreres Waſſer pomeranzenfarbig, und endlich ſehr blaßgelb, doch ſo, daß ſie in das Röthliche ſpielt, dabey aber etwas trübe bleibt.

9. Mit blauem Vitriol wird das Decoct gleichfalls trübe, und es ſchlägt ſich eine dunkle gelbbraune Subſtanz nieder. Die darüber ſtehende Feuchtigkeit hat eine klare, aber ſchwache zeiſiggrüne Farbe.

Ver-

Vermiſche man mit ſelbiger aufgelöſte Pottaſche, ſo entſteht eine Präcipitation, und es ſchlägt ſich eine blaßblaue Subſtanz nieder, welche ſich, wenn man mehrere Pottaſchenſolution zugießt, wieder auflöſen läßt, und dieſelbe faſt himmelblau färbet; doch fällt ſie noch ein wenig in das Stahlgrüne. Die aus der Vermiſchung des Decoctes mit blauem Vitriol geſchiedene dunkle gelbbraune Subſtanz löſet ſich in Pottaſchenſolution ganz auf, und ertheilt derſelben eine ſehr dunkle und geſättigte grünlichbraune Farbe, ſo, daß man nicht durchſehen, und dieſelbe kaum beſtimmen kann. Verdünnt man dieſe Solution mit Waſſer, ſo wird ſie etwas durchſichtiger und dunkelbraun; mit noch mehrerm Waſſer, bräunlichgelb, endlich blaßgelb, doch ſo, daß ſie etwas in das Grünlichbraune fällt, und allemal etwas trübe bleibt.

Aus dieſen Verſuchen erhellet deutlich, daß man die färbende Subſtanz des Gelbholzes in harzigen, oder denſelben ähnlichen Theilen zu ſuchen hat, welche mit einigen zuſammenziehenden erdigen und ſchleimigen Theilen vereinigt iſt. Da die vermittelſt des Salzſauern geſchiedene pomeranzenfarbige Subſtanz ſich in aufgelöſter Pottaſche mit einer ſehr dunkeln und geſättigten Farbe (No. 5) auflöſet: ſo folgt hieraus, daß das eigentlich gelbfärbende Weſen des Gelbholzes ſich in ſehr concentrirter Geſtalt in den harzigen Theilen aufhält. Und aus der vermittelſt des grünen Vitriols geſchiedenen ſchwarzbraunen Subſtanz (No. 8) iſt zu erkennen, daß mit den harzigen Theilen zuſammenziehende erdige Theile verbunden ſeyn, welche nebſt den gelbfärbenden harzigen Theilen mit den im grünen Vitriol befindlichen eiſenerdigen Theilen eine Vereinigung eingegangen ſind, und die erwähnte ſchwarzbraune Subſtanz hervorgebracht haben.

Was die Veränderungen betrifft, welche die gelbfärbende Subſtanz durch verſchiedene Zuſätze leidet, ſo wird aus den angezeigten Verſuchen folgendes zu bemerken ſeyn. Das aufgelöſte Kochſalz (No. 2) ſcheidet von der gelbfärbenden Subſtanz nichts, ſondern erhält dieſelbe in dem Decocte aufgelöſt, und ſcheint dieſelbe, da die Farbe dunkler wird, wirkſamer zu machen. Der aufgelöſte Salmiak hingegen (No. 3) ſcheidet etwas von der färbenden Subſtanz, und der übrig gebliebene Theil wird mehr aufgeſchloſſen und ebenfalls wirkſamer gemacht.

Die

Die aufgelöſte Pottaſche (No. 4) ſcheidet nichts von der färbenden Subſtanz, ſondern erhält dieſelbe aufgelöſet, und ſcheint die harzigen Behältniſſe ſehr ſtark aufzuſchließen und wirkſamer zu machen, ſo daß dadurch eine dunklere Farbe, als die natürliche iſt, entſtehen muß.

Das Salzſaure (No. 5) ſcheidet faſt alle färbende Subſtanz, und erhält nur etwas weniges aufgelöſt. Faſt auf gleiche Weiſe wirkt die Zinnſolution (No. 7), als vermittelſt welcher die mehreſte färbende Subſtanz geſchieden wird. Dasjenige, was in dem mit dem Salzſauren und der Zinnſolution vermiſchten Decocte übrig bleibt, ſcheint von dieſen Zuſätzen eine Erhöhung zu erhalten.

Durch den aufgelöſten Alaun (No. 6) wird aus dem Decocte von der färbenden Subſtanz weniger, als durch das Salzſaure und durch die Zinnſolution, geſchieden. Das übrige aber welches mit dem Alaune aufgelöſt geblieben iſt, ſcheint durch denſelben eine Erhöhung erhalten zu haben, wie aus der goldgelben Farbe des übrig gebliebenen Liquors erkannt wird.

Durch den grünen und blauen Vitriol (No. 8 und 9) wird nicht allein die färbende Subſtanz größtentheils geſchieden und verändert, ſondern der noch rückſtändige Theil, welcher mit den vitrioliſchen Salzen eine Vereinigung eingegangen iſt, leidet, der weſentlichen Beſchaffenheit nach, eine beträchtliche Veränderung, ſo daß die Farbe durch den grünen Vitriol grünlichgelb, oder blaß olivengrün, und durch den blauen Vitriol zeiſiggrün wird. Dieſe beyde ſaliniſche Subſtanzen verurſachen demnach, wie bey andern gelbfärbenden Körpern, in der färbenden Subſtanz des Gelbholzes die ſtärkſte Veränderung, indem durch dieſelben keine gelbe Farben erzeuget werden, welches aber, wie aus andern Verſuchen bekannt iſt, von den bey dieſen Salzen ſich befindenden und mit der färbenden Subſtanz vereinigten metalliſchen Erden herrührt. Die übrigen Zuſätze machen zwar in der färbenden Subſtanz auch eine Veränderung, doch alſo, daß das führende Weſen ſeine Eigenſchaft behält, und nur von einigen geſchwächt und erhöhet, und von andern gleichſam vermehrt und verdunkelt wird.

Verſuche mit Gelbholz, in wiefern durch daſſelbe Tuch oder Wolle Farben erhalten kann. Die Vorbereitungen des Tuches ſind zu nachfolgenden Farben 1) mit Waſſer; 2) mit Weineſſig; 3) mit Alaun; 4) mit Alaun und Weinſtein-Cremor; 5) mit Alaun und Weineſſig, vorgenommen worden.

1. Ver-

1. Verſuche mit Tuch, welches mit bloßem Waſſer behandelt worden iſt. Tuch eine halbe Stunde lang mit Waſſer gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Waſſer etliche Tage eingeweicht, erhält aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

1) Mit Gelbholz ohne Zuſatz, eine geſättigte gelbe Farbe, welche in das Pomeranzengelbe fällt.
2) Mit gleichen Theilen Kochſalz und Gelbholz, eine geſättigte bräunlichgelbe Farbe.
3) Mit 2 Theilen Kochſalz und 1 Theil Gelbholz, eine dergleichen etwas lichtere Farbe.
4) Mit gleichen Theilen Salmiak und Gelbholz, eine dunkle grünliche bräunlichgelbe Farbe.
5) Mit 2 Th. Salmiak und 1 Th. Gelbholz, eine dergleichen etwas mehr grünliche Farbe.
6) Mit gleichen Theilen Weinſtein-Cremor und Gelbholz, eine lichte pomeranzengelbe Farbe.
7) Mit 2 Th. Weinſtein-Cremor und 1 Th. Gelbholz, eine dergleichen ſchwächere und blaſſere Farbe.
8) Mit 12 Th. Weineſſig und 1 Th. Gelbholz, eine bräunlichgelbe Farbe, welche etwas in das Grünliche fällt.
9) Mit 24 Th. Weineſſig und 1 Th Gelbholz, eine dergleichen etwas dunklere Farbe.
10) Mit gleichen Theilen Alaun und Gelbholz, eine geſättigte citronengelbe Farbe.
11) Mit 2 Th. Alaun und 1 Th. Gelbholz, eine dergleichen etwas blaſſere Farbe.
12) Mit gleichen Theilen Gyps und Gelbholz, eine geſättigte, in das Pomeranzengelbe fallende Farbe.
13) Mit 2 Th. Gyps und 1 Th. Gelbholz, eine dergleichen etwas ſchwächere und blaſſere Farbe.
14) Mit 1 Th. Zinn-Solution und 2 Th. Gelbholz, eine citronengelbe Farbe.
15) Mit gleichen Theilen Zinn-Solution und Gelbholz, eine dergleichen etwas dunklere Farbe.
16) Mit 1 Th. grünen Vitriol und 2 Th. Gelbholz, eine ſehr dunkle olivengrüne Farbe, welche faſt ſchwarz in die Augen fällt.

17) Mit

17) Mit gleichen Theilen grünen Vitriol und Gelbholz, eine dergleichen etwas lichtere Farbe, welche für ſich noch immer ſehr dunkel ausfällt.

18) Mit 1 Th. blauen Vitriol und 2 Th. Gelbholz, eine gelbbraune Farbe, welche kaum merklich in das Grünliche fällt.

19) Mit gleichen Theilen blauen Vitriol und Gelbholz, eine dergleichen etwas weniger dunklere Farbe.

Anmerkungen über dieſe Verſuche. Die natürliche Farbe des Gelbholzes iſt auf Tuch eine geſättigte gelbe Farbe No. 1, welche in das Pomeranzengelbe fällt. Dieſe Farbe iſt nicht angenehm, verändert ſich an der Luft ganz und gar, und wird zu einer braunen Farbe. Es ſcheint demnach die ganze färbende Subſtanz des Gelbholzes, nämlich das mit den erdharzigen Theilen vereinigte färbende Weſen nicht ganz, ſondern nur ein Theil des eigentlich gelbfärbenden Weſens verloren zu gehen. Der übrige Theil ſcheint mit den erdigharzigen Behältniſſen vereinigt zu bleiben, und durch dieſelben eine dunklere Geſtalt zu erhalten. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß die erdigharzigen Behältniſſe ſelbſt von den in der Luft befindlichen wirkſamen Subſtanzen eine Veränderung leiden, und vielleicht mehr aufgeſchloſſen werden, daher alſo die Farbe mehr braun als gelb erſcheinen muß.

Das Kochſalz macht bräunlichgelbe Farben, No. 2, 3, welche an der Luft zwar dunkler werden, ſich aber ähnlich bleiben. Die Urſache, warum die Farben durch das Kochſalz dunkler ausfallen, iſt vermuthlich darin zu ſuchen, weil durch dieſes Salz die erdigharzigen Behältniſſe aufgeſchloſſen, und wirkſam gemacht werden, ſo daß das färbende Weſen gleichſam einen Zuwachs bekömmt, aber auch wegen der genauern Vereinigung der aufgeſchloſſenen öhligerdigen Theile eine Veränderung leidet, und dunkler wird.

Faſt auf eine ähnliche Weiſe verhält es ſich mit dem Salmiak, als vermittelſt deſſen man grünlich-gelblichbraune Farben, No. 4, 5, erhält, welche an der Luft etwas dunkler werden, doch aber ſich ähnlich bleiben. Da der Salmiak, wie oben S. 774, No. 3 gezeigt worden iſt, etwas von der färbenden Subſtanz ſcheidet, dem ungeachtet aber keine ſchwache und blaſſe, ſondern ziemlich geſättigte und dunkle, wiewohl veränderte und von der natürlichen Farbe unterſchiedene Farben hervorbringt: ſo iſt offenbar, daß durch dieſes Salz die unterſchiedenen erdigharzigen Theile des Gelbholzes ſehr aufgeſchloſ-

ſen, zugleich aber auch wegen der beſondern Natur und Beſchaffenheit dieſes Salzes, als welches Salzſaures mit einem flüchtigen Alkali verbunden, und mithin vermittelſt des leztern auch ein feines brennbares Weſen enthält, die ganze färbende Subſtanz des Gelbholzes, d. i. das eigentlich gelbfärbende Weſen deſſelben, nebſt den erdigharzigen Behältniſſen, eine Veränderung leidet, und alſo andere, als gelbe Farben, erzeugt werden.

Der **Weinſteincremor** giebt lichte orangegelbe Farben, No. 6, 7, welche an der Luft blaſſer werden. Dieſe ſaliniſche Subſtanz beſteht größtentheils aus ſauern erdigen Theilen, daher das färbende Weſen durch dieſes Salz ausgedehnt, und mithin die Farbe erhöhet wird. Je mehr nun von dieſem Salze zugeſezt wird, deſto lichter muß die Farbe ausfallen, wie aus der No. 7 angezeigten Farbe erkannt wird. Da aber in dem Weinſteincremor zugleich öhlige Theile befindlich ſind, ſo kann die Farbe, wenn man auch noch ſo viel Weinſteincremor zuſezt, zwar ſehr blaß und ausgedehnt, niemals aber zu der Schattirung von Citronengelb gebracht werden, ſondern es wird dieſelbe allzeit in das Pomeranzengelbe fallen.

Der **Weineſſig** giebt bräunlichgelbe Farben, No. 8, 9, welche ein wenig in das Grünliche ſpielen, an der Luft etwas dunkler werden, ſich aber ſehr ähnlich bleiben. Dieſes Saure iſt weit feiner, als das Saure des Weinſteincremors, und enthält auch häufigere und feinere öhlige Theile, mit welchen es genau vereinigt iſt. Dieſe beſondere Miſchung verurſacht demnach, daß die erdigharzigen Theile des Gelbholzes mehr aufgeſchloſſen, wirkſamer gemacht, und mit dem färbenden Weſen genauer vereinigt werden; daher alſo die färbenden Theile der Natur nach verändert, und von der natürlichen Farbe unterſchieden ausfallen müſſen. Die Farbe No. 9, zu welcher mehr Eſſig als zur Farbe No. 8 gekommen iſt, iſt dunkler; man darf aber deswegen nicht glauben, als wenn durch eine noch größere Menge Eſſig eine noch dunklere Farbe hervorgebracht werden könnte; dieſes geſchiebt nicht; denn alsdann werden die färbenden Theile zu ſehr ausgedehnt, und die färbende Eigenſchaft wird vermindert, folglich eine ſchwächere Farbe hervorgebracht. Wird überdieß die rechte Proportion des Eſſigs getroffen, ſo kann man eine Farbe erhalten, welche an der Luft ziemlich beſtändig iſt, und nicht nur für ſich, als eine gute gelblichbraune Farbe, ſondern auch vornämlich bey Vermiſchung mit andern färbenden Körpern mit Vortheile zu gebrauchen iſt.

Durch

Durch den Alaun und die Zinnſolution werden aus dem Gelbholze ganz feine citronengelbe Farben, No. 10, 11, 14, 15, erhalten, welche an der Luft viele Veränderung leiden, und ſchmuzig werden. Das Saure des Alaunes ſowohl, als auch der Zinnſolution, ſcheint vorzüglich in das eigentlich gelbfärbende Weſen zu wirken, und daſſelbe auszudehnen, ſo daß daher eine citronengelbe Farbe erzeugt wird. Da dieſe beyde ſaliniſche Zuſätze, wie oben S. 748, ſ. No. 6 und 7 angemerkt worden iſt, einen beträchtlichen Theil der färbenden Subſtanz ſcheiden: ſo iſt hieraus abzunehmen, daß die Farben, wenn zu viel von dieſen Zuſätzen gebraucht wird, ſehr blaß werden müſſen. Die Urſache aber, warum dieſe ſchöne Farben ſich an der Luft ſo ſchlecht verhalten, und ſchmuzig werden, iſt ohne Zweifel dieſe, daß die Verbindung des durch dieſe Salze ausgedehnten färbenden Weſens mit den erdigharzigen Theilen geſchwächt, und folglich zu einer leichten Trennung und Verflüchtigung geſchickt gemacht wird, da alsdann die erdigharzigen Theile übrig bleiben, und das ſchmuzige Anſehen verurſachen.

Der Zuſatz des Gypſes giebt mit Gelbholz ganze gute orangegelbe Farben, No. 12, 13, welche lichter und lieblicher als die natürliche Farbe No. 1 ſind. Dieſe beyde Farben werden an der Luft etwas blaſſer und bräunlich, welches ein Kennzeichen iſt, daß die in dem Gypſe befindliche ſaliniſche Subſtanz das färbende Weſen des Gelbholzes ebenfalls ausdehnt, und die Verbindung deſſelben mit den erdigharzigen Behältniſſen ſchwächer macht; doch verliert die Farbe No. 12, zu welcher gleiche Theile Gyps und Gelbholz gekommen ſind, weniger, als die Farbe No. 13, welche noch einmal ſo viel Gyps als Gelbholz erhalten hat.

Der grüne Vitriol giebt mit Gelbholz ſehr dunkle olivengrüne Farben, No. 16, 17, welche beynahe ſchwarz ausſehen. Die mit der färbenden Subſtanz des Gelbholzes verbundenen zuſammenziehenden erdigen Theile werden durch ihre Vereinigung mit dem in dem grünen Vitriole befindlichen eiſenerdigen Theilen die Urſache von dem dunkeln und ſchwärzlichen Anſehen dieſer Farben. Da aber mit dieſen zuſammenziehenden erdigen Theilen eine noch größere Menge harziger Theile vereinigt iſt, in welchen ſich ein ſehr concentrirtes gelbfärbendes Weſen befindet, ſo können die Farben nicht ſchwarz, ſondern ſehr dunkel olivengrün erſcheinen. Daß aber das gelbfärbende Weſen die Urſache des grünlichen Anſehens dieſer Farben ſey, läßt ſich daraus erweiſen, weil die mit grünem Vitriole erhaltenen beyden Farben an der Luft das Grünliche verlieren, und zwar et-

was ſchwächer, aber auch zugleich ſchwärzlicher werden. Vornämlich wird die Farbe No. 17, zu welcher mehr Vitriol als zu der Farbe No. 16 gekommen iſt, an der Luft ſchwärzlicher, da ſie doch vorher lichter und mehr grünlich, als die Farbe No. 16 war. Dieſe Bemerkungen lehren, daß das färbende Weſen des Gelbholzes durch das Saure des grünen Vitrioles in der Verbindung mit den erdigharzigen Theilen ſchwächer gemacht, und hingegen die Eiſenerde des grünen Vitrioles mit den erdigharzigen Behältniſſen der färbenden Subſtanz des Gelbholzes genau vereinigt, und mit den Faſern des Tuches feſt verbunden, und alſo eine Farbe erzeugt wird, welche zwar an der Luft eine Veränderung leidet, aber nicht vergänglich iſt. Von dieſer Farbe kann vielleicht einiger Gebrauch gemacht werden, wenn man dieſelbe zu einer Vorbereitung des Tuches anwendet, und das auf dieſe Weiſe gefärbte Tuch in eine Brühe von Sandelholz, oder Galläpfeln, oder Ellernrinde, oder Blauholz bringt, oder auch aus Braſilienholz und Grappbrühen färbet.

Mit blauem **Vitriol** erhält man gelbbraune Farben, No. 18, 19, welche zwar an der Luft etwas dunkler werden, aber ein gutes Anſehen behalten. Dieſe Farben können auch bey dem Färben des Tuches zu einem Grunde dienen, auf welchen andere Farben geſetzt werden können; vornämlich werden einige aus Braſilienholz, Sandelholz und Blauholz bereitete Brühen, wozu man eine gehörige Portion blauen oder auch grünen Vitriol genommen hat, mit Nutzen zu gebrauchen ſeyn.

2. **Verſuche mit Tuch, welches durch Weineſſig vorbereitet worden iſt.** Tuch, mit Waſſer gekocht, in demſelben etliche Tage eingeweicht, alsdann in Weineſſig gelegt, und 48 Stunden darin eingeweicht, erhält aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

20) Mit Gelbholz ohne Zuſatz, eine bräunlichgelbe Farbe, welche in das Pomeranzengelbe fällt.
21) Mit gleichen Theilen Weinſteincremor und Gelbholz, eine ſehr geſättigte und dunkle pomeranzengelbe Farbe.
22) Mit Alaun, in eben der Proportion, eine ziemlich geſättigte gelbe Farbe, welche in das blaſſe Citronengelbe fällt.

23) Mit

23) Mit Zinnſolution in eben der Proportion, eine ziemlich geſättigte gelbe Farbe, welche mehr in das Schwefel = als Citronengelbe fällt, und zugleich ein wenig in das Grünliche ſpielt.

24) Mit 1 Th. Zinnſolution, 1 Th. Weinſteincremor, und 2 Th. Gelbholz, eine ſchöne citronengelbe Farbe.

Anmerkungen über vorſtehende Verſuche. Die ohne Zuſatz bereitete Farbe No. 20 iſt von der natürlichen Farbe No. 1 ganz unterſchieden, indem ſie weit dunkler und reiner ausfällt. Dieſe Farbe verändert ſich ganz an der Luft, wird dunkler, und faſt bräunlich.

Die mit Weinſteincremor erhaltene Farbe No. 21 iſt von den durch eben dieſen Zuſatz erhaltenen Farben No. 6 und 7 ſehr merklich unterſchieden. Es iſt dieſelbe ſehr ſaturirt, und dunkel orangegelb, da hingegen jene ſchwächer und lichter ſind. An der Luft wird dieſelbe blaſſer, und verliert viel von ihrem lieblichen Anſehen.

Die mit Allaun erhaltene Farbe No. 22 iſt etwas blaſſer, wie die No. 10, verhält ſich aber eben ſo ſchlecht an der Luft, und wird ſchmuzig.

Die mit Zinnſolution erhaltene Farbe No. 23 hat eine ganz andere Beſchaffenheit, als die No. 14, indem ſie grünlich ausfällt. Sie verliert auch an der Luft viel von ihrer erſten Geſtalt, und wird etwas ſchmuzig.

Am beſten unter den hier angezeigten Farben verhält ſich die mit Zinnſolution und Weinſteincremor erhaltene citronengelbe Farbe No. 24, als welche nicht allein ein ſchönes und liebliches Anſehen hat, ſondern auch an der Luft keine ſo große Veränderung leidet; ſie wird zwar etwas dunkler, bleibt ſich aber ähnlich.

Aus dieſen Bemerkungen folgt, daß die mit Eſſig unternommene Vorbereitung des Tuches in den Faſern deſſelben eine ſolche Veränderung verurſachet, daß die hinzu kommenden färbenden Theile des Gelbholzes beträchtlich verändert werden. Und obgleich außer der No. 24 angezeigten Farbe keine andere mit Nutzen zu gebrauchen iſt, ſo wird es ſich doch der Mühe verlohnen, dieſer einzigen Farbe wegen die Vorbereitung mit Eſſig zu unternehmen, weil ſowohl dieſe Farbe für ſich allein, als vorzüglich bey Vermiſchungen mit andern färbenden Körpern mit Vortheile zu gebrauchen iſt.

3. **Verſuche mit Tuch, welches durch Alaun vorbereitet worden iſt.** Tuch mit Waſſer gekocht, etliche Tage eingeweicht, alsdann mit Alaun eine halbe Stunde lang gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Alaunbade 48 Stunden eingeweicht, erhält aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

25) Mit Gelbholz ohne Zuſatz, eine geſättigte gelbe Farbe, welche in das Pomeranzengelbe fällt.

26) Mit gleichen Theilen Weinſteincremor und Gelbholz, eine lichte pomeranzengelbe Farbe.

27) Mit Alaun in eben der Proportion, eine citronengelbe Farbe.

28) Mit Zinnſolution in eben der Proportion, eine grünlichgelbe Farbe, welche in das Schwefelgelbe fällt.

29) Mit blauem Vitriol in eben der Proportion, eine gelblichbraune Farbe.

Anmerkungen über dieſe Verſuche. Die nach der Vorbereitung des Tuches durch Alaun ohne Zuſatz erhaltene Farbe No. 25 iſt lichter und lieblicher, als die natürliche Farbe No. 1; ſie verändert ſich aber ebenfalls ſehr an der Luft, und wird dunkler.

Die mit Weingeiſtcremor erhaltene, No. 26, iſt geſättigter, aber etwas blaſſer, als die Farben No. 6, 7; und von der Farbe No. 21, welche das durch Eſſig vorbereitete Tuch erhalten hat, ganz unterſchieden. An der Luft wird ſie blaſſer.

Die mit Alaun hervorgebrachte Farbe No. 27 hat mit der No. 10 einige Aehnlichkeit, iſt aber etwas geſättigter und dunkler, und auch dunkler als die Farbe No. 22, welche das durch Eſſig vorbereitete Tuch erhielt. An der Luft wird ſie ſchmutzig.

Die mit Zinnſolution erzeugte Farbe No. 28 unterſcheidet ſich von der No. 14 dadurch, daß ſie in das Grünliche fällt, und noch dunkler und grünlicher als die Farbe No. 23 iſt. Sie wird an der Luft ebenfalls ſchmutzig.

Die mit blauem Vitriol erhaltene Farbe No. 29 iſt lichter als die Farben No. 18, 19, und wird an der Luft nicht, wie jene, dunkler, ſondern blaſſer, und bleibt ſich ähnlich.

Dieſe Vergleichungen geben deutlich zu erkennen, daß die Vorbereitung durch Alaun weniger nützlich, als die durch Eſſig unternommene iſt, weil die auf dieſe Weiſe erhaltenen Farben ſich an der Luft noch ſchlechter verhalten.

4. **Verſuche mit Tuch, welches durch Alaun und Weinſteincremor vorbereitet worden iſt.** Wenn man

3 Th. Alaun mit 1 Theil Weinſteincremor vermiſcht, und das Tuch mit dieſen Salzen vorbereitet, ſo erhält daſſelbe aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

30) Mit Gelbholz ohne Zuſatz, eine geſättigte gelbe Farbe, welche ein wenig in das Pomeranzengelbe fällt.

31) Mit gleich. Theil. Weinſteincremor und Gelbholz, eine angenehme lichte pomeranzengelbe Farbe.

32) Mit Alaun in eben der Proportion, eine geſättigte citronengelbe Farbe.

33) Mit Zinnſolution in eben der Proportion, eine bräunlichgelbe Farbe, welche in das Grünliche fällt.

Dieſe jetzt erwähnte Farben ſind von allen vorher gedachten merklich unterſchieden. Die ohne Zuſatz bereitete No. 30 hat zwar mit der natürlichen Farbe No. 1 viel Aehnlichkeit, iſt aber geſättigter und reiner. Dieſe Farbe wird an der Luft bräunlich.

Die mit Weinſteincremor erhaltene No. 31 iſt lichter, geſättigter und lieblicher, als die Farbe No. 7. An der Luft wird ſie blaſſer.

Die mit Alaun erhaltene No. 32 iſt etwas lichter, als die Farbe No. 10, wird aber an der Luft eben ſo ſchmutzig.

Die mit Zinnſolution No. 33 wird an der Luft ſchmutzig.

Es hat alſo die mit Alaun und Weinſteincremor unternommene Vorbereitung noch wenigern Nutzen, als diejenige, welche vermittelſt des Alaunes allein ohne weitere Beymiſchung vorgenommen worden iſt.

5. **Verſuche mit Tuch, welches durch Alaun und Weineſſig vorbereitet worden iſt.** Wenn das Tuch durch Alaun und Weineſſig vorbereitet wird, ſo erhält daſſelbe aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

34) Mit Gelbholz ohne Zuſatz, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe, welche etwas dunkel ausfällt.

35) Mit gleichen Theilen Weinſteincremor und Gelbholz, eine lichte pomeranzengelbe Farbe.

36) Mit Alaun in eben der Proportion, eine geſättigte citronengelbe Farbe.

37) Mit Zinnſolution in eben der Proportion, eine geſättigte gelbe Farbe, welche mehr in das Schwefel- als Citronengelbe fällt, und ein wenig in das Grünliche ſpielt.

Die Farbe No. 34 wird an der Luft bräunlich, und verliert ihre liebliche Geſtalt. No. 35 wird blaſſer. No. 36 wird an der Luft eben ſo ſchmutzig, wie No. 10. No. 37 iſt der No. 14 einigermaſen ähnlich, aber etwas matter, und wird an der Luft ebenfalls ſchmutzig.

Die meiſten der von No. 1 bis 37 angezeigten Farben ſind zwar auf Wolle und Tuch nicht für gänzlich unbrauchbar zu halten, doch aber ſo beſchaffen, daß man ſie nicht unter die beſtändigen rechnen kann. Die vergänglichſten unter denſelben, oder welche an der Luft die meiſte Veränderung leiden, ſind die mit Alaun und Zinnauflöſung erhaltenen Farben, als welche, ob ſie gleich nach der Bereitung meiſtentheils ein ſehr liebliches Anſehen zeigen, daſſelbe doch nicht behalten, ſondern ſich an de Luft verändern, und ſo ſchmutzig werden, daß ihre Bereitung nicht der Mühe werth iſt. Die übrigen Farben ſind ſo beſchaffen, daß man, ob ſie ſich gleich an der Luft verändern, dem ungeachtet einigen Gebrauch von ihnen machen kann; wenigſtens ſind dieſelben bey Vermiſchungen zu nutzen, da man dann gewiß einige brauchbare Farben von beſondern Schattirungen erhalten wird, vornämlich wenn das Tuch durch Eſſig oder nur durch bloſes Waſſer vorbereitet worden iſt. Die mit Alaun unternommenen Vorbereitungen ſind zwar weniger nützlich, können aber doch bey einigen Vermiſchungen Statt finden, zumal wenn zu den Farbebrühen Weinſteincremor oder Weineſſig gebraucht worden iſt.

Verſuche mit Gelbholz, inwiefern durch daſſelbe Baumwolle oder baumwollene Zeuge Farbe erhalten. Zur Vorbereitung des Kattunes, als eines baumwollenen Zeuges, ſind die Behandlungen 1) mit gemeinem Waſſer, 2) mit Kalkwaſſer, 3) mit Pottaſche, Kalkwaſſer und blauem Vitriol, 4) mit Kalkwaſſer und Alaun vorgenommen worden.

6. **Verſuche mit Kattun, welcher mit bloßem Waſſer behandelt worden iſt.** Kattun mit Waſſer gekocht und etliche Tage eingeweicht, erhält aus den mit Gelbholz bereiteteten Farbebrühen folgende Farben:

38) Mit

38) Mit Gelbholz ohne Zuſatz, eine ziemlich geſättigte gelbe Farbe, welche in das Pomeranzengelbe fällt.

39) Mit 2 Theilen Kochſalz und 1 Theil Gelbholz, eine orangegelbe Farbe, welche dunkler als die vorhergehende iſt.

40) Mit Salmiak in eben der Proportion, eine ſchwache grünlichgelbe Farbe.

41) Mit gleichen Theilen Weinſteincremor und Gelbholz, eine orangengelbe Farbe, welche lieblicher als *No.* 39 iſt.

42) Mit 24 Th. Weineſſig und 1 Th. Gelbholz, eine ziemlich geſättigte gelbe Farbe, welche in das Citronengelbe, zugleich aber auch ein wenig in das Grünliche fällt.

43) Mit gleichen Theilen Alaun und Gelbholz, eine dergleichen lichtere und weniger grünliche Farbe.

44) Mit Gyps in eben der Proportion, eine ziemlich geſättigte gelbe Farbe, welche in das Pomeranzengelbe fällt, und der Farbe *No.* 38 ähnlich, aber etwas blaſſer iſt.

45) Mit grünem Vitriol in eben der Proportion, eine ſchwache olivengrüne Farbe.

46) Mit blauem Vitriol in eben der Proportion, eine bräunlichgelbe Farbe.

47) Mit Zinnſolution in eben der Proportion, eine ſchwefelgelbe Farbe.

48) Mit 1 Th. Pottaſche und 2 Th. Gelbholz, eine ziemlich geſättigte orangegelbe Farbe, welche etwas dunkler als *No.* 41 iſt.

49) Mit 2 Th. Pottaſche und 1 Th. Gelbholz, eine dergleichen etwas ſchwächere Farbe.

Anmerkungen über dieſe Verſuche. Ueberhaupt erhält der Kattun von dem Gelbholze ziemlich geſättigte Farben, welche, überhaupt betrachtet, zwar blaſſer als auf dem Tuche ſind, aber auch meiſtentheils lieblicher ausfallen.

Unter den von No. 38 bis 49 angezeigten Farben iſt nur eine einzige, nämlich die mit blauem Vitriol erhaltene bräunlichgelbe Farbe No. 46, welche einigermaßen für feſt gehalten werden kann; die übrigen ſind weniger dauerhaft, ja für vergängliche Farben zu halten. Denn wenn dieſelben mit Seife gekocht werden, gehen ſie faſt ganz verloren, und es bleibt bey denſelben eine geringe Spur einer ſehr veränderten Farbe übrig. Die

bräunlichgelbe Farbe No. 46 hingegen verändert ſich zwar durch das Kochen mit Seife, und wird blaſſer, behält aber doch das Anſehen einer ziemlich geſättigten gelben Farbe, welche zwar nicht die ſchönſte iſt, aber doch zeigt, daß die färbenden Theile des Gelbholzes mit den baumwollenen Faſern eine genaue Vereinigung eingegangen ſind. Hätte man nicht von andern färbenden Körpern, z. B. der Scharte und dem Wau, feſte gelbe Farben, ſo würde von derſelben ein Gebrauch zu machen ſeyn; da ſie aber vor dieſen nichts voraus hat, ja für geringer anzuſehen iſt: ſo iſt die Bereitung derſelben nicht zu empfehlen. Unterdeſſen kann aus dieſem Verſuche die Wirkſamkeit des blauen Vitrioles erkannt, und der nützliche Gebrauch dieſes ſaliniſchen Körpers vorzüglich in Betrachtung der Feſtſetzung der Farben wahrgenommen werden.

7. **Verſuche mit Kattun, welcher durch Kalkwaſſer vorbereitet worden iſt.** Der durch Kalkwaſſer vorbereitete Kattun erhält aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

50) Mit Gelbholz ohne Zuſatz, eine Orangefarbe.
51) Mit 2 Theilen Kochſalz und 1 Th. Gelbholz, eine dergleichen dunklere Farbe.
52) Mit gleichen Theilen Weinſteincremor und Gelbholz, eine dergleichen lichtere Farbe, die aber geſättigter und dunkler als *No.* 50 iſt.
53) Mit Alaun in eben der Proportion, eine ſchöne citronengelbe Farbe.
54) Mit Zinnſolution in eben der Proportion, eine feine ſchwefelgelbe Farbe.

Die Vorbereitung des Kattunes durch Kalkwaſſer verurſacht zwar eine Veränderung in den Farben ſelbſt, trägt aber nichts zu ihrer Feſtſetzung bey.

8. **Verſuche mit Kattun, welcher durch Pottaſche, Kalkwaſſer und blauen Vitriol vorbereitet worden iſt.** Wenn man den Kattun durch Pottaſche, Kalkwaſſer und blauen Vitriol zubereitet, ſo erhält derſelbe aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

55) Mit Gelbholz ohne Zuſatz, eine gelbbraune Farbe, welche in das Grünliche fällt.

56) Mit

56) Mit 2 Th. Kochſalz und 1 Th. Gelbholz, eine geſättigte bräunlichgelbe Farbe, welche in das Pomeranzengelbe fällt.
57) Mit gleichen Theilen Alaun und Gelbholz, eine angenehme citronengelbe Farbe.
58) Mit Zinnſolution in eben der Proportion, eine ſchwefelgelbe Farbe.

Kocht man dieſe Farben mit Seife, ſo gehen die beyden letztern verloren; die beyden erſtern aber verändern ſich nur. Die ohne Zuſatz erhaltene Farbe No. 55 wird zu einer geſättigten grünlichgelben; und aus der mit Kochſalz erhaltenen bräunlichgelben No. 56 wird eine ziemlich geſättigte erdgelbe Farbe. Sollte man alſo von dieſen Farben einen Gebrauch machen wollen, ſo müßte man dieſelben nach dem Färben mit Seife behandeln, da ſie dann das jenige Anſehen erhalten würden, welches ſie unverändert behalten. Dieſe beyde Farben können inſonderheit bey Vermiſchungen einen Vortheil verſchaffen.

9. Verſuche mit Kattun, welcher durch Kalkwaſſer und Alaun vorbereitet worden iſt. Kattun durch Kalkwaſſer und Alaun vorbereitet, erhält aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

59) Mit Gelbholz ohne Zuſatz, eine in das blaſſe Pomeranzengelbe fallende Farbe.
60) Mit 2 Th. Kochſalz und 1 Th. Gelbholz, eine ſehr geſättigte pomeranzengelbe Farbe.
61) Mit gleichen Theilen Weinſteincremor und Gelbholz, eine citronengelbe Farbe.

Die durch Kalkwaſſer und Alaun unternommene Vorbereitung des Kattunes verurſacht in den Faſern deſſelben eine beträchtliche Veränderung, ſetzt aber die färbenden Theile des Gelbholzes nicht feſt, indem dieſe Farben durch das Kochen mit Seife verloren gehen. Die mit Kochſalz erhaltene Farbe No. 60 geht zwar nicht gänzlich verloren, wird aber doch zu einer blaſſen Orangefarbe, dergeſtalt, daß man von derſelben keinen Vortheil zu hoffen hat.

Pörners chymiſche Verſuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunſt, 3. Th. Lpz. 1773, gr. 8. S. 165—196.

* *
*

II. Den Namen Gelbholz führt auch das ſonſt ſogenannte Fuſtet, oder gelbe falſche Braſilien=

holz.

holz. Der Baum oder vielmehr Strauch, von welchem daſſelbe kömmt, hat den Namen Färberbaum mit dem Th. XV. S. 632 beſchriebenen Gärberbaume (Rhus Coriaria *Linn.*) gemein, Cotinus Coriaria *Dod. & du Ham.* Cocconilea ſ. Coccygria *Bauh.* Rhus racemis plumoſis, foliis ovatis *Hall.* Rhus Cotinus, foliis ſimplicibus obovatis *Linn.* Cotinus foliis obverſe ovatis *Hort, Cliff. Royen & Gronov.* Fr. Coqueſigrue, Coccigrue, Fuſtet; Engl. Venice Sumach, or Coccigria. Hr. du Roi in Harbke, hat dieſem Baume wegen der rauhen Bekleidung ſeiner Samen den Namen Perrückenbaum gegeben. Man findet ihn wild in den Morgenländern, in Spanien, in der Lombardey, am Fuße der apenniniſchen Gebirge, in Krain und in der Schweiz. Die Blätter, welche auf 2 Zoll langen Stielen wechſelsweiſe an den Zweigen befeſtigt ſind, haben eine ovale Figur, ſind am Rande ungezähnelt, in ihrem Baue dick und feſt, auf beyden Flächen glatt, oben dunkelgrün, unten meergrün. Durch die Mitte eines jeden Blattes läuft auf der untern Fläche eine gelbliche Ader, die nach den Seiten viele Nebenäſte abſchickt. Die kleinen grüngelben Blumen kommen im Jun. und Julius in kleinen Büſcheln am Gipfel der Zweige hervor. Sobald ſie verblüht ſind, und ſich das kleine ovale plattgedrückte Samenbehältniß anſetzt, werden die Stiele der abgefallenen Blumen, welche vorher glatt waren, mit feinen röthlichen Haaren beſetzt, wodurch der Baum ein ſonderbares rauhes Anſehen bekömmt. Der Same wird in Krain allzeit, bey uns aber niemals reif; und Miller mag dadurch wohl verleitet worden ſeyn, allgemein zu behaupten, daß der Stamm in England keinen Samen trage. Die äuſſere Rinde iſt braunroth und glatt. Das Holz iſt glatt, grüngelblich, braun und ſchön geſtreift.

Man

Man pflanzt dieſe Bäume ſowohl durch den Samen als auch durch Ableger fort, welche im guten Boden in einem Jahre zum Ausheben genugſame Wurzeln haben, ungeachtet Dü Hamel bemerkt haben will, daß dieſe Zeit erſt im dritten Jahre vorhanden wäre. Sie ſind auch bey weitem nicht ſo zärtlich, als dieſer Schriftſteller angiebt; denn bey uns leiden ſie den Winter über eben ſo wenig, als nach Miller in England. Ein jeder Boden iſt ihnen gleichgültig; ſie werden aber nicht hoch, ſondern bleiben ſtrauchartig und knotig.

Wegen der ſchönen grünen Blätter und des beſchriebenen rauhen Anſehens verdient dieſer Baum ſeinen Platz in Gärten und Pflanzungen. In Spanien und andern Ländern bedient man ſich der Rinde vom Stamme und des Holzes zum Gelbfärben, inſonderheit zu der ſogenannten Feuillemortefarbe, und, mit Braſilienholz vermiſcht, zum Kaffee = und Kaſtanienbraun; der Wurzelrinde aber zu einem hohen Gelb, welches jedoch nicht von langer Dauer iſt. Auch wird ſowohl die Rinde als auch das Laub, welche eine zuſammenziehende Kraft beſitzen, zum Ledergärben gebraucht. In Servien wird das Holz anſtatt der Fieberrinde gebraucht. Wenn die Stämme nur etwas dicker und höher wüchſen, ſo würde das Holz zu Furnierungen vortrefflich ſeyn.

Gelb = Kopf, ein bengaliſcher Sperling; ſiehen uter Sperling.

Gelb = Naſe, eine Art Sand = oder Strandläufer; ſiehe Roth = Hals.

Gelb = reif, ein Ausdruck, welcher in der Landwirthſchaft beſonders von der Gerſte gebraucht wird, wenn ſie ihre angehende Reife durch die gelbe Farbe verräth; wo man auch das Hauptwort die Gelbreife hat. Die Gerſte muß in der Gelbreife gehauen werden, ehe ſie überſtändig wird.

Gelb-Sauer, ein vom Schweinefleiſche zubereitetes Gericht; ſiehe unter Schwein.

Gelb-Schecke, ſiehe unter Pferd.

Gelb-Schnabel, eigentlich ein Vogel mit einem gelben Schnabel. Beſonders und zum Theil figürlich: 1. Eine Art Königsfiſcher oder Eisvögel mit gelbem Schnabel und Füßen, und bunten Federn; Iſpida roſtro luteo *Klein*.

2. Eine Art Adler mit goldgelbem Schnabel und Füßen, einem grauweißen Kopfe, eiſenfarbigen Leibe, und einer Menge haarichter Federn zwiſchen dem Schnabel und den Augen; Aquila Pygargus *Klein*.

3. Ein jeder junger Vogel, der noch einen gelben Schnabel hat, und ſein Futter mit offenem Maule erwartet; Nieders. Jaanſnabel.

4. Figürlich, im gem. Leben und in verächtlichem Verſtande, ein junger unerfahrner Menſch, ein naſeweiſer Jüngling ohne Erfahrung; Nieders. Janſnabel, Snappſnute, Rappſnabel von rapp, gelb, Witbeck, Wittkavel, in Bayern Fleſchmal, gleichſam Fleiſchmaul, d. i. unbärtig, ein Milchbart, Fr. Bejaune, Engl. Bill-white (Weißſchnabel) Schwed. Golben (Gelbbein).

Gelb-Steiß, ſiehe unter Grasmücke.

Gelb-Sucht, gelbe Sucht. 1. Eine Krankheit bey Menſchen, welche aus einer Verſtopfung der Gallengänge entweder durch Stein, oder durch ein dickes und zähes Blut, oder auch durch eine heftige Erſchütterung der Galle entſteht, ſo daß dieſe durch die Zweige der Pfortader geht, und ſich mit dem Blute vermiſchet; daher dieſe Krankheit auch die Gallſucht oder Gallenſucht genannt wird. Den Namen Gelbſucht hat ſie deswegen, weil dabey der ganze Körper, beſonders aber die Augen, mit einer gelben Farbe überzogen ſind; L. Aurigo, Icterus, Morbus regius; Fr. Jauniſſe, Ictere. Sie iſt zweyerley; die Gelbſucht

an und vor ſich ſelbſt, Icterus flavus, und die ſchwarze Gelbſucht oder Schwarzſucht, Icterus niger, wenn ſich bereits eine ſaure Schärfe in dem Körper befindet, wodurch eine ſchwärzere und dunklere Farbe erzeugt wird.

Dieſe den gallſüchtigen und cholerischen Menſchen faſt eigene Krankheiten entſtehen größtentheils von ſehr heftigen und mit krampfhaften Bewegungen verbundenen Gemüthsaffecten, welche die für die Gedärme beſtimmte Galle in das Blut treiben. Am gewöhnlichſten entſtehen ſie von Zorn und Aergerniß. Doch können auch Verſtopfungen der Leber, Steine der Gallenblaſe, ein allzu fetter Unterleib, wie auch alle Arten ſowohl kalter als hitziger Fieber, wenn ſie in den Theilen des Unterleibes, beſonders der Leber, etwas ſchädliches zurück laſſen, zu dieſer Krankheit Anlaß geben.

Man hat auch Beyſpiele, daß nach dem Biſſe giftiger oder zorniger und raſender Thiere plötzlich eine Gelbſucht entſteht, welche vermuthlich von einer Verdickung der Galle ihren Urſprung nimmt, wiewohl auch die krampfhaften Zufälle, welche dieſe thieriſche Gifte in den Verdauungswegen verurſachen, daran Schuld ſeyn können. Vom Gifte der Spinnen hat Joel, und vom Vipernſtiche Amatus Luſitanus, Galenus, Mead und Hr. v. Haller vom Charas, den eine Viper geſtochen hatte, und der davon gelbſüchtig geworden war, Beyſpiele. Der Biß eines tollen Hundes hat dieſe Krankheit nach Bartholin's Zeugniß, und auch nach des Hrn. v. Swieten Beobachtung hervor gebracht. Vom Biſſe einer Katze in die rechte Hand, wovon ſie heftig geſchmerzet und geſchwollen, hat Lanzoni eine Gelbſucht von 40 Tagen entſtehen geſehen; und endlich hat man auch in den Schriften der röm. kaiſerl. Akademie der Naturforſcher ein Beyſpiel, daß auf den Biß eines Eichhornes eine Gelbſucht erfolgt ſey.

Bey dem Landmanne bemerkt man dieſe Krankheit zuweilen zur Zeit der Erndte, da ſtarkes Bier und Brauntwein, Sommerhitze und heftige Bewegungen des Körpers, und die damit verbundenen Erkältungen des Unterleibes viele Unordnung in dem Körper verurſachen.

Die

Die Gelbſucht erkennt man daraus, wenn die ganze Oberfläche des Körpers nebſt den Nägeln und dem Weißen in den Augen mit einer gelben Saffranfarbe überzogen iſt. Der Urin iſt ganz dunkelgelb, und bey einem höhern Grade der Gelbſucht iſt er dermaßen mit galligen Theilen angefüllt, daß er andere weiße Körper ganz ſaffrangelb färbet. Der Urin der Gelbſüchtigen hat einen ſtarken Bodenſatz, und oben darauf ſteht viel gelber Schaum. Der Stuhlgang iſt bald hart, bald weich, und hat niemals die gewöhnliche Farbe, ſondern ſieht oft grau, oft aber ganz weiß aus. Der Mund iſt immer trocken; und es klagen alle Gelbſüchtige über einen ſehr bittern Geſchmack. Der Appetit iſt völlig hinweg, und ſie fühlen beſtändig ein ſchmerzhaftes Drücken unter der Herzgrube, welches heftiger wird, wenn ſie Speiſen oder Getränke zu ſich nehmen. Von der Schärfe der über die Fläche des Körpers ausgetretenen Galle empfinden ſie beſtändig ein beſchwerliches Jucken. Sie haben zwar einen tiefen Schlaf, er iſt aber mit allerley Phantaſien vergeſellſchaftet, und wird durch öfteres Auffahren unterbrochen.

Wenn ſich die Gelbſucht in die Schwarzſucht verwandelt, ſo werden alle angeführte Zufälle heftiger. Die gelbe Farbe verwandelt ſich in eine braune, und endlich in eine ſchwärzliche; und dieſe Farbe wird in den Augen, auch ſogar in dem Speichel und dem weggelaſſenen Blute ſehr oft bemerket. Das Athemholen fällt ſchwer, und der Appetit verliert ſich. Der Kranke klagt über eine ſehr große Schwere und Mattigkeit der Glieder. Er fühlt ein heftiges Drücken in den weichen Seiten, und es findet ſich zuweilen eine harte Geſchwulſt in dieſer Gegend ein. Es werden Bewegungen und ſtarkes Raſſeln im Unterleibe empfunden. Der Urin iſt dick, und hat eine ſchwärzliche Farbe. Wenn dieſe Zufälle eine Zeitlang gedauert haben, ſo fängt der Kranke an abzunehmen, und es ſtellt

ſich

ſich ein ſchleichendes und zuletzt ein auszehrendes Fieber ein, welches, nachdem der Kranke oft ſtarke Blutflüſſe verſchiedener Art erduldet hat, dem elenden Leben ein Ende machet.

Aus der Beſchreibung und den Zufällen beyder Krankheiten, erhellet zur Genüge, daß ſolche hauptſächlich in der Leber und Gallenblaſe ihren Sitz haben, und daß man daher auch ſolche Mittel brauchen müſſe, welche beſonders auf dieſe Theile wirken. Von folgendem Mittel hat man ſehr oft bey allen Arten der Gelbſucht den beſten Erfolg bemerket.

Man nimmt lebendige Kellerwürmer, 80 Stück, oder, in deren Ermangelung, das Pulver der aufgetrockneten, zu 1½ Quent; Rhabarber-Pulver, eben ſo viel; Gelbwurz-Pulver, ½ Quent; gießt darauf 4 Taſſen voll Wein, oder auch eben ſo viel kochendes Waſſer, läßt es 12 Stunden bey gelinder Wärme ſtehen, drückt es alsdann recht ſtark durch Leinwand, und giebt dem Kranken, bis zur völligen Beſſerung, alle Tage 3 Eßlöffel voll davon.

Inſonderheit hat man auch den Gebrauch des Theerwaſſers (*) dabey ſehr heilſam befunden. Man trinkt ſogleich nach dem Gebrauche des beſchriebenen Mittels, ein Spitzglas voll davon. Dieſes Verfahren iſt mehrentheils hinlänglich, die Gelbſucht zu heben, wenn ſie von den gewöhnlichen Urſachen herrührt, und nicht einen unüberwindlichen Fehler der Leber oder der Gallenblaſe zum Grunde hat. Nur bey dem höhern Grade dieſes Uebels, der ſo genannten Schwarzſucht, iſt es nicht möglich, allein damit zu helfen. Man muß

(*) Das Theer-Waſſer wird folgendermaßen zubereitet. Man gießt auf 1 Pfund des beſten Theers, 2 Quart reines Brunnenwaſſer, rührt es mit einem Stückchen Holz 5 bis 6 Minuten beſtändig um, und läßt es darauf 3 Tage und Nächte ganz ruhig ſtehen. Auf dieſes Waſſer ſetzt ſich eine buntfarbige Haut, welche man abſchöpfet; da man alsdann das Waſſer, welches eine gelbliche Farbe hat, behutſam abgießt.

muß einem gefährlichen Feinde, dem ſchleichenden und auszehrenden Fieber, zugleich mit vorbeugen. In dieſer Abſicht giebt man zwar des Morgens 2 Löffel voll von dem bereits angeführten Arzeneymittel mit vielem Nutzen; doch muß des Nachmittags und Abends beſtändig 1 Quent Chinapulver mit römiſchen Kamillenthee, bis zur Abnahme des Fiebers, genommen werden.

Die Zeichen, an denen man die Gegenwart der Gallenſteine in der Gallenblaſe erkennen kann, ſind mehrentheils ſehr undeutlich und ungewiß; und eben ſo ſchwer iſt die Cur der von dieſer Urſache herrührenden Gelbſucht. Es hat zwar **William White**, zu York, in ſeinem Eſſai on the diſeaſes of bile, ſehr merkwürdige Verſuche, die er mit der Auflöſung der Gallenſteine angeſtellt hat, bekannt gemacht. Er hat entdeckt, daß der rectificirte Weingeiſt (Alcohol,) wenn er mit deſtillirtem Terpenthinöhl geſättiget wird, dieſelben geſchwinde und gänzlich auflöſet. Die Wirkung dieſes Auflöſungsmittels auf dieſe Steine, außer dem Körper, hat ihn auch bewogen, daſſelbe innerlich zu verſuchen, und er hat wirklich davon einigen Nutzen verſpürt, daher er es auch andern zu fernern Verſuchen empfiehlt. Allein, ich muß geſtehen, daß die beſondere Einrichtung der Circulation des Blutes durch die Leber, der lange Aufenthalt der Galle in der Gallenblaſe, und die Geſchwindigkeit, mit welcher der Weingeiſt und das Terpenthinöhl wieder durch den Urin, und durch die Haut abgehen, befürchten laſſen, es könne dieſes Auflöſungsmittel, ſo kräftig und wirkſam es auch iſt, ſchwerlich zu den in der Gallenblaſe befindlichen Steinen gelangen. Indeſſen verdient gedachtes Mittel dennoch immer verſucht zu werden, da daſſelbe ſo wirkſame Eigenſchaften hat, und nicht leicht Schaden anrichten wird.

Die Kamtſchadalen bedienen ſich, nach Hrn. **Pallas** Berichte, in der Gelbſucht, der **Wurzeln des wilden blauen Wald-Schwertels** (Iris ſylveſtris flore coeruleo); dieſe reinigen und zerſtoßen ſie friſch, mit Aufgießung warmen Waſſers, womit ſie dieſelben ſo lange unter einander rühren, bis eine milchhafte Emulſion daraus wird, welche ſie in eine Seehundsblaſe gießen, woran ein Röhrchen von Mewenknochen gebunden iſt, und womit ſie den Kranken zween Tage nach einander, jeden Tag dreymal, klyſtieren. Darauf erfolgt Oeffnung und ein Ziehen in allen Gliedern; und die Krankheit wird gehoben.

Stralſund. Magaz. 1. B. 2. St. Berl. u. Stralſ. 1768. 8, S. 178.

Die Lebensordnung muß bey dieſer Krankheit vorzüglich ſtreng ſeyn, wenn man von der Natur und den Arzeneymitteln Hülfe erwarten will. In der bey der hartnäckigen, langwierigen und oft wiederkommenden Art der Gelbſucht, welche eine angehäufte zähe dicke Galle, Gallenſteine, und eine Verſtopfung der Leber zum Grunde hat, nöthigen Diät hat man darauf zu ſehen, daß alle die Nahrungsmittel, welche das grobe, zähe, erdige Blut, und die daraus entſtehende Verdickung der Galle und Verſtopfung der Leber vermehren und verſchlimmern, vermieden werden. Man wählt dagegen ſolche, die das Blut zu verdünnen, die verſtopften Gefäße zu eröffnen, die zähe dicke Galle flüſſig zu machen, und die Gallenſteine zu zermalmen und aufzulöſen, vermögend ſind.

Dieſemnach ſind in dieſer Krankheit alle ſchwerverdauliche und rohſaftige Speiſen, welche ein grobes Blut geben, höchſt ſchädlich. Dergleichen ſind: die Hülſenfrüchte, die rohen Mehlſpeiſen, harte Eyer, die mehlichten knolligen Wurzeln, die dickſchleimigen Fiſche, das Kuchenwerk, das gebratene Fett, die Gewürze, der Käſe, das dicke Bier, der Branntwein, die ſtarken Weine, der Eſſig, die ſauern Früchte, die ſcharfen Speiſen, als: Kreſſe, Rukette, Senf, Meerrettig, Rettig, Knoblauch, Zwiebeln. Denn dieſe letztere Speiſen verurſachen Krämpfe, wodurch die

Gallenſteine oder die dicke Galle in den Gängen ſtärker eingeklemmet werden.

Unter die heilſamen und in dieſer Krankheit medicinaliſchen Nahrungsmittel, ſind, alle diejenigen, welche eine verdünnende, auflöſende, eröffnende, ſeifenartige Eigenſchaft beſitzen, zu rechnen. Dahin gehören: 1) Die dünnen, mit Waſſer oder Fleiſchbrühe ausgezogenen Schleime aus Gries, Reis, Perlgraupe, Habergrütze u. d. gl. mit etwas Salz gewürzt; das Gerſtenwaſſer; der Habertrank. Dieſe Schleime müſſen aber, wenn ſie hier die erwünſchte reinigende Kraft äuſſern ſollen, ſehr wäſſerig und dünn gemacht werden. In dem Falle, wo die eingeklemmten Gallenſteine ſtarke Beängſtigungen, Schmerzen und Brechen verurſachen, rühmt Hr. v. Swieten vorzüglich das Gerſtenwaſſer mit Honig, welches man täglich in großer Menge einſchlurfen läßt. Man unterhält dadurch das Brechen, und vermittelſt deſſelben wird oft eine Menge Gallenſteine, oder angehäufte dicke Galle, ausgeworfen. Man läßt, in dieſer Abſicht, nach jedesmaligem Brechen, eine gute Portion von dieſem laulichen Tranke trinken. Dieſe Methode iſt ſicher und beſſer, als wenn man wirkliche Brechmittel giebt, die zwar oft recht gut thun, aber auch gemeiniglich ſtarke und ſchädliche Krämpfe anrichten. 2) Die ſüßbitterlichen wäſſerigen Kräuter u. d Wurzeln. Dieſe machen diejenigen unſchätzbaren ſeifenhaften, auflöſenden und reinigenden Mittel aus, die in allen Verſtopfungen der Eingeweide noch das meiſte zur Cur beytragen. Sie haben vor den ganz bittern chemiſchen Arzeneyen einen unendlichen Vorzug, weil ſie gar nicht, wie dieſe letztern, das Blut erhitzen, Wallungen verurſachen, und die hypochondriſchen, hyſteriſchen und krampfigen Anfälle erneuern und verſchlimmern. Dieſer Kräuter und Wurzeln bedient man ſich in Salaten, Suppen, Tränken, oder als Gemüſe am Fleiſche. Darunter aber

aber erweiſen ſich von ganz vorzüglicher Wirkung: die Scorzonere, Fenchelwurzel, Haberwurzel, Grindwurzel, der Spargel, Haſenkohl, die Blätter und Wurzeln der Cichorie und des Pfaffenröhrleins, die jungen Neſſeln, die Endivien, Bachbungen, der Lattich, Sauerampfer, das Kerbelkraut; imgleichen Hauhechel, Betonie, Ochſenzungenblätter, Bärenklau, Klettenwurzel, Angelik, Artiſchocken.

Hr. von Swieten hat einsmals einen armen Mann an der Gelbſucht curirt, und ihm, da er auch nicht die geringſten Arzeneymittel bezahlen konnte, das bloße Graseſſen empfohlen. Dieſer Mann kochte ſich eine große Menge Gras in reinem Waſſer ab, und bediente ſich des Decoctes zum täglichen Tranke; das junge Gras aber, wie es im erſten Frühlinge aus der Erde hervor ſticht, oder überhaupt jung heraus kömmt, richtete er mit Fleiſchbrühen zu, und behalf ſich mit dieſer einzigen Nahrung. Im Anfange der Cur geſtand er aufrichtig, daß ihm dieſe Diät nicht gefiele; er wurde ſie aber bald gewohnt, und aß danach das Gras ohne den geringſten Ekel. Zwey Jahre hindurch nahm er nichts anders zu ſich; eine kurze Zeit in den Wintermonaten ausgenommen, da er kein Gras hatte. Er iſt nachher von ſeiner hartnäckigen und eingewurzelten Krankheit durch dieſes einzige Mittel völlig geneſen, und zu einer dauerhaften Geſundheit gelangt. Dem Hrn. v. Swieten hat er dabey öfters erzählt, er könne durch den bloſſen Geſchmack die Gräſer, und die beſte Weide von der ſchlechten ſehr gut unterſcheiden, und müſſe ſich ſeine Nahrung heimlich auf den Wieſen ſuchen, indem die Bauern, nachdem ſie erfahren, wie viel Gras er ihnen täglich wegfräße, ihn mit Gewalt von dem Graſelande wegjagten.

Eben Derſelbe erzählt auch ein Beyſpiel einer ſechszigjährigen Matrone, welche, unter andern Arzeneymitteln, in einer langwierigen und hartnäckigen Gelbſucht, ebenfalls den Saft aus dem Graſe ſtark gebraucht hat, und zuletzt völlig wieder hergeſtellt worden iſt.

3) Da dieſe Cur mit dem Graſe vielleicht wenig Nachahmer finden dürfte, ſo empfehle ich, an deren Statt, noch die Molkencur. Man trinkt dieſe Molken etwas häufig im Frühlinge, da die Milch mit den Kräften der heilſamen Kräuter geſchwängert iſt. Bey

guten Bewegungen, muß man täglich 6 bis 8 Pfund auszutrinken ſuchen, und dieſe Cur einige Monate lang fortſetzen. Weil aber der Magen ſelten eine ſo große Menge verträgt, ſo vermiſcht man lieber die Molken zur Hälfte oder zum Drittel mit eröffnenden und verdünnenden Tränken, und läßt auch die friſch ausgepreßten Säfte aus obigen Kräutern alle Morgen mit den Molken genießen. 4) Der Honig und das Salz, ſind in Verdickung der Galle und Verſtopfung der Eingeweide ganz vortrefflich auflöſende und reinigende Gewürze. Man thut ſie daher gemeiniglich zu den Tränken. An ſtatt des Honigs kann man auch das Oxymel nehmen. 5) Die wäſſerigen und ſüßſäuerlichen Früchte, vornämlich Melonen, friſche Gurken, Erdbeeren, Johannisbeeren, Maulbeeren, Kirſchen, Heidelbeeren. Sie verdünnen und verbeſſern die Galle ſehr; ſie eröffnen; und wenn man ſie mit Zucker genießt, wird ihre auflöſende Kraft noch vermehret. Die rohen mehlichten Früchte aber, als: Birnen und Aepfel, ſind nicht ſo dienlich. Gekocht ſind ſie zwar unſchädlich, aber keine Medicin. Eben dieſes gilt auch von den Pflaumen. 6) Das Waſſer, iſt das uralte einfache Mittel, welches das Blut am beſten verdünnt und reinigt, und in Eröffnung der verſtopften Gefäße ſeines gleichen nicht hat; nur muß man es nach und nach ſo trinken, daß man den Tag über, einige Quart davon zu ſich nehme. Dabey ſind gute Leibesbewegungen nöthig, damit das Waſſer mit dem Blute genau vermiſchet werde. Man kann auch das Waſſer mit Rheinweine und Citronenſafte angenehm machen. Von dem Weine überhaupt aber iſt zu merken, daß man ſich deſſen ſehr mäßig bedienen müſſe, weil er mehr Schaden, als Nutzen, ſtiftet.

Aus folgenden Kennzeichen kann man wahrſcheinlicher Weiſe den Ausgang der gelben und ſchwarzen Sucht beurtheilen.

Gute Kennzeichen. 1. Wenn die Gelbſucht bloß von Ueberfluß der Galle oder von Aergerniß herrührt, und einen ſonſt geſunden Menſchen in der Blüthe der Jahre befällt, ſo wird ſie mehrentheils bey dem Gebrauche der angezeigten Arzeneymittel, und einer guten Diät, in einigen Tagen gehoben. 2. Wenn ſich nach hitzigen Fiebern am ſiebenten Tage die Gelbſucht einſtellt, und der Urin einen ſtarken Bodenſatz hat, ſo iſt es ein ſicheres Zeichen der Geneſung. 3. Häufiger Schweis, welcher die Hemden ganz gelb färbet, iſt ein ſicherer Beweiß der baldigen Geneſung; und eben ſo heilſam iſt es, wenn ſich die Hämorrhoiden einſtellen. 4. Die Gelbſucht, welche von zurück getretenem Podagra herrührt, wird dadurch glücklich gehoben, wenn man das Podagra wieder nach den äußern Theilen bringt. 5. Die Gelbſucht wird oft durch einen Rothlauf, durch gelbe Blattern, durch die Krätze, durch Blutgeſchwäre, durch häufigen Schweiß, welchen die Natur ſelbſt erreget, und durch Durchläufe gehoben.

Böſe Kennzeichen. 1. Kömmt die Gelbſucht oft wieder, ſo läßt ſich ein unüberwindlicher Fehler der Leber oder Gallenblaſe vermuthen; die gelbe Farbe verwandelt ſich in eine ſchwärzliche, und der Kranke ſtirbt nach einiger Zeit, entweder an der Auszehrung, oder an einem ſehr ſtarken Blutfluſſe. 2. Wenn der Körper durch eine anhaltende Traurigkeit, oder durch eine vorhergegangegene Krankheit geſchwächt worden iſt, ſo wird die Gelbſucht nicht leicht überſtanden. So vergeht gemeiniglich unter mancherley ſchweren Zufällen, welche oft tödlich werden. 3. Die Gelbſucht, welche nach dem 60ſten Jahre bey ſehr fetten Menſchen ſich einſtellt, iſt ſelten zu heben. 4. Wenn die Gelbſucht ſich bey hitzigen Fiebern am dritten oder vierten Tage einfindet, und der Urin klar bleibt, ſo iſt der Kranke in der größten Lebensgefahr. Es erfolgt darauf allemal eine Entzündung der Theile des Unterleibes. 5. Bey der Gelb- beſonders aber der Schwarzſucht, iſt ein beſtändig klarer und weißer Urin, ein ſehr ſchlimmes Zeichen. Gemeiniglich pflegt die Waſſerſucht darauf zu erfolgen. 6. Diejenigen, welche bereits zwey bis dreymal die Gelbſucht gehabt haben, kommen endlich ſo ſehr in die Gewohnheit, daß ſie bey dem geringſten Gemüthsaffecte mit dieſer Krankheit befallen werden, und die gelbe Farbe gar nicht verlieren. Auf dieſes lange anhaltende Uebel erfolgt endlich ſchweres Athemholen, Herzensangſt, fliegende Hitze, Drücken unter der Herzgrube, Beklemmung, geſchwollene Füße, Waſſerſucht, und zuletzt eine Aus-

Auszehrung des ganzen Körpers. 7. Auf ein zu früh vertriebenes Quartanfieber, pflegt oft die Gelbſucht zu erfolgen. Je länger ſolche anhält, deſto gewiſſer läßt ſich eine ſtarke Verſtopfung der Leber vermuthen, welche ſich gemeiniglich mit der Waſſerſucht endiget. 8. Wenn die Gelbſucht von hitzigen Getränken, inſonderheit Branntwein, entſteht, iſt ſie faſt allemal tödlich. 9. Wenn bey der Gelbſucht die gelbe Farbe ſich in einem Tage in eine weiße verwandelt, ſo iſt es höchſt gefährlich, und mehrentheils tödlich.

Da die Gelbſucht eine derjenigen Krankheiten iſt, welcher Perſonen von jedem Alter unterworfen ſind: ſo zählt man ſie auch ebenfalls zu den Kinderkrankheiten, weil Kinder zum öftern von derſelben, ſo gar in ihrem zarteſten Alter, angegriffen werden. Ja, man hat auch Beyſpiele von Kindern, auf welche ſich die Krankheit durch die Gelbſucht der Mutter während der Schwangerſchaft fortgepflanzt hat, welche aber entweder todt zur Unzeit auf die Welt gekommen ſind, oder nur ſehr kurze Zeit nach der Geburt gelebet haben.

Da die Urſache der Gelbſucht in allem demjenigen liegt, was die Gallengänge der Leber, oder den großen Gallengang, oder ſeine Oeffnung in den Zwölffingerdarm verſtopfen oder zuſchnüren kann, ſo, daß die Galle ſich in dieſen Darm nicht ergießt: ſo ſind ein geſammelter Schleim und zähe Säfte diejenigen Urſachen, welche bey neugebornen Kindern die erwähnte Oeffnung verſtopfen, und folglich bey ihnen eine Gelbſucht hervor bringen können. Dieſes kann um ſo viel leichter geſchehen, da der große Gallengang vorher etwas zwiſchen den Häuten des Darmes durchgeht, ehe er, und zwar ſchief, in denſelben eintritt. Wenn die Kinder die Bruſt genommen haben, und die Milch von der Säure gerinnt, ſo kann gedachte Oeffnung auch durch käſichte Theile verſtopfet werden; welches auch alsdann Statt findet, wenn ſie mehrentheils von einem verdünnten Mehlbreye leben; imgleichen, wenn die

Säu-

Säure ein Reißen erweckt, und erwähnten Darm zuſchnüret.

Wenn das Kind entwöhnt iſt, und andere Speiſen genießt: ſo kann es hierin zu viel thun, zu begierig eſſen, die Speiſen nicht gehörig käuen, unreife Früchte, oder andere undienliche oder harte Nahrung zu ſich nehmen, welche der Magen nicht bezwingen oder verdauen kann. Der Darm kann daher durch die Menge der Speiſen, oder ihre Härte, entweder geklemmt oder gereizet werden, ſich zuſammen zu ſchnüren. In beyden Fällen wird der natürliche Abfluß der Galle gehemmet.

Es trägt ſich auch oft zu, daß bey Kindern eine Gelbſucht entſteht, wenn ſie von irgend einer Urſache ein ſtarkes Brechen bekommen, oder wenn ihnen aus Unverſtand ein zu heftiges Purgirmittel gegeben wird, oder wenn Würmer ein empfindliches Reißen erwecken. In dieſem Falle wird erſt alsdann eine Gelbſucht zuwege gebracht, wenn die Schmerzen in dem Magen und Gedärmen ſich weiter ausbreiten, und die erwähnte Oeffnung des großen Gallenganges ſich verſchließt.

Langwierige oder unordentliche Wechſelfieber laſſen ebenfalls oft bey Kindern eine ſchlimme Gelbſucht nach, vornämlich wenn ſie zu mehrernmalen eingefallen ſind, und mit dem Wechſelfieber vieles Brechen verbunden geweſen iſt, oder wenn die Heftigkeit oder Dauer der Krankheit die Eingeweide dermaßen geſchwächt und das Blut verdorben hat, daß davon in denſelben Verſtopfungen oder Verhärtungen entſtanden ſind, welche die Gallengänge zuſammen drücken können.

Die Gelbſucht, womit neugeborne Kinder befallen werden, iſt leicht zu curiren; diejenigen, welche ſich bey ältern Kindern einfindet, iſt, nach Verſchiedenheit der Urſachen, leichter oder ſchwerer zu heben. Bey beyden erfolgen Convulſionen und der Tod, wofern man ſich nicht ihrer zeitig und gehörig annimmt.

Bey neugebornen Kindern muß man den zähen Unrath, welcher ſich während der Zeit, da das Kind im Mutterleibe geweſen iſt, geſammelt hat, durch ein gelindes Laxiermittel abführen. Hiezu iſt der Mannaſaft, den man mit einigen Gran fein pulveriſirten Rhabarber vermiſcht, am dienlichſten. Hievon giebt man ein Theelöffelchen voll auf einmal alle 3 oder 4 Stunden, bis man aus dem Poltern im Unterleibe merkt, daß eine Oeffnung erfolgen werde. Wenn der Unrath und das zähe Weſen auf dieſe Weiſe gut abgeführt iſt, und die Excremente wieder ihre natürliche gelbe Farbe haben, ſo iſt auch die Gelbſucht überwunden. Da die erſte Milch der Mutter eine Oeffnung zuwege bringt; ſo wäre weiter keine Hülfe nöthig, wofern man nur das Kind dieſelbe ſaugen ließe.

Kömmt die Gelbſucht von einem Reißen im Leibe her, ſo wird eine andere Cur erſordert. Man unterſucht zuvörderſt, ob das Kind wirklich eine Säure habe. Man erkennt aber die Säure bey Kindern aus ihrem ſauern Athem, aus dem ſauern Geruche des Auswurfes, er möge von oben oder unten geſchehen, aus ihrer blaſſen Haut, und bey ganz zarten Kindern aus den grünen, oder mit geronnener Milch vermiſchten, Excrementen. In ſolchem Falle giebt man ihnen Pulver von Auſterſchalen. Oder man nimmt 1 Loth weiße Magneſia, 3 Quent Kümmel, $\frac{1}{2}$ Loth Violenwurz, und $\frac{1}{2}$ Quent Saffran, welches alles zerſtoßen und zu Pulver gerieben wird. Hievon giebt man, des Tages 5 bis 6mal, eine kleine Meſſerſpitze voll mit Fenchelwaſſer, führt nachher mit dem Mannaſafte ab, und richtet die Diät der Mutter oder Amme ebenfalls gehörig ein.

Erfährt man, daß ein Kind, welches älter iſt, mehrentheils ſolche Speiſen, die etwas Leimichtes bey ſich führen, als: einen dünnen oder dicken Mehlbrey, u. d. gl. genoſſen hat; daß es zu viele, zumal undienliche

oder

oder harte Speiſen gegeſſen hat; daß es die üble Gewohnheit hat, das Eſſen nicht recht zu käuen; und iſt dabey der Unterleib deſſelben hoch, aufgetrieben und hart: ſo muß man, wenn unter dieſen Umſtänden eine Gelbſucht ſich eingefunden hat, das Kind gemeines oder Gerſtenwaſſer, oder Molken, mit etwas gereinigtem Honig, und zwar ſo viel davon, als möglich iſt, trinken laſſen. Die Abſicht hiebey iſt, die Cruditäten aufzulöſen und zu verdünnen, damit ſie hernach deſto leichter durch ein gelindes Brechmittel ausgetrieben werden können. Doch iſt ein ſolches, wenn ſich das Kind, wie öfters geſchieht, von ſelbſt genug bricht, unnöthig. Es iſt aber jederzeit nöthig, gelinde Laxiermittel zu geben.

* * *

II. Eine Krankheit verſchiedener Thiere, ſonderlich der Pferde, des Rindviehes, der Schafe und der Schweine.

A. Bey den Pferden, iſt die Gelbſucht eine Krankheit, welche nicht mit der Gelbſucht der Menſchen verwechſelt werden muß. Die Gelbſucht der Pferde iſt gar keine langwierige Krankheit, ſondern vielmehr ein hitziges Gallenfieber (*). Das Pferd hat nämlich einen geſchwinden Fieberpuls dabey, iſt matt, traurig und ſehr beängſtigt, läßt den Kopf und die Ohren hängen, verliert die Luſt zum Futter, hat ein heiſſes Maul, ſtinkenden Athem, aufgebürſtete und verfärbte Haare, braunrothen Urin, welcher Leinwand gelb färbet, und harten grünbräunlichen Miſt. Das vornehmſte Kennzeichen der Krankheit iſt eine gelbliche Farbe, die das Weiße im Auge, die Lippen und das

(*) Einige Pferdeärzte reden von einer Krankheit des Pferdes, welche ſie die ſpaniſche Kopfkrankheit, le Mal d'Eſpagne, nennen; ſie ſcheint nichts anders, als dieſe hitzige Gelbſucht, zu ſeyn. Wenn die wahre Gelbſucht ohne Fieber, mit den bey dem Menſchen und andern Thieren dabey gewöhnlichen Zufällen, wirklich das Pferd befällt, ſo iſt ſie wenigſtens eine äußerſt ſeltene Krankheit, vielleicht weil das Pferd keine Gallenblaſe hat.

das Zahnfleiſch annehmen. Die Urſachen derſelben ſind gemeiniglich Steine, die ſich in der Gallenblaſe erzeugt haben, ein Krampf in den Gallengängen, und eine ſtarke Erhitzung des Körpers.

Bey der Gelbſucht des Pferdes muß man nicht nur die verhinderte Ausleerung der Galle in die Gedärme wieder herſtellen, ſondern auch das damit verknüpfte Fieber zu dämpfen ſuchen. In dieſer Abſicht läßt man reichlich zur Ader, und gebraucht innerlich täglich zwey bis dreymal 1 Loth Salpeter mit eben ſo viel Auſterſchalen, wie auch alle Tage ein paarmal ein Klyſtier.

Man vermiſche 4 Löffel Honig, eben ſo viel Rüb- oder Leinöhl, und eine Handvoll Salz mit ½ Quart Milch, und applicire es, wenn das Salz völlig aufgelöſet iſt, laulich warm als ein Klyſtier.

Uebrigens iſt die Rhabarber dasjenige Mittel, von dem man das meiſte erwarten muß, um die eigentliche Urſache der Krankheit zu heben. Man kann ſie Morgens vor dem erſten, und Abends nach dem letzten Futter, zu anderthalb Loth eingeben, entweder mit Waſſer, oder mit Honig zu einer Latwerge gemacht. Das Futter und die übrige Wartung muß bey der Gelbſucht, wie bey einem jeden ſtarken Fieber (ſ. Th. XIII, S. 324), eingerichtet werden.

Hr. v. Sind ſetzt auch dem Pferde bey der Gelbſucht einige Lappen oder Haarſeile, und läßt ſie wenigſtens 8 bis 10 Tage lang ziehen; er gebraucht auch ein Räumittel dagegen.

Garſault's Mittel gegen die Gelbſucht des Pferdes, aus Lauge von Weinrebenaſche mit zerſtoßenen Lorbeeren, ſcheint eben nicht viel Achtung zu verdienen. Der vollkommene Pferdekenner verordnet es ebenfalls mit Baumöhl vermiſcht; übrigens aber hätte er ſich vor dem Anſtecken dieſer Krankheit nicht zu fürchten, wie er thut.

Wenn das Pferd von der Krankheit hergeſtellt iſt, iſt es ſehr dienlich, noch eine Zeitlang die Rhabarber zu gebrauchen, nachher aber 8 bis 14 Tage täglich zweymal anderthalb Loth Stahlfeil mit Waſſer einzuge-

zugeben, um die Eingeweide des Hinterleibes und den ganzen Körper wieder zu ſtärken.

Erxleben praktiſcher Unterricht in der Viebarzeneykunſt, Gött. und Gotha 1771, 8. S. 372, fgg.

B. Bey dem Rindviehe, iſt die gelbe Farbe der Augen ein untriegliches Kennzeichen dieſer Krankheit; auch iſt der abgehende Urin gelbbraun. Bey einem heftigen Grade der Krankheit, ſcheint auch die Haut des Viehes gelb. Es giebt ſehr viele Urſachen, welche den Gallengang verſtopfen, und mithin zur Erzeugung der Gelbſucht Gelegenheit geben können; z. B. bey neugebornen Kälbern, eine Menge Schleim und geſammelter zäher Unrath von der zu ſich genommenen Milch; Verhärtungen und Entzündungen der Leber; wenn die Gallengänge durch einen Krampf zuſammen gezogen, oder gar verwachſen ſind; ungewöhnliche in dem Gallengange befindliche Dinge, als: Schleim, Sand, Steine. Endlich entſteht ſie auch, wie bey den Menſchen, ſehr oft von dem Biſſe giftiger Thiere.

Bey der Cur dieſer Krankheit, läßt ſich die Eröffnung des Gallenganges nicht durch einerley Mittel bewirken, weil dieſe nach der Verſchiedenheit der Urſachen der Verſtopfung dieſes Ganges eingerichtet ſeyn müſſen.

Die Gelbſucht bey neugebornen Kälbern, hat allemal eine ſchleimige Beſchaffenheit, und eine käſichte Gerinnung der Milch, die ſich in ihrem Magen und dem Zwölffingerdarme befinden, zum Grunde. Wenn man wider dieſe Art der Gelbſucht das Mittel *No.* 1 (*) gebraucht, und davon jeden Tag dreymal ein Kaffeeſchälchen voll laulich eingießt, wird das Uebel bald gehoben werden. Diejenige, welche von einer Krampf=

(*) *No.* 1. Man nimmt 2 Loth venetianiſche Seife, läßt ſolche in $\frac{1}{2}$ Quart Waſſer über gelindem Feuer zergehen, und thut alsdann $\frac{1}{2}$ Loth Rhabarberpulver und einen Eßlöffel voll Honig hinzu.

krampfartigen Zuſammenziehung des Gallenganges entſtanden iſt, und ſich gemeiniglich nach einer ſtarken Erhitzung und erfolgtem Zorn bey dem Raufen einzufinden pflegt, curirt man durch den Gebrauch des Mittels *No.* 2 (*), wovon man täglich dreymal einen Theelöffel voll, mit heißem Waſſer vermiſcht, eingiebt. Die Gelbſucht von geſammelten Schleim, Sand und Steinen, welche den Gallengang verſtopfen, und die ſich an dem Abgange ſolcher Materien durch den Hinterleib offenbaren, curirt man ebenfalls durch den Gebrauch des Mittels No. 1, dem man noch 1 Loth Röhrleinkrautextract (Extr. taraxaci) beyſetzt, und es alsdann auf gedachte Art gebraucht. Was aber die übrigen Arten der Gelbſucht betrifft, die nämlich von einer Verhärtung, oder Entzündung der Leber, oder von dem Biſſe giftiger Thiere ihren Urſprung haben, ſo müſſen dieſelben nach der Anweiſung, welche in den beſondern Artikeln von dieſen Krankheiten vorkömmt, curirt werden.

Da, wie geſagt, die Gelbſucht ſo mancherley Urſachen zum Grunde hat, dieſe aber bey dem Viehe nicht allemal zu errathen ſind, und nur ſelten ſich beſtimmen laſſen: ſo thut man bey einer ſolchen Ungewißheit am beſten, wenn man ſich an das Mittel No. 1, welches zugleich mit Röhrleinkrautextract verſetzt worden iſt, hält, und mit deſſen Gebrauche eine Zeitlang continuiret; denn es iſt daſſelbe hier in vielerley Abſicht ſehr wirkſam, und hebt oft mehrerley unerkannte Urſachen der Gelbſucht glücklich. Sehr oft curirt auch die grüne Sommerweide, aus mehrerley Urſachen entſtandene Arten der Gelbſucht, ohne die Beyhülfe anderer Arzeneyen

(*) *No.* 2. Man nimmt weiße Magneſia, und präparirten Weinſtein, von jedem 2 Loth; Rhabarber, ½ Loth; macht alles zu Pulver, und reibet es wohl durch einander.

neyen nöthig zu haben; um ſo wirkſamer aber ſind die Arzeneyen gegen die Gelbſucht, wenn man beyde zugleich zu gebrauchen Gelegenheit hat. Ich werde in dem Art. Leber-Entzündung zeigen, daß die friſchen Säfte der Pflanzen ſehr oft diejenigen Steine, welche ſich in der Leber des Rindviehes befinden, auflöſen. Dieſe Steine ſind zugleich aber gemeiniglich die Urſache der Gelbſucht bey dem Viehe; und ſo werden ſie hier, nebſt andern, von groben, dicken und zähen Säften entſtandenen Arten dieſer Krankheit, überwunden werden. Zu dieſer Gattung nützlicher Pflanzen gehört vorzüglich das Röhrleinkraut, und das gemeine Gras. Dieſe beyde ſind zugleich die erſten mit, welche uns der gütige Schöpfer zum Gebrauche im Anfange des Frühlinges ſchenkt, und man muß daher, ſie dem kranken Viehe zu geben, nicht verabſäumen.

Trockne und grobe Nahrungsmittel ſind bey dieſer Krankheit untauglich, weil die Galle zu ihrer Verdauung und Auflöſung mangelt. Wenn uns daher der Winter die grünen und ſaftigen Pflanzen verſaget, ſo müſſen wir unſere Zuflucht zu ſehr leichten Gras- und Grummetarten nehmen, die noch überdieß vor ihrem Genuſſe mit ſiedendem Waſſer angebrühet worden, und einige Stunden geſtanden haben. Es iſt auch von gutem Nutzen, wenn man hiezu jedesmal eine Handvoll klein geſchnittenes Gras und Röhrleinkrautwurzel miſchet, mit etwas Salz würzet, und alſo zur Nahrung reichet. Man kann auch letztere zwo Gattungen von Wurzeln in Waſſer kochen, und dieſes alsdann kalt zum ordinären Getränke geben.

Diejenigen Arten der Gelbſucht, welche von einer Verwachſung des Gallenganges, einer gänzlichen Verhärtung der Leber, oder einem Geſchwüre in dieſem Eingeweide entſtanden ſind, ſind allemal unheilbar.

v. Willburg Anleit. für das Landvolk rc. Nürnb. 1776, 8. S. 163, ſgg.

Ve-

Beobachtungen wegen der Krankheit unter dem Hornviehe, die Gelbſucht genannt, nebſt deren Urſachen, Folgen und Zufällen, wie auch einer kräftigen Cur, ſt. im 3. B. des aus dem Engl. überſ. Muſeum ruſt. et commerciale, Leipz. 1765, 8. S. 260—267; und in Paulet Beytr. zu einer Geſch. der Viehſeuchen, mit Anm. und Zuſätzen von Rumpelt, 2. Th. Dresd. 1776, gr. 8. S. 192—196.

C. Bey den Schafen, iſt die Gelbſucht eine Folge von der Verhärtung der Leber. Man giebt den Schafen, um den dritten Tag, 1 Quent Rhabarberpulver, dazwiſchen aber Salz und Krebs- oder Auſterſchalenpulver, entweder auf Hafer, oder unter Hafermehl geknetet; da man denn an denen Tagen, an welchen man das letztere Pulver giebt, die Schafe vom Trinken abhalten muß. Sonſt iſt ihnen auch, wie dem Rindviehe, ein Decoct von Gras- und Röhrleinkrautwurzeln zum ordinären Getränk zu geben. Zur Vorbeugung dieſer Krankheit verhütet man, daß die Schafe nicht fette Grasarten freſſen, und auch nicht zu fett in warme Ställe kommen; daher man ſie im Herbſte durch das Füttern mit Stroh etwas ausmärgelt. Man läßt ſie auch mit 4 Tropfen Daggert (ſ. Th. V, S. 361), den man mit Branntwein eingiebt, ſchwitzen.

D. Bey den Schweinen, äußert ſich die Gelbſucht durch eine gelbe Farbe der Augen und Lefzen, und durch eine Geſchwulſt unter den Kinnladen. Die Cur iſt folgende: Man quetſchet eine gute Quantität Schellwurz, preſſet den Saft aus, und gießt den vierten Theil von derſelben Quantität Weineſſig dazu. Alsdann quetſchet man eine Quantität Holzwürmer in einem Mörſer, macht einen warmen Trank, und gießt ſo viel ein, als das Schwein auf einmal freſſen kann; ſchüttet 1 Nößel von dem Safte und den Weineſſig, und ¼ Pfund von den gequetſchten Holzwürmern hinzu; und läßt das Schwein drey Stunden vorher, ehe es dieſes bekömmt, und 6 Stunden nachher, faſten.

Allg. Haushaltungs- und Landwiſſenſchaft, 4. Th. Hamb. und Leipz. 1774, gr. 8. S. 282, f.

E. Von

E. Von der Gelbſucht der Seiden=Würmer, ſiehe unter Seiden=Wurm.

* * *

III. Bey den Gärtnern auch eine Krankheit der Bäume, welche darin beſteht, daß ein Baum, der weder den Krebs, Brand, Fäule, Wurm, Moos, noch Grind oder Ausſatz hat, vor der Zeit gelbe Blätter bekömmt, und von oben herein verwelkt. Sie entſpringt gemeiniglich aus der Wurzel, wenn ſolche entweder zu feucht, oder in einem allzu dürren Grunde ſteht, oder wenn, aus Mangel des Regens, das Erdreich um die Wurzel zu trocken, oder dieſelbe durch das Grabſcheit verletzt, oder auch von Mäuſen und Maulwürfen beſchädiget worden iſt. In dem erſten Falle muß das Erdreich gebeſſert, und bey einfallender Dürre um die Wurzeln fleißig begoſſen; im letztern Falle aber alles, was der Wurzel ſchädlich iſt, weggeräumet, das bereits verletzte abgeſchnitten, und Ruß mit Kalk und Aſche vermengt, dabey geſtreuet werden.

Gelbſucht=Wurzel, ſiehe den folgenden Artikel.

Gelb=Wurz, Gelbſucht=Wurzel, Gilb=Wurzel, Curcuma, Curcume, Curcumey, Gurkumey, Schwalbenwurz, babyloniſcher oder indianiſcher Saffran, gelber Ingber, Müller=Ingber, die gelbe Wurzel eines oſtindianiſchen Gewächſes, welche in der Landesſprache Caha oder Kua genannt, und ſowohl in der Färberey, gelb damit zu färben, als auch in der Arzney, gebraucht wird. Es ſind von dieſem Gewächſe zwo Arten bekannt.

1. Die lange Gelbwurz, Curcuma ſ. Terra merità officinarum, radice crocea *J. B.* Curcuma radice longa *Herm.* Curcuma foliis lanceolatis utrinque acuminatis, nervis lateralibus numeroſiſſimis *Royen.* Curcuma longa *Linn.* Aus der langen, knolligen, der Breite nach geſtellten, mit Gelenken verſehenen, äußerlich blaſſen, innerlich ſaffrangelblichen Wurzel, inſon-

derheit aus den Gelenken, treiben unterwärts kleine Fäſerchen, oberwärts aber lange blätterige Stiele, welche, indem ſie einander umfaſſen, gleichſam einen Stängel machen, und hernach in breite, zugeſpitzte oder lanzenförmige, faſt dem Blumenrohre ähnliche Blätter ſich verwandeln, auf deren Oberfläche viele, von der Mitte gegen den Rand gerichtete Nerven wahrzunehmen ſind. Aus einem andern Theile der Wurzel, und gemeiniglich aus den jungen Knollen kommen andere beſondere Stängel, welche unterwärts nacket ſind, und oberwärts ſich mit einer blätterigen Aehre endigen. Es ſind nämlich viele grünlichröthliche, platt aufſitzende, zugeſpitzte, ſchuppenweiſe über einander liegende Blätter oder Scheiden, aus welchen nach und nach die purpurfarbigen, einblätterigen Blumen hervor kommen. Das Blumenblatt iſt in vier Einſchnitte getheilt; (Andere nehmen vier beſondere Blumenblätter an,) deren drey einander ähnlich, ſchmal und ſpitzig ſind, der vierte aber größer iſt. Den letztern hält Liné für ein Honigbehältniß, und eignet dem Blumenblatte nur drey Einſchnitte zu. Man ſieht auch fünf Staubfäden, wovon aber vier unfruchtbar ſind, und nur einer einen Staubbeutel trägt. Unter der Blume ſitzt der rundliche Fruchtkeim, deſſen einfacher Griffel ſich mit einem hakenförmigen Staubwege endigt. Die trockne Frucht hat drey Fächer, öffnet ſich mit drey Klappen, und enthält viele rundliche, ſchwarze Samen.

2. **Die runde Gelbwurz; Turmeric mit der runden Wurzel,** Curcuma foliis ovatis utrinque acuminatis nervis lateralibus pauciſſimis *Royen.* Curcuma rotunda, foliis lanceolato-ovatis, nervis lateralibus rariſſimis *Linn.* iſt dem Anſehen nach der vorigen völlig ähnlich; die Blätter ſind nur etwas unterſchieden, nämlich mehr ey⸗ als lanzenförmig, und mit ſehr wenigen, nach den Seiten hinlaufenden Nerven bezeichnet. Die Wurzel iſt rundlich und knollig, kömmt ſonſt mit

mit der vorigen überein; da ſie aber weniger gewürzhaft, und mithin auch weniger wirkſam iſt, wird ſie auch ſelten, und faſt allein die lange gebrauchet. Durch Auslaugen, Reinigen und Trocknen läßt ſich ein Mehl daraus bereiten, welches dem Sagumehle gleich kömmt.

Beyde Arten wachſen in Indien, inſonderheit in Malabar, Ceylon und den moluckiſchen Inſeln; ja, es iſt faſt kein Garten im Orient zu finden, wo ſie nicht gebauet würde. In unſern Gärten hingegen wird man ſehr ſelten dergleichen Pflanzen antreffen, daher ich auch von der Wartung nichts erwähne.

Die lange, wie ſolche bey den Materialiſten zu haben iſt, iſt eine längliche, höckerige, krumm gebogene, fingersdicke, knollige, ſchwere Wurzel, äußerlich grünlich, innerlich, wenn ſie friſch iſt, ganz ſaffrangelb, außerdem aber, wenn ſie alt iſt, viel röther; daher auch einige daraus zwo Sorten, die gelbe und rothe, machen. Die beſte ſoll friſch, harzig, ſchwer, und nicht wurmſtichig ſeyn. Der Geruch iſt etwas gewürzhaft, aber unangenehm; der Geſchmack bitterlich und etwas ſcharf. Die friſche und grüne Wurzel enthält etwas Campherartiges, wie auch goldgelbes Oehl, welches einen ſtarken Geruch und Geſchmack hat. Dieſes Oehl = und die ſchleimigen, harzigen Beſtandtheile ſind auch in der trocknen Wurzel wirkſam genug; und ſie beſitzt eine Kraft gelinde aufzulöſen, zu zertheilen, zu reinigen und auszuführen; daher man dieſelbe bey Verſtopfung der Eingeweide vorzüglich empfohlen, auch beſonders in der Gelbſucht angeprieſen hat. Da der Urin, bey dem innerlichen Gebrauche, davon gelb gefärbet, und häufiger abgeführet wird, kann ſie auch in der Waſſerſucht dienlich ſeyn. Man kann ſich derſelben in Pulver, Latwergen und Pflaſtern bedienen. Die Apotheke hat 1) die ganze, und 2) die geſtoßene Wurzel, wie auch 3) die Eſſenz, und 4) die Species.

Die Indianer gebrauchen dieſe Wurzel a. ſtatt des Saffrans, und würzen den Reiß, die Fiſche und andere Speiſen damit ab, um ihnen den Geſchmack und die Farbe dieſer Wurzel zu geben, welche ſie aus Gewohnheit für ſehr angenehm befinden, weil ſie ihren Speiſen eine ſaffrangelbe Farbe giebt. Daher ſie auch die indiaiſchen Portugieſen Erd-Saffran nennen. Die Indianer gebrauchen ſie auch nebſt wohlriechenden Blumen, eine Art Pomade daraus zu machen, womit ſie ſich den ganzen Leib beſchmieren; nicht weniger bedienen ſie ſich ihrer zum Färben. Bey uns gebrauchen ſie die Drechsler, um damit gelbe Ringe in das gedrehte Holz zu machen, indem ſie die Wurzel an das Holz halten, ſo wie man ſchwarze Ringe mit einem eichenen Spane hinein brennt; man muß aber die Wurzel, ehe man ſie an das Holz hält, vorher mit dem Munde anfeuchten. Die Arzneyhändler bedienen ſich ihrer, um der Rhabarber eine gute Farbe zu geben. Hauptſächlich aber färbet man damit allerley wollene und ſeidene Waaren; und ſie wird daher von den Färbern, Senklern, Beutlern, Handſchuhmachern und Parfumierern, wie auch von den Rothgießern gebraucht, um ihren Waaren, oder auch den Metallen eine gelbe oder Goldfarbe zu geben. Sie heißt bey denſelben insgemein Terra merita, weil ſie ſchwer iſt, uud einer dichten und hart gewordenen Erde gleicht. Es wiſſen ſich ihrer auch die Bäcker mit Nutzen bey ihrem Gebackenen, imgleichen diejenigen, welche gelbe Butter verkaufen wollen, zu bedienen.

Die Erfahrung lehrt, daß dieſe Wurzel denen Zeugen, welche damit gefärbet werden, zwar eine gelbe Farbe mittheilt, welche aber in Luft und Sonne von keiner Beſtändigkeit iſt, und, wofern die Zeuge nicht beſonders vorbereitet, oder die Farbenbrühen auf eine beſondere Art zugerichtet werden, oft in wenig Tagen verſchwindet, oder wenigſtens viel von ihrer Schönheit ver-

verliert. Ich werde daher die Verſuche erzählen, welche der churf. ſächſiſche Berg=Rath, Hr. D. Pörner angeſtellt hat, um zu erforſchen, ob man nicht auf den Weg kommen könne, aus derſelben eine dauerhaftere gelbe Farbe zu erhalten, oder doch ſo viel zu erlangen, daß ſie mit mehrerm Nutzen, als bisher geſchehen iſt, in der Färbekunſt gebrauchet werden könne.

Hr. Pörner hat in ſeinen Unterſuchungen gefunden, daß dieſe Wurzel ungefähr aus 2 Drittel erdiger, Theile beſtehe; das übrige iſt eine Subſtanz, welche man weder für bloß gummicht, noch für harzicht halten kann, ſondern welche ſich etwa mit einer erdig=ſchleimigen Subſtanz, mit welcher einige wenige öhlichte Theile verbunden ſind, vergleichen läßt. In demjenigen, was mit Waſſer ausgezogen worden war, hat Derſelbe einen ſcharfen, bitterlichen, dabey ſalzigen Geſchmack bemerkt, zu einem deutlichen Beweiſe, daß eine feine ſaliniſche Subſtanz darin enthalten iſt. Der bitterliche Geſchmack der Gelbwurz zeigt an, daß öhlichtſaure Theile, mit erdigen verbunden, in dieſer Wurzel ſich befinden, doch ſo, daß mehr ſaure, als öhlichte, vorhanden ſind. Vermittelſt des Waſſers und wäſſeriger Auflöſungsmittel läßt ſich aus der Gelbwurz eine ſeifenartige, oder vielmehr ſchleimig=ſeifenartige Subſtanz ziehen, welche einen etwas ſcharfen bitterlichen Geſchmack, aber keine zuſammenziehende Empfindung, erreget. In dieſer Subſtanz nun iſt das gelbfärbende Weſen befindlich, welches mit derſelben an und auf die Körper gebracht werden kann.

In Anſehung der färbenden Subſtanz, ſind folgende Erfahrungen zu merken: 1) Wenn man die zu Pulver geſtoßene Gelbwurz mit Waſſer kochet, ſo färbt ſich das Decoct oder die Brühe pomeranzengelb. 2) Kocht man die Gelbwurz mit Waſſer, wozu man ein Mittelſalz, z. B. Kochſalz, Salpeter u. d. gl. gethan hat, ſo wird die Brühe ebenfalls pomeranzengelb;

doch wird ſie von dem Salmiake ein wenig lichter, dem ungeachtet aber noch orangegelb. 3) Hat man zu dem Waſſereſſig, Weinſteinremor, oder etwas weniges von einem verdünnten Vitriolſauren, oder einem andern mineraliſchen Sauren, gethan, ſo enthält das Decoct eine lichte Citronenfarbe; welches auch bemerkt wird, wenn man Alaun oder Arſenik im Waſſer aufgelöſet hat. 4) Kocht man mit dem Waſſer gebrannten Gyps, ſo wie er von den Stukaturarbeitern gebraucht wird, und ſetzt nach einiger Zeit das Gelbwurzpulver dazu, und kocht ſie alsdann mit einander, ſo erhält zwar das Decoct eine Pomeranzenfarbe, die aber etwas lichter als diejenigen Brühen ſind, die man mit bloßem Waſſer oder einem Mittelſalze gemacht hat. 5) Vermiſcht man mit dem Waſſer grünen oder Eiſenvitriol, und kocht mit dieſem vitrioliſchen Waſſer die Gelbwurz, ſo erhält man eine gelbbraune Brühe. 6) Eben dieſes wird auch bemerkt, wenn man mit dem Waſſer blauen oder Kupfervitriol vermiſcht hat, nur mit dem Unterſchiede, daß die Brühe etwas lichter iſt, und in das Grünliche fällt. 7) Kocht man die Gelbwurz mit einer alkaliſchen Lauge, z. B. mit Pottaſche, welche im Waſſer aufgelöſet worden iſt, ſo erhält man keine gelbe, ſondern eine bräunlichrothe Farbe, welches auch geſchieht, wenn man die Wurzel mit Kalkwaſſer kochet. 8) Vermiſcht man die Gelbwurz mit einem flüchtigen alkaliſchen Liquor, z. B. mit Salmiakgeiſt, und digerirt ſie zuſammen eine Zeitlang, ohne einige Wärme hinzu zu fügen; ſo erhält der Liquor ebenfalls eine bräunlichrothe Farbe, wie mit dem feuerbeſtändigen Alkali oder mit dem Kalkwaſſer geſchieht. Kocht man hingegen den flüchtigen alkaliſchen Liquor mit der Gelbwurz, ſo bekömmt zwar der Liquor anfänglich eine bräunlichrothe Farbe, die aber, ſo wie die Wärme zunimmt, immer mehr und mehr abnimmt, bis endlich, wenn die Brühe recht heiß geworden iſt, gar nichts mehr

von

von einer bräunlichrothen Farbe bemerkt wird, ſondern eine gelbe Farbe zum Vorſchein kömmt. 9) Werden fette ausgepreßte, wie auch diſtillierte ätheriſche Oehle mit Gelbwurz digerirt, ſo erhalten dieſelben eine gelbe Farbe. 10) Digerirt man Branntwein mit Gelbwurz, ſo erhält derſelbe eine goldgelbe Farbe. 11) Wenn man endlich gute reine Seife, z. B. venetianiſche, in heißem Waſſer auflöſet, und alsdann mit Gelbwurz kochet, ſo erhält die Brühe eine gelblichgraue Farbe. Aus allen dieſen Verſuchen erhellet, daß die färbende Subſtanz der Gelbwurz ſich von allen Auflöſungsmitteln heraus ziehen läßt, daß aber die gelbe Farbe, nach Beſchaffenheit des Auflöſungsmittels, mehr und weniger Veränderung leidet.

I. Verſuche mit Gelbwurz, in wie fern durch ſelbige Wolle gefärbet werden kann.

1. Verſuche mit Tuch, ſo in bloßem Waſſer eingeweichet worden iſt.

1) Es ward auf weißes Tuch welches keine andere Veränderung erlitten hatte, als daß die Wolle ihre Fettigkeit, welche ſie von Natur hat, und die ſie bey dem Spinnen erhält, verloren hatte, heißes Waſſer gegoſſen, und man ließ es in demſelben, welches nach und nach kalt ward, 24 Stunden lang weichen. Dieſes alſo zubereitete Tuch ward mit Gelbwurz folgender Maßen behandelt.

2) Man hat von dieſem in Waſſer eingeweichten Tuche ein halbes Loth in einer Brühe von ½ Pfund Waſſer, und ½ Quent pulveriſirte Gelbwurz bis auf den vierten Theil, dem Maße nach, einkochen laſſen, alsdann das noch heiße Tuch ſogleich in kaltes Waſſer geworfen, rein geſpühlt und trocknen laſſen. Es erhielt das Tuch eine ſchöne Pomeranzenfarbe.

3) Man ließ eine gleiche Quantität von dieſem im Waſſer eingeweichten Tuche in einer Brühe von ½ ℔ Waſſer, ½ Quent Gelbwurz und ½ Quent gemeinen Salpeter bis auf den vierten Theil einkochen, alsdann das Tuch, wie bey vorhergehendem Verſuche, in kaltem Waſſer rein ſpühlen und trocknen. Das Tuch

erhielt ebenfalls eine Pomeranzenfarbe, welche aber etwas lichter, als die vorhergehende, ausfiel.

4) Vermittelſt des Kochſalzes, erhält das Tuch auch eine Pomeranzenfarbe welche noch ein wenig lichter, als die Farbe No. 3 iſt, und einen ganz feinen Glanz hat.

5) Mit Salmiak bekömmt das Tuch eine ſchöne glänzende Pomeranzenfarbe, welche höher und lichter, als die vorhergehenden, iſt.

6) Mit Weinſtein-Cremor wird das Tuch citronengelb, und erhält einen gar feinen Glanz.

7) Weineſſig, wovon 1 Theil mit 2 Theilen Waſſer vermiſcht worden iſt, verſchaffet dem Tuche auch eine citronengelbe Farbe, welche aber etwas dunkler, als bey No. 6, iſt, und auch einen Glanz hat.

8) Mit Alaun erhält das Tuch eine ſehr ſchöne glänzende citronengelbe Farbe, welche noch höher und ſchöner, als vermittelſt des Weinſteincremor, wird.

9) Mit Gyps bekömmt das Tuch eine ſehr ſchöne glänzende Pomeranzenfarbe, welche etwas höher, als die natürliche unveränderte Farbe der Gelbwurz No. 2, iſt.

Man muß 1 Theil gebrannten Gyps in 40 Theilen Waſſer eine Stunde lang kochen, und währendem Kochen immer ſo viel heißes Waſſer zugießen, als im Kochen durch das Wegdampfen verloren geht. Hernach kann man die Gelbwurz zuſetzen, und bald darauf das eingeweichte Tuch hinein thun, und im übrigen, wie bey den andern Verſuchen, verfahren.

10) Grüner oder Eiſenvitriol ertheilt dem Tuche eine bräunlichgelbe Farbe, welche ein wenig ſchmutzig ausſieht.

11) Blauer oder Kupfervitriol hingegen macht eine grünlichgelbe Farbe, faſt wie Zeiſiggrün.

12) Durch venetianiſche Seife erhält das Tuch aus der Gelbwurz eine blaßgelbe Farbe, faſt wie die natürliche Farbe des Strohes iſt.

2. Verſuche mit Tuch, welches in Salpeterwaſſer eingeweicht worden iſt. Man ließ 1½ Loth gemeinen Salpeter in 2 Pfund Waſſer auflöſen, in ſelbigem 3 Loth Tuch eine halbe Stunde kochen, und in dieſem nach und nach kalt gewordenen Bade noch 24 Stunden weichen. Dieſes mit Salpeterwaſſer durchzogene und

noch naſſe Tuch erhielt aus der Gelbwurz folgende Farben:

13) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine etwas ſchmutzige erdgelbe Farbe.

14) Mit Salpeter, eine pomeranzengelbe Farbe welche keinen Glanz hat, und nicht angenehm ausfällt.

15) Mit Kochſalz, eine ſchmutzige bräunlichgelbe Farbe.

16) Mit Salmiak, eine ſehr ſchöne lichte glänzende pomeranzengelbe Farbe.

17) Mit Weinſtein=Cremor, eine gelbe Farbe, welche etwas dunkler als die natürliche Farbe der Citrone iſt, und einen ganz feinen Glanz hat.

18) Mit Weineſſig, eben dergleichen, aber noch etwas dunklere, und ebenfalls einen Glanz habende Farbe.

19) Mit Alaun, eine ſehr ſchöne glänzende Citronenfarbe.

20) Mit Gyps, eine gelbe, ein wenig ins Bräunliche fallende, und nicht viel Glanz habende, Farbe.

21) Mit grünem Vitriol, eine ganz feine hellbraune Farbe.

22) Mit blauem Vitriol, eine grünlich gelbe, glänzende Farbe.

23) Mit Seife, eine lichte weißlichgraue Farbe, welche nicht unangenehm ausfällt, und einen gar feinen Glanz hat.

3. Verſuche mit Tuch, welches in Salz=Waſſer eingeweicht worden iſt. Zu dieſem Bade ward gutes reines Küchenſalz, wie z. B. das halliſche oder ſächſiſche Brunnenſalz iſt, genommen, ſolches, wie vorher bey der 2ten Reihe der Verſuche gemeldet worden iſt, im Waſſer aufgelöſet, alsdann mit ſelbigem das Tuch gekochet, und 48 Stunden darin weichen gelaſſen. Die Farben, welche dieſes Tuch durch die Gelbwurz erhält, ſind folgender Maßen beſchaffen.

24) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine, etwas ſchmutzig ausfallende, bräunlichgelbe Farbe.

25) Mit Salpeter, eben dergleichen, welche ein wenig dunkler iſt.

26) Mit Kochſalz, eben dergleichen.

27) Mit Salmiak, eine etwas dunkle Citronenfarbe, welche ein wenig, aber kaum merklich, in das Grünliche fällt.

28) Mit Eſſig faſt eben dergleichen, nur ein wenig dunkler.

29) Mit Weinſteincremor, eine ſchöne hohe glänzende Citronenfarbe.

30) Mit Alaun, eine ſchöne glänzende Citronenfarbe welche aber etwas blaſſer, als die vorhergehende, iſt.

31) Mit Gyps, eine etwas dunkle gelbe Farbe, die nicht viel Glanz hat.

32) Mit grünem Vitriol, eine gelblichbraune Farbe, welche nicht unangenehm iſt, und Glanz hat.

33) Mit blauem Vitriol, eine gelblichgrüne Farbe.

34) Mit Seife, eine weißlichgraue Farbe, welche nicht unangenehm fällt, und Glanz hat.

Ueberhaupt iſt zu merken, daß alle die, auf das im Salzwaſſer eingeweichte Tuch gebrachte Farben weit dunkler, als diejenigen ausfallen, welche das in bloßem Waſſer eingeweichte Tuch aus der Curcuma erhält.

4. Verſuche mit Tuch, welches im Waſſer mit Salmiak eingeweicht worden iſt. Zu dieſem Bade ward guter Salmiak, ſo wie er gekauft wird, ohne ihn beſonders zu reinigen, genommen; im übrigen mit dem Tuche, wie bey vorhergehendem Bade, verfahren. Das Tuch, welches in dieſem Bade 48 Stunden eingeweicht worden war, erhielt aus der Gelbwurz folgende Farben:

35) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine bräunlichgelbe Farbe welche Glanz hat.

36) Mit Salpeter, faſt eben dergleichen Farbe die aber noch lieblicher iſt, und in das Pomeranzengelbe fällt,

37) Mit Kochſalz, eine citronengelbe Farbe, welche aber etwas dunkler, als die natürliche Farbe der Citrone ausfällt, und Glanz hat.

38) Mit Salmiak, eben dergleichen Farbe die noch ein wenig dunkler iſt, und einen ganz feinen Glanz hat.

39) Mit Weinſteincremor, eine ſchöne glänzende, recht geſättigte, citronengelbe Farbe.

40) Mit Weineſſig, eine etwas dunklere citronengelbe Farbe.

41) Mit Alaun, eine noch weit ſchönere und lichtere citronengelbe Farbe, als die mit Weinſteincremor No. 39.

42) Mit Gyps, eine lichte bräunlichgelbe Farbe, welche etwas pomeranzenartig ausfällt, und einen guten Glanz hat.

43) Mit grünem Vitriol, eine glänzende lichte bräunliche Farbe.

44) Mit blauem Vitriol, eine reine gelblichgrüne Farbe, welche einen guten Glanz hat, und nicht unangenehm iſt.

45) Mit Seife, eine blaſſe erdgelbe Farbe, welche keinen ſonderlichen Glanz hat, ſondern vielmehr matt ausfällt.

Da überhaupt betrachtet, die Farben auf dem Tuche, welches in Salmiakwaſſer eingeweicht worden iſt, ſehr geſättigt ausfallen: ſo iſt wahrſcheinlich, daß die Oeffnungen der Wolle durch den Salmiak mehr erweitert, und folglich mehr färbende Theile aus der Curcume hinein gebracht worden ſeyn. Da aber die färbenden Theile dieſer Wurzel ein verändertes Anſehen erhalten, ſo müſſen die in der Wolle ſteckenden Salztheilchen des Salmiaks die hinzugekommenen, und bereits durch andere Salze und Materien veränderten Farbetheilchen der Curcume noch mehr verändern. Vielleicht kann durch den Salmiak der Weg gebahnt werden, die Farbe der Curcume etwas mehr in Wolle zu befeſtigen.

5. **Verſuche mit Tuch, welches durch Weinſteincremor vorbereitet worden iſt.** Man verfuhr, wie oben bey dem Einweichen in Salpeterwaſſer angezeigt worden iſt, ebenfalls mit dem Weinſteincremor, that 1½ Loth davon in 2 Pfund Waſſer, ließ es mit einander kochen, legte alsdann das Tuch hinein, lies es ½ Stunde darin kochen, und in dem nach und nach erkalteten Bade noch 24 Stunden weichen. Obgleich zur Auflöſung des Weinſteincremors eine große Menge Waſſer gekommen war, ſo hatte ſich doch durch das Erkalten der Cremor von dem Waſſer einigermaßen geſchieden, und an die Faſern des Tuches anhängt. Es ſchadet aber ganz und gar nichts; man darf nur das Tuch in heiſſes Waſſer ½ Stunde lang legen, ſo werden ſich die äuſſerlich anhängenden ſehr zarten Salztheilchen auflöſen, und das Tuch unbeſchadet laſſen. Man hat aber auch nichts

nichts zu befürchten, wenn man die wie ein zartes Mehl anhängenden Salztheilchen an den Faſern der Wolle läßt, und ſolche ſo, wie ſie aus dem erkalteten Bade kömmt, in die Farbebrühe trägt; vielmehr wird ſolches noch nützlich ſeyn, und theils zur Erhöhung, theils zu mehrerer Befeſtigung der färbenden Theile etwas beytragen. Dieſes mit Weinſteincremor durchgedrungene Tuch erlangt aus der Curcume folgende Farben.

46) Mit Curcume, ohne Zuſatz, eine ſchöne gelbe Farbe, welche etwas tiefer als die natürliche citronengelbe Farbe iſt.
47) Mit Salpeter, eine ſchöne Pomeranzenfarbe, welche aber etwas lichter iſt.
48) Mit Kochſalz, eine gelbe Farbe, welche etwas in das Bräunliche fällt, und wenig Annehmlichkeit hat.
49) Mit Salmiak, eine geſättigte citronengelbe Farbe, welche aber ein wenig dunkler ausfällt.
50) Mit Weinſtein-Cremor, eine ſehr ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe.
51) Mit Weineſſig, eine geſättigte gelbe Farbe, welche mehr pomeranzen- als citronenfarbig iſt.
52) Mit Alaun, eine ſchöne citronengelbe Farbe.
53) Mit Gyps, eine citronengelbe Farbe, die aber etwas dunkler, als No. 50 und 52, iſt.
54) Mit grünem Vitriol, eine bräunlichgelbe Farbe, welche nicht unangenehm iſt.
55) Mit blauem Vitriol, eine gelbgrüne Farbe.
56) Mit Seife, eine erdgelbe lehmichte Farbe, welche wenig Glanz hat.

Aus dieſen Verſuchen erhellet, daß bey der Vorbereitung des Tuches mit Weinſtein Cremor, ſolcher ſich in die Zwiſchenräume oder Höhlen der wolligen Faſern hinein begiebt, und in ſelbigen hängen bleibt. Da nun dieſes ſaure Salz ein ſehr ſchwer auflösliches Salz iſt, ſo kann es zur Befeſtigung der Farbe etwas beytragen, zumal wenn zuſammenziehende erdige oder metalliſche Subſtanzen, entweder mit dem durch dieſes Salz vorbereiteten Tuche als ein zweytes Vorbereitungsmittel gebraucht, oder zugleich mit der Farbebrühe vereiniget werden.

6. Verſuche mit Tuch, welches in Eſſig eingeweicht worden iſt. Zu dieſem Bade hat man einen Theil ordinären

nären Weineſig, nebſt 2 Theilen Waſſer genommen, das Tuch eine halbe Stunde darin kochen, und in dem nach und nach verkühlten Bade noch 24 Stunden weichen laſſen. Das Tuch erhielt eine ganz ſchwache bräunliche, in das Grünliche ſpielende, Farbe, welches aber nicht von dem Weineſſige als Eſſig, ſondern daher zu rühren ſcheint, weil man dieſes Eſſigwaſſer nebſt dem Tuche in einem unverzinnten kupfernen Keſſel gekocht, und während des Kochens der Eſſig von dem Kupfer etwas aufgelöſet und mit dem Tuche vereinigt hatte. Das in Eſſig eingeweichte Tuch erhält aus der Curcume folgende Farben:

57) Mit Curcume ohne Zuſatz, eine ſehr geſättigte citronengelbe Farbe, welche aber etwas dunkler, als die natürliche Farbe der Citronen iſt.
58) Mit Salpeter, eine etwas dunkle gelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche ſpielt.
59) Mit Kochſalz, eine ſchöne Pomeranzenfarbe, welche in das Lichte fällt.
60) Mit Salmiak, eine etwas dunkle gelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche fällt, faſt wie No. 58.
61) Mit Weinſtein=Cremor, eine ſehr ſchöne lichte Pomeranzenfarbe, welche einen vortrefflichen Glanz hat.
62) Mit Eſſig, eine citronengelbe Farbe, welche etwas in das Dunkelgrünliche ſpielt.
63) Mit Alaun, eine ſehr helle citronengelbe Farbe, welche einen ſchönen Glanz hat.
64) Mit Gyps, eine citronengelbe Farbe, welche nicht viel Glanz hat, und ganz matt ausſieht.
65) Mit grünem Vitriol, eine bräunliche Farbe, welche nicht ohne Glanz iſt.
66) Mit blauem Vitriol, eine gelbgrüne Farbe.
67) Mit Seife, eine gelblichgraue Farbe.

Ueberhaupt iſt von allen dieſen Farben zu merken, daß ſie ſehr geſättigt ausfallen. Es iſt zu vermuthen, daß die in dem Eſſig von Natur befindlichen öhlichten Theile die vornehmſte Urſache zu dieſen Veränderungen abgeben.

7. Verſuche mit Tuch, welches in Alaunwaſſer eingeweicht worden iſt. Man nahm zu dieſem Bade gemeinen

meinen und gut kryſtalliſirten Alaun, löſete ihn in der oben bemeldeten Menge Waſſer auf, ließ alsdann das Tuch mit dieſem Alaunwaſſer eine halbe Stunde kochen, und in dem nach und nach kalt gewordenen Bade noch 24 Stunden weichen. Dieſes mit Alaunwaſſer durchzogene Tuch erhält aus den Farbebrühen, welche mit Gelbwurz allein, oder durch verſchiedene Zuſätze erhalten werden, folgende Farben:

68) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine ſchöne gelbe Farbe, welche mehr pomeranzenartig als citronengelb iſt, und einen ganz feinen Glanz hat.

69) Mit Salpeter, eine ſchöne geſättigte und glänzende citronengelbe Farbe.

70) Mit Kochſalz, eine bräunlichgelbe Farbe, welche nicht ohne Glanz iſt.

71) Mit Salmiak, eine noch etwas dunklere bräunlichgelbe Farbe, welche einigen Glanz hat.

72) Mit Weinſteincremor, eine ſehr ſchöne lichte und hochgelbe Farbe, welche in das Aurorgelbe fällt, ſehr geſättigt iſt und einen ſchönen Glanz hat.

73) Mit Weineſſig, eine citronengelbe Farbe, welche aber etwas dunkel ausfällt, und einen mäßigen Glanz hat.

74) Mit Alaun, eine ſehr ſchöne geſättigte und glänzende citronengelbe Farbe.

75) Mit Gyps, eine ganz feine gelbe Farbe, welche in das Citronengelbe fällt, aber etwas dunkler und nicht ohne Glanz iſt.

76) Mit grünem Vitriol, eine gelblichbraune Farbe welche einen mäßigen Glanz hat.

77) Mit blauem Vitriol, gelblichgrüne Farbe, welche ebenfalls einen ſehr mäßigen Glanz hat.

78) Mit Seife, eine blaſſe erdgelbe Farbe, ſo nicht ohne Glanz iſt.

8. Verſuche mit Tuch, welches in Gypswaſſer eingeweicht worden iſt. Man ließ zu dieſem Bade 1 Loth gemeinen, aber ſchönen weißen gebrannten Gyps, ſo wie er von den Mäurern und Stukaturarbeitern gebraucht wird, in 2 Pfund Waſſer eine Stunde lang kochen, that alsdann 2 Loth Tuch hinein, lies ſolches mit

mit dieſem Gypswaſſer eine halbe Stunde lang kochen, und in dem nach und nach verkühlten Bade noch 24 Stunden liegen. Dieſes eingeweichte Tuch erhielt, nachdem es unabgeſpühlt und nur ausgeſchwenkt in die Farbebrühe gelegt worden war, folgende Farben:

79) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine blaßgelbe Farbe, welche faſt keinen Glanz hat.

80) Mit Salpeter, eine etwas dunkle erdgelbe Farbe, welche ebenfalls keinen Glanz hat, und etwas ſchmutzig ausſieht.

81) Mit Kochſalz, eine gelbe Farbe, welche blaſſer als die Pomeranzenfarbe, und dunkler als die Citronenfarbe iſt, mehr in das Erdgelbe fällt, und nicht viel Glanz hat.

82) Mit Salmiak, eine etwas dunkelgelbe Farbe, welche in das Grünliche fällt und einigen Glanz hat.

Die gründliche Farbe iſt, wie oben erinnert worden iſt, für zufällig zu halten. Es ſcheint dieſelbe von dem kupfernen Keſſel, worin die Brühe gekocht worden war, herzurühren. Denn die Erfahrung lehrt, daß, wenn Salmiak in kupfernen Gefäßen gekocht wird, ſolcher etwas von dem Kupfer auflöſet, und das Waſſer bräunlich färbt, welches alsdann mit Gelbwurz verbunden eine gelbe Farbe hervor bringt, welche in das Grünliche fällt. Soll dieſes vermieden werden, ſo muß man die Keſſel verzinnen, da alsdann keine Auflöſung geſchieht, und die Farbebrühe rein bleibt.

83) Mit Weinſteincremer, eine ganz feine Citronenfarbe, welche aber ein wenig dunkler als die Farbe einer Citrone ausfällt, ſehr geſättigt iſt, und einen ſchönen Glanz hat.

84) Mit Weineſſig, eben dergleichen Farbe, welche aber noch etwas dunkler, ebenfalls ſehr geſättigt und auch ſchön glänzend iſt.

85) Mit Alaun, eine ſchöne glänzende Citronenfarbe.

86) Mit Gyps, eine blaſſe ſchwefelgelbe Farbe, welche nicht unangenehm fällt, und nicht ohne Glanz iſt.

87) Mit grünem Vitriol, eine gelblichbraune Farbe, welche einen gar feinen Glanz hat.

88) Mit blauem Vitriol, eine glänzende gelblichgrüne Farbe.

89) Mit Seife, eine lichte graue Farbe, welche ganz angenehm iſt, und einen Glanz hat.

Ueberhaupt betrachtet, ſcheint der Gyps bey dieſen Verſuchen, man möge das Tuch vorbereitet haben, wie man will, kein unwirkſamer Körper zu ſeyn. Da er ſich ſehr ſchwer in Waſſer auflöſen läßt, ſo iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er zur Feſtſetzung mancher Farben etwas beytragen kann. Weiter unten werden von einem durch die Kunſt bereiteten ſelenitiſchen oder gypſichten Waſſer noch mehrere Verſuche vorkommen

9. Verſuche mit Tuch, welches im aufgelöſten grünen Vitriol eingeweicht worden iſt. Zu dieſem Bade ward gemeiner grüner Vitriol genommen, und das Tuch, wie in der zweyten Reihe der Verſuche gemeldet worden iſt, eben ſo behandelt. Das mit dieſem vitrioliſchen Waſſer durchzogene Tuch erhält mit den aus der Gelbwurz erhaltenen Farbebrühen folgende Farben:

90) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine gelblichbraune Farbe, welche einen Glanz hat.

91) Mit Salpeter, eben dergleichen Farbe.

92) Mit Kochſalz, eben dergleichen, etwas dunklere.

93) Mit Salmiak, eine gelblichbraune Farbe welche ein wenig in das Grünliche fällt, und nicht ohne Glanz iſt.

94) Mit Weinſtein=Cremor, eine Pomeranzenfarbe, welche aber nicht ſo hoch, als No. 2, iſt.

95) Mit Eſſig, eine bräunliche Farbe, welche etwas in das Gelbe fällt und Glanz hat.

96) Mit Allaun, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe, welche einen feinen Glanz hat.

97) Mit Gyps, eine bräunliche Farbe, welche ein wenig in das Gelbliche fällt, und nicht ohne Glanz iſt.

98) Mit grünem Vitriol, eben dergleichen Farbe, die aber noch etwas heller iſt, und etwas mehr in das Gelbliche fällt.

99) Mit blauem Vitriol, eine gelbgrüne Farbe, welche etwas Glanz hat.

100) Mit Seife, eine braune Farbe, welche kaum merklich in das Gelbliche fällt, und einen Glanz hat.

10. Verſuche mit Tuch, welches im Waſſer mit blauem Vitriol eingeweicht worden iſt. Das mit blauem Vitriol durchzogene Tuch erhält mit Gelbwurz folgende Farben:

101) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine bräunliche Farbe, welche in das Grünliche und Gelbliche fällt.

102) Mit Salpeter, faſt eben dergleichen, nur ein wenig dunklere, Farbe.

103) Mit Koch⸗Salz, eine, in das Graue fallende, grünliche Farbe.

104) Mit Salmiak, eine bräunlichgelbe Farbe, welche kaum merklich in das Grünliche fällt.

105) Mit Weinſtein⸗Cremor, eine citronengelbe Farbe, welche in das Grünliche fällt.

106) Mit Eſſig, eben dergleichen Farbe, nur etwas lichter.

107) Mit Alaun, eine ſehr geſättigte citronengelbe Farbe, welche aber etwas dunkel ausfällt.

108) Mit Gyps, eine gelblichbraune Farbe, welche in das das Graue und kaum merklich in das Grünliche fällt.

109) Mit grünem Vitriol, eine bräunlichgelbe Farbe, welche kaum merklich in das Grünliche fällt.

110) Mit blauem Vitriol, eine ganz feine gelblich⸗ oder zeiſiggrüne Farbe.

111) Mit Seife, eine bräunliche Farbe. Alle dieſe Farben haben Glanz, der aber bey einigen ſehr mäßig iſt.

11. Verſuche mit Tuch, welches in Seifenwaſſer eingeweicht worden iſt. Zu dieſem Bade ward gute venezianiſche Seife genommen, in heißem Waſſer aufgelöſet, alsdann mit dieſem Seifenwaſſer das Tuch eine halbe Stunde lang gekocht, und, wie bey mehrern erinnert worden iſt, noch 24 Stunden darin gelaſſen. Das Tuch erhält alsdann folgende Farben:

112) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine erdgelbe Farbe.

113) Mit Salpeter, eine etwas dunklere dergleichen;

114) Mit Koch⸗Salz, faſt eben dergleichen.

115) Mit Salmiak, eine etwas dunkle gelbe Farbe, welche ein wenig in das Bräunliche und Grünliche fällt.

116) Mit Weinſtein⸗Cremor, eine ſehr geſättigte gelbe Farbe, welche etwas dunkler als die natürliche Farbe der Citronen iſt.

117) Mit Eſſig, eine bräunlichgelbe Farbe.

118) Mit Alaun, eine ganz feine geſättigte citronengelbe Farbe.

119) Mit Gyps, eine dunkle erdgelbe Farbe.
120) Mit grünem Vitriol, eine ſchöne lichte braune Farbe.
121) Mit blauem Vitriol, eine ganz feine geſättigte gelblichgrüne Farbe.
122) Mit Seife, eine lichte gelblichgraue Farbe. Alle dieſe Farben haben einen ſchönen Glanz.

12. Verſuche mit Tuch, welches mit einem durch die Kunſt verfertigten ſelenitiſchen oder gypſichten Waſſer vorbereitet worden iſt. Man vermiſchte 2 Loth ſehr gutes ſtarkes rauchendes Vitriolöhl nach und nach mit 2 Pfund Waſſer, und ſchüttete in ſelbigen gelöſchten und getrockneten Kalk ſo lange hinein, bis ſich alles Aufwallen oder Aufbrauſen geſtillet hatte; alsdann ließ man alles zuſammen noch eine Stunde kochen, und 2 Tage lang in der Kälte ruhig ſtehen. Hierauf ward der lautere klare Liquor behutſam abgegoſſen, in einen kupfernen Keſſel gethan, und mit ſelbigem das Tuch eine Stunde lang gekocht. Endlich ließ man das Tuch in dem nach und nach erkalteten Bade noch 48 Stunden weichen. Das Tuch erhält aus den Farbebrühen der Gelbwurz folgende Farben:

123) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine pomeranzenartige Farbe, welche aber weit lichter, als die natürliche Farbe der Gelbwurz, *No.* 2, iſt.
124) Mit Salpeter, eine geſättigte erdgelbe Farbe.
125) Mit Kochſalz, eine etwas ſchmutzige dunkle erdgelbe Farbe.
126) Mit Salmiak, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe, welche etwas dunkler, als die natürliche Citronenfarbe. iſt.
127) Mit Weinſteincremor, eben dergleichen, doch ein wenig hellere, Farbe.
128) Mit Eſſig, eine ſchöne, etwas pomeranzengelbe Farbe.
129) Mit Alaun, eine ſchöne und recht brennende citronengelbe Farbe.
130) Mit Gyps, eine geſättigte erdgelbe Farbe, welche in das Citronengelbe fällt.
131) Mit grünem Vitriol, eine ſchöne lichte braune F.

132) Mit

132) Mit blauem Vitriol, eine ſchöne zeiſiggrüne F.

133) Mit Seife, eine weißlichgraue Farbe, welche in das Erbsfarbige fällt.

134) Mit dem oben beſchriebenen ſelenitiſchen Waſſer, worin das Tuch eingeweicht worden war, eine ſehr ſchöne citronengelbe Farbe, welche etwas dunkler, als die natürliche Farbe der Citrone iſt, und mit *No.* 127 einige Aehnlichkeit hat.

13. Verſuche mit Tuch, welches durch das mit Thon gekochte Alaunwaſſer vorbereitet worden iſt. Es ward zu dieſem Bade 1 Loth grauen fetten Thon nebſt 1 Loth Alaun genommen, und beyde in 2 Pfund Waſſer eine Stunde lang gekocht; alsdann ließ man das Decoct kalt werden, und ſo lange ſtehen, bis es klar und hell geworden war. Das lautere und klare Waſſer ward behutſam ab-, und in einen kupfernen Keſſel gegoſſen, alsdann das Tuch hinein gethan, und mit ſelbigem eine halbe Stunde lang gekocht. Nachdem man das Tuch, wie gewöhnlich, in dem nach und nach erkalteten Bade noch 48 Stunden hatte weichen laſſen, erhielt daſſelbe aus den Farbebrühen folgende Farben:

135) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine ſehr geſättigte citronengelbe Farbe.

136) Mit Salpeter, eben dergleichen Farbe, welche aber etwas lichter ausfällt.

137) Mit Kochſalz, eben dergleichen, welche aber ein wenig dunkler, als die beyden vorigen, iſt.

138) Mit Salmiak, eine citronengelbe Farbe, welche in das Grünliche ſpielt.

139) Mit Weinſteincremor, eine ſehr ſchöne citronengelbe Farbe, welche höher und brennender, als *No.* 136 und 137, iſt.

140) Mit Eſſig, eine ſehr geſättigte citronengelbe Farbe, welche ein wenig in das Bräunliche oder Dunkle fällt.

141) Mit Alaun, eine etwas ſchwefelgelbe, und kaum merklich in das Grünliche ſpielende, Farbe.

142) Mit Gyps, eine dergleichen, doch mehr citronengelbe Farbe.

143) Mit grünem Vitriol, eine lichte braune Farbe, welche etwas in das Gelbliche fällt.

144) Mit blauem Vitriol, eine grünlichgelbe Farbe.
145) Mit Seife, eine helle graue Farbe welche ein wenig in das Röthliche ſpielt.
146) Mit dem oben beſchriebenen thonichten Alaunwaſſer, eine ſehr geſättigte citronengelbe Farbe, welche etwas dunkler, als No. 141 und 142, iſt. Alle dieſe Farben haben einen mäßigen Glanz, am wenigſten aber die beyden letztern.

Leiden gleich die Farben in etwas, in Anſehung des Glanzes, wenn man das Tuch durch das mit Thon gekochte Alaunwaſſer vorbereitet hat, ſo iſt doch vielleicht ein weit größerer Vortheil in Anſehung der mehrern Befeſtigung der färbenden Theile zu erwarten. Ein Alaun, der durch das Kochen mit Thon eine mehrere Menge erdige Theile erhält, wird dadurch zu einem Körper, der ſich im Waſſer ſchwerer auflöſen läßt, als ein unveränderter Alaun. Können Körper, welche Farben erhalten ſollen, mit einem ſolchen veränderten Alaune eine Vereinigung eingehen, ſo iſt auch nicht unwahrſcheinlich, daß färbende Subſtanzen, wenn ſie auf einen durch dergleichen veränderten Alaun vorbereiteten Körper kommen, eine mehrere Befeſtigung erhalten.

Man kann auch die oben bemeldete Proportion des Alaunes und Thones verändern, und entweder eine kleinere Quantität Alaun mit einer größern Quantität Thon, oder umgekehrt, eine kleinere Menge Thon mit einer größern Menge Alaun, kochen. Es wird allezeit ein Unterſchied in dem daraus erhaltenen Waſſer bemerket werden. Je mehr Alaun dazu genommen worden iſt, deſto mehr Eigenſchaften wird ſolches Waſſer von dem Alaun an ſich haben; hingegen wird ein Waſſer, wozu man mehr Thon, als Alaun, genommen hat, wieder andere Wirkungen äußern. Vielleicht könnte man durch öftere und mannigfaltig angeſtellte Verſuche durch die Kunſt in unſern Gegenden ſolche Wäſſer erhalten, welche denjenigen ähnlich ſind, die z. B. in Indien von Natur hervor gebracht werden. So meldet z. B. Mazeas im 4. Theil der Memoir. de Math. & de Phyſ. à Paris, 1763, 4. daß in Indien gewiſſe herbe Waſſer befindlich ſeyn, welche die Kraft haben ſollen, die Farben auf Baumwolle und Leinwand zu befeſtigen.

14. Verſuche mit Tuch, welches durch Alaunwaſſer mit Gyps gekocht, vorbereitet worden iſt. Man ließ gleiche Theile gebrannten Gyps und Alaun mit einander

ander in 3 Pfund Waſſer eine Stunde lang kochen, alsdann erkalten und ſo lange ruhig ſtehen, bis das Waſſer klar und hell geworden war. Hierauf ward daſſelbe in einen kupfernen Keſſel behutſam abgegoſſen, und über das Feuer geſetzt. Nachdem es zu kochen angefangen hatte, ward Tuch darein geleget, welches man mit demſelben eine halbe Stunde lang kochen, und in dem nach und nach erkalteten Bade noch 24 Stunden liegen ließ. Dieſes Tuch erhielt aus den Farbebrühen, welche mit Gelbwurz und verſchiedenen Zuſätzen waren bereitet worden, folgende Farben:

147) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine ſchöne geſättigte gelbe Farbe, welche etwas dunkler als die natürliche Citronenfarbe iſt.
148) Mit Salpeter, eine ſchöne helle Orangenfarbe.
149) Mit Koch-Salz, eine etwas blaſſere dergleichen.
150) Mit Salmiak, eine citronengelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche ſpielt.
151) Mit Weinſtein-Cremor, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe, faſt wie No. 147.
152) Mit Eſſig, eine ſehr ſchöne citronengelbe Farbe, welche etwas lichter, als die vorige, iſt.
153) Mit Alaun, ebenfalls eine citronengelbe Farbe, die aber ein wenig tiefer, als No. 152, und ein wenig höher, als No. 151, iſt.
154) Mit Gyps, faſt eben dergleichen Farbe.
155) Mit grünem Vitriol, eine gelbbraune Farbe.
156) Mit blauem Vitriol, eine ſehr geſättigte gelbgrüne Farbe.
157) Mit Seife, eine Erbsfarbe, welche in das Graue fällt.
158) Mit dem oben beſchriebenen gypſichten Alaunwaſſer, eine überaus ſchöne und recht brennende ſchwefelgelbe Farbe. Alle dieſe Farben haben einen ſchönen Glanz; doch iſt derſelbe bey einigen mehr, bey andern weniger, zu bemerken.

15. Verſuche mit Tuch, welches durch Alaun und Weinſtein-Cremor vorbereitet worden iſt. Man ließ 2 Theile Alaun mit 1 Theil Weinſteincremor zu-

ſammen in einer hinlänglichen Quantität Waſſer kochen, that alsdann in dieſes Bad das Tuch, ließ es mit demſelben ½ Stunde kochen, und indem nach und nach erkalteten Bade 6 Tage und Nächte liegen. Dieſes alſo vorbereitete, und mit dieſen Salzen durchzogene Tuch ward unausgedrückt, ſo wie man es aus dem Bade genommen hatte, in die Farbebrühen getragen, wovon es folgende Farben erhalten hat.

159) Mit Alaun, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe.

160) Mit Weinſteincremor, eine etwas dunklere dergleichen.

161) Mit Gyps, eine citronengelbe Farbe, welche etwas heller, als die vorige, doch aber dunkler, als *No.* 159, ausfällt.

162) Mit 2 Th. Alaun und 1 Th. Weinſteincremor, faſt dergleichen Farbe, wie *No.* 160.

163) Mit gleichen Theilen Gyps und Weinſteincremor, eine ſchöne citronengelbe Farbe, faſt wie die mit Alaun erhaltene Farbe *No.* 159, doch etwas dunkler.

164) Mit gleichen Theilen Gyps und Salmiak, eine citronengelbe Farbe, welche etwas dunkel, aber doch anders, als die vorige, ausfällt.

165) Mit blauem Vitriol, eine grünlichgelbe Farbe. Alle dieſe Farben haben einen ſchönen Glanz und fallen lieblich aus.

16. Verſuche mit Tuch, welches durch Galläpfel vorbereitet worden iſt. Man ließ 1 Loth fein geſtoßene gute Galläpfel in anderthalb Pfund Waſſer eine Stunde lang kochen, und alsdann das Decoct kalt werden. Nachdem ſich die groben Theile geſetzt hatten, ward dieſes Decoct von denſelben behutſam abgegoſſen, in einen kupfernen Keſſel gethan, und das Tuch damit ½ Stunde lang gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Bade noch 48 Stunden gelaſſen. Das Tuch erhielt eine bräunliche Farbe. Dieſes mit dem Galläpfeldecocte durchzogene Tuch ward, unausgedrückt, in die mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen gebracht, da es denn folgende Farben erhielt:

166) Mit

166) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine dunkle gelbe Farbe, welche in das Bräunliche fällt.

167) Mit Weinſteincremor, eine bräunlichgelbe Farbe.

168) Mit Alaun, eine citronengelbe Farbe, welche in das Grünliche fällt.

169) Mit 1 Th. Weinſteincremor und 2 Th. Alaun, eine ganz feine geſättigte citronengelbe Farbe.

170) Mit Gyps, eine dunkle erdgelbe Farbe.

171) Mit grünem Vitriol, eine, in das Gelbliche fallende, ſchwarzbraune Farbe.

172) Mit blauem Vitriol, eine braune Farbe. Alle dieſe Farben haben einen mäßigen Glanz; doch hat die mit Weinſteincremor und Alaun erhaltene Farbe, *No.* 169, den meiſten, die aber mit Gelbwurz ohne Zuſatz bereitete Farbe *No.* 166 den wenigſten.

Haben gleich die Farben, welche auf das durch Galläpfel vorbereitete Tuch gebracht worden ſind, keinen ſolchen Glanz, wie andere Farben, welche das durch Salze vorbereitete Tuch erhält: ſo ſind doch einige derſelben ganz angenehm, und ſo beſchaffen, daß ſie allerdings zu gebrauchen ſind, und eine beſſere Farbe geben, als diejenigen ſind, welche man vermittelſt anderer gelbfärbenden Materien erhält.

17. Verſuche mit Tuch, welches durch Galläpfel und Alaun vorbereitet worden iſt. Man ließ Tuch in einem Galläpfel Decocte ½ Stunde lang kochen, und in der nach und nach erkalteten Brühe noch 24 Stunden liegen. Alsdann ward daſſelbe heraus genommen, gelinde ausgedrückt und getrocknet. Das trockne und bräunliche gewordene Tuch ließ man in Alaunwaſſer ½ Stunde lang kochen: und in dem nach und nach erkalteten Bade noch 24 Stunden weichen. Hierauf ward es heraus genommen, gelinde ausgedrückt und getrocknet. Endlich that man das getrocknete Tuch in warmes Waſſer, und ließ es in dem nach und nach erkalteten Waſſer noch 24 Stunden weichen. Dieſes Tuch erhält aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

173) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine dunkle gelblichbraune Farbe, welche ein wenig ſchmutzig ausſieht.

174) Mit Alaun, eine ſehr geſättigte citronengelbe Farbe, welche zwar rein ausſieht, aber einen mäßigen Glanz hat.

175) mit Alaun und Salmiak, eben dergleichen, etwas dunklere Farbe.

176) Mit Alaun und Weinſtein-Cremor, eine ganz feine geſättigte citronengelbe Farbe, welche einen feinen Glanz hat.

177) Mit gleichen Theilen Alaun und Gyps, eine geſättigte, etwas dunkelgelbe Farbe, welche in das Citronengelbe, noch mehr aber in das Bräunliche fällt, und etwas matt ausſieht.

178) mit gleichen Theilen Alaun und grünen Vitriol, eine olivengrüne Farbe, welche einen guten Glanz hat.

179) Mit gleichen Theilen Alaun und blauen Vitriol, eine ſchöne glänzende braune Farbe.

18 Verſuche mit Tuch, welches durch Weinſtein-Cremor, Alaun und Gelbwurz vorbereitet worden iſt. Man ließ 1 Loth Alaun mit $\frac{1}{2}$ Loth Weinſteincremor in 1$\frac{1}{2}$ Pfund Waſſer kochen, that alsdann 3 Loth Tuch hinein, ließ es $\frac{1}{2}$ Stunde darin kochen, und in dem nach und nach erkalteten Bade noch 6 Tage und 6 Nächte weichen. Alsdann ward $\frac{1}{2}$ Loth Gelbwurz mit 1 Loth Alaun gekocht, und ſobald die Brühe in das Sieden gekommen war, das eingeweichte Tuch hinein gethan, und die Farbenbrühe bis auf ein Drittel eingekocht. Hierauf ward das gefärbte Tuch in kaltes Waſſer gebracht, rein geſpühlt und getrocknet. Es erhielt daſſelbe eine ſehr ſchöne citronengelbe Farbe. Dieſes trockne und gefärbte Tuch ward endlich in warmes Waſſer gebracht; man ließ es mit demſelben einige Minuten kochen, und in dem nach und nach erkalteten Waſſer noch 24 Stunden liegen. Dieſes alſo zubereitete Tuch erhielt aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

180) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine gelbe Farbe, welche pomeranzenartig ausfällt.

181) mit Salpeter, eine bräunlichgelbe Farbe, welche etwas ſchmutzig ausſieht.

182) Mit

182) Mit Koch-Salz, eine pomeranzenartige Farbe, welche ebenfalls etwas ſchmutzig ausſieht.

183) Mit Salmiak, eine ganz feine geſättigte citronengelbe Farbe, welche in das Pomeranzenartige fällt und einen feinen Glanz hat.

184) Mit Weinſtein-Cremor, eine vollkommen ſchöne glänzende citronengelbe Farbe.

185) Mit Eſſig, eine ebenfalls ſchöne und glänzende citronengelbe Farbe, welche etwas dunkler, als die vorige, iſt.

186) Mit Alaun, eine überaus ſchöne, glänzende, lichte citronengelbe Farbe, welche weit heller, als No. 184, iſt.

187) Mit Gyps, eine bräunlichgelbe und etwas ſchmutzige Farbe.

188) Mit grünem Vitriol, eine ganz angenehme hellbraune Farbe, welche in das Gelbliche fällt.

189) Mit blauem Vitriol, eine gelbgrüne Farbe, welche einen ganz feinen Glanz hat.

190) Mit Seife, eine gelblichgraue oder graue erdgelbe Farbe, welche einen mäßigen Glanz hat.

II. Verſuche mit Gelbwurz, in wiefern durch dieſelbe Baumwolle gefärbet werden kann.

19) Verſuche mit Baumwolle, welche in reinem Waſſer gekocht und eingeweicht worden iſt. Wenn man zart geſponnenes baumwollenes Garn, wie auch Kattun, eine halbe Stunde lang in reinem Waſſer kochen, und darin einige Stunden weichen läßt: ſo erhält ſolches aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

191) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine ſehr ſchwache gelbliche Farbe, welche ein wenig in das Pomeranzenartige fällt.

192) Mit Salpeter, eben dergleichen, aber etwas ſtärker ausfallende, Farbe.

193) Mit Koch-Salz, eben dergleichen.

194) mit Salmiak, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe.

195) Mit Weinſtein Cremor, eine noch ſchönere und geſättigtere citronengelbe Farbe.

196) Mit Eſſig, dergleichen citronengelbe Farbe.

197) Mit Alaun, eine geſättigte citronengelbe Farbe, welche etwas dunkler, als die vorigen, ausfällt.

198) Mit Gyps, eine ſtroh- oder erdgelbe Farbe.

199) Mit grünem Vitriol, eine etwas ſchmutzige erdgelbe Farbe.

200) Mit blauem Vitriol, eine ganz feine ſchwefelgelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche ſpielt.

201) Mit Seife, eine kaum merkliche gelbe Farbe. Unter dieſen Farben haben die mit Salmiak, Weinſteincremor, Eſſig, Alaun und blauen Vitriol, einen ganz feinen Glanz, die andern aber nicht; doch fällt die mit Gyps bereitete nicht unangenehm aus, wiewohl ſie wenig Glanz hat.

20. Verſuche mit Baumwolle, welche durch Salmiak vorbereitet worden iſt. Nachdem man 2 Loth Baumwolle und Kattun, nebſt 2 Loth Salmiak in 1 Pfund Waſſer eine halbe Stunde lang hatte kochen, und die Baumwolle nebſt dem Kattun in dem nach und nach erkalteten Bade noch 24 Stunden weichen laſſen, erhielten dieſelben aus den Farbebrühen folgende Farben:

202) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine ſchwache Pomeranzenfarbe, welche in das Gelbliche fällt.

203) Mit Salpeter, faſt dergleichen Farbe, die aber noch gelber ausfällt.

204) Mit Kochſalz, eine noch ſchwächere Pomeranzenfarbe, welche noch mehr, als die vorigen, in das Gelbe fällt.

205) Mit Salmiak, eine ſchöne und ſehr geſättigte citronengelbe Farbe.

206) Mit Weinſteincremor, eine noch ſchönere dergleichen.

207) Mit Eſſig, eben dergleichen Farbe, die aber etwas dunkler ausfällt.

208) Mit Alaun, eine ſchöne citronengelbe Farbe, welche ein wenig blaſſer, als *No.* 206, iſt.

209) Mit Gyps, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe, faſt wie *No.* 206, außer daß ſie nicht ſo glänzend, wie dieſe, iſt.

210) Mit grünem Vitriol, eine reine erdgelbe Farbe, welche wenig Glanz hat.
211) Mit blauem Vitriol, eine ſehr ſtark geſättigte citronengelbe Farbe, welche kaum merklich in das Grünliche fällt, aber ein ſchönes Anſehen und einen feinen Glanz hat.
212) Mit Seife, eine ſehr blaſſe ſtrohgelbe Farbe, welche wenig Glanz hat.

21. Verſuche mit Baumwolle, welche durch ein feuerbeſtändiges Alkali vorbereitet worden iſt. Es ward gute Pottaſche in warmem Waſſer aufgelöſet, und zwar eine ſolche geſättigte Solution gemacht, daß von hinzugeworfener Pottaſche nichts mehr aufgelöſet wurde. Dieſe Pottaſchenſolution ließ man in einem wohlvermachten Gefäße etliche Wochen ſtehen, damit alle unreine Theile zu Boden ſinken, und das in der Pottaſche befindliche Mittelſalz, ſich durch die Kryſtalliſation von derſelben ſcheiden möchte. Nachdem die Solution klar und hell geworden war, und das Mittelſalz ſich geſchieden hatte, wurden 4 Loth davon genommen, und, mit eben ſo viel Waſſer vermiſcht, in einen kupfernen Keſſel gethan, und über das Feuer geſetzt. Alsdann wurden 2 Loth Baumwolle und Kattun in dieſes warme Bad getragen, und mit ſelbigem ½ Stunde lang gekocht. Hierauf ließ man die Baumwolle und den Kattun in dem nach und nach erkalteten Bade noch 30 Stunden liegen, und man erhielt endlich aus den Farbebrühen folgende Farben:

213) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine überaus ſchwache röthliche Farbe.
214) Mit Salpeter, eine etwas ſtärkere röthlichgelbe Farbe.
215) Mit Kochſalz, eine eben ſo ſchwache Farbe, wie *No.* 213.
216) Mit Salmiak, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe.
217) Mit Weinſteincremor, eine noch geſättigtere, welche etwas dunkler ausfällt.

218) Mit Eſſig, faſt eben dergleichen.
219) Mit Alaun, eine ſehr lichte citronen- und faſt ſchwefelgelbe Farbe.
220) Mit Gyps, eine ſchwefelgelbe Farbe, welche etwas matt, und faſt blaſſer als ſchwefelgelb ausſieht.
221) Mit grünem Vitriol, eine ſchmuzige grünlichgelbe Farbe.
222) Mit blauem Vitriol, eine geſättigte citronengelbe, faſt wie No. 216.
223) Mit Seiſe, faſt gar keine und kaum merkliche ſtrohgelbe Farbe.

22. Verſuche mit Baumwolle, welche durch eine beizende alkaliſche Lauge und Alaun vorbereitet worden iſt. Es wurden 2 Loth friſcher Kalk, welcher nur einige Stunden aus dem Ofen gekommen und noch ganz lau war, mit Waſſer gehörig gelöſcht, alsdann mit mehrerm Waſſer verdünnt, und ſogleich 2 Loth Pottaſche dazu gethan, über das Feuer geſetzt, $\frac{1}{2}$ Stunde lang gekocht, alsdann 24 Stunden hingeſetzt. Hierauf ward der lautere und klare Liquor behutſam ab-, und in einen kupfernen Keſſel gegoſſen, alsdann geſponnene Baumwolle und Kattun hinein gethan, und $\frac{1}{2}$ Stunde mit einander gekocht. Hernach ließ man die Baumwolle und den Kattun in der nach und nach erkalteten beizenden Lauge noch 24 Stunden liegen; endlich nahm man ſie heraus, drückte ſie zwiſchen zwey Bretern ganz gelinde aus, und ließ ſie in einer warmen Stube nach und nach völlig trocken werden. Dieſe mit der alkaliſchen Beize durchzogene und getrocknete Baumwolle und Kattun legte man in Alaunwaſſer, ließ ſie 24 Stunden darin liegen, nahm ſie alsdann heraus, und trocknete ſie. Die getrocknete Baumwolle und Kattun that man endlich in warmes Waſſer, und behandelte ſie, nachdem ſie 24 Stunden geweicht hatte, mit verſchiedenen aus der Gelbwurz bereiteten Farbebrühen; da ſie denn folgende Farben erhielten.

224) Mit Alaun, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe.
225) Mit Weinſtein-Cremor, faſt eben dergleichen, aber noch etwas hellere und lieblichere Farbe.
226) Mit Gyps, eine blaſſe, aber ſchöne, citronengelbe Farbe.
227) Mit Alaun und Gyps, faſt eben dergleichen, nur ein wenig höher.
228) Mit Alaun und Weinſtein-Cremor, faſt wie No. 224.
229) Mit blauem Vitriol, eine citronengelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche ſpielt.
230) Mit Borax, eine ſchlechte und kaum merkliche erd- oder röthlichgelbe ſchmutzige Farbe.
231) Mit Soda, faſt eben dergleichen.

Alle dieſe Farben, nur die beyden letzten ausgenommen, ſind ſehr geſättigt, haben ein gutes Anſehen und auch einen feinen Glanz.

23) Verſuche mit Baumwolle, welche durch eine beizende Lauge, Alaun, und ein mit Gyps gekochtes Alaunwaſſer vorbereitet worden iſt. Dieſe Vorbereitung kömmt mit der vorhergehenden größten Theils überein, nur mit dem Unterſchiede, daß die Baumwolle, nachdem ſie durch eine beizende Lauge wiederum durch Alaun die Vorbereitung erhalten hat, nicht, wie in der 22ſten Reihe der Verſuche gemeldet worden iſt, die letzte Vorbereitung durch bloßes Waſſer, ſondern auf eine andere Art erhalten hat. Man ließ nämlich die in der beizenden Lauge eingeweichte und getrocknete, und wiederum in Alaun eingeweichte und getrocknete Baumwolle in einem mit Gyps gekochten Alaunwaſſer ½ Stunde lang kochen, und in dem nach und nach erkalteten Bade 24 Stunden liegen. Zu dieſem beſondern Bade wurden 2 Theile Gyps mit 1 Theil Alaun vermiſcht, alsdann in einen kupfernen Keſſel gethan, Waſſer zugegoſſen, und ½ Stunde lang ſtark gekocht. Hierauf ließ man dieſes Decoct nach und nach kalt werden, und nachdem ſich alles geſetzt hatte, und der Liquor klar und hell geworden war, goß man ihn behutſam ab, und tractirte die Baumwolle auf gedachte Art

damit. Die mit dieſem Waſſer durchzogene und noch feuchte Baumwolle erhält aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

232) Mit Alaun, eine ſehr ſchöne citronengelbe Farbe.

233) Mit Galläpfeln, faſt eben dergleichen Farbe, welche aber ein wenig in das grünliche fällt.

234) Mit Alaun und Galläpfeln, faſt eben dergleichen

Von den Galläpfeln ward ſo viel genommen, als die Gelbwurz wog; von dem Alaune hingegen ward ſo viel zugeſetzt, als die Gelbwurz und die Galläpfel zuſammen wogen.

235) Mit gleichen Theilen Alaun und Gyps, faſt dergleichen Farbe, wie die vorigen, nur ein wenig geſättigter und dunkler.

236) Mit Gyps, eine blaſſere citronengelbe Farbe.

237) Mit dem zur Vorbereitung genommenen gypſichten Alaunwaſſer, eine noch ſchönere und höhere citronengelbe Farbe, als *No.* 232.

24. Verſuche mit Baumwolle, welche durch eine beizende Lauge, Alaun und Galläpfel vorbereitet worden iſt. Bey dieſer Vorbereitung iſt das Beizen in der ſcharfen Lauge wie auch das darauf erfolgte Einweichen in Alaunwaſſer eben ſo, wie in der 22ſten Reihe der Verſuche beſchrieben iſt, vorgenommen worden. Da aber bey jener Vorbereitung das gebeizte, alaunte und getrocknete baumwollene Garn und Kattun, ehe ſie in die Farbebrühen gekommen waren, in bloßem Waſſer eingeweicht worden, ſo ward, ſtatt deſſelben, ein Galläpfeldecoct bereitet, und das Garn nebſt dem Kattune mit ſelbigem behandelt. Man ließ nämlich fein geſtoßene Galläpfel mit Waſſer $\frac{1}{2}$ Stunde lang kochen, das Decoct kalt werden, und nachdem ſich die groben Theile geſetzt hatten, goß man die lautere Brühe behutſam ab, und ließ ſie wieder über dem Feuer warm werden. So bald dieſelbe zu ſieden anfieng, trug man die, durch die ſcharfe Lauge und den Alaun bereits zubereitete Baumwolle und Kattun in das heiße Galläpfeldecoct, ließ ſie damit einige Minuten kochen, und in dem nach und nach erkalteten Decocte noch 48 Stunden liegen.

Die

Die mit dem Galläpfeldecocte durchzogene Baumwolle erhielt aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

238) Mit Alaun, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe.

239) Mit Alaun und Gyps, faſt eben dergleichen.

240) Mit Alaun und Galläpfeln, ebenfalls.

241) Mit Gyps, eine dunkle erdgelbe Farbe.

242) Mit Alaun und blauem Vitriol zu gleichen Theilen, eine bräunlichgelbe Farbe.

25. Verſuche mit Baumwolle, welche durch eine beizende Lauge, Galläpfel und Alaun vorbereitet worden iſt. Nachdem man Baumwolle in der, in der 22ſten Reihe der Verſuche beſchriebenen, beizenden Lauge $\frac{1}{4}$ Stunde lang gekocht hatte, ließ man ſie in der nach und nach erkalteten Lauge noch 24 Stunden weichen. Hierauf ward dieſelbe heraus genommen, gelinde ausgepreßt, und getrocknet. Die getrocknete Baumwolle wurde alsdann in einer Galläpfelbrühe, auf die in der 24ſten Reihe der Verſuche angezeigte Art, gekocht, und darin noch 24 Stunden gelaſſen. Alsdann ward die durchzogene Baumwolle heraus genommen, gelinde ausgedrückt, und getrocknet. Die getrocknete und bräunlich gewordene Baumwolle ließ man in Alaunwaſſer $\frac{1}{4}$ Stunde kochen, 24 Stunden darin liegen, alsdann heraus nehmen, ausdrücken und trocknen. Die getrocknete Baumwolle legte man endlich in warmes Waſſer, und ließ ſie noch 24 Stunden darin liegen. Dieſe alſo zubereitete Baumwolle erhielt aus den verſchiedentlich zubereiteten Farbebrühen folgende Farben:

243) Mit Alaun, eine citronengelbe Farbe, welche etwas dunkel ausfällt.

244) Mit Weinſteincremor, eine etwas hellere.

245) Mit Gyps, eine bräunlichgelbe Farbe.

246) Mit Alaun und Gyps, eine Farbe faſt wie *No.* 243, aber noch geſättigter, und etwas dunkler.

247) Mit Alaun und Weinſteincremor, eben dergleichen.

248) Mit

248) Mit blauem Vitriol, eine gelbbraune Farbe.
249) Mit Borax, eine gelblichbraune.
250) Mit Soda, eben dergleichen, aber etwas blaſſer.

Alle dieſe Farben haben keine ſonderliche Anmuth; doch ſind No. 243, 244 und 247 noch leidlich.

26. Verſuche mit Baumwolle, welche durch eine beizende Lauge, Galläpfel und Alaun auf eine andere Art vorbereitet worden iſt. Die Baumwolle ward mit der beizenden Lauge, den Galläpfeln und dem Alaune auf eben die Weiſe, wie bey der vorhergehenden Vorbereitung geſchehen war, behandelt, nur mit dem Unterſchiede, daß die Baumwolle, welche in Alaunwaſſer eingeweicht und getrocknet worden war, zuletzt nicht in bloßem Waſſer, ſondern aufs neue mit Alaun ¼ Stunde gekocht und in dem nach und nach erkalteten Alaunwaſſer 24 Stunden gelaſſen wurde. Die Farben welche die ſtark alaunte Baumwolle aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen erhält, ſind folgende:

251) Mit Galläpfeln, eine citronengelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche ſpielt.
252) Mit Galläpfeln und Alaun, eine ſehr geſättigte citronengelbe Farbe.
253) Mit Weinſtein-Cremor, eine Farbe, welche in das Citronengelbe fällt, aber doch mehr erdgelb iſt.
254) Mit Gyps, eine in das Pomeranzenartige fallende erdgelbe Farbe.
255) Mit Gyps und Alaun, ein ſehr geſättigte citronengelbe Farbe, welche ganz fein und etwas dunkler, als die natürliche Citronenfarbe ausfällt.
256) Mit blauem Vitriol, eine gelblichbraune Farbe;
257) Mit blauem Vitriol und Gyps, faſt eben dergleichen, nur etwas blaſſer.

27. Verſuche mit Baumwolle, welche durch eine beizende Lauge, Galläpfel, Alaun, und ein durch die

die Kunſt verfertigtes ſelenitiſches Waſſer vorbereitet worden iſt. Die erſten drey Vorbereitungen, mit der mehrmals erwähnten beizenden Lauge, den Galläpfeln und dem Alaune, geſchahen nach der in der 25. und 26. Reihe angezeigten Behandlung; alsdann ward die getrocknete Baumwolle mit dem, in der 12ten Reihe gedachten ſelenitiſchen Waſſer gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Bade nach 48 Stunden gelaſſen. Die mit dieſem Waſſer durchzogene Baumwolle erhielt aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

258) Mit Alaun, eine ſehr geſättigte citronengelbe Farbe, welche kaum merklich in das Grünliche fällt, und nicht unangenehm iſt.

259) Mit Gyps, eine bräunliche erdgelbe Farbe.

260) Mit Galläpfeln, eine noch geſättigtere citronengelbe Farbe, wie No. 258, und ein wenig dunkler.

261) Mit Alaun und Galläpfeln, eben wie No. 258, aber ein wenig blaſſer.

262) Mit Gyps und Galläpfeln, eine ſehr geſättigte erdgelbe Farbe, welche matt, aber doch nicht unangenehm ausfällt.

263) Mit blauem Vitriol und Galläpfeln, eine gelblichbraune Farbe.

28. Verſuche mit Baumwolle, welche durch eine beizende Lauge, Alaun, wie auch Galläpfel und blauen Vitriol vorbereitet worden iſt. Es ward Baumwolle in der oft erwähnten ſcharfen Lauge gekocht, eingeweicht und getrocknet, alsdann in warmem Alaunwaſſer eingeweicht und getrocknet, endlich mit einem aus blauem Vitriol und Galläpfeln bereiteten Decocte behandelt. Zu dieſem Decocte wurden blauer Vitriol und Galläpfel, von jedem $\frac{1}{2}$ Loth, in ein Pfund Waſſer $\frac{1}{2}$ Stunde lang gekocht, alsdann die alaunte Baum=

Baumwolle hinein gelegt, einige Minuten darin gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Decocte noch 48 Stunden gelaſſen. Dieſe alſo zubereitete Baumwolle erhielt aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

264) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine gelbbraune Farbe.

265) Mit Alaun, eine geſättigte citronengelbe.

266) Mit Gyps, eine matte erdgelbe, etwas ins Grünliche fallende.

267) Mit Gyps und Alaun, eine noch geſättigtere citronengelbe, als No. 265.

268) Mit Alaun und Soda, eine bräunliche erdgelbe Farbe.

Aus allen dieſen, von No. 2 bis 268 angeführten Verſuchen, welche mit der Gelbwurzel angeſtellt worden ſind, erhellet, daß dieſe Wurzel die Körper gelb färbet, und denſelben oft eine ſehr ſchöne Farbe mittheilt. Allein, ſie giebt keine beſtändige Farbe, und man glaubt, durch Erfahrung überzeugt zu ſeyn, daß aus derſelben niemals eine beſtändige Farbe erhalten werden könne, bloß darum, weil es mit Alaun und Weinſtein nicht angeht. Die oben angeführten Verſuche aber laſſen vermuthen, daß, da die Gelbwurz eine andere Miſchung, als viele andere gelbfärbende Subſtanzen, beſitzt, deswegen andere Zuſätze, als die gewöhnlichen ſind, gebraucht werden müſſen, wenn man aus ihr Farben erhalten will, welche eine mehrere Feſtigkeit, als bisher bemerkt worden iſt, zeigen.

Es kömmt zu Feſtſetzung der Farben nicht allezeit auf eigentlich ſo genannte zuſammenziehende Mittel, ſondern darauf, an, daß die Körper, welche gefärbet werden ſollen, hinlänglich geöffnet, und dahin gebracht werden, daß die färbenden Theile genugſam in die Canäle und Zwiſchenräume eindringen, und ſich wegen der ähnlich gemachten Beſchaffenheit der Theile unter einander vereinigen können. So erhalten z. B. die färbenden Theile der Gelbwurz durch Kochſalz, und vorzüglich durch Salmiak und Kupfervitriol, eine weit mehrere Feſtigkeit, als durch irgend eine andere Subſtanz. Die durch Salmiak bereitete Farbe No. 82, iſt ziemlich dauerhaft; ſie hat 14 Tage an der Luft geſtanden, ehe ſie etwas verlor; und nach 4 Wochen

chen iſt ſie zwar etwas verändert geworden, doch ſo, daß ſie noch immer das Anſehen einer guten Farbe gehabt, und, gegen die unveränderte gehalten, keinen ſo großen Abfall gezeigt hat. Am beſten unter allen hat ſich die vermittelſt des blauen Vitriols erhaltene grünlichgelbe oder zeiſiggrüne Farbe No. 33 verhalten, als welche nach 4 Wochen faſt gar nichts von ihrem Anſehen verloren hat. Es iſt ſolches zwar keine gelbe Farbe; indeſſen kann doch dieſelbe zur Bereitung beſonderer grünen und ſchönen dauerhaften Farben angewendet werden. Obgleich der Salmiak bey den aus der Gelbwurz zu erhaltenden Farben vorzüglich nützlich iſt, ſo iſt er deswegen doch nicht bey andern gelbfärbenden Körpern mit eben dem Erfolge zu gebrauchen, vielmehr iſt derſelbe bey einigen mehr ſchädlich, als nützlich, wie ich z. B. bey der Scharte zeigen werde.

Wenn beſtimmt werden ſoll, ob die allermeiſten Farben, welche aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen von No. 2 bis 190, erhalten werden, für untauglich zu halten ſeyn, weil ſie größtentheils der Sonne, der Luft und dem Wetter nicht genugſam oder wohl ganz und gar nicht widerſtehen: ſo iſt nicht zu läugnen, daß dieſelben aus dieſem Grunde nicht empfohlen werden können. Da aber doch viele von denſelben der Luft und Sonne eine Zeitlang widerſtehen: ſo iſt auch nicht zu läugnen, daß von ihnen, wenigſtens bey ſolchen Waaren, deren Nutzung ſo beſchaffen iſt, daß man ſie ſelten oder wohl gar nicht der freyen Luft und Sonne ausſetzt, ein Gebrauch gemacht werden kann. Dieſe wird man demnach als unächte Farben anzuſehen, und alſo den Gebrauch danach einzurichten haben. Einige derſelben ſind beynahe unter die ächten zu zählen, wie z. B. faſt alle die mit blauem Vitriol erhaltenen zeiſiggrünen Farben, vornämlich No. 33, 44, 88; wie auch einige gelbe Farben, z. B. No. 27, 28, 38, hauptſächlich aber die etwas dunkle citronengelbe, No. 40. Es können dieſelben allerdings bey Wolle und Tuch angewendet werden, woraus man Sachen, welche oft an die freye Luft und Sonne kommen, verfertigt.

Was die aus Gelbwurz bereiteten Farben betrift, welche auf Baumwolle und die daraus verfertigten Zeug kommen, und wovon von No. 191 bis No. 268 verſchiedene Arten Verſuche angeführt worden ſind: ſo iſt zwar keine davon beſonders zu empfehlen, indem die allermeiſten, wenn man ſie mit Seife

 kochet

kochet, verloren gehen; doch ſind diejenigen, wo die Baumwolle durch Galläpfel und blauen Vitriol vorbereitet worden iſt, am erſten für ſolche zu halten, welche einige Feſtigkeit zeigen. Inſonderheit ſind die gelbbraunen Farben No. 263, 264, wie auch die erdgelbe Farbe, No. 266, als ſolche anzuſehen, welche eine ziemliche Feſtigkeit beſitzen. Sie verändern ſich zwar wenn man ſie mit Seife kochet; es verliert ſich aber doch die Farbe nicht.

Da die Chemie lehrt, daß, wenn zween oder mehr Körper mit einander vermiſcht werden, und alsdann eine genaue Vereinigung eingehen, neue Miſchungen, und folglich auch neue Eigenſchaften und Wirkungen entſtehen: ſo hat gedachter Hr. Bergrath, D. Pörner auch verſchiedene Vermiſchungen der Gelbwurz, ſo wohl mit einigen andern gelbfärbenden Materien, als: Scharte und Kamillen, als auch mit Galläpfeln und Ellern-Rinde vorgenommen, um zu erfahren, ob dadurch theils beſondere Arten und Abfälle von Farben, theils aber auch einige Vortheile in Anſehung der Befeſtigung derſelben erhalten werden können.

1. Vermiſchung der Gelbwurz und Scharte. Die hierüber angeſtellten Verſuche mit Tuch, No. 1—35. findet man in Hrn. Pörners chym. Verſuchen und Bemerk. zum Nutzen der Färbekunſt, 1. Th. Lpz. 1772, gr. 8. S. 429—442. Mit Kattun, No. 36—47, S. 442—446.

2. Vermiſchung der Gelbwurz und Kamillen. Verſuche mit Tuch, No. 48—67, S. 447—452; mit Kattun, No. 68—78, S. 452—455.

3. Vermiſchung der Gelbwurz, Scharte und Kamillen. Verſuche mit Tuch, No. 68—106, S. 455—465; mit Kattun, No. 107—116, S. 465—468.

Die

Die mit Pottaſche, Alaun und blauem Vitriol unternommene Vorbereitung des Kattunes, ſchickt ſich zu der Zuſammenſetzung dieſer drey färbenden Körper, und iſt weit nützlicher, als bey der Vermiſchung mit Gelbholz und Scharte⸗ wie auch mit Gelbholz und Kamillen, bemerkt worden.

4. Vermiſchung der Gelbwurz und der Galläpfel. Verſuche mit Tuch, No. 117—136, S. 470—481; mit Kattun, No. 137—147, S. 481—484.

Aus den hier erzählten Verſuchen erhellet, daß die gelbe Farbe der Curcume durch die Galläpfel keine Feſtigkeit erhält, und daß es zur Feſtſetzung der mit Curcume erhaltenen gelben Farben nicht auf den Zuſatz oder die Beymiſchung zuſammenziehender Körper ankömmt, wofern nicht andere Subſtanzen zugleich gebraucht werden, welche ſich ſowohl mit den färbenden Theilen der Curcume, als mit den Galläpfeln, genau vereinigen, und auf dieſe Weiſe einige Feſtigkeit erhalten können.

5. Vermiſchung der Gelbwurz und Ellern-Rinde. Verſuche mit Tuch, No. 148—159, S. 485—488; mit Kattun, No. 160—163, S. 488, f.

Die hier angeführten Verſuche zeigen, daß aus der Vermiſchung der Gelbwurz mit Ellernrinde nichts zu hoffen iſt, und daß die in der letztern befindliche harzähnliche und gelinde zuſammenziehende Subſtanz nicht vermögend iſt, die färbenden Theile der Gelbwurz zu befeſtigen.

Gelben, gelb machen; ein nur im gem. Leben einiger Gegenden übliches Wort, wofür einige auch gilben ſagen. Der Saffran gelbt oder gilbt ſtark; Fr. jaunir, teindre en jaune.

Gelbing, auf den Schiffen der Raum, oberhalb dem Rohre oder Ruder vom Hackbalken an, bis an das Schnitzwerk. Es iſt dieſer Theil, von dem Hinterſteven an gerechnet, ungefähr 4 Fuß hoch, und über den untern Theil, welcher der Spiegel heißt, etwas heraus gekragt.

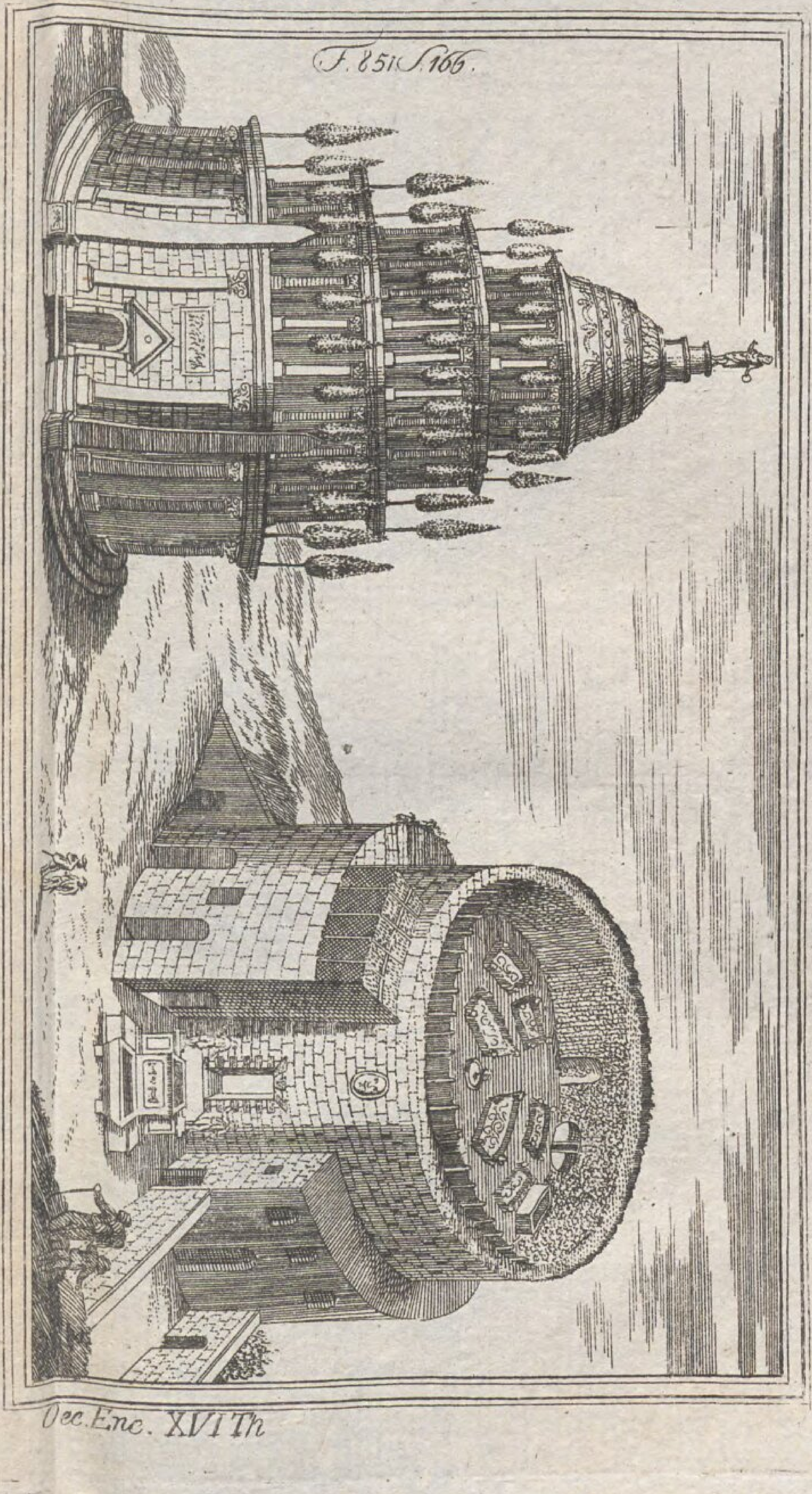
Gelblich, ein wenig gelb, dem Gelben ähnlich; im gem. Leben gelbig, gilblich, Nieders. gellich, geſich, göſig; L. Subflavus, Fr. Jaunâtre. Gelblichbraun, eine braune Farbe, welche ein wenig in das Gelbe fällt. So auch gelblichroth, gelblichgrün, u. ſ. f.

Gelbling, ſiehe Emmerling.

Ende des ſechszehnten Theiles.

F. 849. S. 142.
F. 848.
S. 117.
B
A

F. 150. S. 156.
A
B
E
F
H



Oec. Enc. XVI Th.

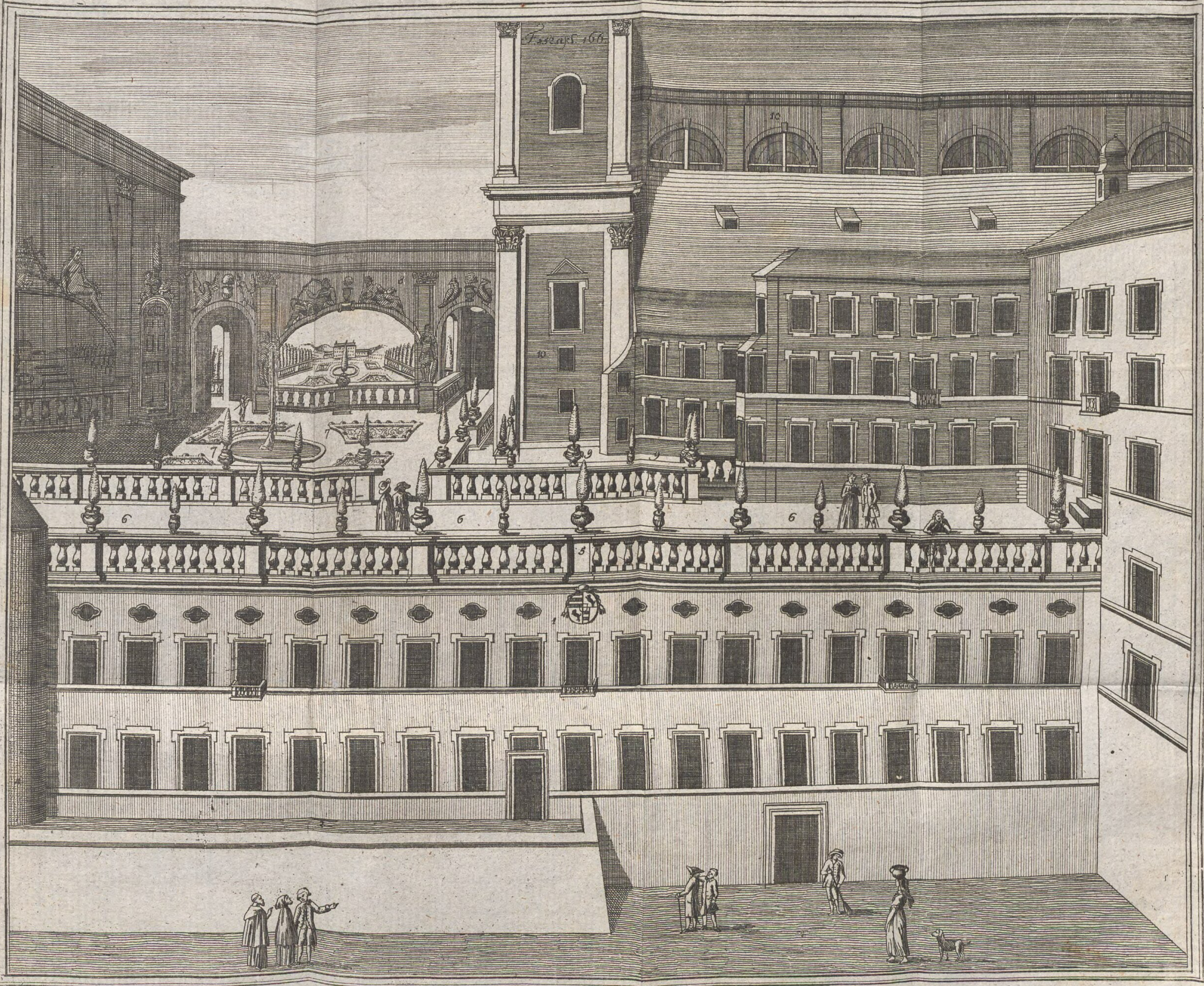
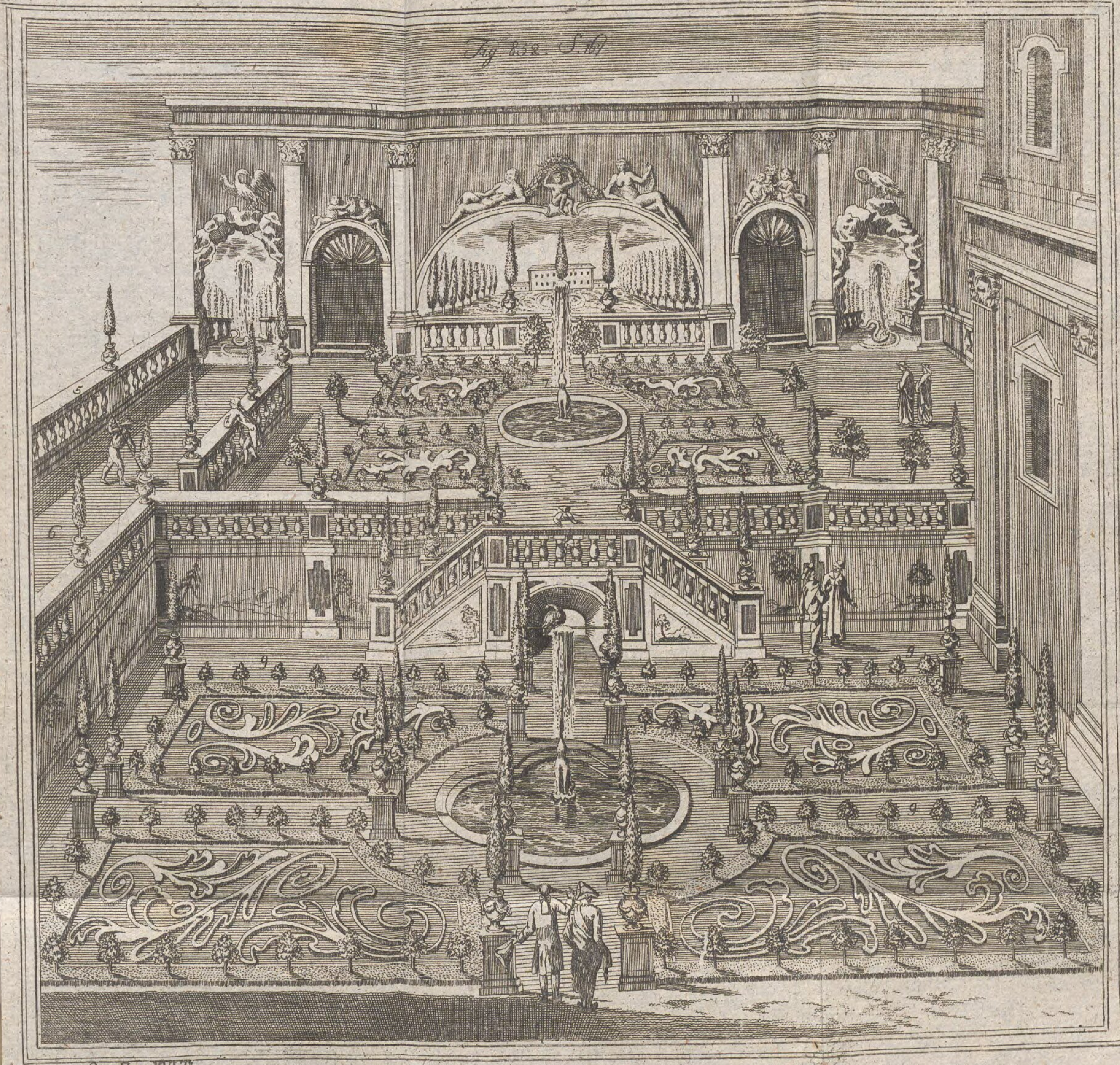


Fig. 166.

Fig. 832. S. 47

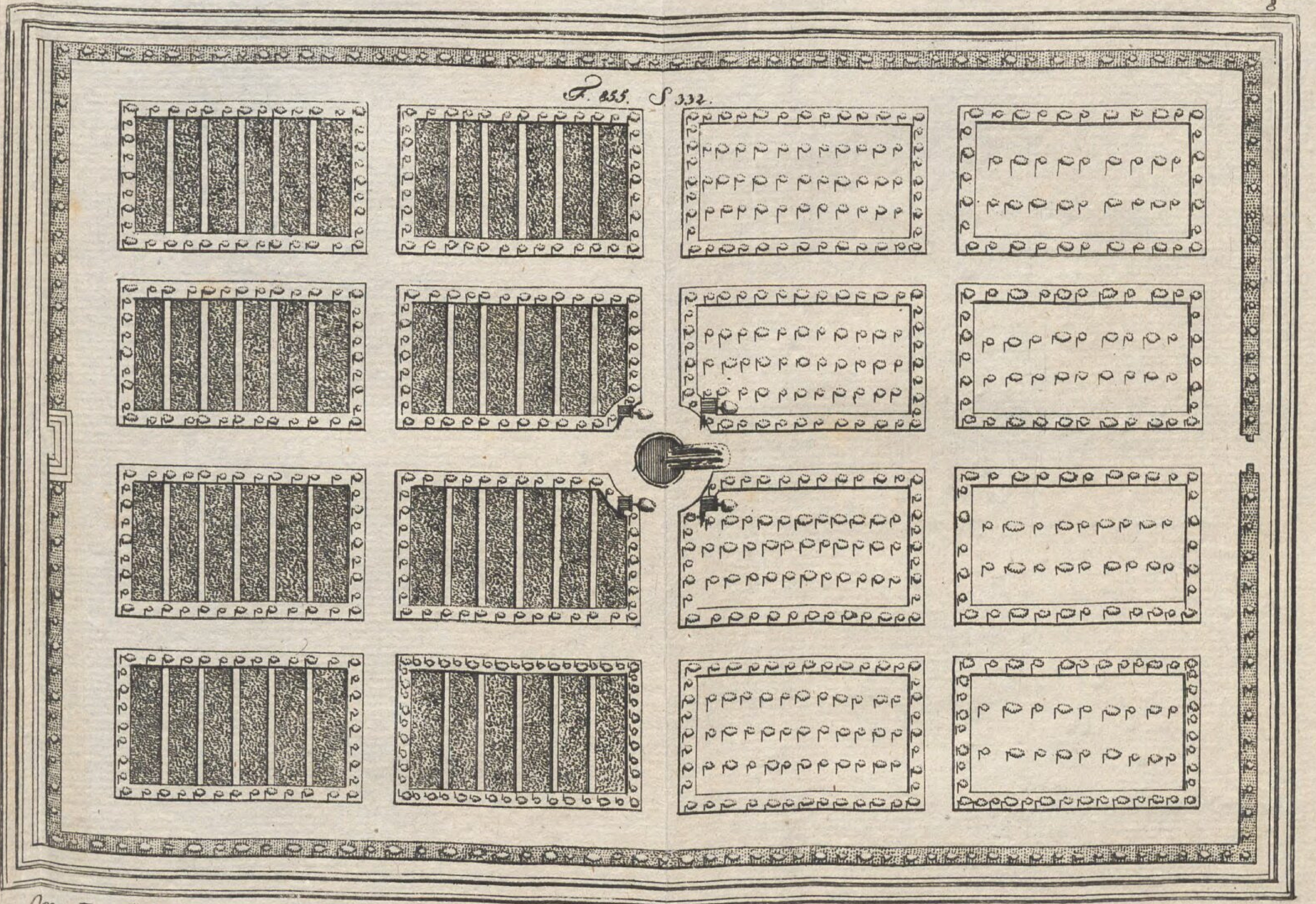


Oec Enc XVI Th

Oec. Enc. XVI. T.

F. 454. S. 163.
Lerchen Heide
Pavillon
Orangerie
Weinberg
Pavillon
Lerchen Heide
Weinberg
Bilder Gallerie
Der
Weinberg
Baſsin

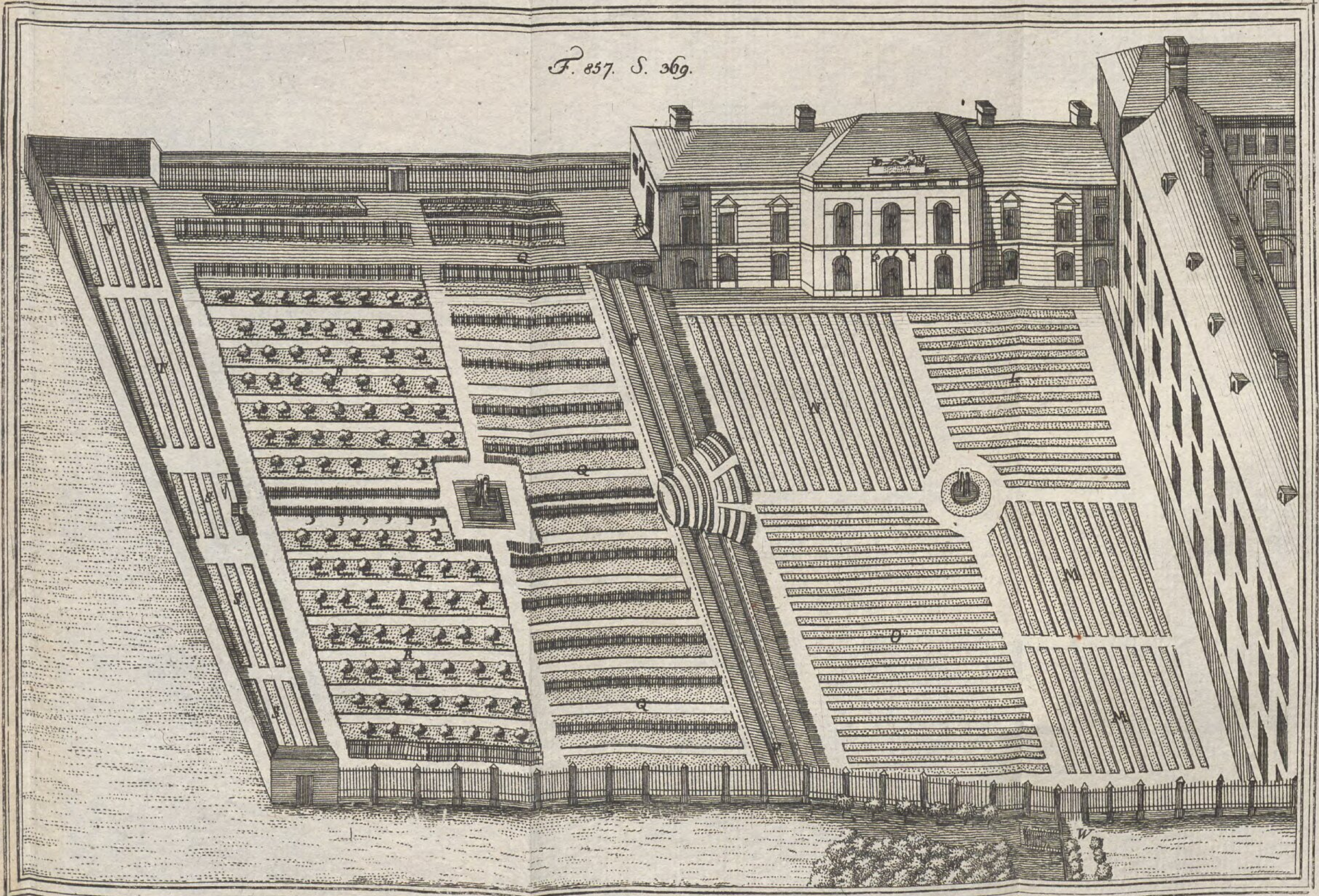
Oec. Enc. XVI. T.



Oec. Enc. XVI. T.

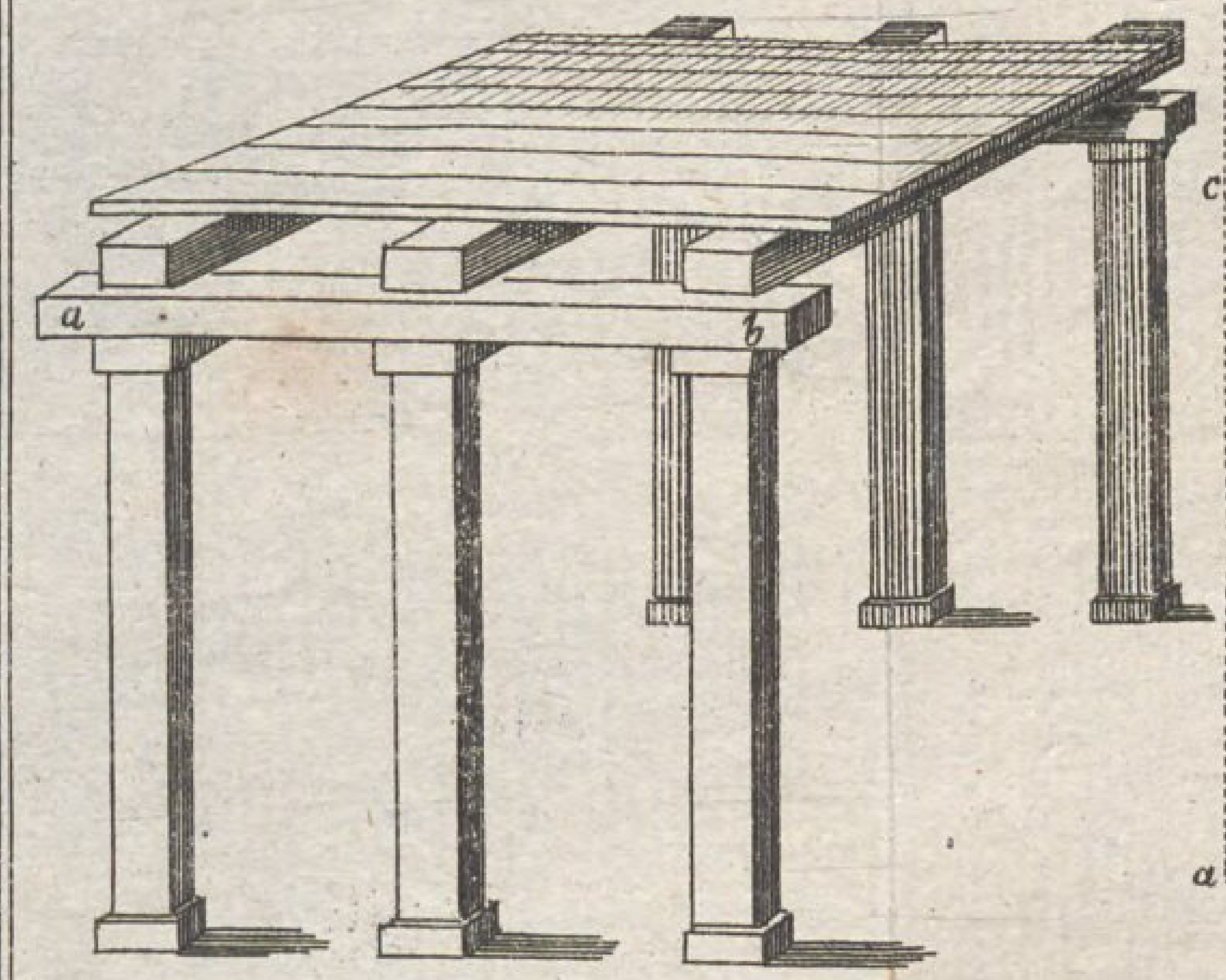
Oec. Enc. XVI. T.

F. 857. S. 369.

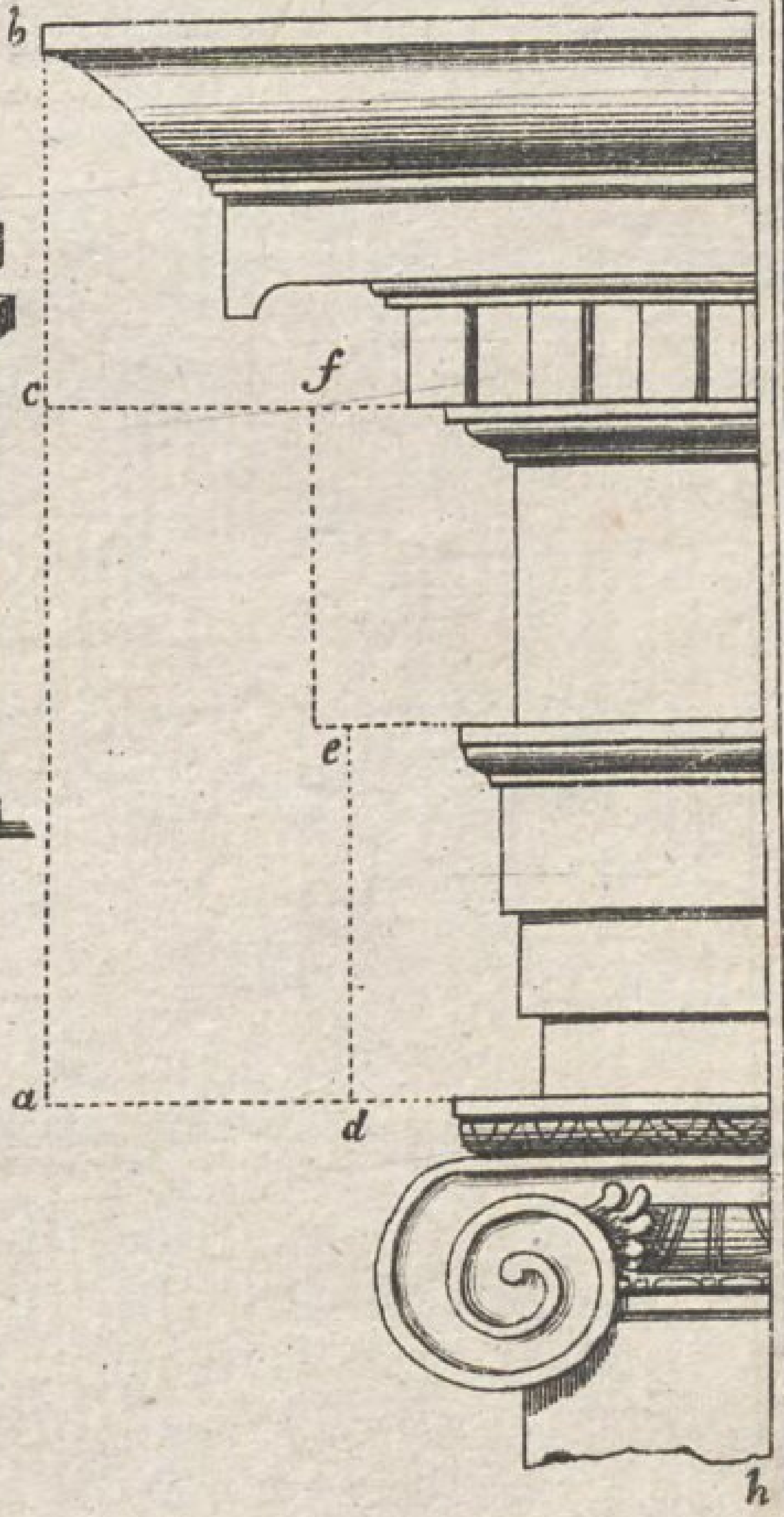


Oec. Enc. XVI. T.

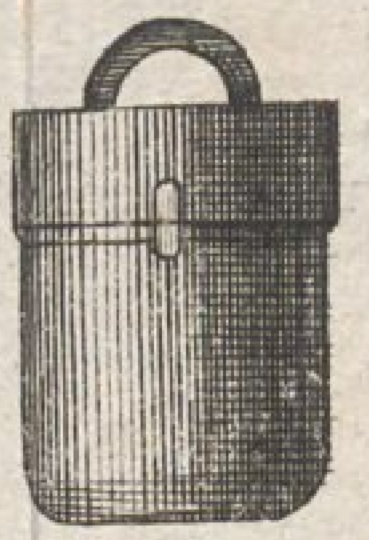
F. 858. S. 509.



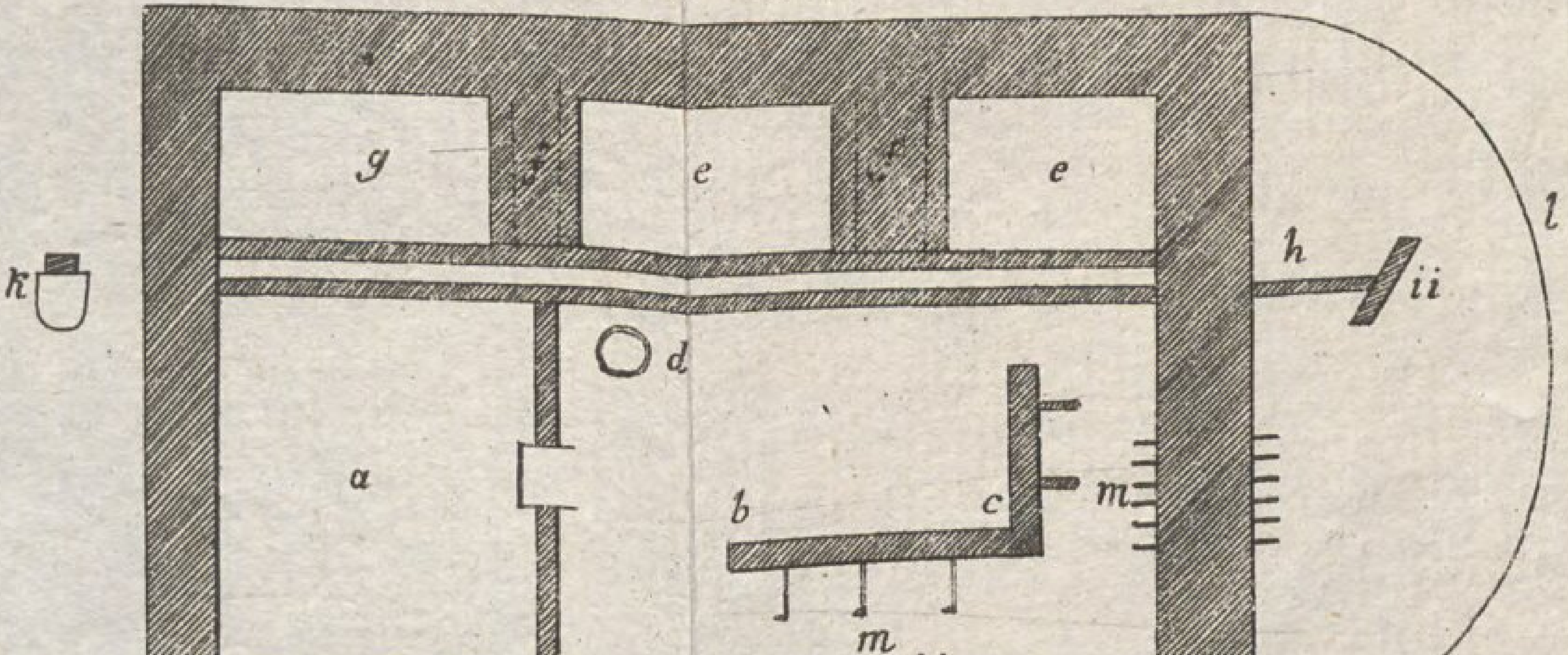
F. 859. S. 512.

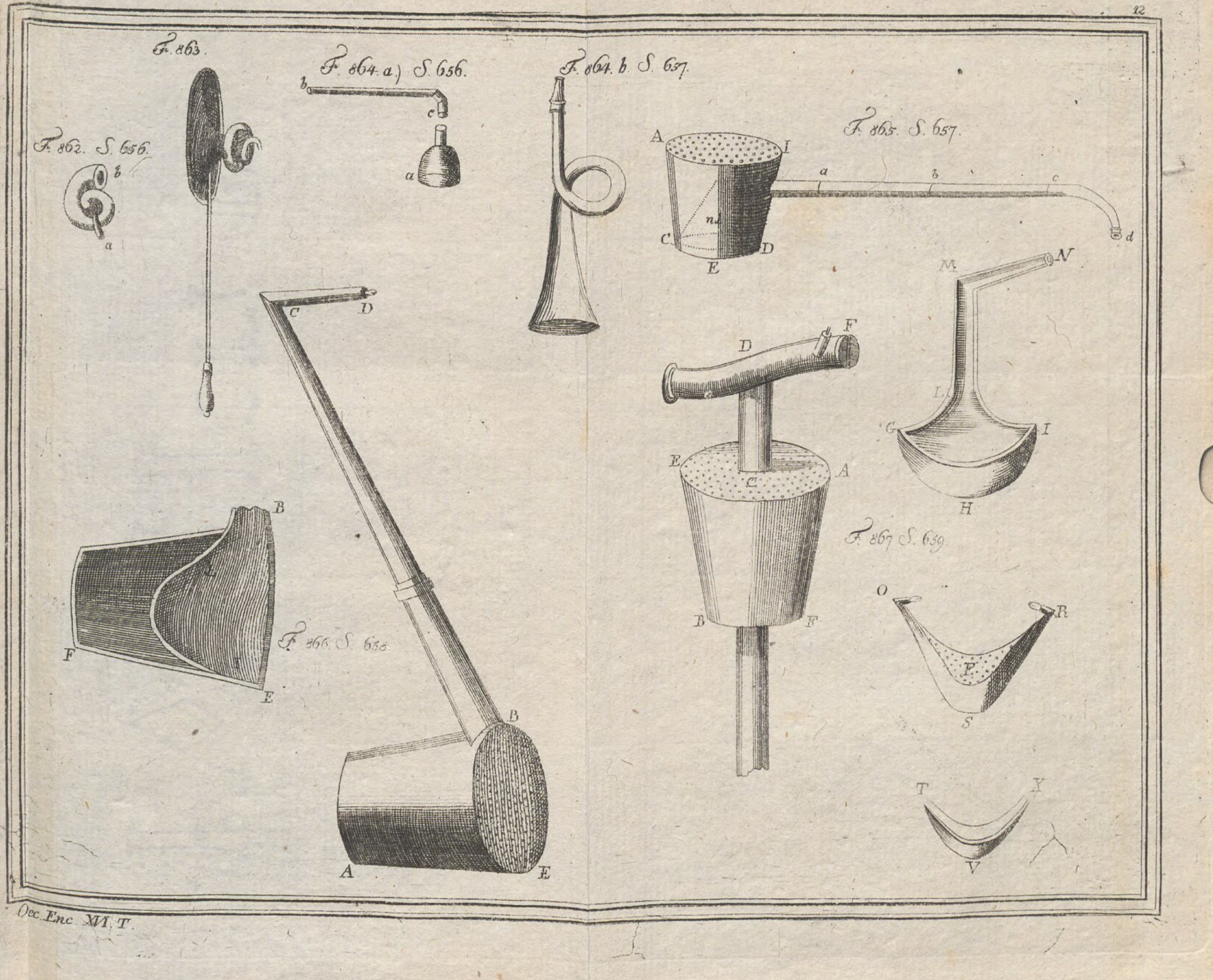


F. 861. S. 616.

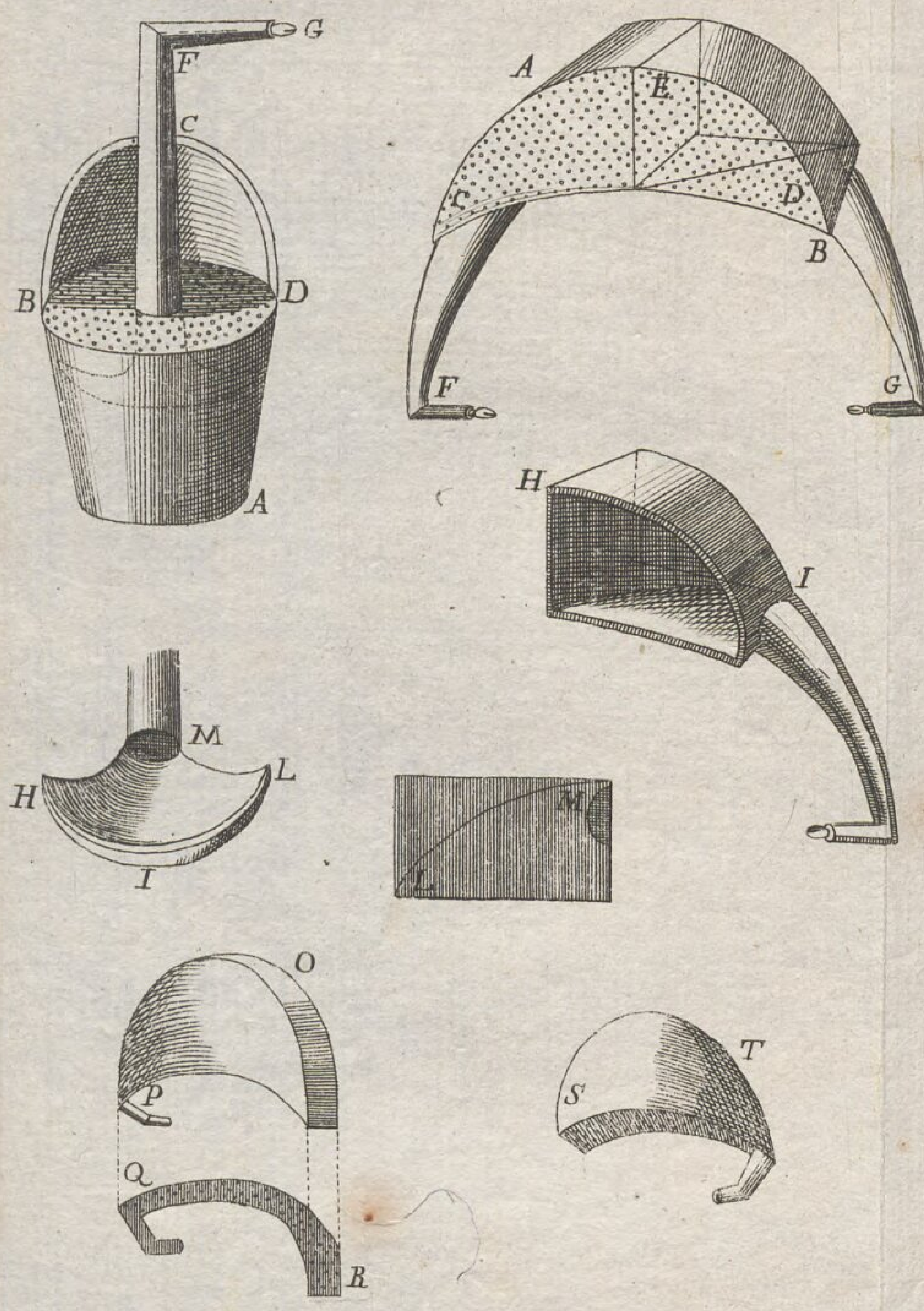


F. 860. S. 588.

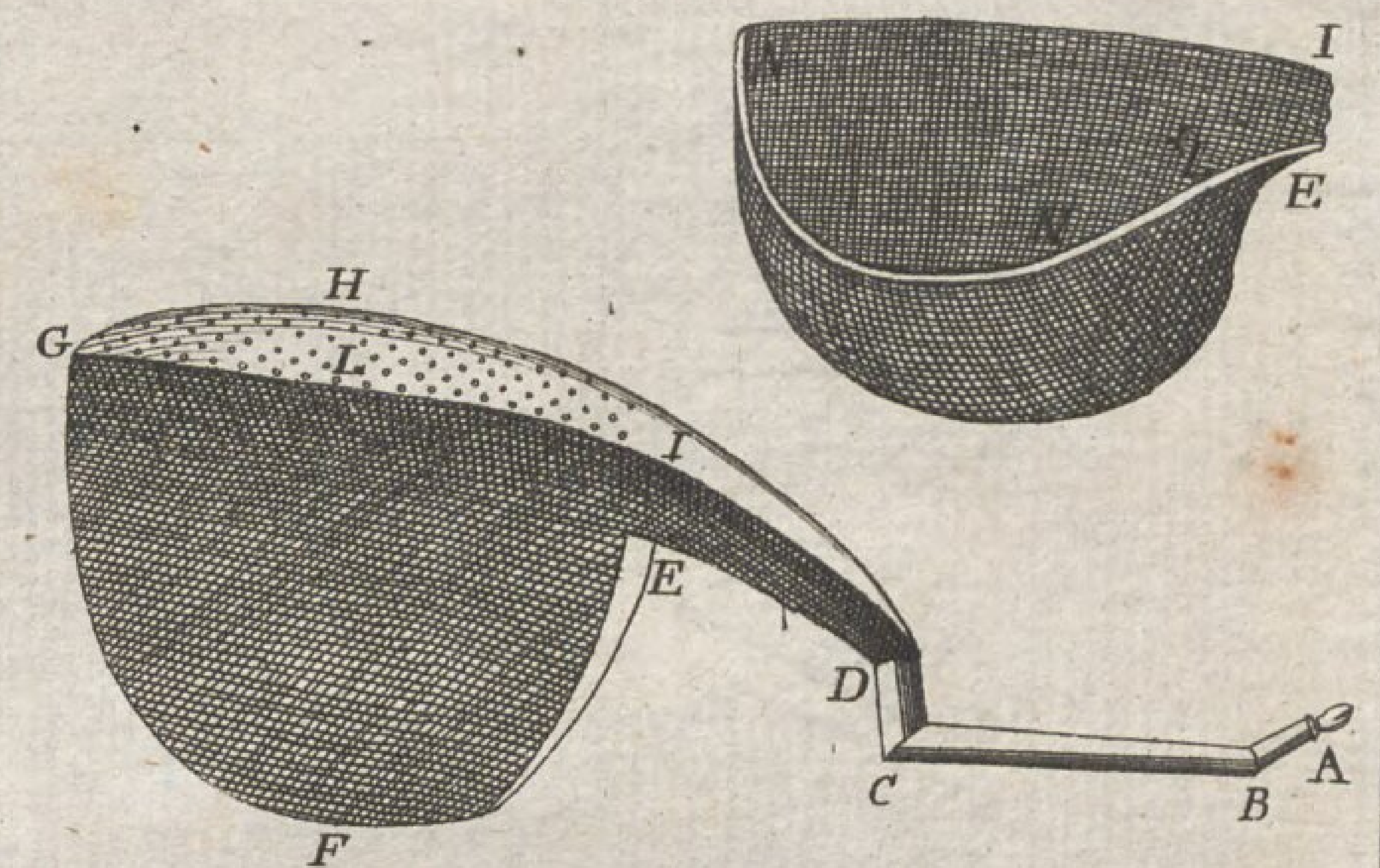



F. 863.
F. 864. a.) S. 656.
F. 864. b. S. 657.
F. 862. S. 656.
F. 865. S. 657.
F. 866. S. 658.
F. 867. S. 659.

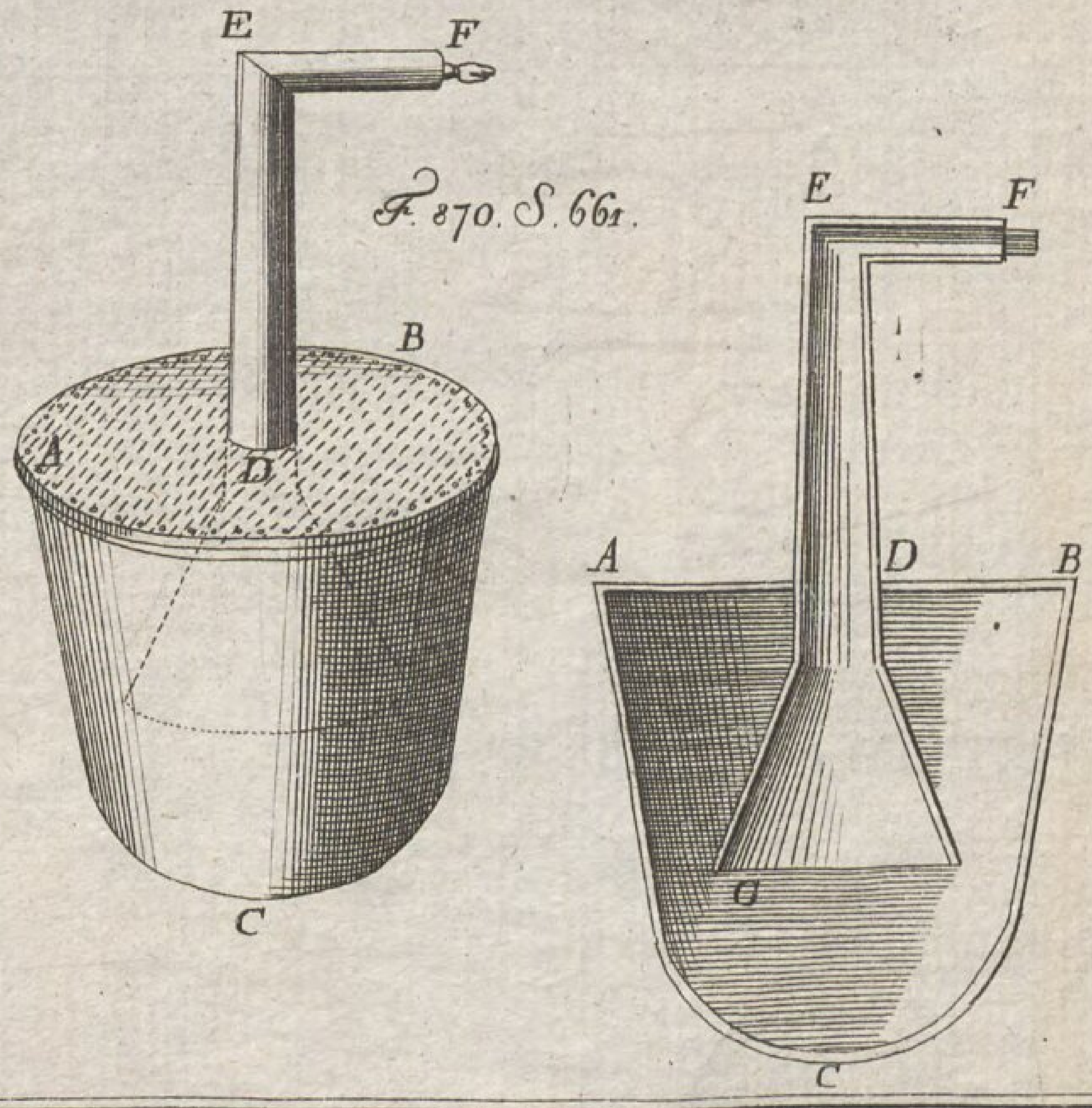
F. 868. S. 660.

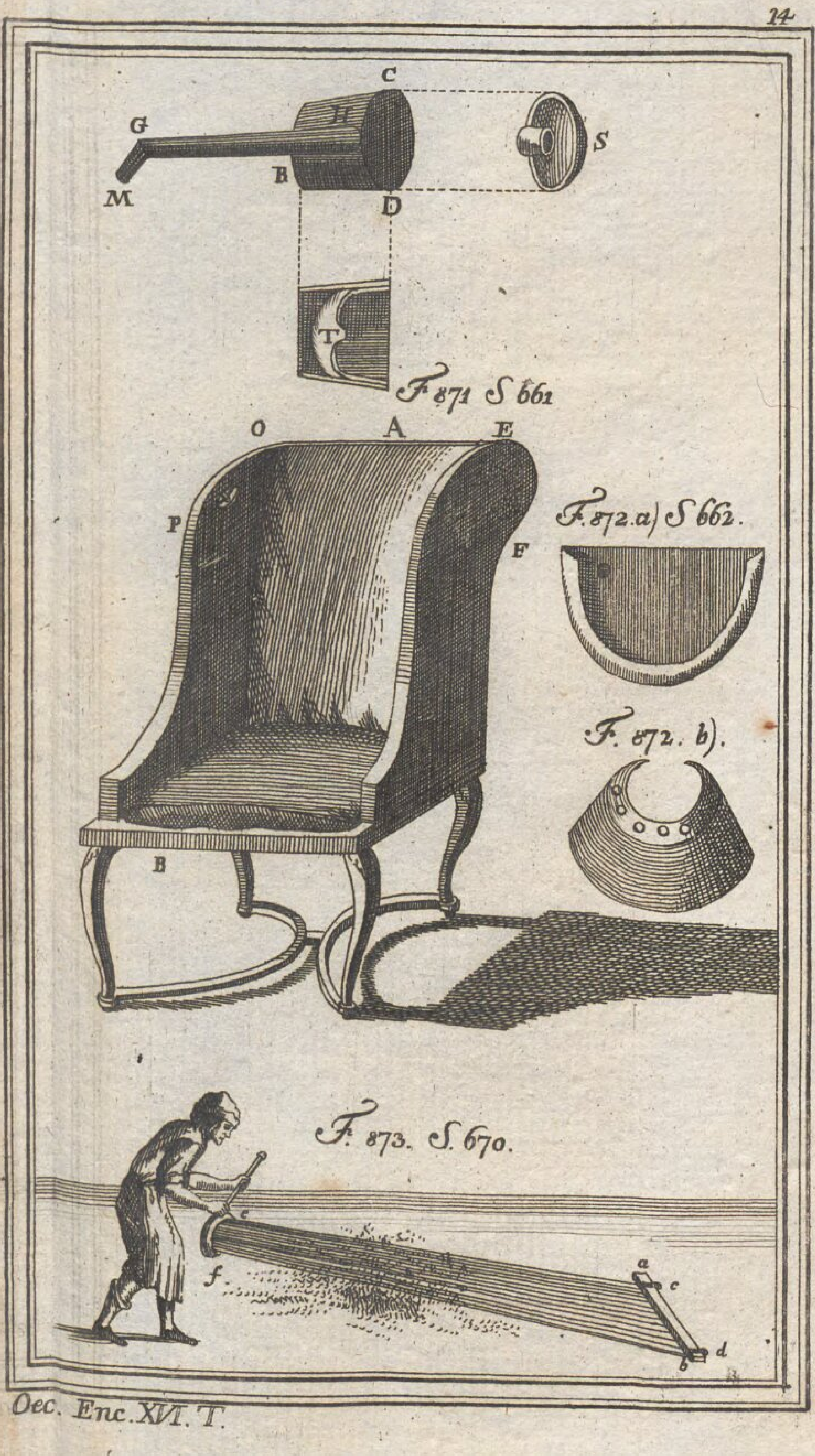


F. 869. S. 661.

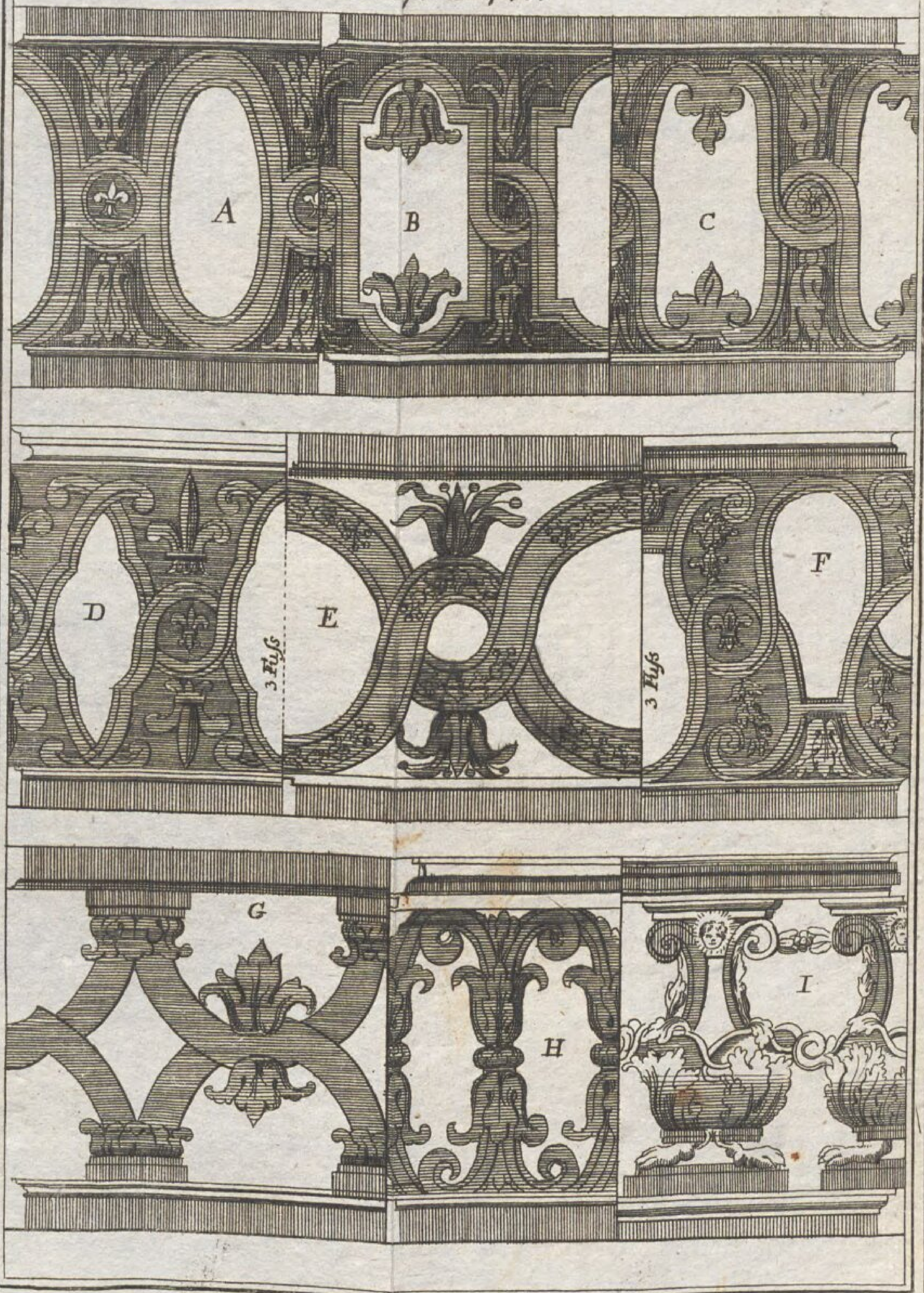


F. 870. S. 661.




C
G
H
S
B
M
D
T
F. 871 S. 661
O
A
E
P
F
F. 872. a) S. 662.
F. 872. b).
B
F. 873. S. 670.
e
f
a
c
d
b

F. 874. S. 722.



15. Q

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg,

Oeconomische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft in alphabetischer Ordnung

Bd.: 16

Brünn 1788

Oecon. 1033-16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296848-8
VD18 90040163